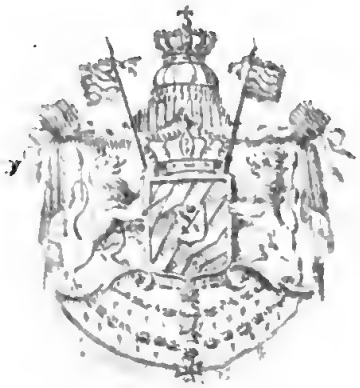
Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht ...

Friedrich Nösselt

Hun.
199m -3
Nocsodt



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36624524950019

<36624524950019

E Bayer. Staatsbibliothek

ZWINGLI'S ABSCHIED
VON FRAU UND KINDERN.

form. Kunst-Verlag W. Creutzbauer in Carlsruhe

Digitized by Google

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und

[illegible]

von

Friedrich Rösselt.

[illegible] Theil.

Fünfte, verbesserte und [illegible] Auflage

[illegible]

[illegible]

[illegible] von [illegible] und [illegible]

1 8 [illegible] 4.

Digitized by Google

VON FRAU UND KINDERN.

Kunst Verlag W. Creutzbauer in Carlsruhe

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

für

Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Von

Friedrich Nösselt.

Dritter Theil.

Fünfte, verbesserte und stark vermehrte Auflage.

Mit 1 Kupfer.

Breslau,

im Verlage von Josef Max und Komp.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Neue Geschichte. 1517 — 1789.

Erste Periode.

Von der Reformation bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. 1517 — 1618.

		Seite
82.	Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546	1
83.	Karl V. 1519 — 1556	18
84.	Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer. — Die Wiedertäufer	27
85.	Fortgang der Reformation. — Luther's Tod 1546	33
86.	Der schmalkaldische Krieg, 1547. — Moritz von Sachsen	39
87.	Karls V. letzte Jahre	49
88.	Lukas Cranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein	51
89.	Zwingli und Calvin. — Die Bartholomäusnacht, 1572	69
90.	Heinrich VIII. und seine sechs Frauen	83
91.	Johanna Gray. — Maria von England	91
92.	Elisabeth (1558 — 1603) und Maria Stuart. — Jakob I.	98
93.	Heinrich IV., 1589 — 1610	135
94.	Der Kaiser Ferdinand I. 1556 — 1564. — Maximilian II. 1564 — 1576. — Rudolph II. 1576 — 1611	138
95.	Philipp II. von Spanien und die Niederländer	144
96.	Gustav Wasa, 1520	163

Zweite Periode.

Von dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges bis zu Ludwig XIV. Tod, 1618 — 1715.

Seite

97. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege 1618 — 1648 . . . 172
    1. Vorfälle in Prag.
    2. Der unglückliche Kurfürst von der Pfalz Friedrich V.
    3. Mansfeld.
    4. Tilly und Wallenstein.
    5. Wallensteins Abdankung.
    6. Gustav Adolph, König von Schweden.
    7. Die Zerstörung Magdeburgs, 10. Mai 1631.
    8. Die Schlacht bei Leipzig, 7. Sept. 1631.
    9 Wallenstein tritt wieder auf.
    10. Die Schlacht bei Lützen, 6. Nov. 1632.
    11. Wallensteins Tod, 25. Febr. 1634.
    12. Der westphälische Friede, 1634.
98. Sitten jener Zeit 225
99. Karl I. und Cromwell 230
100. Ludwig XIV. 1643 — 1715 237
101. Der spanische Erbfolgekrieg 1701 — 1714. — Marlborough und Eugen 247
102. Leopold I., 1657 — 1705, — Joseph I., 1705 — 1711. — Karl VI. 1711 — 1740 257
103. Peters des Großen Jugendjahre und erste Regierungszeit . . . 259
104. Karl XII., König von Schweden, 1697 — 1718 269
105. Peters des Großen letzte Regierungsjahre 285

Dritte Periode.

Von dem Tode Ludwigs XIV. bis zu Anfange der französischen Revolution, 1715 — 1789.

106. Friedrich der Große und seine Vorfahren 291

Seite

107. Scenen aus dem ſiebenjährigen Kriege 309
108. Friedrichs des Großen fernere Regierung und Tod 334
109. Entſtehung des nordamerikaniſchen Freiſtaats 242
110. Katharina II. — Maria Thereſia. — Joſeph II. 349

Neueſte Geſchichte.

Erſte Periode.

Von dem Anfange der franzöſiſchen Revolution bis zur Erhebung Bonaparte's zum Conſul, 1789 — 1799.

111. Ausbruch der franzöſiſchen Revolution 361
112. Gefangennehmung des Königs, am 10. Auguſt 1792 378
113. Schreckenszeit in Frankreich 383
114. Fortgang der Revolution 406
115. Krieg der zweiten Coalition. — Bonaparte in Aegypten und Syrien. 416

Zweite Periode.

Von der Erhebung Bonaparte's zum Conſul, bis zum Wiedererwachen Europa's 1799 — 1813.

116. Bonaparte als Conſul. Friedensſchlüſſe von Luneville und Amiens 423
117. Neue Schritte Bonaparte's zur unumſchränkten Herrſchaft. . . 428
118. Krieg Oeſtreichs und Rußlands gegen Frankreich 1805. Rheinbund 1806 431
119. Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich 1806. Eroberung Portugals 1807 und Spaniens 1808 433
120. Krieg Oeſtreichs gegen Frankreich 1809. — Fernere Schritte Napoleons zur Alleinherrſchaft 437
121 Krieg Rußlands gegen Frankreich 1812 443

Dritte Periode.

Von dem Wiedererwachen Europa's bis auf die 2te französische Revolution, 1813 — 1830.

Seite

122. Krieg der Verbündeten gegen Frankreich 1813 und 1814 . . . 448
123. Wiener Congreß. — Wiedererscheinen Napoleons 1815. — Murats Unternehmung gegen Oestreich 454
124. Bezwingung Napoleons durch die Schlacht bei Belle Alliance. — Murats Ende 456
125. Begebenheiten der Jahre 1816 — 1830 460

Vierte Periode.

Von der zweiten französischen Revolution bis auf die neueste Zeit, 1830 — 1832.

126. Ereignisse in Frankreich 469
127. Revolution in Belgien 480
128. Revolution in Polen 485
129. Andere Begebenheiten der Jahre 1830 — 32 495

Erklärung des Titelblattes.

1. Friedrich der Große im Garten von Sanssouci. 318
2. Luther. 1
3. Napoleon. 400
4. Gustav Adolph. 191
5. Die heilige Hedwig. Theil II. 164

Neue Geschichte. 1517 — 1789.

Erste Periode.

Von der Reformation bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges. 1517 — 1618.

82. Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546 *).

In einem Dörfchen des thüringer Waldes, Möra mit Namen, zwischen Eisenach und Salzungen, lebten in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts ein braver, fleißiger Bergmann, Hans Luther, und sein treues Weib, Margarethe, geborne Lindemann. Da einmal Jahrmarkt in Eisleben, der Hauptstadt der Grafschaft Mansfeld, war, reisten die beiden Eheleute dahin ab, um sich dort etwas einzukaufen. Da wurde ihnen, am 10. November 1483, ein Knäblein geboren, welches sie gleich am folgenden Tage in dem noch existirenden Taufsteine der dortigen Kirche taufen ließen, und da es gerade der Martinstag war, so nannten sie es Martin. Bald darauf gingen sie wieder nach Möra zurück; aber sie blieben nicht lange da. Hans Luther wurde nach Mansfeld versetzt, um in den dortigen Gruben zu arbeiten, und da er ein sehr wackerer Mann war, so wurde er von allen Einwohnern geschätzt und gar in den Magistrat aufgenommen. Uebrigens war und blieb er ein sehr armer Mann, wandte aber Alles, was er erübrigen konnte, auf die Erziehung seines Söhnchens, das er sehr liebte. Er hielt es aber für den besten Beweis der väterlichen Liebe, das Kind zum Lernen anzu-

*) Siehe meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. II, S. 3 fg.

halten, und ließ ihm keinen Fehler durch. Wenn es böses Wetter war, so trug er den kleinen Martin selbst auf den Armen nach der Schule, stäupte ihn aber auch tüchtig, wenn er unartig war, und ebenso bekam Martin vom Schulmeister oft jämmerliche Schläge. Denn man hielt es damals für die erste Pflicht der Erziehung, die Kinder mit Strenge aufzuziehen, was diesen freilich nicht gefiel, so lange sie es dulden mußten, was sie aber in spätern Jahren mit vielem Danke erkannten; denn die verzärtelten Kinder sind immer die undankbarsten. Auch seine Mutter, eine tugendsame und gottesfürchtige Frau, hatte einen segensreichen Einfluß auf ihres Sohnes Erziehung. Von ihr erhielt er besonders den Sinn für stille, häusliche Frömmigkeit, und es ist der große Segen nicht zu berechnen, den fromme Mütter über die Gemüther ihrer Kinder verbreiten.

Im vierzehnten Jahre wurde er, da er durch seinen Fleiß gute Hoffnungen erweckte, auf eine höhere Schule, nach Magdeburg, geschickt. Da ging es ihm aber höchst kümmerlich, und nur durch Singen vor den Thüren mußte er sich sein Brot erwerben. Besser, hofften die Eltern, würde es ihm in Eisenach gehen, weil sie in der Nähe Verwandte hatten, und thaten ihn daher schon im folgenden Jahre dahin. Aber die Verwandten kümmerten sich nicht um den armen Schüler; er mußte auch hier, wie die Schüler damals pflegten, singend von Hause zu Hause gehen, und wurde noch dazu vor mancher Thüre mit kränkenden Worten abgewiesen. Einmal stand er auch vor einem Hause, und sang und betete recht andächtig. Es war gerade Winter, ein recht stürmischer Morgen, und der arme Junge war ganz vor Kälte erstarrt. Da sah ihn die Frau des Hauses; Frau Cotta hieß sie. „Du lieber Gott! Der arme Knabe!" dachte sie, „ist so erstarrt, und muß doch singen! Ist vielleicht noch nüchtern, und betet so andächtig!" — Geschwind rief sie ihn herein. Luther gestand, daß er noch nichts gegessen habe. Die gute Frau ließ ihm eine Suppe machen, und freute sich recht, wie es ihm so gut schmeckte. Dabei mußte er ihr erzählen, woher er sey, wer die Eltern seyen u. s. w., und das that er mit so offenem, ehrlichen Gesichte, daß die Frau ihn gleich lieb gewann. „Willst du künftig bei mir wohnen und essen, Kleiner?"

fragte Frau Cotta. „Wie?“ rief Luther, „das wolltet Ihr? Ach! von Herzen gern!“ — So zog er ein, und die brave Frau that so viel an ihm, daß ihr recht viel von dem, was Luther hernach gewirkt hat, zuzuschreiben ist. Also wieder eine segensreich wirkende Frau! — Nun wurde erst recht fleißig gelernt. Er übertraf auch bald alle übrige Schüler. Zugleich trieb er mit Vorliebe die Musik, die sein Gemüth wunderbar ergriff. Bald spielte er auf der Flöte, bald sang er zur Laute, ja er componirte selbst damals schon manches Lied.

Noch war er nicht 18 Jahre alt, als er schon auf die Universität nach Erfurt zog, um dort die Philosophie und die Rechte zu studiren. Beides sprach sein lebendiges Gemüth gar nicht an; aber sein Vater wollte es so, und er war ein zärtlicher, dankbarer Sohn. Unermüdet saß er den ganzen Tag, und oft bis in die Nacht hinein, über den Büchern, und versäumte dabei nie, zu Gott zu beten. „Fleißig gebetet,“ pflegte er zu sagen, „ist mehr als halb studirt.“ Aber zuletzt fiel er in eine schwere Krankheit. Darin besuchte ihn ein alter Geistlicher, und tröstete ihn mit den Worten: „Mein lieber Baccalaurer, seyd getrost, ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen.“ —

Einmal war er auf der Universitätsbibliothek, und fand da, ganz mit Staube bedeckt, eine lateinische Bibel. Himmel! wie erstaunte er, hier Alles so ganz anders zu finden, als er gedacht hatte! Denn dies Buch, welches jetzt in Jedermanns Händen, und für weniges Geld zu kaufen ist, war damals äußerst selten, sehr theuer, und in deutscher Uebersetzung fast gar nicht zu haben. Dazu suchten auch die höheren katholischen Geistlichen das Lesen des Buches möglichst zu verhindern, damit das Volk ja nicht erfahre, daß Vieles von dem, was sie lehrten, gar nicht von Jesus gelehrt sey. Nun saß Luther ganze Nächte über der Bibel, und immer mehr ging seiner Seele ein neues Licht auf. Dabei fühlte er sich so mächtig angezogen von dem, was er darin als wirkliche Jesuslehre fand, daß er mit Schaudern an den Willen seines Vaters dachte, ein Rechtsgelehrter zu werden, und dadurch die Hoffnung aufzugeben, sich so ganz Gott und dem Heilande

zu weihen. So geängstigt von widersprechenden Gefühlen und Entschlüssen, wurde er — er war bereits Magister der Philosophie geworden, und hielt schon selbst Vorlesungen — durch einen Vorfall tief erschüttert. Sein liebster Freund Alexius wurde in einer Nacht erstochen; von wem und warum, wird nicht erzählt, und bald darauf schlug ein heftiger Blitzstrahl, als er einst spatzieren ging, so dicht neben ihm in die Erde nieder, daß er lange ganz betäubt davon war *). Beides, der Verlust seines Freundes, und die wunderbare Errettung aus der Todesgefahr, wirkten so tief auf sein krankes Gemüth, daß er, die Welt zu verlassen, sich fest vornahm. Er wollte nun seine Seele ganz Gott und der Kirche weihen; denn er glaubte, so wolle es Gott. Noch einmal lud er seine liebsten Freunde zu sich ein, gab ihnen, ohne ein Wörtchen von seinem Plane fallen zu lassen, einen kleinen Abschiedsschmaus, ging noch in derselben Nacht nach dem Augustinerkloster in Erfurt, und ließ sich hier einkleiden. Seinem ehrlichen Vater schickte er seine weltlichen Kleider und seinen Magisterring mit einem zärtlichen Briefe, in welchem er ihm seine Gründe auseinandersetzte. Der alte Mann, der gehofft hatte, sein Martin sollte einmal ein gewandter Rechtsgelehrter werden, und dann ihn und die Mutter im Alter unterstützen, kümmerte sich darüber sehr, konnte aber endlich nicht umhin, den Gründen seines Sohnes Recht zu geben.

Im Kloster nun ging es dem armen Luther gar traurig. Während seines Probejahrs wurden ihm die allerdrückendsten Geschäfte aufgebürdet. Er mußte die allerniedrigsten Dienste verrichten: die Kirche ausfegen, die Thüren auf- und zuschließen, die Thurmuhr aufziehen, die Unreinigkeiten des Klosters austragen, ja sogar mit dem Bettelsacke auf dem Rücken in Erfurt umherlaufen, um Brot, Getreide, Eier, Fische, Fleisch und Geld zusammenzubetteln, und dies war ihm um so empfindlicher, da ihn in Erfurt Jedermann kannte, und nicht selten die Leute mit Fingern auf ihn zeigten. Aber Alles erträgt der Mensch leicht, wenn er die feste Ueberzeugung hat, daß Gott es so

*) Gewöhnlich wird erzählt, Alexius sey auf einem Spatziergange neben ihm vom Blitze erschlagen worden; allein die Erzählung, wie sie im Texte steht, ist die wahrscheinlichere.

haben wolle; und dieſe Gewißheit hatte der fromme Luther. Hatte er nur irgend Zeit, ſo ſaß er über der Bibel, um immer beſſer den Willen Gottes kennen zu lernen. Dabei mußte er oft hören, wie die Mönche ihm vorwarfen: man müſſe nicht mit Studiren, ſondern mit Einſammeln von Eiern, Butter, Brot u. ſ. w., dem Kloſter nützlich zu werden ſuchen. Sein Gemüth befand ſich in einer gar unglücklichen Stimmung. Er machte ſich wegen jedes weltlichen Gedankens die allerheftigſten Vorwürfe, und glaubte immer, den Vorſchriften Gottes kein Genüge zu leiſten, ſo ſtreng er auch die Kloſtergelübde beobachtete. Dabei kaſteite er ſeinen Körper ſo ab, daß er nur ganz wenig aß und trank, ja manchen Tag nichts als ein wenig Brot und einen magern Hering zu ſich nahm. Der arme Mann! Wie aber Gott denen, die ihn mit redlichem Herzen ſuchen, ſich nicht unbezeugt läßt, ſo ließ er ihn gutgeſinnte Leute finden, die ihm Troſt und Muth einſprachen, wenn er vor Angſt vergehen wollte. So lebte in demſelben Kloſter ein alter, ehrwürdiger Bruder, dem er manchmal ſeine Gewiſſensangſt beichtete. Der wies ihn aber hin vornehmlich auf das Hauptgrundſtück des Glaubens, wo es heißt: ich glaube eine Vergebung der Sünden. Dieſer Zuſpruch machte einen tiefen, wunderſamen Eindruck auf ſein gequältes Gemüth, einen Eindruck, den nichts wieder verwiſchen konnte. Ebenſo ſprach ihm der Vorgeſetzte ſeines Ordens, der ehrwürdige Johannes von Staupitz, Troſt ein. Dieſer Mann zeichnete den frommen Luther bald vor allen andern Mönchen aus, und ſuchte ihn aufzurichten. „Du willſt mit Gewalt ein Sünder ſeyn," ſagte er ihm einſt, „und haſt doch keine rechte Sünde. Soll Chriſtus dir helfen, ſo mußt du nicht mit ſolchem Humpelwerk und Puppenſünden umgehen, und aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen." Dergleichen Zuſpruch half wenigſtens auf einige Zeit; dann und wann hatte er aber doch wieder recht trübe Stunden. So ſchloß er ſich einmal mehrere Tage lang in ſeine Zelle ein, aß und trank nicht, und verſank ganz in tiefe Melancholie, ſo daß er nichts von dem merkte, was um ihn her vorging. Die Mönche dachten endlich, wie er gar nicht mehr zum Vorſcheine kam, es ſey ihm ein Unglück begegnet, ſchlugen die Thüre ein, und brachten ihn nur durch die Töne der Muſik wieder zur Beſinnung.

Im Jahre 1502 hatte der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, in seiner Residenz Wittenberg eine Universität gestiftet. Hierzu fehlte noch ein tüchtiger Lehrer der Philosophie, und er gab Staupitzen den Auftrag, ihm Jemanden dazu vorzuschlagen. Da fiel diesem gleich Luther ein. Aber als er dem schwermüthigen Mönche den Vorschlag machte, wollte dieser erst gar nicht daran. Er meinte, dazu sey er viel zu unwissend, und was der Schwierigkeiten mehr waren. Aber Staupitz ließ nicht nach, und so zog Luther 1508, im 25sten Jahre seines Alters, nach Wittenberg, und nahm seine Wohnung in einer Zelle eines Augustinerklosters, die noch jetzt neugierigen Reisenden gezeigt wird. Nun sollte er auch einmal predigen; aber dazu wollte sich der blöde Luther gar nicht bequemen. „Herr Doctor," sagte er zu Staupitz; „Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Aber Staupitz drang durch, und siehe da! gleich die erste Predigt machte gewaltiges Aufsehen. So hatte man noch Keinen von der Kanzel herab sprechen gehört. Er legte ihnen Wahrheiten aus, welche die guten Wittenberger bisher noch nie gehört hatten, weil sie die Bibel nicht kannten, und sprach mit einer Begeisterung, welche nur die innige Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was man spricht, geben kann. Nun ließ man ihm keine Ruhe, bis er die ihm angetragene Predigerstelle annahm, und welch ein Zudrang war nun jeden Sonntag zu seiner Kirche! Oft krachten von der Ueberfüllung die Chöre, daß man besorgt war, sie möchten zusammenstürzen.

Bald darauf, im Jahre 1510, wurde er in Angelegenheiten seines Ordens — denn auch als Professor war er immer Augustiner geblieben — nach Rom geschickt. Hier lernte er recht in der Nähe die Verdorbenheit der katholischen Geistlichen kennen, und er versicherte nachmals: „Nicht tausend Gold-Gülden wollte ich nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Besonders ärgerte er sich über den abscheulichen Leichtsinn, mit dem diese Leute den Gottesdienst verrichteten, den sie recht eigentlich wie einen Hofdienst betrachteten. „Kaum hatte ich eine Messe gelesen," erzählt er selbst, „so fehlte bei ihnen schon keine an dem Mandel. Ist's doch, als ob man um den Lohn bete!"

Kaum war er zurück von der Reise, so erhielt er die be-

sondere Auszeichnung, zum Doctor der Theologie ernannt zu werden. Der Kurfürst hatte ihn einmal predigen gehört und war so sehr durch ihn erbaut worden, daß er selbst die Kosten zu seiner Amtserhöhung hergab. Nun darüber wird sich doch Luther recht gefreut haben? — Gerade das Gegentheil! Er wollte durchaus nicht die hohe Ehre annehmen, und erklärte, er sei noch gar nicht der Mann, dem eine solche Auszeichnung gebühre; und das Alles nicht aus Ziererei, sondern aus reiner Bescheidenheit. Endlich mußte er doch nachgeben, und wurde von nun an in Wittenberg gemeinhin der Doctor genannt. Nun war erst des Studirens kein Ende; denn er wollte doch seiner Würde auch Ehre machen, und mit emsigem Fleiße suchte er das nachzuholen, was er in seiner Jugend nicht hatte lernen können. Wäre das so geblieben, so würde er zwar immer ein tüchtiger Professor und Prediger geworden seyn, aber nicht das Außerordentliche gewirkt haben, wozu ihn die göttliche Vorsehung bestimmt hatte.

Aber ein Vorfall gab seinem Geiste plötzlich eine ganz neue Richtung. Ein Dominicanermönch, Namens Johann Tezel, reiste damals in ganz Deutschland herum, um Ablaßzettel zu verkaufen, und kam damit bis Jüterbogk, 4 Meilen von Wittenberg. Die Päpste hatten nämlich schon seit langer Zeit gelehrt, jeder Mensch müsse eigentlich für seine Sünden ewige Pein leiden; diese könnte ihm aber abgekürzt werden, wenn er schon hier auf der Erde Strafe dafür leide. Nur die Priester hätten das Recht, diese Strafe aufzulegen oder zu erlassen, und wenn ein Mensch recht gute Werke gethan hätte, so wären sie auch geneigt, ihm seine ewige Strafe abzukürzen, und ihm vom Verdienste Jesu und der Heiligen Einiges zuzuschreiben. Das nannten sie Ablaß. Es war dabei nur darauf abgesehen, den armen bethörten Leuten ihr Geld aus der Tasche zu locken, und man weiß nicht, ob man sich mehr über die Unverschämtheit der Päpste, die ihre Geldgier gar nicht einmal verbargen, wundern, oder über die Leichtgläubigkeit und Dummheit der Leute, die sich solche Dinge weismachen ließen, ärgern soll. Schon im Jahre 1300 hatte der damals lebende Papst bekannt gemacht, daß alle Christen, die in dem Jahre nach Rom kämen, und von ihm Ablaß kauften, ganz besonders gut fahren würden; denn dieser Ablaß wäre kräftiger als jeder andere. Ein solches Jahr nannte man

ein Jubel- oder Ablaßjahr; es sollte nur alle hundert Jahre vorkommen. Wirklich zog auch eine unglaubliche Menge nach Rom, kaufte den theuren Ablaß, und ging betrogen nach Hause; der Papst hatte aber seinen Schatz gut gefüllt. „J!" dachten die folgenden Päpste, „das ist ja ein herrliches Mittel, zu Gelde zu kommen!" — Bald dauerte ihnen der Zeitraum von hundert Jahren zu lange; wenige konnten ja auch so ein fettes Jahr erleben, und so wurde denn alle 50, dann alle 30, und zuletzt alle 25 Jahre ein Jubeljahr ausgeschrieben. So unverschämt mißbrauchten diese Päpste unsre heilige Religion zu einer betrügerischen Geldschneiderei! Aber diese Jubeljahre waren den Päpsten noch nicht genug. Sie schickten Ablaßverkäufer überall, besonders in Deutschland, umher, die ihre Zettel ausboten, und selbst die Fürsten benutzten diesen Mißbrauch, um sich Steuern zu verschaffen. So sollte im Jahre 1430 die Stadt Leipzig befestigt werden. Da bat der Herzog von Sachsen den Papst, ihm doch mit Ablaß zu Hülfe zu kommen; und sogleich wurde bekannt gemacht, daß der, welcher an Sonn- und Festtagen an den Werken arbeiten würde, vierzig Tage Ablaß haben sollte, d. i. es sollten ihm einst in jenem Leben von seiner Strafzeit vierzig Tage erlassen werden. Welcher Mißbrauch! — Daß dafür aber der Papst ein reiches Geldgeschenk erhalten mußte, verstand sich von selbst. Besonders waren die Butterbriefe recht einträglich. Wer nämlich die Erlaubniß haben wollte, in der Fastenzeit Butter und Käse zu essen, brauchte sich nur für einen guten Groschen einen solchen Zettel zu lösen, und dergleichen wurden unzählige gelöst.

Damals war Leo X. Papst, ein vergnügungssüchtiger, schwelgerischer Mann, der viel Geld gebrauchte. Da gerade kein Jubeljahr war, so nahm er den Bau der Peterskirche zum Vorwande, einen Ablaß auszuschreiben. Unter den Ablaßverkäufern, die in Deutschland herumzogen, war aber keiner unverschämter, als eben jener Tezel, der schon ziemlich lange sein Wesen getrieben hatte. Ob er gleich ein so nichtswürdiger Mensch war, daß das erbitterte Volk ihn schon einmal hatte ertränken wollen, wenn ihn nicht der Kurfürst von Sachsen gerettet hätte, so setzte er doch eine Menge solcher Ablaßzettel ab. Wenn er nach einer Stadt kam, so hielt er immer einen feierlichen Einzug, damit

das Volk recht zusammenlaufen sollte. Die päpstliche Bulle wurde auf einem sammetnen Kissen vorangetragen; die Priester und Mönche, der Magistrat und die Schulen zogen ihm mit Kerzen und Fahnen entgegen, und holten ihn ein; alle Glocken läuteten; man begleitete ihn in die Kirche, wo er ein rothes Kreuz mit des Papstes Panier aufrichtete, und nun ging der Handel los. Immer hatte er zwei Kasten bei sich; in einem hatte er die Zettel, und in den andern steckte er das Geld, und er pflegte wohl zu rufen: „Sobald nur erst das Geld in meinem Kasten klingt, eure Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel springt!" — Da fand man Ablaßbriefe für alle mögliche Vergehungen: für Diebstahl, Meineid, Gewaltthat, Mord u. s. w. Einmal kam er übel an, und wurde recht mit eigner Münze bezahlt. Er war in Jüterbogk, einer Stadt im südlichen Theile der Mark, als sich ein Ritter bei ihm meldete, der einen Ablaßzettel begehrte, weil er Jemanden auf der Landstraße berauben wollte; denn auch Sünden, die man noch begehen wollte, konnte man schon im Voraus abkaufen. „Ei! ei!" sagte Tezel, „solche Zettel mußt du theuer bezahlen!" — und forderte einen tüchtigen Preis. Dann reiste er ab. Als er aber durch einen Wald fuhr, sprengte plötzlich ein Ritter mit mehreren Knechten herbei, hielt seinen Wagen an, und nahm ihm seinen schweren Geldkasten ab. Tezel schrie wie besessen, und verfluchte den Räuber bis in den Abgrund der Hölle. „Sachte! sachte!" rief der Ritter, und holte den Ablaßzettel heraus, „kennst du mich nicht mehr? Hier ist ja dein Ablaß!" — Der leere Kasten wird noch auf dem Rathhause von Jüterbogk aufbewahrt. Handelte der Ritter recht? — War dem Tezel die Strafe zu gönnen?

Der Handel mit diesen Ablaßzetteln machte die Leute ganz gewissenlos; denn sie mußten am Ende glauben, eine Sünde habe weiter nicht viel zu bedeuten; man könnte sie ja mit einigen Groschen, höchstens einigen Thalern abkaufen. Und diesen Glauben suchte Tezel durch seine schändlichen Predigten noch zu vermehren. Er lehrte geradezu: der Ablaß sey die höchste und allerwertheste Gabe Gottes. Das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen vermöge eben so viel als Christi Kreuz. Unser Heiland habe dem Papste alle Macht übergeben, und habe nun nichts mehr zu regieren, bis auf den jüngsten Tag. Er (Tezel) möge im Himmel

mit Petrus nicht theilen; denn er habe durch seinen Ablaß viel mehr Seelen selig gemacht, als der Apostel. Solches gotteslästerliche Zeug schwatzte der schändliche Mensch noch viel.

Das gemeine Volk ist immer abergläubisch, und war damals noch um ein gutes Theil unwissender als jetzt. Kein Wunder, daß eine Menge von Leuten dem Tezel nachlief, und seinen Ablaß kaufte. Manche kamen auch wohl damit zu Luther, und fragten ihn, was er dazu meinte? Dieser ergrimmte über diese schändliche Betrügerei nicht wenig. Sein ganzes frommes Gemüth empörte sich, wenn er daran dachte, wie die Einfalt des armen Volks gemißbraucht würde, es um sein Gewissen und sein Geld zugleich zu betrügen. In diesem edeln Eifer vergaß er ganz, wie unbedeutend er, ein armer und noch junger Mönch, damals noch war, und wie wenig Hoffnung er hatte, gegen den mächtigen Papst und dessen ganze Sippschaft etwas auszurichten. Aber darnach fragt ein von edler Begeisterung ergriffenes Gemüth nicht. „Zu der Zeit," sagt Luther selbst, „war ich Prediger allhie im Kloster und ein junger Doctor, neulich aus der Esse kommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift. Als nun viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach, und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte, fing ich säubetlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen." Diese Predigten hatten einen ungeheuern Zulauf; denn wer wollte nicht gern den Mann hören, der mit der ganzen Kraft begeisterter Beredtsamkeit auftrat, und einen tief eingerissenen Mißbrauch so muthig angriff? Aber damit war der feurige Doctor nicht zufrieden. Er schlug am 31sten October 1517 einen großen Bogen an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg, auf welchen er 95 Sätze geschrieben hatte, die er gegen Jedermann mündlich und schriftlich zu vertheidigen sich erbot. Es war dabei besonders auf Tezeln gemünzt; aber der hütete sich wohl, zu kommen, weil er Luthers weit überlegene Gelehrsamkeit fürchtete; denn er war ein höchst unwissender Mensch. Er machte, daß er aus der Gegend von Wittenberg wegkam, und ließ sich hier nicht wieder sehen. Dagegen wurden Luthers Sätze mit Begierde von Jedermann gelesen. In vielen tausend Abschriften flogen sie schnell durch Deutschland, so daß man binnen vier

Wochen sie schon überall kannte. Ueberall sprach man von dem muthigen Mönche in Wittenberg, und was nur noch aus der Sache werden würde.

So wenig übrigens auch dem ehrlichen Luther damals einfiel, das ganze Gebäude des katholischen Glaubens umzustoßen, so war doch das Anschlagen der Sätze der Anfang der Reformation (Kirchenverbesserung), die so ungeheure Folgen hatte, und man rechnet diese also vom 31sten October 1517 an. Mit Abstellung des Ablasses war es aber Luthern ein rechter Ernst. Er schrieb deshalb an den Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, in dessen Namen Tezel herumreiste, und der die Anweisung, auf welche sich Tezel berief, geschrieben haben sollte, und bat ihn flehentlich und demüthig, doch dem argen Mißbrauche zu wehren. „Was soll und kann ich anders thun," schrieb er, „hochwürdigster Bischof und durchlauchtigster Kurfürst, als daß ich Ew. Hochwürden bitte, ihr wollet doch ein Auge väterlicher Sorge auf die Sache haben, und dasselbe Büchlein, was ohne Zweifel ohne euer Wissen und Willen ausgegangen, allerding wegthun, auch den Ablaßpredigern eine andere Weise und Form zu predigen anbefehlen." Gar zu gern hätte der wackere Luther die Sache in der Güte abgemacht; aber er bekam nicht einmal eine Antwort. Es ging ihm, wie so Vielen in der Welt, die aus Liebe für die Wahrheit sich einer guten Sache annehmen. Die Vornehmen sahen verächtlich auf ihn herab, die Schwachen erschraken vor seiner Keckheit, die Bösen schrieen Zeter! über ihn, und nur die Guten freuten sich herzlich über seinen frommen Eifer. Es fehlte nicht an Leuten, die ihm Angst zu machen suchten; aber der fürchtet die Menschen nicht, der Gottes Beistand gewiß ist. Luther spricht selbst: „Da ich zum ersten Mal den Ablaß angriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich's ließ dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich sehr, baten mich, ich sollte den Orden nicht in Schande führen; denn die andern Orden hüpften schon für Freuden, sonderlich die Prediger (Dominicaner), daß sie nicht allein in Schande steckten, die Augustiner müßten nun auch brennen und Schandträger seyn. Da antwortete ich: Liebe Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefan-

gen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben machen. Da schwiegen sie, und gehet noch so bisher, wird, so Gott will, auch noch baß gehen bis ans Ende. Amen!" — Wie schön gesagt! — Aber er handelte auch edel, ohne allen Haß gegen seine Feinde selbst. So hatte Tezel die Sätze Luthers öffentlich verbrennen lassen. Die wittenberger Studenten, die ihren Lehrer Luther so verehrten, daß sie sich für ihn hätten todtschlagen lassen, waren nicht faul, Tezels Schriften gegen Luther aufzukaufen, und in einem großen Freudenfeuer öffentlich auch zu verbrennen. Darüber war Luther sehr ungehalten, und schrieb darüber an einen Freund: „Traust du mir denn zu, daß ich so sehr allen menschlichen Verstand verloren, und mich dermaßen habe vergehen können, daß ich, der ich ein Geistlicher bin, an einem Ort, der nicht mein ist, einem in solchen Ehren sitzenden Manne dergleichen Schimpf an thun sollte?" —

Aber das Alles half nichts. Die eifrigen Schleppenträger des Papstes schimpften weidlich auf ihn, weil sie dadurch dem Papste gefällig sich zu machen hofften, besonders die Dominicaner. Da war einer dieser saubern Leute, der unter Anderm schrie: „Wenn du, mein lieber Luther, von unserm Herrn dem Papste ein fettes Bisthum bekämest, würdest du wohl gelindere Saiten aufziehen, und den Ablaß, welchen du jetzt so schwarz machst, selbst erheben." Darüber ärgerte sich Luther mit Recht sehr. „Wenn ich nach einem Bisthume strebte," antwortete er, „redete ich gewiß das nicht, welches dir so wehe in deinen Ohren thut; denn meinst du, ich wisse nicht, wie man in Rom zu Bisthümern und Prälaturen gelangt?" — Endlich schrieb Luther selbst an den Papst, Leo X., und gab sich alle Mühe, ihm zu beweisen, wie er selber von seinen Schmeichlern betrogen werde. Man muß sich recht freuen, wenn man sieht, wie der brave Luther seine Sache ganz Gott anheim stellte, und über den Ausgang ganz furchtlos war. „Christus, mein Herr, mag zusehen," — so schrieb Luther damals an Staupitz, — „ob dieser Handel, den ich führe, ihn oder Luther belange, ohne welches Wirken und Willen auch des Papstes Zunge nicht reden kann, was sie will, in welches Hand auch des Königes Herz ist. Soviel aber meine zornigen Feinde, die mir hart dräuen und nachstellen, be-

langet, weiß ich nichts zu antworten, als: wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Ich habe weder Geld noch Gut, begehr auch der keines. Der einige nichtige Leib ist noch übrig; richten sie denselben hin durch List oder Gewalt, thun sie mir wahrlich keinen sehr großen Schaden, verkürzen mir die Zeit meines Lebens irgend eine Stunde oder zwo, und helfen mir desto eher in Himmel. Ich lasse mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen süßen Erlöser habe; den will ich loben und preisen, so lange ich lebe." — Welches fromme Gemüth! —

Ehe noch Luthers Brief an den Papst in Rom angekommen seyn konnte, erhielt er schon von Leo einen Befehl, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, und sich wegen seiner Reden und Schriften zu verantworten. Hier war ihm ein übles Schicksal zugedacht; denn sein Ankläger war eben jener Dominicaner, der das vom Bisthume an Luthern geschrieben hatte, und zugleich war er auch einer seiner Richter. Eine treffliche Gerechtigkeit, Kläger und Richter in Einer Person! — Glücklicherweise ging Luther nicht hin. Der Kurfürst Friedrich der Weise hatte schon damals ihn wegen seiner Freimüthigkeit so lieb gewonnen, daß er erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihn nach Rom schleppe, und er bewirkte, daß Leo seinem Gesandten, dem Cardinal Cajetan, Befehl gab, Luthern in Augsburg zu verhören. Dahin reiste auch dieser ab, und zwar zu Fuße, vom Kurfürsten mit Reisegeld und mit guten Empfehlungsbriefen an einige vornehme Rathsherren versehen. Diese Empfehlungen kamen ihm sehr wohl zu Statten; die ehrlichen Männer, besonders Herr Langemantel, nahmen sich seiner recht freundlich an, und waren recht väterlich darum besorgt, daß ihm auch kein Leids geschehe. Desto weniger konnte er mit dem Empfange beim Cardinal zufrieden seyn. Der Mann verlangte nur immer Widerruf, und wenn Luther ihm einwarf, er sey dazu gern bereit, wenn er ihm nur aus der Bibel beweisen wollte, daß er geirrt habe, so half er sich mit einem vornehmen Lachen, als wenn Luther eine Ungereimtheit gesagt hätte. Dabei zeigte Cajetan eine solche Unwissenheit, daß Luther sich nicht genug darüber wundern konnte. „Und doch," schreibt Luther, „wird dieser für den allergelehrtesten unter den Dominicanern gehalten;

daraus läßt sich schließen, wie es um die, so den zehnten und hundertsten Rang haben, müsse beschaffen seyn." Auch suchte ihn der Cardinal, nach Art unwissender vornehmer Leute, zu überschreien, wenn er sich vertheidigen wollte; kurz, sie konnten nicht mit einander auskommen. Nach der letzten Unterredung entließ ihn der Cardinal mit dem wegwerfenden Bescheide: „Gehe hin, und komme nicht wieder zu mir, du wolleſt denn einen Widerruf thun!" Dazu hatte aber Luther keine Luſt, und er schreibt selbst darüber recht schön: „Das weiß ich, daß ich der Allerangenehmste und Liebste wäre, wenn ich dies einzige Wort spräche: ich widerrufe! Aber ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerruf der Meinung, durch welche ich bin zu einem Christen worden. Ehe will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeiet werden." Da nun Luther zugleich hörte, daß seine Feinde ihm nachstellten, und ihn mit Gift oder Schwert umbringen wollten, so gab er dem Andringen seiner Freunde nach, eiligst und heimlich abzureisen. Bei Cajetan entschuldigte er sich schriftlich mit Mangel an hinlänglichem Gelde, um noch länger bleiben zu können. Eines Morgens noch vor Tagesanbruche ließ ihn der brave Langemantel aus einem Pförtchen zur Stadt hinaus. Hier standen schon durch die Fürsorge seiner Freunde zwei gesattelte Pferde. Eines bestieg Luther, das andere ein treuer Rathsdiener, den ihm der Magistrat mitgab, und so ritt Luther, ohne Reitkleider, ja ohne Stiefeln, gleich am ersten Tage 8 Meilen. Als er Abends vom Pferde stieg, war er, der des Reitens nicht gewohnt war und ein schwertrabendes Pferd gehabt hatte, so ermüdet, daß er rücklings aufs Stroh zurücksank. Indessen war er doch nun auch seinen Feinden aus den Augen gerückt, und das war zu seinem großen Glücke. Denn bald darauf bekam er die Anweisung zu Gesichte, die der Papst dem Cajetan in Betreff Luthers gegeben hatte. Darin wurde Luther ein Ketzer genannt, und dem Cardinal befohlen: „So du sein mächtig wirst, wolleſt du ihn ja wohl und gewiß verwahren lassen, bis so lange du von uns weiteren Befehl erhältst, auf daß er vor uns gestellt werde. Wo er in seiner Halsstarrigkeit verharrt, und du seiner nicht kannst mächtig werden, so geben wir dir gleiche Gewalt und Macht, an allen Orten Deutschlands ihn und Alle, so ihm anhangen, für Ketzer, Verbannte, Verfluchte und Vermaledeite zu

publiciren u. ſ. w. Glücklicherweiſe war Cajetan kein böſer, ſondern nur ein hochmüthiger, und, wie dieſe Leute faſt immer, ein einfältiger Mann, und er fügte Luthern keineswegs ſo viel Böſes zu, als er wohl gekonnt hätte. Bald darauf machte der Papſt noch einen, aber eben ſo vergeblichen Verſuch, den eiſenfeſten Luther zum Widerruf zu bewegen. Dieſer blieb dabei, man ſolle ihn erſt aus der Bibel widerlegen; dagegen erbot er ſich, zu ſchweigen, wenn auch ſeine Feinde ſchwiegen. „Ich bezeuge," ſchrieb er damals an den Papſt, „vor Gott und vor allen Creaturen, daß ich nie Willens geweſt, noch heutiges Tages bin, der römiſchen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weiſe anzugreifen, oder mit irgend einer Liſt etwas abzubrechen."

Dem guten Kurfürſten waren dieſe Händel ſehr unangenehm; denn noch hatte ſich ſein verſtändiger Geiſt nicht losmachen können von den Lehren, die er bisher als wahr erkannt hatte. Er wünſchte daher, daß Luther von Wittenberg weggehen ſollte. Endlich, obgleich ungern, entſchloß ſich dieſer dazu, und gab ſeinen liebſten Freunden eben einen kleinen Abſchiedsſchmaus, als ein Brief ankam von Spalatin, des Kurfürſten Geheimſchreiber: warum er denn noch nicht aufgebrochen ſei? Das betrübte den guten Luther tief; faſt wäre ſein Gemüth verzagt. Aber ſeine Frömmigkeit ließ ihn nicht ſinken. „Vater und Mutter verlaſſen mich," rief er, den heitern Blick gen Himmel gerichtet, aus, „aber der Herr nimmt mich auf!" Und noch über Tiſche wurde ihm von demſelben Manne ein zweiter Brief gebracht: er ſolle doch bleiben, wenn er noch da wäre; der Kurfürſt wolle ihn ſchützen. So belohnt ſich das Vertrauen auf den Beiſtand der göttlichen Vorſehung!

Um die Zeit lernte Luther einen Mann kennen, der zur Reformation recht viel mitgewirkt hat, Philipp Melanchthon. Dieſer liebe, freundliche Mann war 1497 in Bretten, einem Städtchen im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren worden, alſo 14 Jahre jünger als Luther. Eigentlich hieß er Schwarzerde; aber nach der damaligen Gewohnheit der Gelehrten verwandelte er ſeinen deutſchen Namen in den griechiſchen. Sein Vater war ein ehrlicher, fleißiger Stückgießer und Waffenſchmidt, und dabei ein echtfrommer Mann, der nebſt der Mut-

ter den kleinen Philipp früh schon zum Gebet angehalten hatte. Dadurch hatte das von Natur sanfte und weiche Gemüth des Knaben eine so schöne Richtung für Religiosität erhalten, daß nichts im Stande war, ihn auf Abwege zu führen. Schon im 11ten Jahre hatte er seinen braven Vater verloren; da gab ihm der Großvater einen treuen und geschickten Mann zum Erzieher, bis er auf eine Gelehrtenschule kam. Hier machte er durch eisernen Fleiß so schöne Fortschritte, daß er schon im 14ten Jahre — man denke! — auf die Universität nach Heidelberg gehen konnte. Aber was dabei am meisten zu bewundern ist: er blieb der stille, bescheidene Jüngling, der er gewesen war, bildete sich nichts auf sein Wissen ein, und gewann dadurch Aller Herzen; denn nichts macht so liebenswürdig als Anspruchlosigkeit in solchen Verhältnissen, auf welche Andere sich etwas einzubilden pflegen. Jetzt wurde er, weil seine ungemeine Kenntniß der griechischen Sprache ihm schon großen Ruf erworben hatte, von Friedrich dem Weisen auf die Universität nach Wittenberg berufen, noch nicht 22 Jahre alt, und zufällig war Luther seine erste Bekanntschaft. Bald wurden beide Männer die unzertrennlichsten Freunde. Nur der Tod hat dieses Band für die Erde aufgelöst. Dabei waren sie von ganz verschiedenem Temperamente, und man hat oft die richtige Bemerkung gemacht, daß die Verschiedenheit des Temperaments der Innigkeit der Freundschaft keinen Schaden thut, sondern daß im Gegentheile Leute von ganz verschiedener Natur oft die allerbesten Freunde sind. War Luther überaus feurig, höchst kräftig, muthig vorwärts strebend, so war dagegen Melanchthon sanft, scheu und besonnen, und beider Männer hat sich die Vorsehung recht sichtlich bedient, das wichtige Werk der Reformation zu fördern, indem Luther die Bedächtlichkeit des ruhigen Melanchthon anspornte und mit sich fortriß, Melanchthon dagegen die aufsprudelnde, oft unbesonnene Hitze Luthers mäßigte. Beide waren für Religion und Wahrheit gleich sehr erwärmt. Wer zählt den Segen, den diese beiden trefflichen Männer auf der Erde gestiftet haben! — Luther pflegte ihn nie anders als: seinen Philipp, und dieser ihn blos: den Doctor zu nennen. Ungeheuer war der Zulauf, den beide Männer in ihren Vorlesungen hatten; Melanchthon hatte manchmal an 2000 Zuhörer; so drängten sich

die Jünglinge damals nach Wittenberg, durch den Ruf der beiden großen Männer herbeigezogen.

Gern hätte Luther geschwiegen, und blos seinem Amte gelebt; aber seine Feinde ließen nicht nach, und reizten ihn unaufhörlich durch heftige und spöttische Schriften. Er blieb ihnen keine Antwort schuldig, und kein Monat verging, ohne daß nicht ein oder das andere Schriftchen von ihm erschienen wäre. Alle seine Schriften wurden nicht nur in Deutschland begierig gekauft und gelesen, sondern selbst in Paris, Rom und anderwärts war eifriges Nachfragen danach. Sein ärgster Feind war Doctor Eck, Prokanzler auf der Universität Ingolstadt in Baiern, ein recht hochmüthiger, aufgeblasener und tückischer Mensch. Erst versuchte er Luthern niederzureden; denn er hatte eine gewaltige Geschwätzigkeit; aber bei Luther kam er damit schlecht an, weil Eck von der Bibel, in welcher Luther so bewandert war, nichts wußte, und dieser ihn also durch Bibelstellen bald zum Schweigen brachte. Das geschah vornehmlich in Leipzig, wo Eck Luthern zu einer Disputation herausgefordert hatte, die mehrere Wochen dauerte, aber nichts entschied, weil Jeder, wie das ja bei allen Zänkereien geschieht, sich den Sieg zuschrieb. Als Luther mit einigen andern Professoren von Wittenberg nach Leipzig fuhr, begleiteten ihn an 200 Studenten, die mit Spießen und Hellebarden neben seinem Wagen herliefen. Die guten Leute wollten sorgen, daß ihrem geliebten Lehrer kein Leid zugefügt würde. Aber vergeblich war diese Disputation doch nicht gewesen; denn Luther fühlte sich nun angetrieben, den Ursprung der päpstlichen Gewalt näher zu untersuchen, und zu seinem Erstaunen fand er in der Geschichte die deutlichsten Beweise, daß es Jesus nie eingefallen war, einen Statthalter auf Erden einzusetzen, daß also die ganze Macht des Papstes nichts als Anmaßung, daß das ganze Gebäude der römischen Kirche nur auf Eigennutz, Dünkel und Herrschsucht gegründet, und mithin völlig unchristlich wäre. Dadurch verschwand plötzlich auch die letzte Spur von Hochachtung und Furcht vor dem Papste, und er hielt sich nun sogar für verpflichtet, den Menschen darüber die Augen zu öffnen. Wir haben noch eine Schilderung übrig, wie Luther damals aussah, von einem Manne, der mit ihm in Leipzig war. „Martin ist," so schreibt er, „von mittler Leibes-

länge, hager von Sorgen und Studiren, so daß man fast die Knochen durch die Haut zählen könnte, annoch von männlichem und frischem Alter, und klarer erhabener Stimme. Er ist aber voll Gelehrsamkeit und fürtrefflicher Wissenschaft der Schrift, so daß er gleichsam Alles an den Fingern herzählen kann. Seinem Leben nach ist er höflich und freundlich, und hat nichts Sauertöpfisches und Strenges an sich, ja er kann sich in alle Zeiten schicken. In Gesellschaft ist er lustig, scherzhaft, lebhaft und immer heiter, immer muntern und fröhlichen Gesichts, ob ihm die Widersacher noch so sehr drohen, daß man schwerlich denken kann, daß der Mann ohne Gott solche wichtige Dinge vornehme!"

83. Karl V. 1519 — 1556.

Alles dies geschah noch zu Lebzeiten des Kaisers Maximilian I. Aber 1519 starb er. Wen sollten die Deutschen nun zum Kaiser wählen? — Anfangs schwankten sie; denn zwei mächtige Fürsten bewarben sich um die hohe Ehre. Der eine war Maximilians Enkel, Karl I. von Spanien, und der andere Franz I. von Frankreich. Schon hatten die Kurfürsten Lust, Keinen von Beiden, sondern lieber den ehrwürdigen Friedrich den Weisen zu wählen; dieser aber schlug die Ehre aus. „Wir brauchen einen mächtigen Kaiser," sprach er, „ich kenne aber keinen, der darin dem Könige von Spanien gleichkäme." Und so wurde denn dieser mächtige Herr, damals erst 19 Jahre alt, zum deutschen Kaiser gewählt. Nun nannte man ihn Karl V. (er ist schon bei Cortez öfters genannt worden). Dieser Kaiser hatte gegen den Kurfürsten von Sachsen eine besondere Ehrfurcht und Dankbarkeit, und das war für Luther nachmals von großem Nutzen. Doctor Eck war nach Rom gereist, und hatte da Luthern so arg geschildert, daß endlich der Papst eine Bannbulle gegen Luthern ausfertigte, die Eck, voll Freuden, mit derselben seinen Feind ganz zu Boden zu schmettern, mit nach Deutschland nahm, und überall eilfertig bekannt machte. Es wurde darin befohlen, Luthers Schriften überall zu verbrennen, ihn selbst aber, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe, mit allen seinen Anhängern nach Rom zu schicken. Luther selbst verachtete den Bann, weil er wußte, daß er unter

Gottes Schutze ſtehe. „Ich weiß," ſprach er, „daß der, welcher im Himmel ſitzt, und von Ewigkeit her alle Dinge leitet, auch den Anfang, Fortgang und Ausgang dieſer Sache vorausgeſehen hat. Dieſen Ausgang erwarte ich, und wie auch das Loos falle, mich wird es nicht bewegen. Kein Baumblatt fällt ohne den Willen unſeres Vaters auf die Erde; um wie viel weniger werden wir fallen, außer wenn er uns will fallen laſſen." Im ſüdlichen Deutſchland, wo der Papſt noch die meiſten Anhänger hatte, freuten ſich die Leute mit Eck über den Aerger, den Luther haben würde; aber im nördlichen kam er ſchlimm an. Hier waren faſt Alle ſchon für Luther eingenommen, und führten den Eck tüchtig ab. In vielen Städten riß man die Bulle ab, warf dem Eck die Fenſter ein, und in Leipzig drohten die Studenten, ihn todt zu ſchlagen, wenn er ſich nicht gleich fortmachen würde. Das war für Luthern eine ehrenvolle Genugthuung; aber damit war er noch nicht zufrieden. Beſonders hatte es ihn empört, daß ſeine Feinde in mehreren Städten ſeine Bücher verbrannt hatten. Zur Vergeltung beſchloß er etwas Aehnliches zu thun, und that durch einen öffentlichen Anſchlag kund, er werde am 10ten December (1520) um 9 Uhr Vormittags auf einem Platze vor dem Elſterthore (in Wittenberg) die päpſtliche Bulle verbrennen. Eine große Menge von Bürgern fand ſich ein. Ein Scheiterhaufen war ſchon aufgerichtet. Endlich erſchien Luther, begleitet von einer großen Schaar jubelnder Studenten. Er zündete den Holzſtoß an, warf die Bulle hinein, und rief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" — Die Handlung war ſehr wichtig, denn dadurch ſagte er ſich von dem Gehorſame gegen den Papſt ganz los. An eine Ausſöhnung war nun nicht mehr zu denken; er konnte nicht mehr zurück; nun mußte er obſiegen oder untergehen.

Wie aufgebracht der Papſt gegen ihn ſey, zeigte ſich auch bald. Es erſchienen in Torgau zwei päpſtliche Geſandte, die nicht weniger vom Kurfürſten verlangten, als daß er Luthers Schriften verbrennen, ihn ſelbſt aber gefangen nehmen ließe und nach Rom ſchickte. Aber ſie erhielten zur Antwort: wenn Luther etwas Unrechtes gethan oder geſchrieben habe, ſo möchte ihn der Papſt vor gleichen, gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern, auf ein frei, ſicher und genugſam Geleit, an ungefährlichen Oertern

verhören lassen; denn unverhört und unüberwunden würden seine Bücher nicht verbrannt werden. Das war denn freilich den Herren nicht recht.

Kaiser Karl hatte auf das Jahr 1521 einen Reichstag ausgeschrieben, der in Worms gehalten werden sollte, und schrieb an den Kurfürsten, er möchte doch auch kommen, und den Luther mitbringen, damit dessen Sache da verhandelt würde. Der Kurfürst meinte es schon damals mit dem frommen Luther herzlich gut, und schrieb daher zurück, man möchte ihn damit verschonen. Als er aber Luthern fragte, ob er wohl nach Worms gehen würde, wenn ihn der Kaiser dahin entböte, so antwortete er: „Wenn ich berufen werde, will ich, so viel an mir ist, mich ehe krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund kommen könnte; denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser beruft. Wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es scheinet, so ist die Sache Gott zu befehlen. Der lebet und herrschet noch, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er aber mich nicht erhalten, ist's um meinen Kopf eine gar schlechte Sache, wenn selbiger gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach getödtet worden. Hier habt ihr meinen Rath und Meinung. Versehet euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket; denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und Vieler Seligkeit thun!" Endlich wurde ihm beim Kaiser ein sicheres Geleit ausgewirkt, und er erhielt zugleich die Citation des Kaisers, binnen 21 Tagen nach Worms zu kommen, mit der Aufschrift: „Dem ehrsamen, unserm lieben, andächtigen D. Martin Luther, Augustinerordens." Wie oft sprechen und schreiben die Menschen doch so ganz anders, als sie denken und empfinden! — Als er abreiste, umarmte er noch einmal seinen Freund Melanchthon. „Komme ich nicht wieder," sprach er, „und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder: laß nicht ab, zu lehren, und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier seyn kann. Du kannst es noch besser machen. Daher ist auch nicht viel Schade um mich; bleibst du doch da. In dir hat der Herr einen noch gelehrteren Streiter." —

So machte sich denn Luther in anständiger Begleitung nach Worms auf den Weg, auf einem Wagen, den ihm der wittenbergische Magistrat dazu geschenkt hatte. Wohin er unterwegs kam, welcher Zusammenlauf! Meilenweit lief das Volk herbei, den Mann zu sehen, der dreist dem Papst widersprochen hatte. Alle staunten ihn wie ein Wunderthier an, und suchten sich seine Züge fest einzuprägen. Als er Erfurt, seinem geliebten Erfurt sich näherte, kam ihm ein langer Zug zwei Meilen weit zu Pferde und zu Fuße entgegen, und in der Stadt konnte der Wagen vor dem Gedränge kaum von der Stelle. Auch ließ man ihm nicht eher Ruhe, bis er predigte, und unter welchem Zulaufe! In Eisenach wurde er krank; doch reiste er weiter. Man warnte ihn, weiter zu reisen, weil man ihn in Worms zu Pulver verbrennen werde. Aber muthig antwortete er: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das zwischen Wittenberg und Worms hinreicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen, und denselben walten lassen.“ In der Nähe von Worms kam ihm ein Bote von Spalatin, seinem Freunde und des Kurfürsten Geheimschreiber und Hofprediger, entgegen: er solle doch ja nicht nach Worms kommen, und sich nicht in solche Gefahr begeben. Er ließ ihm aber antworten: „Und wenn auch so viele Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!“

So zog er am 16ten April 1521 in Worms ein. Vor seinem Wagen ritt der kaiserliche Herold einher; eine Menge von Reitern und Wagen, die ihn eingeholt hatten, folgte seinem Wagen, und mehr als 2000 Menschen drängten ihm nach bis in sein Quartier. Schon am folgenden Morgen erschien der Reichsmarschall bei ihm, und citirte ihn, Nachmittags auf der Reichsversammlung zu erscheinen. Zur bestimmten Zeit holte er ihn selbst ab. Himmel! was gab es da für einen Zusammenlauf! Auf der Straße standen die Menschen Kopf an Kopf; ja Viele stiegen auf die Dächer, und alle Fenster waren dicht besetzt. Aber dies Mal warteten die Leute vergebens; denn weil durch das Gedränge nicht durchzukommen war, mußte Luther durch einige Hinterhäuser und Gärten geführt werden. An der Thüre des großen Saals standen mehrere Ritter. Einer davon, der berühmte Georg Frundsberg, klopfte ihn treuherzig auf die Schulter, und

ſprach: „Münchlein! Münchlein! du geheſt jetzt einen Gang, einen ſolchen (Wider-) Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in der allerernſteſten Schlacht nicht gethan haben. Biſt du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, und ſey nur getroſt; Gott wird dich nicht verlaſſen!" Dieſe Worte ſtärkten Luthers Gemüth nicht wenig; denn etwas beklommen war ihm doch ums Herz, als er, der ſtille Mönch, nun auftreten ſollte vor dem Kaiſer und den Fürſten, und ſeine Meinung vertheidigen. Jetzt flogen die Saalthüren auf und Luther ſchritt hinein. Da ſaß auf dem Throne Kaiſer Karl V., ein ſtattlicher Herr von 21 Jahren, in wahrhaft kaiſerlicher Pracht, und in zwei langen Reihen vor ihm ſaßen die Fürſten, Herzoge und Grafen des deutſchen Reiches. Alle ſchauten Luthern ſtarr an, und mehr als 5000 Menſchen, die in dem Saale und vor den Fenſtern ſtanden, Alle ſahen nur auf ihn allein. Aber aus den Augen faſt Aller ſah er Bewunderung oder Zufriedenheit mit ihm ſtrahlen, und Viele der zunächſt Stehenden munterten ihn auf, ſich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib tödten könnten. Der Reichserbmarſchall fragte ihn, ob er die Bücher, die auf dem Tiſche lägen, als die ſeinigen erkenne, und ob er widerrufen wolle? — Die erſte Frage bejahte er; aber wegen der zweiten bat er ſich Bedenkzeit aus, die ihm der Kaiſer auch gewährte.

Erſt als er den Saal hinter ſich hatte, athmete er wieder frei. Das ſah er nun doch ein, daß es keine Kleinigkeit ſey, ſo vor Kaiſer und Reich zu ſtehen und ſeine Meinung zu verfechten; ſo ſchlimm hatte er es ſich nicht gedacht. Aber ſchnell gab ihm der Gedanke an den Beiſtand Gottes, für deſſen Wort er hier zu reden habe, neue Kraft, und er freute ſich, als er ſchon am folgenden Nachmittage um 4 Uhr wieder zur Verſammlung abgerufen wurde. Nachdem er zwei ganzer Stunden draußen hatte warten müſſen, umdrängt von unzähligen Neugierigen, öffneten ſich für ihn die Thüren und er trat ein. Schon brannten im Saale alle Kerzen und Fackeln. „Allergnädigſter Kaiſer, gnädigſte Kurfürſten, Fürſten und Herren!" hob er an, „ich erſcheine gehorſam auf dem Termine, ſo mir geſtern Abend angeſetzt iſt, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Maj. und Gnaden wollten dieſe gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigſt

hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührlichen Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin, und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem (aufrichtigem) Herzen gelehret und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit angesehen und gesucht habe." Dann redete er von seinen Büchern und den darin enthaltenen Lehrsätzen, Alles in deutscher Sprache. Da erinnerte man ihn, der Kaiser verstehe davon nicht viel; er solle doch das mit lateinischen Worten wiederholen. Das that er auch, ob er gleich sehr schwitzte, und ihm wegen des Getümmels sehr heiß war. Nachdem er lange überaus bescheiden gesprochen hatte, fiel ihm ein vornehmer Geistlicher in die Rede, und verlangte eine runde, richtige Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Weil denn," antwortete Luther, „kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen überwiesen würde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Mit diesen kräftigen Worten trat Luther ab; aber er hatte nicht vergebens geredet. Das freudig und muthig abgelegte Bekenntniß der Wahrheit hatte ihm viele Herzen, auch unter den Fürsten, gewonnen. Der alte Erich, Herzog von Braunschweig, sonst ein großer Feind der Reformation, schickte ihm eine silberne Kanne eimbecker Bier, und hieß ihn, sich damit zu erquicken. Luther fragte den Boten, welcher Fürst seiner so in Gnaden gedenke? und da er hörte, daß es Erich sey, und daß er selbst vorher von dem Biere getrunken, so fürchtete er keine Vergiftung, sondern trank beherzt daraus, und sprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe." Erich vergaß die Worte nicht, und erinnerte sich ihrer noch auf dem Sterbebette. Besonders aber hatte sich Friedrich der Weise über Luthers Freimüthigkeit gefreut, und

er äußerte noch denselben Abend gegen Spalatin: „Recht schön hat Doctor Martin geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs; er ist mir nur zu herzhaft gewest.“

Noch einen Versuch machte man, Luthern zum Widerruf zu bewegen; aber er antwortete ihnen: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei bis drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen.“ Nun erhielt er die Erlaubniß, abzureisen, und verließ Worms am 26sten April; denn Kaiser Karl hielt ihm das versprochene sichere Geleit, so sehr auch der päpstliche Gesandte ihm zuredete, einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten. Er antwortete dem Legaten mit Festigkeit: „Ich habe keine Lust, wie einst Sigismund zu erröthen!“ (Siehe Theil II, S. 216). Dagegen wurde Luther in die Reichsacht gethan. Es hieß in dem Beschlusse: Luther habe nicht als Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, vieler Ketzer lange Zeit verborgen gebliebene, verdammte Ketzerei in eine stinkende Pfütze gesammelt, und selbst etliche von neuem erdacht. Darum solle nur, vom 14ten Mai an, Niemand diesen Luther hausen, hofen, ätzen, tränken, und seine Bücher solle Niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder abschreiben und drucken lassen u. s. w. Eine schöne christliche Gesinnung! —

Zum Glück war Luther, als dieser Beschluß bekannt gemacht wurde, schon an einem Orte, wo ihm seine Feinde nichts Böses zufügen konnten, und überhaupt hat sich auch nachher Niemand an den wormser Beschluß gekehrt. — Luther reiste wohlgemuth nach Hause, eben so geehrt als bei seiner Hinreise. Als er nach Eisenach aus dem Hauptwege abbog, um seine lieben Verwandten in und um Möra zu besuchen, siehe! da sprengten plötzlich einige verlarvte Reiter herbei (es waren Hans von Berlepsch, Amtshauptmann des Schlosses Wartburg, und Burkard von Hund, Herr zu Altenstein, nebst 2 Knechten) *), hoben ihn aus dem Wagen, setzten ihn auf ein Pferd, und jagten mit ihm waldeinwärts, bis sie erst um 11 Uhr Abends am Fuße eines Berges still hielten,

*) S. mein Lehrbuch d. Geogr. für Töchterschulen, 2te Ausg., Th. 1, S. 210.

auf deſſen Spitze ein altes Ritterſchloß lag. Es war die Wartburg dicht bei Eiſenach. Hier wurde er eingeſperrt; aber er merkte bald, daß man es nicht böſe mit ihm meinte, und daß ſein gütiger Landsherr, der Kurfürſt, das ſo veranſtaltet habe, daß ſeine Feinde ihn nicht ermordeten, ſondern ihn nach und nach vergeſſen möchten. Daher wurde Luther hier auch recht gut gehalten, bekam gut zu eſſen und zu trinken, konnte machen, was er wollte, auch auf die Jagd gehen; aber außer Berlepſch wußte hier Niemand, wer er eigentlich ſey; man nannte ihn nur den Ritter Jürgen. Auch mußte er ſeine Kleidung mit einem Wamms vertauſchen, und ſich Haar und Bart wachſen laſſen. Nur wenige ſeiner Freunde, etwa Spalatin und Melanchthon, wußten ſeinen Aufenthaltsort. Die übrigen glaubten, er ſey todt. Erſt als dann und wann eine neue Schrift von ihm erſchien, merkten ſie, daß er noch am Leben ſeyn müſſe; aber wo er ſtecke, konnten ſie nicht errathen. Hier auf der Wartburg arbeitete nun Luther fleißig an der Ueberſetzung der Bibel. Da kam es ihm einſt, ſo erzählt man, ſo vor, als wenn der Teufel in einem Winkel ſtände und ihm drohte. Heftig, wie Luther war, ergriff er ſchnell das Tintenfaß, und warf es nach dem Bilde ſeiner Phantaſie, das natürlich augenblicklich verſchwand. Mag nun das Hiſtörchen wahr ſeyn oder nicht, — den Tintenfleck zeigt man noch.

Indeſſen hatte die Reformation in Deutſchland, am meiſten in Sachſen, große Fortſchritte gemacht. Schon in demſelben Jahre (1521) wagte ein ſächſiſcher Pfarrer, ſich zu verheirathen. Viele Mönche ſogar traten zu Luthers Lehre über, und bekannten öffentlich, ſie ſähen jetzt ein, daß die ganze Lehre von der Herrſchaft des Papſtes und der römiſchen Kirche Lug und Trug ſey. Die Auguſtiner in Wittenberg gaben dazu das Signal. Die jüngeren Mönche vereinigten ſich, die Meſſe in ihrem Kloſter abzuſchaffen; ſie erklärten ihr Ordensgelübde für aufgehoben, und traten zum Theil in die Welt zurück. Zwar widerſprachen der Prior und einige ältere Mönche; aber ſie wurden von jenen überſtimmt. Auch behaupteten ſie mit Recht, es ſey unrecht, daß ſich der Orden vom Betteln ernähre, da die heilige Schrift beföhle, daß Jeder ſich von ſeiner Hände Arbeit nähren ſollte. Ihrem Beiſpiele folgten auch andere Geiſtliche, und meinten, der

Gottesdienſt müſſe von den vielen in die römiſche Kirche eingeführten Mißbräuchen gereinigt werden. Jetzt wurden ſchnell viele Neuerungen vorgenommen: die Meſſe wurde in deutſcher Sprache gehalten, die Hoſtie nicht mehr emporgehoben und angebetet, und das Abendmahl Jedem, der es wünſchte, in beiderlei Geſtalt, wie es Jeſus vorgeſchrieben, gereicht. Endlich ſchaffte man die Meſſe ganz ab. Dagegen ließ ſich nichts ſagen. Aber da nichts ſo ſchwer iſt, als die goldene Mittelſtraße zu halten, ſo übertrieben Viele die Sache, beleidigten katholiſche Prieſter, ſtürmten die Kirchen, warfen Bilder und Altäre heraus, und trieben andern häßlichen Unfug. Das erfuhr Luther, und wurde entſetzlich böſe; denn er fürchtete mit Recht, daß nun alle Welt ſagen würde: „Da ſieht man, was die neue Lehre anrichtet!“ Nun war kein Haltens mehr. Ohne erſt den Kurfürſten zu fragen, reiſte er auf der Stelle nach Wittenberg, und predigte acht Tage hinter einander gegen die Unruhen der Bilderſtürmer mit ſolcher Kraft, daß Alle zur Ordnung zurückkehrten. Luther blieb nun fortwährend in Wittenberg, und wirkte rüſtig für die Ausbreitung der Reformation. Wollte er ſich von der Arbeit erholen, ſo drechſelte er, oder arbeitete in ſeinem Gärtchen. Im Jahre 1524 legte er das Mönchskleid ab, und kleidete ſich nun weltlich. Daß er einen ſchwarzen Anzug wählte, und daß dieſer daher die Farbe der evangeliſchen Geiſtlichen geworden iſt, hing von einem bloßen Zufalle ab. Der Kurfürſt nämlich pflegte Luthern zu ſeiner Kleidung dann und wann ein Stück ſchwarzes Tuch zu ſchicken, weil dies damals die Hoftracht war; und weil Luther ſich ſo trug, ſo glaubten auch ſeine Schüler, ſich ſo tragen zu müſſen. — Noch einen ſtärkern Schritt that Luther 1525, ſich von dem Mönchsſtande ganz loszuſagen. Er heirathete ein ächtchriſtliches, tugendhaftes Fräulein, Katharina von Bora, die früherhin Nonne geweſen war, und lebte mit ihr überaus glücklich, beſonders als er Vater mehrerer Kinder wurde, die er zärtlich liebte, wie einige Briefe an dieſelben beweiſen, die wir noch übrig haben *). Spä-

*) Einige ſtehen in Ziegenbeins trefflichem Leſebuche für Deutſchlands Töchter, 1ſtem Theile, 1816. Katharina war, 24 Jahre alt, 1523, aus Kloſter Nimptſch bei Grimma mit 8 andern Nonnen entflohen. Luther verſchaffte ihnen in Wittenberg Unterkommen in anſtändigen Häuſern. Ver-

terhin reiſten er und Melanchthon in Sachſen umher, um zu unterſuchen, wie die Prediger und Schullehrer beſchaffen wären. Da fanden ſie zu ihrer Verwunderung eine ganz entſetzliche Unwiſſenheit; wie konnte es auch anders ſeyn, da dieſe Leute zum Theil ohne guten Unterricht aufgewachſen waren. Das bewog Luthern, ſeinen großen und kleinen Katechismus zu ſchreiben, damit die Leute doch etwas hätten, wonach ſie das arme Volk und die Kinder unterweiſen könnten.

Daß dieſe neuen Einrichtungen ſo ganz ruhig abgegangen wären, muß nur Niemand glauben. Die katholiſchen Geiſtlichen machten Luthern und den Anhängern ſeiner Reformation gar viel zu ſchaffen, indem ſie bald ihnen drohten, bald bei jeder Gelegenheit ſie neckten, ſo daß diejenigen Fürſten, die ſich zur neuen Lehre bekannten, endlich darauf denken mußten, ſich mit einander zu verbinden, auf den Fall, daß die katholiſchen Stände ſie etwa bekriegen wollten. An der Spitze dieſer Verbindung ſtanden der Kurfürſt von Sachſen, und der treffliche Landgraf von Heſſen, Philipp.

84. Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer. — Die Wiedertäufer.

Die Bauern hatten es damals in Deutſchland ſehr ſchlimm. Sie waren zwar nicht eigentlich Leibeigene, mußten aber manche Tage der Woche für die Herrſchaft arbeiten, und wurden nicht allein vom Landesherrn, ſondern auch von dem Gutsbeſitzer auf eine ſchamloſe Weiſe mit Abgaben belaſtet, ſo daß die armen Menſchen ihres Lebens gar nicht froh werden konnten. Sie hatten daher auch ſchon einige Male hier und da verſucht, mit Ge-

---

gebens warb ein Prediger um ihre Hand, obgleich Luther ſeine Werbung unterſtützte. Glücklicher war Luther ſelbſt. Er wurde mit ihr am 13ten Juni 1525 getraut. Sie hatten 6 Kinder, von denen 2 früh ſtarben. Nach Luthers Tode lebte ſie 1 Jahr in Wittenberg. Als die Kaiſerlichen 1547 hierher kamen, wanderte ſie mit ihren Kindern aus, und erfuhr manchen Kummer. Sie kehrte zwar nach Wittenberg zurück, ging aber 1552, durch die Peſt vertrieben, nach Torgau. Unterwegs wurden die Pferde ſcheu; ſie ſprang aus dem Wagen, und beſchädigte ſich ſo, daß ſie die Abzehrung bekam, an welcher ſie am 20. Decbr. 1552 in Torgau ſtarb. Hier liegt ſie in der Pfarrkirche begraben.

walt die Last abzuschütteln; aber man hatte sie jedes Mal mit Härte wieder unterworfen. Nun erfolgte die Reformation. Luther lehrte, jeder Mensch müsse christliche Freiheit haben; damit meinte er, daß Jeder die Freiheit haben müsse, Gott und Jesum zu verehren, wie er wollte. Aber die einfältigen Bauern nahmen das anders, und glaubten, Luther meine, sie brauchten ihren Herren nicht mehr zu gehorchen, da er doch gerade den Gehorsam recht eingeschärft hatte.

In Schwaben, in der Nähe des Bodensee's, brach der Aufruhr der Bauern zuerst aus, und verbreitete sich mit Blitzesschnelle weiter, ehe noch die anwohnenden Fürsten — der sogenannte schwäbische Bund — Zeit hatten, ihre Truppen zusammenzuziehen. Anfangs verfuhren die Bauern noch ziemlich manierlich. Sie setzten ihre Forderungen auf, schickten sie auch nach Wittenberg, und baten Melanchthon und Luthern um ihre Meinung. Beide aber riethen ihnen, sich sogleich zu unterwerfen. „Vergesset nicht," — schrieben sie — „daß in der heiligen Schrift geschrieben steht: „„die Rache ist mein; ich will vergelten."" Das hatten die Aufrührer nicht erwartet, und beschlossen, sich nun selbst zu helfen. Indessen rückten nun auch die Truppen herbei, und schlugen auf sie los. Dadurch entstand ein wüthender Krieg, in welchem scheusliche Grausamkeiten verübt worden sind. Fast überall mußten die Bauern den Kürzern ziehen; dafür rächten sie sich an denen, die ihnen in die Hände fielen. In dem würtembergischen Städtchen Weinsberg fielen ein Graf von Helfenstein nebst 70 Mann, Rittern und Knechten, in ihre Hände, und da sie gerade erfahren hatten, daß der schwäbische Bund einige der gefangenen Bauern hatte hinrichten lassen, so verurtheilten sie den armen Grafen und dessen Leute zum Tode. Vergebens warf sich die Gräfin, die, von Angst getrieben, ihr zweijähriges Kind auf dem Arme, herbeigelaufen war, auf die Kniee, und flehte um sein Leben. Der rohe Haufen verhöhnte sie in ihrem Jammer, und machte noch vor ihren Augen die Anstalten zu seinem Tode. Während Einige ihre Spieße vorhielten, jagten die Andern ihn mit Peitschenhieben hinein, und ein Junge, der früherhin in seinen Diensten gestanden hatte, spielte ihm aus Hohn auf der Pfeife dazu vor. Der Gräfin rissen sie dann das schreiende Kind vom Arme, verwundeten es, mißhandelten sie selbst, und führten sie endlich auf einem Mistwagen

nach Heilbronn zurück. Ebenso verfuhren aber auch die gegen sie ausgeschickten Truppen, die einmal 800 wehrlose Bauern niederhieben, und jenen schändlichen Buben, der dem Grafen zum Tode vorgespielt hatte, an langsamem Feuer verbrannten. Aber je mehr Bauern den Tod fanden, desto reißender griff der Aufruhr um sich, und breitete sich fast über das ganze südliche Deutschland aus, bis denn endlich die gemeinsame Macht der Fürsten die Bauern zur Unterwerfung zwang. Aber das Schicksal der Armen wurde doch nun erleichtert? — O nein! im Gegentheile legte man ihnen nicht nur das alte Joch wieder auf, sondern der Anführer der Truppen zog mit dem Scharfrichter umher, und henkte, köpfte und viertheilte die Wehrlosen. Wie wenig verstanden doch die Fürsten ihren eigenen Vortheil! Die Zahl der Gebliebenen auf beiden Seiten wurde auf 100—150,000 gerechnet. Beide Theile hatten in blinder Wuth zerstört und verwüstet; in Franken allein waren über 200 Stätten verbrannter Dörfer. Mehrere Tausend Waisen irrten ohne Obdach umher. Die Ruhe war wieder hergestellt, aber es war die Ruhe des Kirchhofs, die nur von dem Jammer unzähliger Opfer unterbrochen wurde. Es währte lange, ehe die blutgedüngten Felder von Neuem Früchte trugen, ehe aus der Asche verbrannter Dörfer neue Wohnungen emporstiegen. — Dieser Bauernkrieg war 1525.

Etwas Aehnliches trug sich in demselben Jahre in Thüringen zu. Als Luther die Bilderstürmereien in Sachsen unterdrückt hatte, waren die Wildesten über die Grenze gegangen. Nur ein schwärmerischer Prediger, Thomas Münzer, einst ein Schüler Luthers, war in Thüringen geblieben, und trieb nach wie vor sein Wesen. Er predigte nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen Luther, und verlangte von seinen Anhängern, daß sie sich nicht nur der groben Laster enthielten, sondern auch fasteten, in schlechten Kleidern gingen, immer ernsthaft und traurig aussähen, wenig sprächen, den Bart wachsen ließen, und von Gott Offenbarungen durch Träume erwarteten. Es liefen dem Narren bald eine Menge von Menschen nach; Alle hatten Träume, erzählten sie Münzern, und dieser legte sie ihnen aus. Endlich wurde der Lärm so arg, daß der Kurfürst den Patron aus dem Lande jagte. Aber er kam bald wieder, und die Bürger von Mühlhausen in Thüringen wählten ihn gar zu ihrem Prediger. Nun erst wurde

der Lärm recht arg. Münzer predigte Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit, und da der Magistrat das nicht dulden wollte, jagte Münzer denselben aus der Stadt, und machte sich zum Bürgermeister. Da er lehrte, daß alle Güter Allen gehören müßten, und den Reichen ihre Besitzungen wegnahm, so bekam er auch vom Lande großen Zulauf; das faule Volk wollte nicht mehr arbeiten, und schmauste nun von dem Gelde der Reichen. Einzelne Horden zogen in die Nachbarschaft aus, plünderten Häuser und Kirchen, und kehrten mit Schätzen beladen wieder heim, und nun wollte Münzer das ganze Land aufwiegeln. Er schrieb an die ehrlichen Bergleute im Mansfeldschen: „Nun ist es hohe Zeit; ganz Deutschland, Frankreich und Welschland sind wach. Der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen daran. Die Bauern sind auf, an 300,000 stark, und wird der Hause je länger je größer.“ So brach er auf, und lagerte sich beim Städtchen Frankenhausen in Thüringen. Indessen zogen die benachbarten Fürsten Truppen zusammen, dem tollen Haufen die Köpfe zurecht zu setzen. Friedrich der Weise war zwar eben gestorben, aber sein Bruder Johann der Standhafte, Philipp von Hessen und Andere führten ein Heer gegen die Aufrührer. Aus Mitleiden mit dem verblendeten Volke schickten sie erst einen Edelknaben an sie ab, und ließen ihnen Gnade anbieten, wenn sie gleich auseinander gingen, und Münzern auslieferten.

Dieser erschrak über die Gefahr, in der er schwebte, trat auf, und hielt eine feurige Rede an die Bauern, die er damit endigte, daß sie sich nur nicht fürchten sollten vor den Kugeln der Feinde, denn die würde er alle mit seinem Aermel auffangen, und wer in der vordersten Reihe niedergeschossen würde, stände in der hintersten wieder lebendig auf. Ihm sehr zur gelegenen Zeit entstand gerade ein Regenbogen am Himmel. „Seht!“ schrie er, „das Zeichen des Bundes, welchen Gott mit uns macht! Dieser Bogen ist der Bürge unseres Sieges und des Untergangs unserer Feinde. Frisch angegriffen also!“ — Aber noch standen die Bauern unschlüssig da, sahen ihn an, und stellten Betrachtungen an über seinen Aermel. Da ließ er den armen Edelknaben in Stücke hauen, damit jeder Weg zum gütlichen Vergleiche abgeschnitten würde, und nun griffen Alle zu den Sensen, Piken und andern Waffen, und erwarteten die Feinde. Diese ließen auch

nicht lange auf ſich warten. Die Kugeln ſauſten, die Reiter jagten herbei, und wie Spreu waren die Bauern beim erſten Anlaufe auseinander geſprengt. Sie ſahen ſich nach Münzern und ſeinem Aermel um; aber bei dem erſten Kanonenſchuſſe hatte er die Flucht ergriffen, und ſich in Frankenhauſen auf einem Heuboden verſteckt. Die armen Bauern ſahen nun ihre Verblendung ein, fielen nieder, und baten um Gnade. Aber jetzt war es zu ſpät. Viele wurden niedergeritten, an 5000 erſchlagen, und die Gefangenen nachmals enthauptet. Daſſelbe Schickſal traf auch verdienterweiſe Münzern und die andern Volksanführer.

Da wir einmal bei der Erzählung der menſchlichen Narrheiten ſind, ſo wollen wir noch eine erzählen, die ſich in den Jahren 1534 und 35 zutrug. Von Münzers Anhängern waren einige entkommen, und hatten ſich nach Holland gewendet, wo ſie auch manche Anhänger bekamen. Dieſe Leute kamen auf den Einfall, Alle, die zu ihnen gehörten, noch einmal zu taufen, weil die Kindertaufe keine wahre Taufe ſey, denn die Kinder verſtänden ja nichts davon. Einige dieſer Wiedertäufer kamen nun nach Weſtphalen, und ließen ſich in Münſter nieder: der Schneider Johann Bockold von Leyden, Johann Matthieſen, ein Bäcker von Haarlem, der Tuchhändler Knipperdolling, Krechting und Andere. Ein Prediger der Stadt, Rottmann, auch ein unwürdiger Schüler Luthers, ſchloß ſich bald an die Schwärmer an, die überhaupt vielen Anhang unter den Bürgern fanden. Zwar jagte der Magiſtrat ſie aus der Stadt, aber ſie kamen bald zum andern Thore wieder herein, und hatten ſolchen Zulauf, daß ſie den Magiſtrat wegjagten — der Biſchof war ſchon früher weggegangen, — und ſich des Zeughauſes bemächtigten. Rottmann und Knipperdolling ließen den Leuten auf dem Lande ſagen, ſie möchten nur zu Hauſe Alles ſtehen und liegen laſſen, und nach der Stadt kommen; da ſollten ſie das zehnfach wiederbekommen. Denn ſie lehrten, wie Münzer, eine allgemeine Gütergemeinſchaft. Die Reichen mußten Alles hergeben, und verließen je eher je lieber die Stadt, die nun den Armen und den Wiedertäufern allein überlaſſen blieb. Matthieſen befahl, daß Jeder bei Lebensſtrafe ſein Gold, Silber und übriges Eigenthum in ein beſtimmtes Haus bringen ſollte; es geſchah. Dann wurden alle Bücher, die Bibel ausgenommen, verbrannt.

Indeſſen rückte der Biſchof von Münſter mit einem Heere herbei, die Stadt zu belagern. Da erſchien der Bäcker Matthieſen auf dem Markte, ſuchte ſich 30 Männer aus, und rief: Gott habe ihm offenbart, daß er mit dieſen Leuten allein das ganze Heer des Biſchofs in die Flucht ſchlagen würde. Wirklich zog der Tollkopf aus, und Alle waren neugierig, wie es ihm gehen würde. Aber — er wurde gleich vom erſten Soldaten niedergeſtochen. Da trat der Schneider Bockold auf, und ſprach: das habe er längſt gewußt; denn er ſey beſtimmt, ſeine Wittwe zu heirathen, und auch als Bürgermeiſter an ſeine Stelle zu treten. Aber dieſe Würde verrückte dem armen Schneider vollends den Kopf. Auf ſein Geheiß mußte ein Goldſchmidt dem Volke bekannt machen: Gott habe ihm offenbart, daß Bockold König ſey, den ganzen Erdball beherrſchen, und alle Fürſten todtſchlagen ſolle. Da fiel Bockold auf ſeine Kniee, und rief: „Meine Brüder, das hat mir Gott ſchon vor vielen Tagen offenbart; aber ich wollte warten, bis ein Anderer es euch verkündigte.“ So wurde aus dem Schneider ein König; er reckte ſeine Naſe gen Himmel, ließ ſich goldene Kronen, einen Scepter, ein Schwert u. ſ. w. machen, ertheilte Audienz, ließ einen Thron auf dem Markte errichten, wo er Gericht hielt, und wenn er über die Straße ſchritt, ſo trug er einen ſcharlachnen Mantel mit einer langen, langen Schleppe, die ihm von Edelknaben nachgetragen werden mußte, hatte die Krone auf dem Kopfe, und ein glänzendes Gefolge hinter ſich. Der Narr! — Er erlaubte, ſo viele Weiber zu nehmen, als Jeder wollte; er ſelbſt brachte es auf 14. Eine enthauptete er auf dem Markte mit eigner Hand, weil ſie ihm Vorſtellungen über alle den Unſinn machte, und tanzte dann mit Andern um den blutigen Leichnam herum. Endlich ſchickte er 28 Apoſtel aus in die benachbarten Städte; denn das Reich Chriſti, ſagte er, ſollte auf Erden aufgerichtet werden. Nun war es Zeit, dem Unweſen ernſtlich Einhalt zu thun. Der Biſchof ſchloß die Stadt immer enger ein, und ſchon nahm hier die Hungersnoth ſo überhand, daß Viele ſchon verhungert waren, und die Andern wie Schattenbilder umherwankten. Und doch durfte Keiner ſich unterſtehen, von Uebergabe zu ſprechen. Da flohen zwei Bürger aus der Stadt, und zeigten dem Biſchofe, wie er die Stadt ſchnell einnehmen könnte. Das geſchah denn auch, und nach einem wüthenden

Kampfe, in welchem Rottmann seinen Tod fand, baten die Wiedertäufer um Gnade. Bockold, Knipperdolling und Krechting wurden in eiserne Käfige gesperrt, und wie seltene Thiere im Lande herumgeführt und gezeigt, dann aber in Münster grausam hingerichtet. Die Käfige mit den Leichnamen hing man an dem Lambertus-Thurme auf; da kann man sie noch heute sehen.

85. Fortgang der Reformation. — Luthers Tod 1546.

Dadurch wurde die Reformation unstreitig sehr begünstigt, daß Kaiser Karl V. sich nur selten einmal in Deutschland sehen ließ, und überhaupt viele andere Dinge im Kopfe hatte, die ihm weit mehr am Herzen lagen, als die Zänkereien der Deutschen. Seitdem er mit König Franz I. von Frankreich, einem jungen, ritterlichen Könige, zugleich auf der Wahl gewesen war, hatte eine unvertilgbare Feindschaft zwischen beiden Fürsten gewaltet. Franz konnte es Karln nie vergeben, daß dieser ihn ausgestochen hatte, und so haben Beide vier erbitterte Kriege gegen einander geführt. Diese und andere Kriege hielten Karln viel aus Deutschland entfernt, und nie hat daher dieser sonst so große Kaiser den Charakter der Deutschen recht kennen gelernt. Nur wenn einmal der Lärm in Deutschland zu arg wurde, oder er Geld brauchte, schrieb er einen Reichstag aus. So ließ er 1529 einen Reichstag in Speier halten, wo gleich wieder der Religionsstreit zwischen Katholischen und Evangelischen vorgenommen wurde. Nach langem Hin- und Widerreden bewilligten die Katholischen, daß die Evangelischen nur unter der Bedingung fürs Erste freie Religionsübung behalten sollten, daß sie die Messe beibehielten, und überhaupt alle Neuerungen unterließen. Das wollten sich aber die Evangelischen nicht gefallen lassen, und reichten dagegen eine Protestation ein. Das ist es, wovon sie den Namen Protestanten erhielten.

Noch wichtiger war 1530 der Reichstag in Augsburg, dem der Kaiser selbst beiwohnte. Auf Anrathen des Kurfürsten von Sachsen hatte der gelehrte Melanchthon eine Schrift aufgesetzt, in welcher die Lehrsätze der Evangelischen enthalten waren. Es war ein wahres Meisterstück, diese Arbeit. Jedes Wort war abgewogen, und so klar die Glaubenslehren der Lutheraner aus einander gesetzt waren, so schonend war Melanchthon über die

Irrthümer der Katholischen hinweggegangen. Diese Schrift hieß die Augsburger Confession. Sie wurde öffentlich vorgelesen, und dann dem Kaiser überreicht, der darauf erwiederte: Er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen und merklich großen Handel mit allem Fleiße erwägen, und ihnen alsdann seine Entschließung bekannt machen. Er übergab darauf die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen Eck und andere ähnlichen Gelichters waren. Diese faßten denn eine Gegenschrift ab, wie sie von ihnen erwartet werden konnte, in so heftigen, unschicklichen Ausdrücken, daß selbst der Kaiser sie mit Unwillen zurückwies, und eine andere aufzusetzen befahl. Diese wurde den Evangelischen gegeben, und der Kaiser bedrohte diese mit seiner Ungnade, wenn sie sich nun nicht mit den Katholischen vergleichen würden. Wie war das aber möglich, da sie so himmelweit aus einander waren? Und so wurde gestritten und gestritten, und doch — wie gewöhnlich bei allen Zwisten — blieb Jeder bei seiner Meinung. Die evangelischen Fürsten fuhren aber indessen fort, in ihren Ländern die Kirchen und Geistlichen umzuformen, und Alles so einzurichten, wie Luther und Melanchthon es gerathen hatten, und immer Mehrere traten zu ihnen über.

Um diese Zeit, 1531, schlossen sich auch die Evangelischen näher an einander an. Denn sie wußten wohl, wie feindlich die Katholischen gegen sie gesinnt waren, und wie der Papst den Kaiser immer mehr gegen sie aufhetzte. Sie kamen deswegen in Schmalkalden, einer hessischen Stadt im Thüringerwalde, zusammen, und verabredeten, sie wollten sich gegenseitig beistehen, wenn sie angegriffen würden. Aber als der Landgraf Philipp von Hessen, der die Seele des Bündnisses war, darauf bestand, daß man das Nähere verabreden sollte, da zeigte es sich, wie schwer es hält, viele Köpfe unter Einen Hut zu bringen. Jeder wollte etwas Anderes, und nichts wurde daher aufs Reine gebracht. Das Einzige, was man beschloß, war, man wollte den Kaiser bitten, sie der Religion wegen unangefochten zu lassen; sonst würden sie einander treulich beistehen. Und selbst dies bestätigten Viele nur mit Zittern und Zagen.

Während dieser Unterhandlungen setzte Kaiser Karl es durch, daß die Deutschen seinen einzigen Bruder, Ferdinand, einen

guten, ſtillen Mann, zum römiſchen Könige erwählten, damit doch Einer da ſey, der in des Kaiſers Abweſenheit die Ordnung in Deutſchland handhabte. Nur der Kurfürſt von Sachſen wollte ihm ſeine Stimme nicht geben, was ihm der Kaiſer nicht vergaß.

Ueberhaupt wurde Kaiſer Karl auf die Evangeliſchen jetzt immer erbitterter, beſonders da ſie gleich darauf, noch in demſelben Jahre 1531, wirklich den ſchmalkaldiſchen Bund mit einander abſchloſſen. Sechs Fürſten, zwei Grafen und 11 Städte unterſchrieben. Auch die Secte der Reformirten, oder, wie ſie damals noch hießen, Zwinglianer, wünſchte dazu zu treten, und ihr Beitritt hätte den Bund bedeutend verſtärkt; aber gleich erhoben ſich mehrere unduldſame Stimmen, die erklärten, mit ihnen müſſe man ſich nichts zu ſchaffen machen, weil — ſie die augsburgiſche Confeſſion nicht annähmen! Wie ſehr war doch dieſe Unduldſamkeit dem wahren Geiſte unſerer Religion entgegen! — Die Häupter des Bundes waren der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen. Dieſer, ein feuriger, für ſeine Religion warm fühlender Mann, hätte gern gleich mit dem Schwerte dareingeſchlagen; aber dazu war der träge Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, nicht zu bringen. Johann der Standhafte war nämlich bald nach dem ſchmalkaldiſchen Bunde geſtorben. Das gegenſeitige Mißtrauen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten war aber ſchon ſo groß, daß jeder Unbefangene wohl einſah, es könnte nicht lange ſo bleiben, und würde endlich zum Kriege kommen. Das iſt leider auch geſchehen, aber erſt im Jahre 1546.

Luther hatte dieſen unglücklichen Fall glücklicherweiſe nicht erlebt; denn er ſtarb kurz vor dem Ausbruche deſſelben. Bis dahin hatte er mit ungemeiner Thätigkeit an der Förderung ſeines großen Werkes gearbeitet, und darüber ſeinen Körper vernachläſſigt, der bei einbrechendem Alter immer ſchwächlicher wurde. Beſonders litt er an heftigem Schwindel, der ihn oft verhinderte, ſeine ſonntäglichen Predigten zu halten. Aber dieſe waren ihm ſo lieb geworden, daß er ſie nur höchſt ungern ausſetzte, und dann zu Hauſe mit ſeiner Familie und wenigen Freunden ſich erbaute. Um dieſe Zeit war unter den Grafen von Mansfeld, ſeinen ehemaligen Landesherren, ein Zwiſt über die dortigen Silberbergwerke entſtanden, und nachdem ſie zu ihrem großen Nachtheile eine Weile mit einander Proceſſe geführt hatten, kamen ſie

auf den vernünftigen Einfall, es sey ja besser, den ehrwürdigen Luther zu bitten, nach Eisleben zu kommen, und den Streit zu entscheiden. So kränklich dieser nun auch damals schon war, so machte er sich doch am 23sten Januar 1546 von Wittenberg auf, nahm von seiner lieben Frau, die er nicht wiedersehen sollte, Abschied, und ließ sich von seinen Söhnen Martin und Paul begleiten. Als er nach Halle kam, mußte er drei Tage bei seinem Freunde, dem Superintendenten Justus Jonas, bleiben, weil die Saale ausgetreten war, und nicht ohne Lebensgefahr setzte er endlich auf einem Kahne über. So kam er am 28sten Januar nach Eisleben, wo ihn die Grafen mit vielen Reitern feierlichst empfingen. Wie klopfte sein Herz vor Freude, seine liebe Geburtsstadt einmal wiederzusehen! Alles das aber griff ihn so an, daß er sterbenskrank in seine Wohnung kam, und erst nachdem man ihn mit warmen Tüchern stark gerieben hatte, kam er wieder zu sich, erholte sich auch bald so, daß er wöchentlich 2 — 3 Mal den Sitzungen mit den Grafen beiwohnen konnte. Dabei war er stets heiter, scherzte oft über Tische, und ließ es sich gut schmecken; „denn," sagte er, „wohl schmeckt es nicht besser als im Vaterlande."

Aber Mittwochs den 17ten Februar befand er sich schwächer als vorher, und die Grafen sowohl, als seine Freunde, Doctor Jonas und der Prediger Cölius von Mansfeld, baten ihn, doch lieber heute zu Hause zu bleiben, und nicht auf die Sitzung zu gehen. Er blieb, und ging dann und wann in seinem Zimmer umher, sah auch öfters zum Fenster hinaus, und hier hörte man ihn auch halblaut beten. Einmal wandte er sich zu seinen Freunden. „Doctor Jonas und Herr Cölius," sagte er, „ich bin hie zu Eisleben getauft; wie wenn ich hie bleiben sollte?" Zu Tische ging er noch hinunter in die Eßstube, sprach über Tische viel vom Wiedersehen nach dem Tode, und äußerte: „Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen, vertragen, so will ich heimziehen, und mich in den Sarg schlafen legen, und den Würmern den Leib zu verzehren geben." Gegen Abend wurde er beklommen; er klagte über Brustschmerzen und Beängstigung; doch ging er auch zum Abendessen noch hinunter; „denn," sagte er, „Alleinsein bringt nicht Fröhlichkeit." Ueber Tische aß er nicht ohne Appetit, und scherzte selbst mit seinen Freunden; denn er ahnete

nicht, daß ihm die letzte Stunde schon so nahe sey. Nach dem Essen ging er wieder hinauf, und klagte über Brustbeklemmung. Man rieb ihn mit warmen Tüchern, und wollte den Arzt holen; aber er verbot es, legte sich aufs Ruhebette, und schlief an drei Stunden recht ruhig, während Jonas, Cölius, der Stadtschreiber, welchem das Haus gehörte, mit seiner Frau, und Luthers zwei kleine Söhne bei ihm wachten. Um 10½ Uhr wachte er auf. „Siehe! sitzet ihr noch?" sprach er gerührt; „möget ihr euch nicht zu Bette legen?" — Dann begehrte er, man möchte ihm das Bette in der Kammer auswärmen, und ihn zu Bette bringen. Das geschah, und Jonas, die beiden Knaben und sein treuer Bedienter Ambrosius schliefen bei ihm, Cölius in der Nebenkammer. So schlief er ruhig bis um 1 Uhr, wo er den Doctor Jonas und den Bedienten rief, Letzterer solle doch die Stube heizen, was bereits aber geschehen war. „O Herr Gott!" rief dann Luther zum D. Jonas, „wie ist mir so übel! Mich drückt's so hart um die Brust! O ich werde zu Eisleben bleiben!" Alle erschraken, sprangen herzu, halfen ihm aus dem Bette, und führten ihn in die Stube, wo er langsam umherging, dann aber warme Tücher verlangte. Indessen hatten seine Freunde in der ersten Angst das ganze Haus in Bewegung gesetzt. Einige waren nach den beiden Stadtärzten gelaufen, die auch gleich kamen. Auch Graf Albrecht war geweckt worden, und eilte mit seiner Frau herbei. Die besorgliche Dame brachte Tropfen mit, und gab sie ihm ein. Seine Freunde trösteten ihn damit: daß er schwitze, das sey ein Zeichen, daß Gott Gnade zur Besserung gebe. Er aber schüttelte ungläubig den Kopf. „Es ist kalter Todesschweiß," sprach er; „ich werde meinen Geist aufgeben; denn die Krankheit mehret sich." Nachdem der Eine dies, der Andere jenes ihm gerathen und versucht hatte, fing Luther an zu beten: „Mein himmlischer Vater, ewig barmherziger Gott, du hast mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret; den habe ich gelehrt, den habe ich bekannt, den liebe ich und den ehre ich als meinen lieben Heiland und Erlöser. Nimm meine Seele zu dir!" Dann rief er drei Mal: „In deine Hände befehle ich meinen Geist! du hast mich erlöset!" Plötzlich schwieg er, und sank zusammen. Die Umstehenden riefen und schüttelten ihn, die Gräfin rieb ihn mit Spiritus; auch schlug er noch einmal die Augen auf,

konnte aber nur schwach ja oder nein antworten. Da riefen ihm Cölius und Jonas zu: „Allerliebster Vater, bekennet ihr Christum, den Sohn Gottes, unsern Heiland und Erlöser?“ — Er antwortete vernehmlich! „Ja!“ Gleich wurden ihm aber Stirn und Angesicht kalt, und wie sehr man ihn auch rief und schüttelte, er hörte und antwortete nicht mehr, holte noch einmal einen tiefen Athem, und entschlief sanft mit gefaltenen Händen. Das war in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr, am 18. Februar 1546. Nun ließen Alle ihren Thränen und Klagen freien Lauf. Ein Eilbote benachrichtigte den Kurfürsten von dem traurigen Todesfalle, und als der Tag graute, verbreitete sich schnell die Trauerpost durch ganz Eisleben, wo Alle ihn wie einen Vater bedauerten. Der Kurfürst schrieb eiligst zurück, und befahl, daß die Leiche nach Wittenberg gebracht würde.

Am folgenden Tage trug man sie in feierlicher Procession nach der Hauptkirche. Doctor Jonas hielt hier eine rührende Leichenrede, bei welcher kein Auge trocken blieb. Zehn Bürger blieben dann bei der Leiche als Wache zurück. Am 20. Februar versammelten sich wieder Nachmittags die Grafen und eine ungeheure Menge von Menschen in der Kirche, hoben den zinnernen Sarg auf den dazu bestimmten Wagen, und gaben der theuern Leiche das Geleit bis weit vor die Stadt. In allen Dörfern, durch welche der Zug kam, standen die Bauern der ganzen Gegend in ihren Feierkleidern, dem hochverdienten Manne die letzte Ehre zu erweisen; alle Glocken läuteten. So kam der Zug nach Halle um 5 Uhr Abends. Eine unzählbare Menge von Einwohnern war herausgeströmt, die Leiche zu empfangen. Am Thore standen die Geistlichen und der Magistrat, und die Lehrer mit den Schülern zogen vor dem Leichenwagen mit Gesängen einher, unter so entsetzlichem Gedränge, daß der Wagen oft anhalten mußte und fast zwei Stunden zubrachte, ehe er die Marktkirche erreichte. Hier wurde die Leiche niedergesetzt, und Trauerlieder gesungen, oder vielmehr geschluchzt; so allgemein und tief war die Betrübniß der treuen Hallenser. Am folgenden Tage begleitete man die Leiche mit denselben Ehren wieder vor das Thor, und am 22. Februar Montags traf sie erst in Wittenberg ein, und zog durch dasselbe Thor, vor welchem Luther einst die päpstliche Bulle den Flammen übergeben hatte. Nichts von der allgemeinen Trauer

der Bürger, der Frauen und Kinder! Nichts von den Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses! Er wurde eingesenkt in eine Gruft vor dem Altare der Schloßkirche, wo noch sein Sarg zu sehen ist. Eine schöne große Metallplatte verschließt die Gruft, und zeigt den Ort, wo seine Asche ruht. Erst 14 Jahre nach ihm starb auch der edle Melanchthon. Wie er im Leben neben Luther lehrte und wirkte, so ruht er auch im Tode neben ihm. Luthern ist erst am 31. October 1821 von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein kostbares Denkmal auf dem Marktplatze zu Wittenberg errichtet worden. Auf einem ungeheuern, herrlich geschliffenen Granitblocke steht seine Bildsäule in mehr als menschlicher Größe von Metall gegossen. Er hält in der Linken die aufgeschlagene Bibel, auf welche er mit der Rechten hinweist. Ueber ihm ist eine hohe Decke von Eisen mit hohen Spitzen, ruhend auf vier eisernen Säulen, welche auf dem Granitblocke aufstehen.

86. Der schmalkaldische Krieg, 1547. — Moritz von Sachsen.

Immer größer war schon in den letzten Lebensjahren Luthers die Spannung zwischen den Evangelischen und Katholischen geworden. Vergebens hatten jene dringend und oft den Kaiser um gleiche Rechte mit den Katholiken und um ungekränkte Religionsübung gebeten. Nun hörten sie gar, der Kaiser rüste sich, und habe mit dem Papste ein Bündniß geschlossen. Sie fragten daher bei ihm an, wohin die Rüstungen zielten, und erhielten die beunruhigende Antwort: Er werde sich gegen Alle, die ihm gehorsam wären, gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen und Widerspenstigen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen. Am folgenden Tage erklärte er sich noch bestimmter: Er habe beschlossen, einige ungehorsame Störer des Friedens, die bisher unter dem Scheine der Religion selbst die kaiserliche Hoheit anzugreifen gewagt hätten, zum Gehorsame zurückzubringen. Die evangelischen Fürsten und Städte verstanden, daß er sie damit meinte, und rüsteten sich geschwind. Nur Schade, daß unter ihnen gar keine Einigkeit war. Johann Friedrich von Sachsen war ein guter, ehrlicher Mann, aber von sehr beschränkten Verstandeskräften. Er hatte den sonderbaren Glauben, daß

Gott sein Evangelium schon vertheidigen würde, vergaß aber, daß Gott den immer verläßt, der aus Trägheit die Hände in den Schooß legt. Daher hatte er einen rechten Abscheu vor dem Kriege, und wurde darin von Melanchthon, der die Friedensliebe selbst war, noch mehr bestärkt. Ganz anders war dagegen Philipp von Hessen, ein thätiger, verständiger Mann, der wohl einsah, daß es ohne Krieg nicht abgehen würde, und daß es am vortheilhaftesten wäre, schnell anzugreifen, ehe sich der Kaiser völlig gerüstet hätte. Aber dazu war Johann Friedrich nicht zu bringen, und er glaubte, wie alle beschränkte Köpfe, daß er allein den richtigen Weg einschlüge. Verständige Leute konnten schon jetzt leicht ahnen, daß die schmalkaldischen Bundesgenossen unterliegen würden.

Daher schlossen sich auch einige evangelische Fürsten nicht an den Bund an. Dahin gehörte besonders der junge Herzog Moritz von Sachsen, Johann Friedrichs Vetter. Sachsen besteht aus zwei Linien, der ernestinischen und albertinischen. Jene war damals im Besitze des Kurfürstenthumes, dessen Hauptstadt Wittenberg war; diese war die herzogliche, und hatte Dresden zur Hauptstadt. Moritz war ein junger, trefflicher Mann, in der Blüthe der Jahre. Aus seinen feurigen Augen blitzte Klugheit und Heldenmuth, und daher war es nicht zu verwundern, daß er sich mit seinem schwerfälligen Vetter, der Alles besser wissen wollte, und doch Alles verkehrt anfing, gar nicht vertragen konnte. Besser stand er mit Philipp von Hessen, dessen Schwiegersohn er war. Aber dennoch hielt er es nicht für gerathen, sich mit ihm zu verbinden, denn er sah wohl, daß mit Philipps aufbrausender Hitze eben so wenig, als mit Friedrichs träger Unentschlossenheit ein sicheres Bündniß zu schließen sey. Schade, daß Moritz nicht den hohen Sinn besaß, der alles Irdische dem, was man als Recht erkannt hat, nachsetzt. Er war zwar auch ein frommer, seinem Glauben treuergebener Fürst; aber Ehrgeiz war seine Schwäche, der er Alles aufopferte. Das wußte der Kaiser; darum machte er ihm Hoffnung, ihm den Oberbefehl über ein Heer zu geben, und diese Aussicht bezauberte ihn so, daß er sich fest an ihn anschloß. Wirklich schätzte ihn auch Karl recht hoch; ja Moritz galt als sein Liebling.

So ſtanden die Sachen, als der Krieg auszubrechen droh„ Da wurde Moritz recht in Verlegenheit geſetzt. Johann Friedrich bat ihn, daß er doch während ſeiner Abweſenheit die Beſchützung ſeines Landes übernehmen möchte, denn er wußte nicht, daß Moritz ſchon mit dem Kaiſer verabredet hatte, dem Kurfürſten, ſobald er nur in den Krieg gezogen, ins Land zu fallen. Was wollte er machen? Sollte die ganze Verabredung nicht gleich verrathen werden, ſo mußte er den erbetenen Schutz ſchon verſprechen; eine offenbar treuloſe Handlung. Kaum waren daher Johann Friedrich und Philipp auf den Kaiſer losgegangen, als Moritz heimtückiſcher Weiſe in das Kurfürſtenthum einfiel, und das ganze wehrloſe Land im Hui eroberte. Mit Recht ſchrieen die Sachſen und alle Evangeliſche, das ſey eine abſcheuliche Verrätherei, die Moritz ſowohl an ſeiner Religion, als an ſeinem Vetter begehe, und Moritz würde ſich gewiß recht ernſtlich geſchämt haben, wenn ihn ſein Ehrgeiz hätte dazu kommen laſſen.

Was den Krieg der ſchmalkaldiſchen Verbundenen betrifft, ſo wollen wir kurz davon nur Folgendes ſagen: Die Sachſen, Heſſen und einige Fürſten und Städte in Schwaben zogen gegen den Kaiſer zu Felde, deſſen Soldaten damals die beſten waren, die es gab. Dennoch hätten ſie ihn gewiß überwunden, wenn ſie es nur gewagt hätten, ihn herzhaft anzugreifen; aber jedes Mal fürchteten ſie, ihn zu ſehr zu beleidigen, und Jeder von ihnen wollte etwas Anderes als die Uebrigen. Das Aergſte war, daß ſie endlich, ohne ſich mit ihm ordentlich gemeſſen zu haben, umkehrten, und nach Hauſe zogen. Wie lachte der Kaiſer, als er das verkehrte Weſen mit anſah! Er ließ ſie fürs Erſte ziehen, und züchtigte erſt alle Städte und Fürſten in Schwaben, die zum Bunde gehörten, und die nun froh ſeyn mußten, mit einer tüchtigen Geldſumme wegkommen zu können. Indeſſen hatte Johann Friedrich ſein Land glücklich wieder erobert, und obendrein dem Moritz die meiſten ſeiner Städte weggenommen; aber was der Kaiſer weiter thun würde, wußte man nicht. So verging der Winter.

Sobald das Frühjahr 1547 anbrach, beſchloß Kaiſer Karl dem ſchwachen Johann Friedrich einen Beſuch in Sachſen zu machen. Dieſer ſtand mit ſeinem Heere bei Meißen, und war ſo ſorglos, nicht einmal Erkundigungen einzuziehen über die An-

näherung des Kaisers, und da man ihm versicherte, der Kaiser sey schon ganz in der Nähe, so wollte er es gar nicht glauben, sondern meinte, das sey nur herumstreifendes Gesindel des Moritz. Doch ging er endlich über die Elbe hinüber, brannte die schöne meißner Brücke hinter sich ab, und zog sich die Elbe hinunter bis Mühlberg. Karl zog ihm am andern Ufer nach. Am Abend vor der Schlacht ritt dieser mit seinem Bruder Ferdinand und mit Moritz am Ufer hin, um die Gegend anzusehen. Die breite Elbe fluthete stark, und jenseits waren die Feinde; auch hatten diese alle Kähne auf das rechte Ufer geführt. Da brachte Herzog Alba einen jungen Müllerburschen herbei, der sich anheischig machte, ihnen eine Furth durch die Elbe zu zeigen, wo man hindurchreiten könne. Er that das aus Rache gegen seine Landsleute, die Sachsen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten (ein zweiter Ephialtes!) *). Moritz verhieß ihm 100 Kronenthaler und zwei andere Pferde.

So brach der Morgen an, der 24. April 1547, der des verblendeten Johann Friedrich Schicksal entscheiden sollte. Ein dicker Nebel lag über der Flur und dem Strome. Einige spanische Scharfschützen versuchten durch die Furth zu setzen, aber die Sachsen feuerten stark herüber. Da meinte der Kaiser, wenn man sich nur der Schiffe, die jenseits ständen, bemächtigen könnte. Sogleich warfen die Spanier den Harnisch ab, nahmen den Säbel zwischen die Zähne, sprangen ins Wasser, schwammen hinüber, und jagten den Sachsen einige Schiffe ab, welche sie nun im Triumph herüberbrachten. Sie wurden mit Schützen bemannt, die den Uebergang der Reiterei beschützen sollten. Vom Müller geführt, ritten jetzt der Kaiser, Ferdinand, Moritz, Alba und andere Führer durch die Furth, die ganze Reiterei mit. Schnell ordnete Karl seine Schaaren; das Fußvolk, für welches eine Schiffbrücke geschlagen wurde, wartete er nicht erst ab. Er hatte sich wie zum Siege geschmückt. Mit der Linken tummelte er sein starkes andalusisches Roß, in der Rechten schwang er die Lanze, und die eben durchbrechende Morgensonne spiegelte sich an seinem vergoldeten Helme und Panzer.

---

*) Siehe Th. I, S. 122.

Indeſſen brachten Boten auf Boten dem Kurfürſten, der ungeachtet der Gefahr in einer Kirche dem Gottesdienſt zuhörte, — es war gerade Sonntag — die Nachricht, Karl rücke an. Aber der Kurfürſt wollte es nicht glauben; auch könne er jetzt nicht kommen, ſagte er; erſt müſſe der Gottesdienſt beendigt ſeyn. Aber als dieſer beendigt war, hatte er kaum noch Zeit, ſich eilends in ſeinen Wagen zu ſetzen, und davon zu jagen. Denn mit dem Rufe: „Hiſpania! Hiſpania!“ ſtürzten die trefflichen kaiſerlichen Reiter auf die Sachſen ein; Moritz focht unter den Vorderſten. Leicht wurden die ſächſiſchen Reiter in die Flucht gejagt; ſie warfen ſich auf ihr eigenes Fußvolk, und brachten nun auch dies in Verwirrung; ohne Ordnung liefen die Unglücklichen aus einander, und wurden durch die ganze Haide von den Siegern verfolgt. Der Kurfürſt warf ſich endlich, ſo ſchwer er auch wegen ſeiner Dicke reiten konnte, auf ein ſtarkes Pferd, und jagte fort. Einige leichte Reiter holten ihn ein, und wollten ihn fangen. Aber der dicke Herr ſchlug mit dem Schwerte wacker um ſich, erhielt einen Hieb in den linken Backen, und ergab ſich erſt, als ihm ein Ritter Moritzens zurief: Er ſolle doch ſeines Lebens ſchonen. „Ja!“ antwortete er, „einem Deutſchen ergebe ich mich!“ zog zwei Ringe vom Finger, und gab ſie ihm zum Zeichen der Gefangenſchaft. Der Ritter brachte ihn zum Herzoge von Alba, und dieſer, nachdem er ſich drei Mal geweigert hatte, zum Kaiſer. Karl hielt gerade, von ſeinem ganzen Gefolge umgeben, mitten in der Haide. Da näherte ſich ihm Alba mit dem tiefgebeugten Kurfürſten, der allgemeines Mitleiden erweckte. Das Blut lief ihm von der zerhauenen Wange herab, ſein Panzerhemde war mit Blut bedeckt. „Herr Gott! erbarme dich mein!“ ſagte er; „nun bin ich hier!“ — Alba half ihm vom Pferde, während Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, und eine Todtenſtille herrſchte. Er wollte ſich auf ein Knie niederlaſſen; Karl verbat es. Er zog den Blechhandſchuh aus, dem Kaiſer nach deutſcher Weiſe die Hand zu reichen; Karl wendete ſich ab. „Großmächtigſter, allergnädigſter Kaiſer!“ — fing er an. „So?“ fiel ihm Karl ins Wort, „bin ich nun euer gnädigſter Kaiſer? Ihr habt mich lange nicht ſo geheißen!“ — „Ich bin,“ fuhr der Kurfürſt fort, „Euer kaiſerlichen Majeſtät Gefangener und bitte um ein fürſtliches Gefängniß!“ — „Wohl!“ rief Karl, „ihr ſollt gehal-

ten werden, wie ihr es verdient!" — Der arme Kurfürst! — Was ist doch irdische Größe! —

Nun ging Karl vor Wittenberg, wo die Kurfürstin mit ihren Kindern war. Karl verlangte, daß gleich die Thore geöffnet würden, sonst würde er ihnen den Kopf des Kurfürsten hineinschicken. Die muthige Frau aber ließ sich nicht schrecken; sie mochte wohl die Drohung nicht für Ernst halten. Da sprach Karl wirklich das Urtheil aus: „Daß Johann Friedrich, der sich Herzog zu Sachsen nenne, wegen seiner Rebellion u. s. w., ihm zur Bestrafung und Andern zum Exempel, durch das Schwert vom Leben zum natürlichen Gerichte fürgebracht werden sollte," und befahl zugleich, das Urtheil wirklich zu vollziehen. Als die Männer, die es dem Kurfürsten ankündigen sollten, in sein Zelt traten, saß er gerade mit seinem Mitgefangenen, Herzog Ernst von Lüneburg, am Schachbrete. Wie wahr es ist, daß Menschen, die im Glück große Schwäche zeigen, oft im Unglück eine starke Seele offenbaren, zeigte sich auch bei ihm. Ohne zu erschrecken, antwortete er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen an mir handeln sollte. Ist es aber gänzlich also bei der Kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge." — Aber zum Glück kam es nicht so weit. Mehrere Fürsten legten Fürsprache ein, und so wurde ihm zwar das Leben geschenkt, aber nur unter der sehr harten Bedingung, daß er für sich und seine Nachkommen auf seine Kurwürde und sein Land Verzicht leistete. Zu seinem Unterhalte erhielt er nur einige Aemter: Eisenach, Gotha, Weimar, u. s. w., aus denen nachher das jetzige Herzogthum Sachsen, welches noch aus vier Linien besteht, entstanden ist. Aber wer erhielt denn nun sein Land und seine Würde? — Wer anders als — Moritz, und so ist es gekommen, daß die jüngere (albertinische) Linie die Kurwürde erhielt, und noch jetzt das Königreich besitzt. Nun erst wurde recht klar, warum Moritz dem Kaiser gegen seinen unglücklichen Vetter geholfen hatte.

Jetzt war noch Philipp von Hessen zu züchtigen übrig. Die Behandlung Johann Friedrichs nach der Schlacht bei Mühlberg diente ihm zum warnenden Beispiel, sich lieber mit dem Kaiser gütlich abzufinden. Dazu war dieser auch bereit, und ließ

ihm mündlich sagen, wenn er nach Halle zu ihm käme, und Abbitte thäte, so wolle er ihm verzeihen, ihn auch nicht festhalten. Philipp willigte — wiewohl ungern — ein, und kam. Aber wie erschrak er, als er zum Kaiser hereintrat, und ihn nicht allein fand, sondern auf dem Throne sitzend, vor einer großen Versammlung. Er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Indeß was war zu machen? Er kniete nieder, und sein hinter ihm knieender Kanzler mußte die Abbitte ablesen, die in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßt war. Das Gefühl der Scham entlockte dem Landgrafen ein unwillkürliches, spöttisches Lächeln, als wenn er sagen wollte: „wenn ich nur nicht müßte!" — Der Kaiser bemerkte es wohl, und rief, indem er drohend den Finger emporhob: „Wol! ick sall di lachen lehren!" Doch ließ er durch seinen Kanzler ablesen, daß er Gnade für Recht ergehen lassen, und dem Landgrafen sein Leben, welches er verwirkt habe, schenken wollte. Jetzt erwartete Philipp, der Kaiser werde ihm zur Versöhnung die Hand reichen, und ihn aufheben. Da er das aber nicht that, sondern ihn immer noch knieen ließ, stand Philipp selbst auf, und ging trotzig zur Thüre hinaus. Am Abende war er nebst Moritz und Joachim von Brandenburg zum Herzoge von Alba geladen, und als er von da nach Hause gehen wollte, erklärte ihm dieser, er sey sein Gefangener; der Kaiser wolle es so. Moritz und Joachim protestirten: der Kaiser habe ihnen ja ausdrücklich gesagt, er wolle dem Landgrafen die Freiheit schenken, und sie hätten sich diesem dafür verbürgt. Aber nichts half, und Karl selbst leugnete Alles ab; er habe nichts versprochen. So blieb der arme Landgraf also gefangen, und wurde endlich gar nach Mecheln geschickt, und da in ein enges Gefängniß gesteckt. Erst nach fünf traurigen Jahren wurden beide Gefangene wieder freigelassen; doch verlor Philipp seine Länder nicht. In der Gefangenschaft aber hatte es Johann Friedrich besser; denn er blieb beim Kaiser, und zog mit ihm herum.

Jetzt stand Karl auf der höchsten Spitze seiner Macht. Ganz Deutschland war ihm unterworfen, und mit Recht fürchteten die Evangelischen, er werde nun, seinem dem Papste geleisteten Versprechen gemäß, die evangelische Lehre mit Gewalt unterdrücken. Aber das that er nicht, und dies gereicht ihm zur besondern Ehre. Viel mochte zu dieser Mäßigung wohl beitragen, daß

er jetzt mit eigenen Augen in Sachsen gesehen hatte, daß die Evangelischen gar nicht so böse wären, als sie von den Katholiken immer geschildert waren. Er rief selbst einmal aus: „Es ist doch Alles ganz anders im evangelischen Lande und unter den evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe!" Und als er hörte, daß man in Sachsen während seiner Anwesenheit den evangelischen Gottesdienst eingestellt habe, rief er mit unverstelltem Unwillen: „Behüte! wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns das nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande (Schwaben) doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Welche schöne, kaiserliche Gesinnung! — Als er die Schloßkirche in Wittenberg besuchte, um Luthers Grab zu sehen, rieth ihm Alba, den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen. „Laßt ihn ruhen," sprach er; „ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten."

Aber auch bei Kaiser Karl V. sollte es sich bewähren, Keiner stehe so hoch, daß er nicht fallen könnte. Er hatte sich nach Inspruck in Tyrol begeben, wo er die folgenden Jahre sehr eingezogen verlebte, und seine Gicht ihn sehr quälte, so daß er selten das Zimmer verlassen konnte. Indessen hatte Moritz sich mehrere Male, aber immer vergebens, für seinen Schwiegervater verwendet. Es kränkte ihn tief, daß Karl immer noch beide Fürsten gefangen hielt; auch mochte ihm wohl sein Gewissen sagen, daß er bei den Evangelischen viel wieder gut zu machen habe. Kurz, es wurde allmälig der Entschluß bei ihm reif, den Kaiser mit Gewalt zu zwingen, seine Gefangenen frei zu geben. Es war recht, als wenn Karl in sein Unglück hineinlaufen sollte. Er trug dem Moritz, dem er mehr als jedem Andern traute, auf, die Stadt Magdeburg, über die damals die Reichsacht ausgesprochen war, zu belagern. Das war dem Moritz gerade recht. Nun hatte er einen guten Vorwand, Soldaten zu sammeln. Er zog die Belagerung ein ganzes Jahr lang hin, auch dann ließ er die Truppen nicht aus einander gehen, indem er bald diesen, bald jenen Grund vorschützte. Man warnte den Kaiser; aber dieser äußerte, von Moritz könne er nichts fürchten; er hätte ihm ja nichts Anderes als Liebes und Gutes erwiesen. Wirklich wußte ihn auch Moritz durch die ausgesuchtesten Verstellungskünste zu

täuschen. Er schrieb ihm, er würde nächstens selbst nach Inspruck kommen, ließ sich dort eine Wohnung miethen, ja er reiste gar schon dahin ab, wurde aber unterwegs plötzlich krank. Endlich als Alles reif war, brach er auf, und flog wie ein Sturmwind herbei, mit solcher Schnelligkeit, daß er beinahe den Kaiser in Inspruck ereilt hätte. Bei Nacht und Nebel mußte der arme kranke Mann im fürchterlichsten Regenwetter auf und davon. Man setzte ihn, weil er wegen der Gicht weder reiten noch fahren konnte, in eine von Mauleseln getragene Sänfte, leuchtete ihm mit Fackeln vor, und führte ihn so durch Bergschluchten und auf Felsenpfaden nach Kärnthen. So weit war es jetzt mit dem sonst so mächtigen Kaiser gekommen, daß er vor einem deutschen Fürsten ängstlich die Flucht ergriff!

Moritz benutzte seinen Vortheil. Er drang dem Kaiser nicht nur das Versprechen ab, augenblicklich beide gefangene Fürsten frei zu lassen, und sich an Moritz nie rächen zu wollen, sondern zwang ihn auch, in einem Vertrage in Passau, 1552, den Evangelischen dieselbe Gerechtigkeit vor dem Reichskammergerichte zu bewilligen, welche die Katholiken bisher allein genossen hatten, und einen Reichstag zu verheißen, auf welchem endlich einmal die Religionszwistigkeiten ausgeglichen werden sollten. Das geschah auch 1555 in Augsburg, wo der sogenannte Religionsfriede geschlossen wurde. Darin erhielten die Protestanten im ganzen Reiche freie Religionsübung. Weder sie noch die Katholiken sollten einander zum Uebertritte zu verleiten suchen. Kein Landesherr sollte seine Unterthanen zu einer andern Religion zwingen wollen, sondern ihnen das Auswandern erlauben. Wie sauer wurde es nicht unsern Vorfahren gemacht, das zu erringen, dessen wir uns so ungestört zu erfreuen haben: die Freiheit, nach unserer Ueberzeugung Gott und Jesus zu verehren! —

Der tapfere Moritz erlebte diesen Religionsfrieden leider nicht mehr. Ein wilder Mensch, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, hatte schon lange in Deutschland vielen Unfug getrieben, fiel bald diesem, bald jenem Fürsten ins Land, und führte auf eigene Hand mit Jedermann Krieg. Dem Unwesen mußte endlich gesteuert werden. Moritz ging mit dem alten Herzoge von Braunschweig, Heinrich, auf ihn los, und traf ihn in der lüneburger Haide, beim Dorfe Sieversshausen, 1553. Schnell

griff er ihn an, und warf ihn nach einem hartnäckigen Kampfe in die Flucht. Aber der Sieg war theuer erkauft worden. Bald nach dem Anfange der Schlacht wurde dem Herzoge Heinrich, einem tapfern, aber rohen Krieger, gemeldet, daß sein trefflicher Sohn, ein kräftiger Mann von 31 Jahren, schwer verwundet sey. Der alte Mann bezwang seinen Schmerz, und sprach mit erkünstelter Fassung: „Gut! so muß man dem Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen.“ Aber bald kam ein zweiter Bote mit der Nachricht, auch sein ältester Sohn sey entseelt. „Das ist zu viel!“ rief er aus, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mit der Wuth der Verzweiflung stürzte er sich in den Feind, den Tod suchend, aber nicht findend. Da traf ihn der dritte Schlag: auch Kurfürst Moritz sey verwundet. Eben war der Sieg entschieden worden; da wurde Moritz von hinten von einer Kugel erreicht, die ihm in die Eingeweide fuhr. Man hob ihn vom Pferde, und lehnte ihn an eine Weide, von wo er noch den nahe stehenden Soldaten zurief, die Feinde nachdrücklich zu verfolgen. Jetzt kam der alte kummerbelastete Heinrich. Beim Anblicke des verwundeten Freundes vergaß er des eigenen Verlustes, und sorgte, daß der Kranke ins Lager getragen würde. Dieser glaubte, ungeachtet großer Schmerzen, die Wunde sei nicht gefährlich, und freute sich über die um ihn herumgestellten erbeuteten Fahnen und Standarten. Aber bald fühlte er, daß er sterben müßte. Er schrieb an seinen Bruder, empfahl ihm seine Frau und seine Tochter, sein einziges Kind, richtete seine Augen gen Himmel, und sprach: „Herr Gott Vater, weil du gesagt hast, aller Menschen Namen seyen im Himmel geschrieben, und ich auch ein Mensch bin, hoffe derhalben ungezweifelt, mein Name sey auch geschrieben. Auch weil du gesagt hast, wir seyen Alle deine Kinder und Erben, so bitte ich durch Jesum Christum, wollest mir gnädig seyn, und mich einen Miterben seyn lassen, und meinen Geist in deine gnadenreiche Hand durch Jesum Christum nehmen.“ Mit diesen Worten verschied er sanft, erst 32 Jahre alt, von Allen bedauert. Selbst Johann Friedrich sprach bei der Nachricht von seinem Tode: „Ich habe die beste Ursache, ihm gram zu seyn; aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann.“

87. Karls V. letzte Jahre.

Seit der durch Moritz erlittenen Demüthigung hat Kaiser Karl keine frohe Stunde mehr verlebt. Alles mißlang ihm. Er hatte einen einzigen Sohn, den finstern, stolzen, heimtückischen Philipp; den hätte er für sein Leben gern den Deutschen zum Kaiser aufgedrungen; aber sobald sie ihn nur sahen, hatten sie schon genug an seinem finstern Gesichte, das nie zum Lachen sich verzog; auch wollte Ferdinand nicht die Krone abtreten. Dann fing Karl wieder einen Krieg mit Frankreich an; aber seine Heere wurden geschlagen. Dabei marterte ihn eine giftige Krankheit, die ihm keine schmerzensfreie Stunde vergönnte. Da faßte er endlich den Entschluß, seine Regierung niederzulegen, und in klösterlicher Stille die ihm noch übrigen Jahre zuzubringen. Im Herbste 1555 reiste er dazu nach Brüssel, ließ seinen Sohn Philipp dahin kommen, und trat ihm in feierlicher Versammlung die Regierung der Niederlande ab. Neapel hatte er ihm schon früher übergeben. Es war ein rührender Anblick, den kranken Kaiser zu sehen, wie er von dem Leben Abschied nahm. Mit Mühe erhob er sich aus seinem Sessel, gestützt auf die Schulter des Prinzen von Oranien, und hielt eine erschütternde Rede. Er erzählte, wie er seit seinem 16ten Jahre unablässig mit der Regierung seiner weitläufigen Staaten beschäftigt gewesen sey, und für sich fast gar keine Zeit übrig behalten habe. Ueberall habe er gesucht mit eigenen Augen zu sehen, und sein Leben sey daher eine stete Pilgerschaft gewesen. Neun Mal habe er Deutschland, sechs Mal Spanien, vier Mal Frankreich, sieben Mal Italien und zehn Mal die Niederlande besucht; zwei Mal sey er in England, und zwei Mal in Afrika gewesen, überhaupt habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn seine Hinfälligkeit, jüngern Schultern die Last zu übergeben. Habe er während seiner vielen Regierungsgeschäfte etwas Wichtiges versäumt, oder etwas nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende stets in Liebe gedenken, und für sie beten. Nun wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie vor ihm niederließ, und seine Hand küßte. „Sieh, mein Sohn," sprach er, „du wärest mir schon Dank schuldig, wenn ich dir

nach meinem Tode so blühende Länder hinterließe; aber ich übergebe sie dir noch bei meinem Leben. Regiere deine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Güte, wie ein Vater seine Kinder." Philipp versprach Alles, und — hat Nichts gehalten. Aller Augen schwammen in Thränen.

Wenige Monate später übergab ihm Karl auch die Regierung von Spanien, und eilte nun nach seinem Zufluchtsorte, den er sich in der wildesten Gegend Spaniens, bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in Estremadura, nahe an der portugiesischen Grenze, erwählt hatte. Aber der undankbare Philipp kümmerte sich wenig um seinen Vater, sobald er erst die Regierung weg hatte, und Karl war noch in den Niederlanden, als er an sich selbst erfuhr, wie hinfällig alles Irdische ist. Als er in Vliessingen auf günstigen Wind wartete, hatte er eines Abends einen Gesandten seines Bruders Ferdinand bei sich. Als dieser endlich weggehen wollte, klingelte Karl den Bedienten, dem Fremden zu leuchten. Aber keiner erschien. Da nahm Karl selbst das Licht, so sehr auch der Fremde sich sträubte, und leuchtete ihm vor, indem er sagte: „Vergiß nicht, daß Kaiser Karl, nach so vielen Mühseligkeiten der Regierung, jetzt, da er sich ausruhen will, so weit gebracht ist, daß selbst die Diener ihn verlassen haben, und er dir, der ihm sonst gedient hat, selbst dient, und das Licht vorträgt." Auch den ausbedungenen Jahrgehalt zahlte ihm Philipp höchst unordentlich aus, so daß Karl manchmal darben mußte.

In St. Juste (sprich San Chuste) lebte er in dem kleinen Häuschen, welches er sich neben dem Kloster hatte bauen lassen, ganz einsam, und brachte den Tag abwechselnd mit Beten, Drechseln, Uhrmachen und Gartenarbeiten zu. Endlich kam er auf die sonderbare Idee, noch bei seinem Leben ein feierliches Todtenamt halten zu lassen, als wenn er gestorben wäre. Er legte sich in einen offenen Sarg, und ließ diesen von den Mönchen in die schwarz ausgeschlagene Kirche tragen, Trauerlieder singen, und Seelenmessen lesen. Rings umher brannten Wachskerzen, und eine Trauermusik hallte schwermüthig durch das hohe Kirchgewölbe. Das Alles machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er wenige Tage darauf, 1558, wirklich starb.

Noch ist zu erwähnen, daß unter seiner Regierung der nach-

her so berühmte Orden der Jesuiten entstanden ist. Ein überspannter spanischer Ritter, Ignaz von Loyola, kam bei der Langenweile, die er während der Heilung einer schweren Verwundung empfand, auf die Grille, einen geistlichen Ritterorden zu stiften, der Das für den Papst im geistlichen Sinne leiste, was die Soldaten für die weltlichen Fürsten thun. Nachdem er bald in Europa, bald in Asien weite Reisen voll Beschwerden und Abenteuer gemacht hatte, kam er auch zum Papste, und bat ihn um Bestätigung des Ordens. Natürlich war dieser gleich willig dazu; denn was konnte ihm gelegener kommen, als ein solcher Orden, der seine Macht allenthalben auszubreiten und zu erweitern versprach. Die Einrichtung war ungefähr folgende: ein General stand an der Spitze; ihm mußten die Mitglieder, zu denen man nur entweder sehr verschmitzte, oder gelehrte, oder reiche, oder mächtige Männer nahm, nicht nur streng gehorchen, sondern auch von Allem, was sie erfuhren, Nachricht geben. Um recht großen Einfluß auf die Fürsten zu bekommen, drängten sie sich danach, Beichtväter derselben zu werden, und um das Volk nach Gefallen zu leiten, ertheilten sie unentgeldlichen Unterricht. Recht viel Böses hat dieser Orden gestiftet, denn er hatte den Grundsatz, jede Handlung sey erlaubt, wenn man nur dadurch einen guten Zweck zu erreichen hoffte, und sein guter Zweck war, die Macht des Papstes und Ordens möglichst zu erhöhen.

88. Lukas Cranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein.

Ehe wir in der Geschichte jener Zeit weiter fortfahren, müssen wir bei diesem Kleeblatte berühmter Künstler stehen bleiben. Nicht allein die Wissenschaften hatten damals einen so ungemeinen Fortschritt gemacht; die allgemeine Gährung der Geister war auch den Künsten förderlich gewesen, und wir sehen zu gleicher Zeit so ausgezeichnete Künstler hervortreten, wie die frühere Zeit sie nicht hatte hervorbringen können. Und diese drei Künstler waren zugleich auch als Menschen ausgezeichnet, ein Umstand, der zwar nicht zu den Ausnahmen gehört, aber doch dem menschlichen Herzen recht wohl thut, wenn man da, wo ein schöpferischer Geist mit kunstgeübter Hand herrliche Werke hervorbrachte, auch zugleich Güte des Herzens und Bildung des Geistes findet

Lukas Cranach war 1472 in Cranach, einer kleinen Stadt am Fuße des Fichtelgebirges, geboren. Er hieß eigentlich Lukas Sunder, nahm aber, wie damals zuweilen geschah, den Namen seines Geburtsortes an. Wer sein Vater war, ist ungewiß. Doch soll er von diesem den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten haben. Von seinen früheren Lebensschicksalen ist eben so wenig bekannt, auch wissen wir nicht, wie er sein großes Talent ausgebildet habe. Daß er aber schon früh ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben müsse, geht daraus hervor, daß er schon als Jüngling zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde, und das ist er unter den drei Kurfürsten: Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen und Johann Friedrich, über 60 Jahre lang geblieben.

Im Jahre 1493 unternahm Friedrich der Weise eine Reise nach Jerusalem. Auch Cranach befand sich unter der sehr zahlreichen Begleitung von Rittern, Herren und Geistlichen, und malte auf Befehl seines Herrn eine sogenannte Reisetafel auf Leinwand, d. i. er stellte auf derselben alle Städte, Schlösser und Gegenden dar, durch welche sie reisten. Sie ist, auf eine hölzerne Tafel geklebt, noch jetzt in der Schloßkirche Wittenbergs, obgleich durch den Krieg beschädigt, zu sehen.

Nach seiner Rückkehr wählte Cranach Wittenberg zu seinem beständigen Wohnorte, und hat 46 Jahre da zugebracht. Er verheirathete sich mit des Bürgermeisters in Gotha Tochter, Barbara Brangbier, und lebte mit ihr in recht glücklicher Ehe; denn er war ein sanfter, gutmüthiger Mann, den alle Leute darum achteten und liebten. Auch erwiesen seine Mitbürger ihm das Vertrauen, ihn 1519 zum Kämmerer und Senator, und 1537 gar zum Bürgermeister zu wählen. Dies Amt bekleidete er 7 Jahre; dann legte er es freiwillig nieder, weil ihn das Alter drückte. Auch während der Verwaltung seines Amtes malte er fleißig, besonders die Bildnisse der sächsischen Kurfürsten und Prinzen und seiner Freunde Luther und Melanchthon, die er häufig vervielfältigte. Auf Befehl Friedrichs des Weisen malte er die Bildnisse aller Vorfahren desselben.

Da er mit ganzer Seele an seinem Herrn hing, so betrübte ihn der Tod des guten Friedrich ungemein. Er war unter denen, die seiner Leiche folgten, als diese von dem Schlosse, wo

er gestorben war, nach Wittenberg gebracht wurde, und hatte die Ehre, dabei jedem der Armen auf Befehl des neuen Kurfürsten Johann einen Groschen auszutheilen. Auch Johann starb schon 1532; doch ersetzte ihm Johann Friedrich durch große Gnade und unbedingtes Vertrauen den Verlust aufs reichlichste so daß Cranach recht eigentlich der Freund seines Kurfürsten war.

Ein harter Schlag traf den guten Cranach im Jahre 1536. Er hatte nämlich seinen ältesten Sohn Johann nach Italien geschickt, um sich dort in der väterlichen Kunst noch mehr auszubilden. Da bekam er unerwartet die Nachricht, daß sein Johann in Bologna gestorben wäre. Dieser Tod schlug ihn um so mehr danieder, da er und seine Frau sich als die Ursache seines Todes anklagten, weil sie ihm zur Reise ihre Einwilligung gegeben hätten. Luther und andere Freunde besuchten ihn, und versuchten vergebens, ihn zu trösten. Jener erzählt davon selbst: „Anno 1586 den 1sten December besuchte ich den Bürgermeister Lukas Maler, der sehr bekümmert war über seines lieben gehorsamen Sohnes Abschied, so mit der Aeltern und anderer Gottesfürchtigen Rath, Wissen und Willen in Italien gezogen, und zu Bononien den 9ten October auf dem Abend im schönen, herrlichen, christlichen Bekenntniß gestorben war. Aber die Aeltern waren über ihre natürliche Neigung auch im Gewissen geplagt und gemartert, gleich als wären sie seines Todes Ursache gewesen, weil sie ihn hätten hineingeschickt. Darauf sprach ich: wenn das gälte, so wäre ich so sehr eine Ursache als ihr; denn ich's euch und ihm treulich gerathen habe; wir habens aber nicht in der Meinung gethan, daß er sterben sollte" u. s. w. Fünf Jahre darauf verlor er auch seine geliebte Frau, und nach abermals 5 Jahren seinen Freund Luther.

Fast noch mehr als diese häuslichen Kümmernisse schlugen den alten Mann die Unglücksfälle nieder, die 1547 sein Vaterland Sachsen und seinen Kurfürsten trafen. Als Kaiser Karl nach dem Siege bei Mühlberg vor die Residenz Wittenberg rückte und sie belagerte, waren fast alle angesehene Einwohner, selbst der edle Melanchthon, aus Furcht vor dem Kriegsungemache, fortgegangen. Nur Cranach hielt es für seine Bürgerpflicht, zu bleiben, und zu erwarten, was da auch kommen würde. Als Karl die Stadt erobert hatte, erinnerte er sich des berühmten

Malers, und daß dieser ihn einst als Kind gemalt hätte. Er ließ ihn daher in sein Lager holen, und sprach mit ihm dies und jenes über Gegenstände der Kunst. Ein Zeitgenosse erzählt darüber Folgendes: „Als der alte Maler Lukas aus der Stadt ins Kaisers Zelt gefordert, und Karl anzeigte, wie daß ihm der gefangene Kurfürst von Sachsen auf dem Reichstage zu Speyer eine schöne Tafel, so er, Lukas, gemalt, geschenkt, die er oft mit Lust und Wohlgefallen angesehen, und von seinen Gemälden viel gehalten hätte. „Es ist aber zu Mecheln," sagte der Kaiser, „in meinem Gemache eine Tafel, auf welcher du mich, als ich noch jung war, gemalt hast. Ich begehre deswegen zu wissen, wie alt ich damals gewesen bin." Darauf der alte Lukas geantwortet: „Ew. Majestät war damals acht Jahre alt, als Kaiser Maximilian euch bei der rechten Hand führte, und Ew. Gnaden in Niederland huldigen ließ. Indem ich aber anfing, Ew. Majestät abzureißen, hat Ew. Majestät sich stetig gewendet, worauf Euer Präceptor, welchem Eure Natur wohl bekannt, vermeldet, daß Ew. Majestät ein sonderliches Gefallen zu schönen Pfeilen trüge, und darauf befahl, daß man einen kunstreich gemalten Pfeil an die Wand gegenüber stecken sollte, davon Ew. Majestät die Augen niemals gewendet, und ich desto besser das Conterfey zu Ende gebracht." Diese Erzählung hat dem Kaiser sehr wohl gefallen, und hat dem alten Lukas Maler freundlich zugesprochen. — Als aber der gute alte Mann an seines Herrn und des lieben Vaterlandes Unglück dachte, ist er mit weinenden Augen auf seine Knie gefallen, und hat für seinen gefangenen Herrn gebeten. Darauf der Kaiser sanftmüthig geantwortet: „Du sollst erfahren, daß ich deinem gefangenen Herrn Gnade erzeigen will." Hat ihn darauf mildiglich begabt, und wieder in die Stadt ziehen lassen. Der Kaiser ließ ihm nämlich als Zeichen seiner Gunst einen silbernen Teller voll ungarischer Dukaten überreichen. Am liebsten hätte Cranach die Gabe zurückgewiesen; aber das würde den Herrn beleidigt haben. Daher nahm er davon so viel, als er zwischen zwei Fingerspitzen fassen konnte, lehnte auch alle Anträge des Kaisers ab, ihm nach den Niederlanden zu folgen. Dagegen erbat er sich die Erlaubniß, seinem unglücklichen Herrn im Gefängnisse Gesellschaft leisten zu dürfen.

Nachdem Moritz die Regierung von Kursachsen angetreten

hatte, ließ er sich von seinen neuen Unterthanen huldigen. Nur Cranach vermochte nicht, dem Manne Treue und Gehorsam zu geloben, der so zweideutig an seinem geliebten Herrn gehandelt, und sich auf dessen Unkosten erhoben hatte. Er verließ das Land, das ihn so lange ernährt hatte, sagte seinen zahlreichen Freunden und Verwandten in Wittenberg für immer Lebewohl, und reiste nach Inspruck in das Gefängniß seines Herrn. Hier blieb er drei Jahre, und suchte mit seltener Treue dem armen Gefangenen die Langeweile zu vertreiben. Ein alter Geschichtschreiber sagt: „Wenn seine fürstliche Gnaden Morgens aufgestanden, haben sie bei einer Stunde in ihrem Gemache allein gebetet, und in der heiligen Bibel oder in Doctor Luthers Schriften, sonst vielfältig in vornehmen deutschen und französischen Historienbüchern gelesen, und nächst denselben noch damit ihre Zeit vertrieben, daß sie den berühmten Maler, den alten Lucas Cranach, allerhand Contrafacturen und Bildwerk machen lassen."

Im August 1552 ließ endlich der Kaiser dem Kurfürsten seine Freiheit ankündigen. Schon am 6ten Tage darauf saßen er und der treue Cranach auf dem Reisewagen, um sich nach Weimar zu begeben, wo und in Jena sie mit großer Freude und Auszeichnung empfangen wurden. Mehr aber als Alles erfreute den alten Lucas, daß er seine Tochter Barbara, die Frau des sächsischen Kanzlers Brück, hier fand. Von nun an beschloß er in Weimar zu bleiben. Schon im folgenden Jahre, 1553, starb er hier in den Armen seiner Tochter, im 81sten Jahre. Sein Grabmal ist hier noch zu sehen.

Cranach war ein eben so geschickter Maler, als ausgezeichnet biederer, redlicher Mensch, der seinem Fürsten in Glück und Unglück Freund und Rathgeber war. Am meisten hat er Bildnisse und Thiere gemalt, und oft wurde er in seinem Arbeitszimmer von den hohen Herrschaften besucht, die ihm mit Vergnügen zusahen, und die er wieder auf die Jagd zu begleiten pflegte. Wurden besonders schöne und große Thiere erlegt, so war er gleich bei der Hand, sie abzumalen. Unter seinen Freunden waren besonders Luther und Melanchthon. Wir haben noch einen Brief übrig, den ihm Luther vom Reichstage von Worms schrieb: „Meinen Dienst, lieber Gevatter Lucas: Ich segne und befehle euch Gott! u. s. w. Ich meinte. Kaiserliche Majestät sollt

einen Doctor oder 50 haben verſammlet, und den Mönch redlich überwunden; ſo iſt nichts mehr gehandelt, denn ſo viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willſt du ſie widerrufen oder nicht? Nein. So hebe dich! O ihr blinde Deutſchen! wie kindiſch handeln wir, und laſſen uns ſo jämmerlich die Romaniſten (Päpſtliche) äffen und narren. Sagt meiner Gevatterin, eurem lieben, lieben Weibe, meinen Gruß, und daß ſie ſich dieweil wohl gehabe. — Ade, hiemit alleſamt Gott befohlen! der behüte euer Aller Verſtand und Glauben in Chriſto für den römiſchen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang. Amen!"

Als Luther um ſeine nachherige Frau, Katharina von Bora, warb, begleitete ihn ſein Freund Cranach. Ein gleichzeitiger Geſchichtsſchreiber erzählt: „Käthe von Bora (damals 26 Jahre alt) iſt zu dem Stadtſchreiber, Herrn Philipp Reichenbacher, gekommen, da ſie ſich ſtill und wohl verhalten, welches Lutherum bewogen, daß er ſich unverſehens den 13. Jun. 1525 mit Herrn Doctor Pommer, Lukas Cranachen, damals Rathsverwandten, hernach aber Bürgermeiſtern, und einem Juriſten Apell, in des Stadtſchreibers Haus verfügt, und bei demſelben um Jungfer Käthe von Bora geworben, die anfänglich nicht gewußt, ob es Ernſt geweſen, und da ſie ſolches vermerket, darein gewilliget, und weil man damals vielleicht mehr Gäſte zu bewirthen nicht gefaßt geweſen, iſt ein ehrlich öffentlich Verlöbnißmahl des andern Tages gehalten worden, auf welches auch der Rath dieſes Orts 14 Maaß allerhand Wein, neben gewöhnlichen Glückwünſchen, anbieten laſſen." Als nun Luther 14 Tage darauf den Hochzeitſchmaus feierte, war wieder Cranach zugegen, und erſchien auch das Jahr darauf bei der Taufe des erſtgebornen Sohnes Luthers als Taufzeuge. Bei allen Gelegenheiten zeigte er ſich als Luthers wahren Freund. Dieſer hatte einſt eine kleine Schrift drucken laſſen. Einige Exemplare hatten auf dem Titel ſeinen Namen, andere nicht. Eins der letzteren kam in die Hände des Herzogs Georg von Sachſen, des bekannten eifrigen Feindes Luthers. Er las es, und es gefiel ihm ungemein. Gerade kam Cranach zu ihm. „Sieh, Lukas!" ſprach Georg, „du rühmſt mir immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er ſo gelehrt ſey, und allein wohl reden und gute Bücher deutſch ſchreiben könne; du irrſt aber hierin, wie in vielen andern Stücken.

Hier habe ich ein Büchlein, das ist so gut und besser, als es der Luther nimmermehr machen könnte." Geschwind holte Cranach sein Exemplar hervor, und zeigte ihm Luthers Namen auf dem Titel, zu Georgs großem Aerger, und nicht geringer Verwunderung. „Es ist doch Schade," sprach er, „wie dieser verkehrte Mönch ein so schönes Buch hat schreiben können!"

Cranachs Ruhm war so groß, daß der König Ferdinand ihn nach Wien berief, und mit seinen hier verfertigten schönen Gemälden seine Schlösser ausschmückte. Die meisten seiner Gemälde sind aber an den sächsischen Höfen zu finden, und ihm verdanken die Bildergallerien in Wien, München, Prag und besonders in Dresden ihre Entstehung. So lieblich auch seine Gesichter sind, so beging er nur den Fehler, daß er allen seinen Figuren die zu seiner Zeit übliche Kleidung gab, so daß alte römische Feldherren und Senatoren wie sächsische Ritter oder wittenbergische Bürgermeister gekleidet sind. Außer seinen größeren Oelmalereien machte er auch treffliche Miniatur-Gemälde; man findet sie noch in den schönen Gebet- und Geschichtsbüchern der damaligen Kurfürsten. Seine besten Sachen malte er zwischen den Jahren 1520 — 1530. Wie sehr er geschätzt wurde, geht aus einem Briefe eines damaligen Professors in Wittenberg hervor. „Wer kennt nicht," schreibt er unter Anderm, „deine ausgezeichnete Tugend? Wem sind die herrlichen Eigenschaften deines Gemüths unbekannt? Du malteſt einst in Oesterreich Trauben auf den Tisch so natürlich, daß in deiner Abwesenheit eine Elster stets hinflog, und wegen der Täuschung erbost mit Schnabel und Klauen das neue Kunstwerk zerhackte. Du hast zu Koburg einen Hirsch gemalt, welchen fremde Hunde, so oft sie ihn sehen, anbellen. Was soll ich erst von jenem wilden Schweine sagen, welches unser großmüthiger Fürst dem Kaiser zum Geschenke machte, und welches du nach deiner Gewohnheit so künstlich gezeichnet hast, daß ein Jagdhund bei dessen Anblicke wegen der über den ganzen Körper verbreiteten Stachelborsten anfangs mit einem ungeheuern Gebelle tobte, bald aber die Flucht ergriff. Als die Fürsten dich im letzten Sommer nach Niederland, blos um mit deiner Geschicklichkeit zu prahlen, gesendet hatten, hast du gleich beim ersten Eintritt in das Gasthaus eine von der Pfanne abgelöschte Kohle ergriffen, und das Bildniß Kaiser Maxi-

milians so natürlich auf die Wand gezeichnet, daß es von Allen erkannt und bewundert wurde. Unsern redlichen Fürsten Johannes hast du so vortrefflich gemalt, daß die Einwohner von Lochau beim Eintritt in die Burg, wenn sie durch das Fenster einen Theil des Gemäldes sahen, von Ehrfurcht ergriffen, das Haupt entblößten und die Knie beugten. Zu Torgau hast du Hasen, Fasanen, Pfaue, Rebhühner, Enten, Wachteln, Krammetsvögel und verschiedenes anderes Flügelwerk der Art aufgehängt, welche einst der Graf Schwarzburg, als er sie sah, hinauszubringen befahl, damit sie nicht übel röchen, und da er sich vom Fürsten ausgelacht sah, trat er sogleich näher, und betheuerte eidlich, es sey wenigstens ein Flügel einer lebendigen Ente gewesen. Wie die alten Maler sich durch eine besondere Freundlichkeit auszeichneten, so bist du sehr höflich, beredt, freigebig, menschenfreundlich und verbindlich." Dies wurde geschrieben, als Lukas 38 Jahre alt war. Er hinterließ einen Sohn, Lukas Cranach den Jüngeren, auch einen braven Maler, der aber doch nicht das große Talent seines Vaters besaß.

Nur um ein Jahr älter war Albrecht Dürer. Er stammte aus Ungarn her; sein Großvater war da Goldarbeiter gewesen. Dieselbe Kunst trieb auch sein Vater, der sich in Nürnberg niederließ. Albrecht war der älteste Sohn seiner Aeltern, die nach ihm noch 17 Kinder hatten. Er wurde 1471 in Nürnberg geboren, und vom Vater zu seiner Kunst angehalten. Auch ließ ihn dieser fleißig zeichnen und Mathematik lernen, weil er glaubte, daß ihm Beides einmal bei seiner Beschäftigung nützlich seyn könnte. Aber je älter Albrecht wurde, desto mehr verlor sich die Lust zur Kunst seines Vaters; er wünschte dagegen ein Maler zu werden. Der Vater hatte nichts dagegen, und gab ihn zu einem geschickten Maler der Stadt in die Lehre. Zu seinem Glücke trieb dieser Mann auch zugleich Holzschneiderei und Kupferstecherkunst. Der fleißige Albrecht übte sich auch darin, und brachte es in allen drei Künsten bald so weit, daß seine Mitlehrlinge mit rechtem Neid auf ihn sahen, und ihn auf alle Weise neckten und kränkten. Dazu kam nun noch der Tod seines Vaters, der ihn und seine übrigen Geschwister ganz ohne Vermögen hinterließ.

Das war nun freilich schlimm, aber Gott läßt keine Kinder

verhungern, sondern fügt es immer so, daß sie irgend ein Unterkommen finden. So auch hier. Seine Armuth trieb den verlassenen Jüngling nur noch mehr zum Fleiße an, und nach Ablauf seiner drei Lehrjahre war er so weit, daß er vier Jahre lang auf Reisen gehen konnte, um sich in Deutschland, Italien und den Niederlanden in seiner Kunst zu vervollkommnen. Ueberall nahm man ihn gut auf, weil er nicht nur geschickt, sondern auch ein höchst liebenswürdiger Mensch war. Sein Körper war wohlgebaut, aus seinen Augen leuchtete Freundlichkeit und Offenheit, seine Stirn war stets heiter, wie sein Gemüth, und bis auf die Schultern fielen seine braunen Locken herab. Wenn er sprach, hörte man ihm mit Vergnügen zu; denn er redete lebhaft, offen und angenehm. Dabei war er die Bescheidenheit selbst, und urtheilte darum auch mild über Andere. Sollte er über eine fremde Arbeit urtheilen, die nicht besonders gerathen war, so sagte er: „Nun, der Meister hat viele Mühe darauf verwendet.“ War sie aber vorzüglich, so lobte er sie, und hob ihre Vorzüge heraus.

Als er 23 Jahre alt war, kam er von seinen Reisen zurück, und ließ sich in seiner Vaterstadt Nürnberg nieder. Um eine eigene Haushaltung zu führen, nahm er die Tochter eines berühmten Mechanikus, Agnes Frei, zur Frau. Schön war sie nicht, auch nicht reich; aber als häuslich und wirthschaftlich war sie ihm gerühmt worden. Doch kaum waren die ersten Flitterwochen vorüber, so erkannte er, welchen Fehlgriff er gethan hatte. Denn sie war verdrüßlich, zänkisch, herrschsüchtig und geizig, mit einem Worte: ein böses Weib. Wenn er, von der Arbeit ermüdet, bei seiner Agnes sich erholen wollte, so überschüttete sie ihn mit Scheltworten; nichts war ihr recht; den ganzen Tag hörte das Keifen nicht auf, und da sie keine Kinder hatte, mit denen sie schelten konnte, so mußte der arme Mann herhalten. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn er jede Erholungsstunde außer dem Hause zugebracht hätte; aber dazu war er ein zu guter und häuslicher Mann. Machte er sich aber ja einmal eine Zerstreuung außer dem Hause, so hatte er es desto schlimmer, wenn er nach Hause kam; denn da empfing sie ihn mit einer Fluth von Scheltworten. „Kannst du nicht lieber arbeiten,“ schrie sie da, „statt daß du herumläufst, und das Geld durchbringst? Gleich an die Arbeit!“ Je sanfter, geduldiger und ru-

higer er war, je mehr er ihr vernünftige Vorstellungen machte, desto wüthender wurde sie; ja es war ihr ein rechtes Bedürfniß, den armen Mann zu quälen.

So duldete Dürer 24 Jahre, ohne sich von Nürnberg fortzurühren. Da endlich mußte er nach Italien reisen, und nun erst schöpfte er leichter Athem, da er sein Haus mit dem bösen Weibe hinter sich hatte. Auf dieser Reise wurde er in Venedig wie in andern italienischen Städten mit großer Freundlichkeit aufgenommen; denn seine schönen Arbeiten hatten ihm überall großen Ruf verschafft. Eines Tages bat ihn ein berühmter Maler, der besonders die Feinheit und Natürlichkeit der von ihm gezeichneten Haare bewunderte, ihm doch einen seiner feinen Pinsel abzulassen, mit denen er diese saubere Arbeit verrichtete. „Mit Vergnügen!" war die Antwort; „hier sind alle meine Pinsel; suche dir die feinsten aus." — „Solche habe ich selbst," meinte endlich der Maler; „ich wünschte solche ganz feine, mit denen du die Haare malst." Da nahm Dürer eine Leinewand, und malte ihm sogleich mit seinen gewöhnlichen Pinseln einen so schönen, feinen Lockenkopf hin, daß der Maler sich über seine Geschicklichkeit nicht genug wundern konnte.

Aber nicht allein als Maler zeichnete sich Dürer besonders durch den Fleiß der Ausführung und durch seine schönen Farben aus, sondern er war auch ein ganz vorzüglicher Holzschneider, Kupferstecher und Bildschnitzer. Die niedlichsten Figuren aus Holz, Stein, Gyps und Elfenbein auszuschneiden, oder in Metall einzugraben, war ihm eine Kleinigkeit. Einst als er in Bologna mit mehreren andern Künstlern zusammen war, brachte einer von ihnen in Vorschlag, daß jeder eine Probe seiner Kunst gäbe. Endlich kam auch die Reihe an Dürer. Da nahm er ein Stück Kreide, zog auf den Tisch einen Kreis, machte in die Mitte einen Punkt, und ließ nun einen Zirkel holen, damit Alle sähen, daß der gemachte Zug um kein Haar breit vom Zirkel abwiche.

In Rom besuchte er den berühmten Michel Angelo Buonaroti; ohne seinen Namen zu sagen, gab er sich für einen Farbenreiber aus, und bat, ihn in Dienste zu nehmen. Das geschah. Angelo arbeitete damals gerade an einem Bilde, auf welchem der Besuch des Engels bei der Maria vorgestellt

war. Als einſt Angelo ausgegangen war, nahm Dürer geſchwind einen Pinſel, und malte auf die Stirne des Engels eine Fliege mit ſolcher Natürlichkeit, daß Angelo, als er nach Hauſe kam, ſie wegjagen wollte. Endlich ſah er, daß ſie gemalt war, und erſtaunte über die Genauigkeit, mit der ſie gearbeitet war. „Wahrlich!" rief er aus, „das kann nur Albrecht Dürer gemalt haben!" Der war aber bereits über alle Berge, und ließ ſich nicht wieder ſehen. Seitdem hatte Angelo große Hochachtung für Dürers Kunſt.

Als dieſer nach Nürnberg zurückkam, und ſich Agnes über ſeine Wiederkehr freute, benutzte er ihre gute Laune, ſie recht herzlich zu bitten, doch etwas friedlicher und freundlicher zu ſeyn. Aber das Zanken war ihr nun einmal ſo zur andern Natur geworden, daß der alte Hader bald wieder anfing. Darüber grämte ſich der arme Mann ſo, daß er täglich ſich mehr abzehrte, und ſeine Freunde ſich endlich der Sache annahmen. „Weißt du was?" ſagte ihm einſt ſein beſter Freund, der berühmte Bilibald Pirkheimer, des Kaiſers Rath und einer der angeſehenſten Männer der Stadt, „reiſe heimlich fort von ihr, und laß ſie allein zurück; dann wird ſie ſchon zahm werden!" Dürer hatte längſt ſchon Luſt gehabt, einmal die Niederlande zu ſehen. Alſo machte er ſeine Anſtalten, und als eines Morgens die böſe Agnes aufwachte, war Dürer fort. Im erſten Augenblicke war ſie ganz wüthend vor Zorn. Da ſie aber Niemanden hatte, an dem ſie ihn auslaſſen konnte, ſo mußte ſie ſich wohl beruhigen. Zuletzt lief ſie zu Pirkheimer, und klagte ihm ihre Noth. Dieſer aber benutzte die Gelegenheit, ihr das Gewiſſen zu ſchärfen, und ihre ſchlechte Aufführung ihr vorzuhalten. Ihrem Manne ging es indeſſen in den Niederlanden ſehr wohl. Ueberall wurde er mit Entzücken aufgenommen, und ihm war ſo wonniglich, einmal unter freundlichen Leuten zu ſeyn, und das Schelten ſeiner Frau nicht zu hören, daß er an die Rückkehr nicht denken wollte. Agnes dagegen härmte ſich ab, nicht, weil ſie ihn liebte, ſondern weil er ihr von dem Gelde, das er ſich unterwegs verdiente, nichts ſchickte. Sie nahm daher abermals zu Pirkheimer ihre Zuflucht, und bat ihn flehentlichſt, ihr doch ihren Mann wieder herzuſchaffen. „Wie kannſt du glauben," antwortete er ihr, „daß Albrecht ſich nach dir zurückſehne,

da es ihm unter seinen Freunden so wohl geht? Ehe er nicht gewiß weiß, daß du dich ganz geändert hast, kommt er gewiß nicht." Da gab sie denn die allerschönsten Worte, und weinte dabei so viele Thränen, daß Pirkheimer endlich an ihn zu schreiben versprach. „Er soll gewiß," schrie sie, „die allersanfteste Frau nun an mir haben! Ihr sollt es sehen." Pirkheimer redete also Dürern zu, zurückzukommen; seine Agnes scheine sich ganz geändert zu haben.

Nach einer einjährigen Abwesenheit kam er, und wirklich empfing sie ihn freundlich genug, so schwer es ihr auch seyn mochte, zu schweigen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Wie war es auch zu erwarten, daß eine Frau im Alter die Fehler ihrer Erziehung ablegen sollte! Sie war selbst zu bedauern, daß sie sich und Die, welche mit ihr leben mußten, so unglücklich machte. Am meisten war aber der unglückliche Dürer zu beklagen. Der Gram über sein häusliches Unglück drückte ihn endlich so danieder, daß er täglich mehr abmagerte, und endlich seinem Kummer ganz unterlag. Er starb 1528 unvermuthet. Nun schrie und jammerte das böse Weib wie eine Unkluge, fühlte die heftigste Reue, und hätte gern Alles dahin gegeben, ihn ins Leben zurückzurufen. Seine Freunde empfanden den Verlust des liebenswürdigen Mannes, der trotz seines häuslichen Leidens immer so heiter gewesen war, sehr tief, besonders Pirkheimer. In einem Briefe an Ulrich von Hutten schrieb er: „Wie oft ich auch schon den Schmerz gefühlt habe, der aus dem Hinscheiden naher Verwandten zu erwachsen pflegt, so weiß ich doch nicht, ob je der Tod eines derselben mir einen solchen Gram verursacht hat, als den ich nun gegenwärtig durch den plötzlichen Tod unseres besten und theuersten Albrecht Dürers in meinem Herzen spüre. Denn unter Allen habe ich Keinen so sehr geliebt noch so hoch geachtet als diesen, seiner zahllosen Tugenden und seiner ausgezeichneten Redlichkeit willen." An einen andern Freund schrieb er über Dürers häusliche Leiden wörtlich so: „Ich hab' wahrlich an Albrechten der besten Freund' einen, so ich auf Erdreich gehabt hab, verloren, und dauert mich nichts höher, dann daß er eines so hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach der Verhängnuß Gottes Niemand dann seiner Hausfrauen zusagen kann, die ihm sein Herz dermaß gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von

hinnen gemacht hat. Dann er vas (war) ausgedorret vie ein Schaub, dorft niendert (hienieden) keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehen, also hat das bös Weib sein Sorg, das ihr doch wahrlich nit Noth gethan hat. Zu dem hat sie ihne Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum, daß er Geld verdienet und ihr das ließ, so er starb; dann sie allweg (immer) verderben hat wollen, wie sie dann noch thuet, unangesehen, daß ihr Albrecht bis in die 6000 Gulden Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach. Ich habe sie selbs oft für ihr argwöhnig sträflich Wesen gebeten, und sie gevarnet, auch ihr vorgesagt, vas das End hievon seyn vurd, aber damit hab ich nichts anderst dann Undank erlangt. Dann, ver diesem Mann vohl gevollt und um ihn gevest, dem ist sie feind gevorden, das vahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert, und ihme unter die Erden bracht hat. Ich hab ihr seit seines Todes nie gesehen, sie auch nit zu mir vollen lassen, vievohl ich ihr dannach in viel Sachen hülflich gevest bin; aber da ist kein Vertrauen. Wer ihr Widerpart halt, und nit aller Sach' Recht giebt, der ist ihr verdächtlich, dem vird sie auch als bald feindlich; darum sie mir lieber von veit von mir, dann um mich ist. Es sind ja sin und ihr Schwester nit Bubin (Schelme), sonder, vie ich nit zweifel, der ehren fromm und ganz gottes fuchtig Frauen; es sollt aber einer lieber ein Bubin, die sich sunst freundlich hielt, haben, dann solch nagend, argvöhnisch und kiefend (scheltend) fromm Frauen, bei der weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben konnt," u. s. w. An dieser Agnes möge sich Jede ein Beispiel nehmen, wie man sich und Andere unglücklich macht!

Dürer wurde von Hohen und Niedern geehrt. Kaiser Maximilian hielt ihn sehr hoch. Einst mußte Dürer in einem Schlosse des Kaisers an einer Wand eine Vorzeichnung entwerfen. Er stand dabei auf einer Leiter, und da Maximilian fürchtete, sie möchte umfallen, befahl er einem seiner Höflinge, sie zu halten. Dieser aber machte dazu ein saures Gesicht, und vermerkte unterthänigst, es gezieme sich wohl nicht, daß ein Edelmann einem Maler einen Dienst erzeige. „Weißt du nicht," antwortete ihm der Kaiser, ‚daß Dürers Kunst mehr werth als dein ganzer

Adel? Es ist mir ein Leichtes, aus einem Bauer einen Edelmann zu machen; aber aus einem Edelmanne einen Dürer machen, kann ich nicht."

Der dritte jener großen deutschen Maler war Hans Holbein. Er war 1498 in Augsburg geboren, also 27 Jahre jünger als Dürer. Auch sein Vater war ein Maler, und hielt den Knaben früh zur Malerkunst an. Nachdem der Vater an verschiedenen Oertern gewesen war, ließ er sich endlich in Basel nieder, und hier zeichnete sich der Jüngling bald so aus, daß ihm der Magistrat den Auftrag gab, die Wände des Rathhauses inwendig und auswendig mit Malereien zu schmücken. Davon ist aber so gut wie nichts mehr vorhanden, weil die Feuchtigkeit Alles unscheinbar gemacht hat. In seiner Jugend hatte er wenig zu leben, und mußte daher jede Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, annehmen. Man hebt noch in Basel ein Aushänge-Schild auf; welches er für einen Schulmeister malte; oben ist eine Schulstube mit Kindern und erwachsenen Schülern dargestellt, und darunter eine Einladung zum Eintreten. Auch Häuser hat er oft bemalt; denn damals war es üblich, die ganze Vorderseite der Häuser mit allerhand Geschichten zu bemalen. Davon erzählt man folgende Anekdote: Ein Apotheker gab ihm einst den Auftrag, sein Haus auswärts mit dergleichen Bildern zu versehen. Holbein machte dazu ein Gerüste, und verhängte dies so, daß man von außen nur seine beim Sitzen herabhangenden Beine wahrnehmen konnte. Zuweilen wurde dem Maler die Zeit lang, und da er ein lebenslustiger Jüngling war, so schlich er wohl dann und wann nach einem benachbarten Weinhause. Sah nun der Apotheker die Beine nicht, so merkte er seine Abwesenheit, und schalt hernach. Was hatte Holbein zu thun? Er malte seine herabhängenden Beine auf die Wand, und zwar so natürlich, daß der gute Apotheker lange dadurch getäuscht wurde. Aber er malte nicht nur, sondern war auch ein überaus geschickter Form- und Holzschneider, und seine Holzschnitte werden noch jetzt sehr geschätzt.

Etwas unbesonnen muß er in der Jugend gewesen sein. Das zeigt auch, daß er den wichtigsten Schritt des Lebens, seine Verheirathung, ohne Ueberlegung that. Er heirathete, als er kaum 20 Jahre alt war, und ohne so viel Einkünfte zu haben,

um ein Hauswesen ohne Sorgen zu unterhalten. Es ging ihm in der Ehe nicht viel besser, als dem Albrecht Dürer. Seine Frau — ihr Name ist unbekannt — war weder hübsch noch freundlich, und soll ihm durch Schelten und Zanken viele böse Tage gemacht haben. Auch war sie wahrscheinlich älter als er, was selten glückliche Ehen giebt. Da er in Basel schlecht bezahlt wurde, und nicht genug zu thun hatte, machte er sich auf, um als wandernder Maler sich Geld zu verdienen. Er reiste in der Schweiz und in Schwaben umher, und bemalte die Häuser reicher Leute von innen und von außen.

Eine wichtige Bekanntschaft machte Holbein nach seiner Zurückkunft in Basel. Der berühmte Erasmus, einer der witzigsten und gelehrtesten Köpfe jener Zeit, gewann den jungen Künstler lieb, obgleich eine innige Freundschaft schon wegen Verschiedenheit des Alters nie zwischen ihnen statt fand. Einmal fiel dem Maler des Erasmus kleine Schrift: Lob der Narrheit, in die Hände. Er fand das Buch höchst ergötzlich, und versah es sogleich am Rande mit 83 schönen Federzeichnungen. Als man die Arbeit dem Erasmus brachte, freute sich dieser sehr darüber, und bat den Maler, die Figuren in Holz zu schneiden, und nachmals wurde das Buch, so oft es wieder gedruckt wurde, immer mit den Holzschnitten Holbeins versehen. So wie Cranach die Bilder Luthers und Melanchthon's sehr vervielfältigt hat, so hat Holbein den Erasmus unzählige Mal gemalt.

So beliebt auch Holbein nun schon durch seine Kunst in und um Basel geworden war, so gab es doch nur geringen Verdienst. Zugleich hatte er bei seinem zänkischen Weibe wenig Freude. Daher war ihm der Antrag eines englischen Großen, der durch Basel reiste, in England sein Glück zu versuchen, ganz recht. Daß er Kinder daheim ließ, machte ihm wenig Kummer, so wie ihm denn überhaupt der sanfte, liebenswürdige Charakter des guten Dürer ganz fehlte. Er hatte mehr Sinn für Lebensfreuden, und die hoffte er in England mehr als in Basel am Hungertische und bei seiner bösen Frau zu finden. Er ließ ihr seine vorräthigen Gemälde zurück, um durch den Verkauf derselben das nöthige Geld zu erhalten, versah sich mit Empfehlungsschreiben von Seiten des Erasmus, und reiste 1526, 28 Jahre

alt, fröhlich von Basel ab. Wovon unterwegs leben, war ihm nicht bange; sein Pinsel sollte ihn ernähren.

In Straßburg soll sich mit ihm ein ähnlicher Spaß, als oben von Dürer erzählt ist, zugetragen haben. Er ging nämlich, da es ihm an Gelde fehlte, zu dem ersten Maler der Stadt, und bat um Arbeit, ohne aber seinen Namen zu sagen. Der Maler verlangte eine Probe seiner Geschicklichkeit, und da malte jener, während der Maler einmal weggegangen war, auf die Stirn eines halbvollendeten Kopfs eine Fliege. Als der Maler nach Hause kam, wollte er die Fliege wegjagen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß sie gemalt war. Sogleich schickte er in der ganzen Stadt umher, den Fremden aufzufinden, aber vergeblich; Holbein hatte sich schon fortgemacht. Er reiste durch die Niederlande, kam glücklich nach London, ging sogleich zum berühmten Kanzler Thomas Morus, gab hier seinen Empfehlungsbrief von Erasmus ab und wurde sehr freundlich in des Kanzlers Haus aufgenommen. Hier übte er sich im Englischen, lernte die englischen Sitten, um sich öffentlich mit Anstand zeigen zu können, und malte für seinen freundlichen Hauswirth viele treffliche Stücke. Einst fragte ihn Morus, wie der englische Große geheißen, der ihn zuerst zur Reise nach England aufgemuntert habe? „Ich weiß es nicht," antwortete er; „aber seine Züge sind mir noch gegenwärtig." Und nun malte er sogleich das Bild des Herrn auf eine Tafel mit so treffender Aehnlichkeit, daß Morus sogleich ausrief: „Das ist der Graf Arundel!"

König Heinrich VIII. pflegte den Kanzler öfters auf seinem Landhause zu besuchen. Einst kam er auch, und Morus führte ihn in die Halle, deren Wände mit den Gemälden Holbeins ganz bedeckt waren. Der König, ein Freund der Kunst, erstaunte; etwas so Herrliches hatte er noch nie gesehen. „Lebt der Künstler noch," fragte er, „und ist er für Geld zu haben?" — „Er wohnt bei mir, Sire," antwortete Morus, „und die ganze Sammlung steht Ew. Majestät zu Diensten." — Sogleich wurde Holbein geholt, und dem Könige vorgestellt, der ihn in seine Dienste nahm. „Nun ich den Meister habe," sagte der König, „bedarf ich dieser Bilder nicht; er soll mich schon befriedigen."

Nun begann für Hans Holbein ein ganz neues Leben. Der sonst so arme baseler Maler, der froh war, wenn er Häuser und

Aushängeschilder zu malen hatte, wohnte nun im königlichen Schlosse, bekam einen bestimmten Gehalt, und wurde außerdem noch für jedes Gemälde besonders bezahlt. Er war jetzt ein feiner Weltmann geworden, und wurde von allen Großen eifrig gesucht. Obgleich England damals voll von geschickten Malern war, so erkannten doch Alle dem Hans Holbein den ersten Rang zu; denn er verschönerte nicht, wie es unsre Maler zu machen pflegen, sondern malte getreu nach der Natur, und zwar mit solcher Klarheit und Genauigkeit, daß man unwillkürlich davon angezogen wird. Von der großen Gunst, in welcher Holbein bei dem Könige stand, ist folgende Geschichte ein Beweis: Eines Tages, als Holbein mit einer geheimen Arbeit für den König beschäftigt war, kam ein englischer Graf, und verlangte seine Arbeit zu sehen. Holbein wollte die Thüre nicht aufmachen, und wies den Lord erst mit guten Worten zurück. Da dieser sich aber dadurch beleidigt fühlte, so kam es bald zu heftigem Wortwechsel, der sich damit endigte, daß der äußerst aufgebrachte Lord die Thüre einzubrechen anfing. Das war dem Maler zu arg. Voll Zorn sprang er heraus, und stieß den Lord die Treppe hinunter, merkte aber aus den Klagetönen des Gefallenen und aus dem Lärme der herbeieilenden Bedienten, daß es nicht ohne Beschädigung abgelaufen sei. Erschrocken kehrte er in das Zimmer zurück, verriegelte die Thüre, und flüchtete sich durchs Fenster über ein Dach aus dem Hause. Dann eilte er gerades Wegs zum Könige, erzählte den Vorfall, und bat um Gnade. „Ich will dir verzeihen," antwortete dieser gnädig, „wenn Du den Grafen um Verzeihung bittest." Das versprach Holbein, und wurde, da man eben die Stimme des Grafen hörte, in ein Nebenzimmer gebracht. Mit verbundenem Kopfe und kläglichem Gesichte wurde dieser zum Könige gebracht, und bat um strenge Bestrafung des Schuldigen. „Beruhige dich," sprach der König, „und sei mit der Abbitte des Malers und dem scharfen Verweise zufrieden, den er in deiner Gegenwart erhalten soll." Der Lord, der eine ganz andere Genugthuung für einen Mann seines Standes erwartet hatte, vergaß sich so sehr, daß er drohte, er würde sich selbst Recht verschaffen. Aber einen größern Dienst hätte er dem bedrängten Maler nicht leisten können; denn der heftige König konnte keinen Widerspruch ertragen, und gerieth daher in heftigen

Zorn. „Nun haſt du mit mir zu thun," rief er mit funkelnden Augen; „geh, und denke daran, daß ich die mindeſte Selbſtrache, die du an dem Maler nimmſt, ahnden will, als wäre ſie an meiner eignen Perſon verübt. Glaubſt du, daß mir wenig an dieſem Manne gelegen iſt, ſo wiſſe, daß ich aus ſieben Bauern eben ſo viele Lords machen kann, aber aus ſieben Lords nicht einen Holbein!"

Nach einem dreijährigen Aufenthalte reiſte Holbein nach Baſel zum Beſuch, ſein Weib und ſeine Kinder zu ſehen. Zugleich ſchickte Morus ſeinem Freunde Erasmus ein Gemälde, ſeine Familie vorſtellend, von Holbein gemalt, worüber der Beſchenkte eine große Freude hatte. „Ich habe keine Worte," ſchrieb er an des Kanzlers Tochter zurück, „meiner Freundin, der Zierde Britanniens, die Freude zu ſchildern, die mir der Familienverein gemacht hat, den Holbeins Meiſterhand ſo glücklich mir vor Augen ſtellt, daß ich ſie Alle, als wäre ich mitten unter ihnen, erkannt und mich zurückgeſehnt habe nach dem unvergeßlichen Hauſe, dem ich ſo viel meines Glückes und Ruhmes ſchuldig bin." Viele, die den armen Maler früherhin über die Schultern angeſehen hatten, drängten ſich jetzt an den berühmten, von Königen und Fürſten geſuchten Holbein, wurden aber nun kalt abgefertigt. Auch dies Mal reiſte er wieder ohne Frau und Kinder ab. Daß er lieber ohne jene lebte, war natürlich, und die Kinder konnte er, der faſt immer außer dem Hauſe arbeitete, nicht beaufſichtigen. Da er aber noch immer ein Bürger von Baſel war, und ein ſolcher nicht ohne Erlaubniß des Rathes abweſend ſeyn durfte, ſo erhielt er nur auf einige Jahre Urlaub. Wie ſehr man jetzt ſeinen Werth in Baſel zu ſchätzen wußte, geht daraus hervor, daß ihm der Rath 50 Gulden Wartegeld ausſetzte, und außerdem ſeiner Frau alle Jahre 40 Gulden zahlte. Dennoch blieb er in London, und hat Baſel nur noch zwei Mal auf kurze Zeit beſucht.

Auch nach Heinrichs VIII. 1547 erfolgtem Tode ſtand Holbein bei ſeinem Sohne und Nachfolger Eduard VI. in großen Gnaden. Als dieſer aber ſchon nach 6 Jahren ſtarb, und die katholiſche Maria, Heinrichs älteſte Tochter, Königin wurde, die Alle, die nicht Katholiken waren, haßte, ſcheint er ſich mehr vom Hofe zurückgezogen zu haben; denn er war der Reformation zu-

gethan. Er ſtarb endlich 1554 in London an der Peſt, 56 Jahre alt.

89. Zwingli und Calvin. — Die Bartholomäusnacht, 1572.

Zu derſelben Zeit, als Kaiſer Karl V. in Deutſchland, Spanien und Neapel herrſchte, war in Frankreich ſein erbitterter Feind, Franz I., König. Unter ihm lebte der berühmte Ritter Bayard, den man den Ritter ohne Furcht und Tadel nannte, von deſſen Thaten zu erzählen hier aber der Raum fehlt. Schon unter Franz war die neue Lehre nach und nach aus der Schweiz nach Frankreich gekommen. In der Schweiz nämlich waren, mit Luther faſt zu gleicher Zeit, zwei treffliche Männer, Zwingli in Zürich und Calvin in Genf, darauf gekommen, die Chriſten zu der einfachen Lehre unſeres Heilandes zurückzuführen, und alles Das aus unſrer Religion zu verbannen, was erſt nach und nach durch Menſchenwerk hineingebracht war. Beide waren, wie Luther, durch das Leſen der Bibel darauf geleitet worden, und hatten, wie er, mancherlei Verfolgungen ausſtehen müſſen. Die Lehre dieſer beiden Männer ſtimmte ziemlich überein, und ihre Anhänger wurden nachmals Reformirte genannt. Man merke ſich von beiden berühmten Männern Folgendes:

Huldreich Zwingli wurde 1484, alſo ein Jahr ſpäter als Luther, im Dorfe Wildhaus bei Toggenburg in Helvetien geboren. Obgleich ſein Vater, ein Amtmann, acht Söhne hatte, ſo ſorgte er doch, daß ſie gut unterrichtet wurden, und ſchickte den Huldreich nach Baſel, ſpäterhin nach Bern auf die Schule. Nachdem er in Wien und in Baſel ſtudirt hatte, wurde er Pfarrer in Glarus. Hier war ihm eine Bibel in die Hände gefallen, und ſie wirkte auf ihn eben ſo wie auf Luther. Er konnte nicht von ihr wegkommen; Alles zog ihn unwiderſtehlich an, und wie erſtaunte er, als er fand, daß ja von den meiſten Lehrſätzen der katholiſchen Kirche kein Wort in der Lehre Jeſu ſtände. Als er 1516 Prediger in dem berühmten Kloſter und Wallfahrtsorte Maria Einſiedeln geworden war, trat er mit Unerſchrockenheit zur Vertheidigung der Wahrheit auf. Er predigte dem zu Tauſenden nach dem Gnadenorte ſtrömenden Volke, daß die Wallfahrten und die andern äußeren Leiſtungen keinen Werth hätten,

wenn der innere Mensch nicht sich bessere. Wohl mochten die andern Geistlichen darüber den Kopf schütteln; aber er galt für einen so durchaus frommen Mann, daß Keiner von ihnen seine Lehre anzutasten wagte.

Nun berief man ihn nach Zürich, zwei Jahre, nachdem Luther die 95 Sätze angeschlagen hatte (also wann?). Gleich in seiner ersten Predigt lehrte er das reine Evangelium, wie es uns die Apostel hinterlassen haben, frei von allen menschlichen Zusätzen, und so fuhr er fort zu lehren, und bekämpfte muthig Aberglauben, Unglauben und Laster, wo er sie fand. Damals reiste in der Schweiz ein italienischer Franziskanermönch, Bernardin Samson, umher, und predigte, wie Tezel in Norddeutschland, den Ablaß. Aber Zwingli eiferte gegen den schändlichen Mißbrauch so laut, daß Samson nicht in Zürich eingelassen wurde. Dies ermunterte den braven Zwingli weiter zu gehen, und auch die andern Mißbräuche der katholischen Kirche anzugreifen, und dadurch wurde ihm sein Werk erleichtert, daß der Rath von Zürich ihm Beifall gab, und seine Verbesserung unterstützte; ja schon 1520 wurde befohlen, daß in Zürich und dessen Gebiete das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte, und nachdem dies zwei Jahre lang geschehen war, wurden auch die äußeren Gebräuche, die dem reinen Evangelium zuwider sind, die Messe, die Ohrenbeichte u. dergl. abgeschafft. Da nun Zwingli fortfuhr, für Ausbreitung der einfachen Lehre Jesu thätig zu wirken; so bot ihm der Papst hohe geistliche Ehrenstellen an, in der Hoffnung, ihn dadurch zum Schweigen zu bringen. Aber Zwingli achtete den Beifall Gottes und den Schatz im Himmel für höher als alle menschliche Ehre, und lehnte alle Anträge ab. Der Rath von Zürich berief darauf alle Geistliche, die Zwingli's Lehre glaubten widerlegen zu können, nach dieser Stadt, und obgleich über 600 zusammenkamen, so ging er doch siegreich aus der Disputation hinweg. Nun gab er sein Glaubensbekenntniß von der wahren und der falschen Religion heraus, und äußerte sich darin fast ganz auf dieselbe Weise wie Luther. „Nur die Bibel," sagte er, „muß über unsern Glauben und unser Thun entscheiden; alle menschliche Zusätze sind verwerflich, und eher wird es um uns nicht gut stehen, bis wir zu der Einfachheit der christlichen Kirche, wie sie in der ersten Zeit nach Christus Weg-

gang war, zurückkehren." Nur in einigen wenigen unwesentlichen Stücken wich er von Luther ab, besonders in der Lehre vom Abendmahl, indem er lehrte, daß bei dem Tische des Herrn Brot und Wein als Erinnerungszeichen an Jesum genossen würde; denn die Worte: „das ist mein Leib!" heißen nichts Anderes, als: „das bedeutet meinen Leib!" und behaupten zu wollen, man genieße wirklich den Leib und das Blut Jesu, sei ja gegen alle Vernunft. Luther aber war anderer Meinung, und behauptete, man müsse sich an den Buchstaben der heiligen Schrift halten, und nicht an dem Worte Jesu klügeln. Dieser habe einmal gesagt: das ist mein Leib!" und dabei müsse es bleiben. Wie das zugehe, daß das Brot Jesu Leib werde, wüßten wir freilich nicht anzugeben; aber darüber müßten wir auch nicht forschen; Gottes Wort sage es nun einmal, und darum müßten wir es glauben. Philipp von Hessen gab sich Mühe, beide Männer zu vereinigen, und veranstaltete deshalb eine Unterredung in Marburg 1529, zu welcher sich außer Luther und Zwingli auch der edle Melanchthon einfand. Luther behandelte seinen Gegner liebevoll und freundlich, vereinigte sich auch mit ihm über die Hauptlehren des Christenthums; nur was die Abendmahlslehre betrifft, blieb Jeder bei seiner Meinung; aber sie schieden mit dem Versprechen, sich dennoch christlich zu lieben.

Zwei Jahre darauf brach der Haß zwischen den katholischen Cantons der Schweiz und dem evangelisch gesinnten Zürich in einen erbitterten Krieg aus, und Zwingli erhielt vom züricher Rathe den Ruf, als Feldprediger mitzureiten. Vor seiner Wohnung auf dem Stiftsplatze sammelte sich das Kriegsvolk. Das Pferd, welches ihn tragen sollte, ward herbeigeführt; er schnallte sich den Panzer um, und sprach nun zu seiner treuen Frau: „Die Stunde ist gekommen, daß wir uns trennen! Es sei so! der Herr will es so! Er sei mit dir, mit mir und mit den Unsern!" Und als er sie zum letzten Male in seine Arme schloß, und sie vor Schmerz kaum sprechen konnte: blickte sie weinend gen Himmel, und fragte: „Und wir sehen uns wieder?" — „Wenn der Herr es will," antwortete Zwingli voll festen Vertrauens: „sein Wille geschehe!" — „Und was bringst du zurück, wenn du kömmst?" fragte Anna weiter. — „Segen nach dunkler Nacht!" sprach er mit fester Stimme. Dann küßte er die Kleinen, riß sich los,

und eilte fort. Noch sah ihm Anna mit gepreßtem Herzen nach, und als er um die Ecke der Straße bog, und sie ihm das letzte Lebewohl zugewinkt hatte, — da hatten sich Beide hienieden das letzte Mal gesehen.

Anna warf sich weinend mit ihren Kindern in der einsamen Kammer auf die Kniee, und betete zu Dem, der im Gebete Kraft giebt: „Vater, nicht mein, dein Wille geschehe!" Auch sie erhielt diese Kraft, so daß sie nicht erlag, als die Kunde kam, daß die Schlacht verloren gegangen und ihr geliebter Gatte umgekommen sei.

Am 11. Nov. 1531 war es bei Cappel, nahe am Rigiberge, zur Schlacht gekommen. Die Zürcher wurden von der Uebermacht der katholischen Cantons besiegt: auch Zwingli, der unter den Vordersten kämpfte, wurde mit Wunden bedeckt, sein Pferd getödtet, zuletzt sank er selbst nieder. Ein Kriegsknecht aus Uri glaubte ihn zu erkennen, trat zu dem sterbenden Manne und rief: „Du syst der Hilterich, sollt' i meine?" Zwingli leugnete es nicht. Da kniete der Bösewicht auf den Kraftlosen nieder, und schrie ihm ins Ohr: „Gläubst an Papsten, so möchst du lebe!" Zwingli richtete sich aber kräftig empor, und rief so laut, als seine geschwundenen Kräfte ihm nur erlaubten: „Ich glaub' an Gott!" — „Da müßt du sterbe!" war die Antwort, und gleich stieß der Katholik ihm das Schwert in die treue Brust. Seine Leiche wurde noch an demselben Tage auf dem Schlachtfelde verbrannt. Sein Waffengefährte rettete mit Lebensgefahr das Herz des treuen Freundes und Lehrers, und brachte es nach Basel zu Oekolampadius, einem Professor daselbst und gemeinschaftlichen Freunde. Dieser aber fragte ihn mit ernster Stimme: „Bist du deß gewiß, so gieb es mir!" und mit den Worten: „wir brauchen keine Reliquien!" warf er diesen körperlichen Ueberrest in den vorbeifließenden Rhein.

Wenn wir den sanften Zwingli mit dem menschenfreundlichen Melanchthon vergleichen können, so finden wir dagegen in der Charakterstärke und Heftigkeit Calvins manche Züge, die uns an Luthern erinnern. Johann Calvin war 1509 in Noyon in Frankreich geboren. Sein Vater, ein angesehener Mann, erzog ihn mit äußerster Strenge, und bildete wohl dadurch den Eigensinn und die Härte des Gemüths aus, die wir nachher bei ihm wahr-

nehmen. Seine innige Religiosität verdankte er vorzüglich seiner frommen Mutter, die ihn schon als kleines Kind zu ihm, dem Unsichtbaren, hinleitete. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch Fleiß und Kenntnisse aus, und er war erst 18 Jahre alt, als er schon eine Pfarrstelle erhielt. Wie die andern Reformatoren, so wurde auch er durch die Kenntniß der Bibel zum evangelischen Glauben geführt. Nachdem er in ihr aufmerksam gelesen, und von der Lehre Zwingli's viel gehört hatte, fing er an zu zweifeln, ob es wohl mit den Lehren der katholischen Kirche seine Richtigkeit habe. Anfangs wurde es ihm schwer, sich von den Vorurtheilen, die ihm der Jugendunterricht beigebracht hatte, loszumachen. Endlich überzeugte er sich von ihrer Falschheit, und nun ergriff er die neue, oder vielmehr altchristliche Lehre mit der ganzen Kraft der innigsten Ueberzeugung. Seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nun nicht länger, seine katholische Pfarrstelle zu behalten; er legte sie nieder, und legte sich auf das Studium der Rechte. So große Fortschritte er darin auch machte, weil er Alles, was er trieb, mit Verstand und Eifer anfing, so zog ihn doch bald der Gedanke, die aus der Bibel geschöpften Wahrheiten des Evangeliums unter den bisher durch den Katholicismus verblendeten Menschen zu verbreiten, noch mehr an. Er predigte, und fand ausnehmenden Beifall. Das trieb ihn noch mehr an, seinen Entschluß auszuführen, und nun trat er ganz zu der Lehre Zwingli's, die in Frankreich schon viele Verehrer gefunden hatte, über. Da aber der König von Frankreich, Franz I., die Evangelischen verfolgte, so sah sich auch Calvin genöthigt, das Reich zu verlassen. Er wandte sich nach Basel, und als er auf einer Reise in Genf bewogen wurde, zu predigen, fand er so ungeheuern Beifall, daß man ihn nicht mehr wegließ, und er eine Predigerstelle annehmen mußte. Mit der größten Thätigkeit nahm er sich nun hier seiner Kirche an; aber seine Herrschsucht und Rechthaberei zog ihm viele Feinde zu, so daß noch keine zwei Jahre vergangen waren, als der Magistrat ihn schon aus der Stadt wies. Kaum hörte man davon in Strasburg, als man den nun schon berühmten Mann als Professor und Prediger berief. Hier heirathete er auch, blieb aber nur drei Jahre da; denn in Genf hatte sich indessen die Stimmung geändert; seine Freunde im Magistrate hatten die Oberhand gewonnen, und baten ihn

nun, zurückzukehren. Das that er auch, und wurde mit Entzücken empfangen. Sein Ansehen war durch den Wechsel so gestiegen, daß man sich nun allen seinen Vorschriften unterwarf. Er führte eine strenge Kirchenzucht ein, zwang alle Die, welche unsittlich lebten, zu einer Kirchenbuße, und ließ sich durch kein Geschrei dagegen irre machen. Auch ist dabei nicht zu leugnen, daß er der rechtschaffenste, arbeitsamste und uneigennützigste Mann von der Welt war. Ob er gleich nur 50 Thaler Gehalt nebst einigen Nebeneinkünften hatte, so wollte er doch durchaus keine Zulage annehmen, und wurde ernsthaft böse, als seine Freunde darauf bestehen wollten.

So brav nun auch dieser Sinn Calvins war, und so viele Achtung er auch deshalb verdiente, so verwerflich war die Heftigkeit und Unduldsamkeit, die er gegen Andersdenkende zeigte. Am auffallendsten ist dies in der Geschichte des unglücklichen Michael Serveda. Dieser Mann war ein spanischer Arzt, aber zugleich ein großer Freund von theologischen Untersuchungen. Während er als Arzt im südlichen Frankreich lebte, hatte er mehrmals an Calvin geschrieben. Aber kaum nahm dieser aus den Briefen wahr, daß Serveda über die Lehre von der Dreieinigkeit andere Begriffe habe, als er sogleich den Briefwechsel abbrach, ja als endlich Serveda seine Ansichten in einem besondern Werke umständlicher auseinandersetzte, betrachtete ihn Calvin als einen fluchwürdigen Ketzer! Der ehrliche Spanier ahnete von dem Allen nichts, und als er nach einiger Zeit auf einer Reise durch Genf kam, hielt er sich in dieser evangelischen Stadt sicherer als irgendwo. Aber kaum erfuhr Calvin, der von ihm so verabscheute Serveda sei angekommen, so drang er in den Magistrat, den Mann sogleich festnehmen, und ihm als Ketzer und Verbreiter falscher Lehren den Proceß machen zu lassen. Wie erstaunte Serveda, als man ihn ins Gefängniß führte, und Calvin als sein Ankläger gegen ihn auftrat. Zuerst gab dieser sich alle Mühe, den Fremden zur Abschwörung seiner ganz unschuldigen Meinungen zu bewegen. Da aber dieser bezeugte, er könne nicht gegen seine Ueberzeugung sprechen, so wurde der Arme wirklich zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Anfangs schien es ihm ganz unglaublich, daß man in einer evangelischen Stadt so unduldsam seyn könnte; dann bat er, man möchte, wenn er nun einmal

durchaus wegen seiner Meinung sterben sollte, ihn doch nur enthaupten. „Nein!“ schrie man, „ein Ketzer müsse verbrannt werden.“ Und das geschah wirklich, und Calvin glaubte in seinem Eifer eine recht verdienstliche Handlung zu begehen. Ob wohl der Glaube dieser Leute, die das erste Gebot Jesu, die christliche Liebe und Duldsamkeit, so mit Füßen traten, der rechte gewesen seyn mag? — Elf Jahre darauf starb Calvin, 1564.

Wie unterschied sich aber die Lehre Luthers von der des Zwingli und des Calvin?

Alle Drei stimmten darin überein, daß kein menschliches Ansehen in Sachen der Religion, sondern allein die heilige Schrift entscheiden könne. Nur darin wichen sie ab, daß Luther sich an die Worte der Bibel buchstäblich hielt, Zwingli dagegen dieselben nach der Vernunft erklärte. Ferner ließ Luther viele äußere Gebräuche und Verzierungen stehen; Zwingli dagegen schaffte alles Alte ab, und duldete in den Kirchen keine Bilder, keine Altäre, keine Musik. Luther setzte fest, daß unter den Geistlichen einige die Vorgesetzten der andern seyen, Zwingli verlangte eine völlige Gleichheit unter ihnen. Alle Drei erkannten, daß die Obrigkeit in Sachen des Gottesdienstes eine Stimme habe, aber nicht in Gegenständen des Glaubens; Zwingli räumte ihr eine größere Gewalt ein, als Luther und Calvin. Die Ansicht Luthers und Zwingli's vom Abendmahle ist schon erwähnt worden. Calvin ging von Beiden darin ab, daß er meinte, Wein und Brot wären beim Abendmahle nicht bloße Zeichen des Blutes und Leibes Jesu, sondern die Gläubigen genössen den Leib und das Blut Jesu auf eine geistliche Weise wirklich. Ob sich der Mann dabei etwas Deutliches gedacht habe? — Auch hatte er eine eigene Ansicht von der sogenannten Gnadenwahl. „Der Mensch,“ sagte er, „kann vermöge der Erbsünde durchaus nichts Gutes wollen. Darum kann Keiner selig werden, als Der, welchen Gott durch seine Gnade zu sich zieht. Dies findet aber nur bei einigen Menschen statt. Die guten Menschen sind von Gott zur Seligkeit, die bösen zur Verdammniß bestimmt, ohne daß wir wissen, warum er gerade diese und jene auserwählt habe. Diese Gnade Gottes ist ganz frei, und nimmt auf die Handlungen der Menschen gar keine Rücksicht.“ Ob er darin wohl Recht hatte? Und warum wohl nicht? —

Die Kirche, welche nun Zwingli und Calvin durch ihre Lehre gründeten, wurde die reformirte genannt, und fand vorzüglich in der Schweiz, in den Niederlanden, in Schottland, in einem Theile von Deutschland und auch in Frankreich Eingang, so grausam auch Franz die Hugenotten, so nannte man die Reformirten hier, verfolgte.

Nach Franz (gest. 1547) regierte sein Sohn Heinrich II., der ein durchaus böses Weib zur Frau hatte. Katharina von Medicis hieß sie, und war aus Toscana gebürtig. Sie verfolgte, wo sie nur konnte, die armen Hugenotten, die doch Keinem etwas zu Leide thaten, und in aller Stille Gott auf ihre Weise verehrten. Aber trotz dieser Verfolgung mehrte sich ihre Zahl zusehens, und viele Große des Hofes traten zu ihnen über. Vor Allen stand an ihrer Spitze der alte, würdige Admiral Coligny, ein Mann, der von Allen geachtet wurde, und dem jungen Prinzen von Condé und dem eben so jungen Heinrich von Navarra, die auch Beide zur Partei der Hugenotten gehörten, mit Rath an die Hand ging. König Heinrich starb bald, und nun regierten hinter einander die drei ältesten Söhne desselben, Franz II., Karl IX. und Heinrich III.; aber eigentlich regierte Katharina für sie. Sie war eine herrschsüchtige Frau, die zeitlebens nicht zur Ruhe gekommen ist, weil ihre Leidenschaften und Ränke sie aus einer Unruhe in die andere warfen. Nachdem sie drei blutige Kriege geführt hatte, ohne die verhaßten Hugenotten besiegen zu können, beschloß sie, es einmal mit List zu versuchen, und sie entwarf mit einigen eben so grausamen Rathgebern einen Plan, der ganz einer Livia oder Agrippina würdig war.

Sie stellte sich nämlich mit einem Male recht freundlich gegen die Hugenotten. Den jungen Heinrich von Navarra, einen 16jährigen hoffnungsvollen Jüngling, verheirathete sie mit ihrer eigenen Tochter, Margarethe von Valois, lud seine Mutter, die treffliche Johanna von Navarra, das Muster eines guten Weibes, nach Paris ein, umarmte sie so zärtlich bei der Ankunft, als wenn sie die besten Freundinnen wären, und fragte dann nachher ihren Sohn, den König Karl IX., ob sie nicht ihre Rolle recht gut gespielt habe? Auch Coligny, Condé und andere Häupter der Hugenotten wurden eingeladen, und die Freundschaft der

Königin schien so aufrichtig, daß die ehrlichen Leute alle in die Falle gingen, und über die glückliche Aussöhnung recht herzlich erfreut waren. Man warnte zwar den Admiral; aber er war so sicher, daß er sich alle solche Einflüsterungen seiner Freunde zuletzt verbat, und nach Paris ging. Plötzlich aber starb Johanna von Navarra, und die Hugenotten munkelten, daß sie vergiftet worden sey, eine Beschuldigung, die nicht erwiesen worden ist; aber die Unruhe legte sich bald wieder bei den fortgesetzten Freundschaftsversicherungen der Katholiken.

Auf den Admiral hatten diese es besonders gemünzt; denn er war das gefürchtetste Haupt der Hugenotten. Der König Karl, ein junger, erst 22jähriger Bösewicht, faßte ihn bei seiner schwachen Seite, und machte ihm weis, die Truppen, die er jetzt zusammenzöge, wären gegen die Spanier in den Niederlanden bestimmt, und Coligny sollte sie anführen. Darüber war der gute alte Mann so erfreut, das er seitdem von nichts Anderem, als von dem Feldzuge gegen die Spanier träumte.

Indessen bereitete man ihm seinen Untergang. Katharina dung einen Meuchelmörder, der mit geladenem Gewehre in einem Hause, bei welchem der Admiral täglich vorbeiging, hinter eine Fenstergardine sich stellte, und ihm auflauerte. Coligny kam, der Schuß fiel, die Kugel durchbohrte ihm den linken Arm, und zerschmetterte den Zeigefinger der rechten Hand. Doch hatte er noch soviel Besonnenheit, auf das Fenster zu weisen, aus welchem der Schuß gekommen war. Während einige seiner Begleiter ihn nach Hause führten, schlugen andere die Hausthüre ein; aber der Mörder hatte sich bereits gerettet. Als der König erfuhr, daß der Streich mißlungen sey, warf er — er spielte den Federball — wüthend das Schlagnetz auf den Boden, und rief: „Werde ich denn nie Ruhe haben?" Schnell faßte er sich wieder, und nahm zur unverschämtesten Heuchelei seine Zuflucht. Dem jungen Condé und Navarra, die zu ihm kamen, um sich über den versuchten Meuchelmord zu beschweren, betheuerte er: Niemand könne darüber aufgebrachter seyn als er, und er würde den Thäter aufs Härteste bestrafen. Dann besuchte er mit seiner Mutter den kranken Admiral selbst, schwur bei Gott, er werde eine schreckliche Rache ausüben, und sagte ihm die schönsten Worte.

So verdorben der junge König auch schon war, so hatte er

sich doch noch aus einem Ueberreste von menschlichem Gefühle der Ermordung aller Hugenotten widersetzt. Aber Katharina wußte ihn zu behandeln. In dem Staatsrathe, der deswegen gehalten wurde, und dem die wüthensten Hugenottenfeinde beiwohnten, gab sie vor, Coligny habe eine Verschwörung gegen die Katholiken gemacht. Da stand der König heftig auf, und schwur, daß er und alle Hugenotten sterben müßten; nicht Einer dürfte entrinnen. Wie schlimm ist es doch, wenn man keine eigenen Grundsätze hat, und nur von den Eingebungen Anderer abhängt!

Nun wurden geschwind die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Der Admiral Coligny erhielt, wie er es selbst zu seiner Sicherheit gewünscht hatte, eine Ehrenwache. In die Nähe seiner Wohnung wurden alle übrigen Hugenotten gebracht, und der 24ste August (1572), der Bartholomäustag, zu der Ausführung bestimmt. Die Ermordung des Admirals übernahm Heinrich von Guise, ein böser, rachsüchtiger, und auf die Hugenotten bis zur Wuth erbitterter Mensch. Der Marschall von Tavannes, auch ein wüthender Katholik, ließ darauf die Vorsteher der Kaufmannschaft zu sich kommen, und befahl ihnen, die Bürgercompagnien zur nächsten Nacht bereit zu halten. Als sie den Zweck erfuhren, fingen sie an zu zittern, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen. Tavannes fuhr sie an, und drohte ihnen mit Ungnade des Königs. „Gut!" antworteten sie schnell, „wenn es sich so verhält, da sind wir zu Allem bereit." Welche Gewissenhaftigkeit! — Nun deutete ihnen Tavannes an: sobald die Glocke auf dem Schlosse geläutet würde, sollten Lichter in die Fenster gestellt, die Ketten vor die Straßen gezogen, und die Wachen auf den Kreuzwegen bereit gehalten werden; zum Unterschiede von den Hugenotten sollten sie um den linken Arm ein leinenes Tuch, und auf dem Hute ein weißes Kreuz tragen.

So brach der Abend des blutigen Tages an. Mit einer seltenen Verschwiegenheit hatte Keiner die scheußliche Verschwörung verrathen. Der König Karl erwartete mit einer geheimen Angst die Stunde des Mordanschlags. Seine Mutter verließ ihn keinen Augenblick, und sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm den Befehl zum Läuten der Glocke erst abnöthigen. Noch war Alles still. Plötzlich hörte man einen Pistolenschuß. Keiner wußte, woher er kam; aber der Knall setzte Alle so in Schrecken, daß

sie sich vor Unruhe nicht zu lassen wußten, und der König schickte einen Officier an den Herzog von Guise, nichts gegen den Admiral zu unternehmen. Aber es war schon zu spät.

Guise hatte sich beim ersten Schalle der Glocke nach der Wohnung des Admirals begeben. „Im Namen des Königs! macht auf!" rief er am Hofthore. Man öffnete, und sogleich wurde die Schildwache niedergestoßen. Die dem Admiral gegebene Ehrenwache, statt ihn zu schützen, lief aus einander, und versteckte sich. Drei Oberste, begleitet von Soldaten, drangen die Treppe hinauf, schlugen die Thüre ein, welche zu Coligny's Schlafzimmer führte, und stürzten mit dem Geschrei: „Mord! Mord!" ins Zimmer. Coligny war beim ersten Lärm aufgestanden; man fand ihn an die Wand gelehnt betend. Böhm, einer jener Officiere, bemerkte ihn zuerst. „Bist du Coligny?" rief er. „Ich bin es," antwortete der Admiral ruhig; „achte meine grauen Haare!" — Aber Böhm stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, und hieb ihm so lange ins Gesicht, bis er todt zu Boden sank. Dann rief Böhm zum Fenster hinunter: „Es ist vorbei!" — „Der Herzog von Angouleme will es nicht glauben," antwortete Guise, „bis er ihn zu seinen Füßen liegen sieht." Man stürzte den Leichnam aus dem Fenster; Angouleme wischte ihm das Blut aus dem Gesichte, um seine Züge zu erkennen, und gab ihm dann einen Fußtritt.

Sobald die Glocke sich hatte hören lassen, hatten sich die davon unterrichteten Katholiken mit fürchterlichem Geschrei und Mordgeheul von allen Seiten erhoben. Die Hugenotten kamen, zum Theil halbangekleidet und schlaftrunken, aus den Häusern, um zu sehen, was es gäbe. Einige wollten nach der Wohnung des Admirals, wurden aber gleich an der Thüre von der Wache niedergestoßen. Andere, welche nach dem Louvre, dem Residenzpalaste des Königs, eilten, wurden von der Wache mit Pikenstößen und Flintenschüssen zurückgetrieben, und fielen, auf dem Rückwege, den Soldaten des Herzogs von Guise oder den Bürgerwachen in die Hände, die ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichteten. Nachdem Alle ermordet waren, die man auf den Straßen gefunden hatte, drangen die Mörder in die Häuser ein; die verschlossenen Thüren wurden aufgesprengt, und Alle, die man fand, wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts nieder-

gestoßen; überall tönte Mordgeschrei oder das Aechzen und Röcheln der Sterbenden. Diese Abscheulichkeiten währten die ganze Nacht hindurch; jeden Augenblick entdeckten die Mörder neue Schlachtopfer. So brach der Morgen an, und die Sonne beleuchtete das gräßliche Schauspiel. Hier und da wurden geköpfte Leichen aus den Fenstern gestürzt; auf den Straßen und Hausfluren lagen todte und oder sterbende Körper umher, und unzählige Leichen wurden durch die Straßen nach der Seine geschleppt. Guise und andere Große gingen in den Gassen umher, und munterten die Bürger zu den Ermordungen noch mehr auf: es sei ausdrücklicher Wille des Königs, daß die ganze Schlangenbrut umkomme. Ein Goldarbeiter lief mit nackten, blutigen Armen umher, und rühmte sich, mehr als 400 todtgeschlagen zu haben. Aber nicht blos Hugenotten wurden getödtet. Die nichtswürdigen Menschen, von denen Paris immer gewimmelt hat, benutzten die Mordnacht, um alle Die umzubringen, deren Tod ihnen nützlich seyn konnte. Manche mordeten ihre Verwandten, um sie früher zu beerben, Andere die Reichen, deren Schätze sie plünderten, noch Andere ihre Feinde, um sich zu rächen, Dienstboten ihre Herrschaft, kurz, unzählige Greuel wurden in dieser Nacht begangen.

Auch im Louvre verging die Nacht unter großer Unruhe. Mehrere Edelleute hatten sich zu dem Heinrich von Navarra geflüchtet, und brachten bei ihm angstvoll die Nacht zu. Gegen Morgen ließ der König sowohl Heinrich als Condé rufen, und sagte ihnen mit einem vor Wuth glühenden Gesichte, er wisse sehr wohl, daß sie mit zu der Verschwörung des Admirals, der jetzt auf seinen Befehl getödtet sei, gehörten; aber ihrer Jugend wegen wolle er ihnen vergeben, wenn sie ihre falsche Religion abschwüren, und sich zur katholischen Lehre bekennten. Drei Tage wolle er ihnen Bedenkzeit geben. — Die neuvermählte Frau Navarra's, die von nichts unterrichtet war, befand sich die ganze Nacht in tödtlichster Angst, was man denn vorhabe. Gegen Morgen schlug Jemand mit lautem Hülfsgeschrei an ihr Schlafzimmer. Sie ließ öffnen. Ein junger Edelmann, verfolgt von drei Gardesoldaten, stürzte leichenblaß herein. Er blutete aus zwei Wunden, und flehete sie um Hülfe an. Sie war außer sich vor Schrecken, und wußte nicht, was das Alles zu bedeuten

habe. Endlich erschien der Hauptmann der Garden, und versicherte auf ihr Bitten dem Manne das Leben. Als sie in's Vorzimmer trat, wurde drei Schritte von ihr ein anderer Edelmann mit einer Hellebarde niedergestoßen, worauf sie in Ohnmacht sank. Welche Greuel! — Auf dem Corridor des Schlosses hatten sich die Gardesoldaten in zwei Reihen gestellt, während Andere ihnen die hugenottischen Edelleute, die sich ins Louvre gerettet hatten, zuführten. Alle diese wurden mit Hellebarden in Stücke gehauen, indem Einige schweigend den Tod litten, Andere aber schmerzlich ausriefen: „Großer Gott! was haben wir denn gethan? Gerechter himmlischer Richter, rette uns Unschuldige!" —

Die Ermordungen währten drei ganze Tage und Nächte. König Karl war, nachdem nur einmal das Morden angefangen hatte, ganz wüthend geworden. Man sah ihn selbst aus dem Fenster auf die Fliehenden schießen. Am Tage ging er durch die Straßen der Stadt, von seinem Gefolge begleitet, um sich am Anblicke der Ermordeten zu weiden, dann vor das Thor, wo die Galgen standen, um den Leichnam des ehrwürdigen Admirals zu sehen, den man erst durch die Straßen geschleppt, dann ins Wasser geworfen, endlich auf Feuer gelegt, und zuletzt halbverbrannt mit den Füßen an einen Galgen gehenkt hatte. Ja man zwang gar die Kinder des Ermordeten, hinauszugehen, und den gräßlich verunstalteten Leichnam des Vaters anzuschauen! Würden wir Deutsche wohl im Stande seyn, solche Unmenschlichkeiten zu begehen?

Nur einen Zug von Edelmuth hat die Geschichte aus diesen Tagen des Grausens aufbewahrt. Vezins, ein Edelmann, war der Nachbar Regnier's, eines Hugenotten. Sie waren Feinde, und Vezins hatte diesem hundert Mal schon den Tod gedroht. Jetzt zitterte Regnier, daß Vezins seine Gelegenheit wahrnehmen, und ihn ermorden würde. Plötzlich schlug man seine Hausthüre ein. Vezins war es, der in Begleitung zweier bewaffneter Bedienten mit bloßem Degen eintrat, und dem zitternden Regnier mit barscher Stimme befahl, sogleich ihm zu folgen. Draußen standen vier Pferde; auch Regnier mußte aufsteigen, und wurde, ohne daß Vezins ein Wort sprach, bis auf sein Landgut geführt. Als sie hier allein waren, sprach Vezins: „Siehe, nun bist du in in Sicherheit! Ich hätte die Gelegenheit benutzen und mich rächen

können, aber tapfere Leute müssen die Gefahr theilen; dazu habe ich dich gerettet. Wenn du willst, so sollst du mich bereit finden, unsern Streit auszufechten, wie es sich für Edelleute geziemt." Regnier erschöpfte sich in Danksagungen, und bat ihn um seine Freundschaft. „Ich lasse dir," antwortete Vezins, „ganz die Freiheit, ob du mich lieben oder hassen willst, und ich habe dich eben hierher gebracht, um frei wählen zu können." Und ohne die Antwort abzuwarten, drückte er seinem Pferde die Sporen ein, und flog davon. Wie schön! —

Nicht nur in Paris, sondern im ganzen Königreiche, wurde auf des Königs Befehl die Ermordung der armen Hugenotten vollzogen, so viel man ihrer auffinden konnte. Die Leichname ließ man unbegraben verfaulen; viele warf man in die Flüsse, so daß lange Zeit hindurch Niemand Flußwasser zu den Speisen gebrauchen, und Fische essen wollte. Nur wenige Statthalter hatten Gewissen genug, sich der Ausführung des königlichen Befehles zu widersetzen. Der Commandant von Bayonne wagte es, dem Könige zurückzuschreiben: „Sire, ich habe Ew. Majestät Befehl Ihren getreuen Unterthanen und Soldaten mitgetheilt, und habe lauter gute Bürger und brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden. Daher bitten wir demüthigst, unsre Arme und unser Leben zu nützlichen Dingen zu gebrauchen." Als sich die Nachricht dieser Greuelthat verbreitete, war man in protestantischen Ländern darüber aufs Aeußerste entrüstet. Aber die Katholiken frohlockten, und Philipp II. von Spanien schrieb an die Königin-Mutter: „Diese werthvolle, kluge Handlung, dieser große Dienst zum Ruhme und zur Ehre Gottes, war für mich die schönste und größte Nachricht, die mir zukommen konnte, und ich küsse Ihnen zum Dank die Hände. Fahren Sie fort, das Königreich von der Pest der Ketzerei zu säubern, es ist dies die größte Wohlthat, die Ew. Majestät widerfahren kann."

Doch genug von den Greueln, die unter den Augen und auf Befehl des Königs und seiner schändlichen Mutter vorfielen. Die gerechte Vergeltung des Himmels, die wir bei so vielen Vorfällen der Weltgeschichte schon bemerkt haben, zeigte sich auf eine recht auffallende Weise auch bei dieser nichtswürdigen Familie. Katharina erlebte zwar, daß drei ihrer Söhne den französischen Thron bestiegen; aber der erste, Franz II., starb noch ganz jung,

der zweite, Karl IX., zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht, die man auch wohl die pariſer Bluthochzeit zu nennen pflegt, und der dritte, Heinrich III., wurde von einem Mönche ermordet. Ein vierter ſtarb noch vor ihr. Alle vier ſtarben ohne Kinder; ſie ſelbſt erlebte ein hohes Alter, wurde aber gehaßt und verachtet von Jedermann; denn böſe Menſchen werden ſelbſt von ihres Gleichen verachtet. Sterbend gab ſie, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ihrem Sohne Heinrich III. den Rath, ſeinen Unterthanen Gewiſſensfreiheit zu geben, weil er ohne das nie ruhig regieren würde. So wie die Familie Auguſts nach den Greuelthaten des Caligula und Nero ausſtarb, ſo auch die Familie der Valois nach den Schandthaten der Bartholomäusnacht! Eine wichtige Lehre für jeden nachdenkenden Menſchen! — Auch Heinrich von Guiſe ſtarb eines gewaltſamen Todes. Heinrich III. ließ ihn durch einige ſeiner Leibgardiſten erſtechen, weil er Anſtalten gemacht hatte, den König ſeines Anſehens zu berauben.

90. Heinrich VIII. und ſeine ſechs Frauen.

Zu der Zeit, als Karl V. in Deutſchland Kaiſer war, und Franz I. in Frankreich regierte, war Heinrich VIII. König von England. Er war ein Sohn jenes Heinrich VII., der dem ſchändlichen Richard III. Krone und Leben geraubt hatte, und gehörte zu der Familie der Tudor (ſprich Todder). In mehr als Einer Hinſicht iſt Heinrich VIII. ein merkwürdiger König. Zu Anfange ſeiner Regierung miſchte er ſich bald in die Kriege, die Karl V. und Franz I. mit einander führten, und ſtand bald dem Einen, bald dem Andern bei; denn er war ein Mann von unerträglichen Launen und großer Eigenliebe, die ſehr leicht beleidigt werden konnte. Dieſe Kriege koſteten ihm vieles Geld, und brachten ihm keinen Ruhm, weil die Engländer nichts ausrichteten.

Mit dem Papſte ſtand er anfangs auf einem ſo guten Fuße, daß ihm dieſer den Titel: Beſchützer des Glaubens, gab. Aber die Freundſchaft dauerte nicht lange. Heinrich hatte auf Befehl ſeines Vaters ſchon im 18ten Jahre die 24jährige Katharina von Aragonien, Ferdinands des Katholiſchen und der Iſabella Tochter, heirathen müſſen, und, wie das bei gezwungenen und ungleichen Heirathen meiſt geſchieht, er konnte ſie nicht leiden. Indeſſen hatte ſie aus Gefühl der Pflicht geduldet; ſie hatte ihm

auch nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben, und er hatte eine Tochter von ihr, welche Maria hieß. Plötzlich aber, nachdem er schon 18 Jahre lang mit ihr verheirathet gewesen war, setzte er sich in den Kopf, die Ehe mit ihr sey unrechtmäßig, weil sie früherhin seines verstorbenen Bruders Frau gewesen sey. Der eigentliche Grund war wohl dieser: er hatte eine Hofdame seiner Frau, die Anna Boleyn (sprich Bulehn), kennen gelernt, und die hatte ihn durch ihre Schönheit und Annehmlichkeit so bezaubert, daß er seine Frau durchaus los seyn wollte, um jene zu heirathen. Glücklich hatte er nie mit ihr gelebt. Als ihm aber mehrere Kinder starben, hielt er dies für eine Strafe Gottes, und die Neigung zu Anna Boleyn mochte allerdings den Ausschlag geben. Aber um sich scheiden zu lassen, und eine Andere zu nehmen, war die Erlaubniß des Papstes durchaus nöthig. Dieser hätte es auch wohl bewilligt, aber Katharina war Kaiser Karls V. Base; und der nahm sich ihrer daher an, und drohte dem Papste, wenn er die Scheidung aussprechen würde. Geradezu wagte indessen der Papst nicht, dem Könige von England sein Gesuch abzuschlagen; er stellte sich daher, als wollte er die Sache nur erst untersuchen, und hielt ihn damit an vier Jahre hin. Endlich riß dem leidenschaftlichen Heinrich die Geduld. Er brach die Unterhandlungen mit dem Papste ganz ab, und da ein kluger Geistlicher auf den Einfall kam, der König möchte doch bei allen Universitäten sich Raths holen, ob es Unrecht sey, sich von Katharinen zu scheiden und die Anna Boleyn zu heirathen, so ergriff er diesen Rath geschwind. Zu seiner großen Freude sprachen auch die Universitäten ganz so, wie er gewünscht hatte. Sie erklärten die Ehe mit Katharina für unrechtmäßig, und die mit jeder Andern für erlaubt. Die arme Katharina weinte ihre bittern Thränen und beschwor ihren Gemahl bei der ihm nun 20 Jahre lang bewiesenen Treue, sie doch nicht zu verstoßen. Aber hatte Heinrich sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, so setzte er es auch durch, und so erhielt sie die Weisung, sich nach einem der königlichen Lustschlösser zu begeben, wo sie vier Jahre später gestorben ist.

Heinrich heirathete gleich nach Katharina's Verstoßung seine liebe Anna Boleyn, und fühlte sich überaus glücklich. Aber auf den Papst war er so erbittert, daß er sich von der katholischen Re-

Digitized by Google

ligion nun ganz losſagte. Gewiß hätte er die lutheriſche Lehre, die in England viele Anhänger gefunden hatte, angenommen, aber Luther hatte ihm früherhin einmal einen derben Brief geſchrieben, und das konnte ihm der eitle Heinrich nicht vergeſſen. Er ſchrieb daher nach ſeinen eignen Gedanken ein Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens, und verlangte, daß alle Unterthanen ſeine neue Lehre, die ein Mittelding zwiſchen der katholiſchen und evangeliſchen war, annehmen ſollten. Welche unſinnige Forderung! Viele Katholiken ſowohl als Lutheraner, die ſich nicht entſchließen konnten, ihren ihnen einmal liebgewordenen Glauben ſogleich aufzugeben, wurden grauſam hingerichtet, und durchs ganze Land rauchten die Scheiterhaufen. Dann hob er auch die Klöſter auf, und hätte dabei große Summen gewinnen können, wäre dabei nicht ſo verſchwenderiſch verfahren, und die meiſten geiſtlichen Güter verſchleudert worden. Daher ſagte Kaiſer Karl V. mit Recht: „der König von England hat die Henne todtgeſchlagen, welche ihm die goldenen Eier legte"; denn nun fielen die reichen Abgaben weg, welche er bisher jährlich von den Klöſtern und Stiftern erhoben hatte.

Anna Boleyn hatte dem Könige indeſſen eine Tochter geboren, die nachher ſo berühmt gewordene Eliſabeth. Aber noch war Heinrich kaum drei Jahre in Annens Beſitze, als er auch ihrer ſchon überdrüßig war, und auf eine dritte, Johanna Seymur (ſprich Simor), eine Hofdame der Anna, ſeine Neigung geworfen hatte. Darauf hatten die Feinde der guten Anna lange gewartet. Feinde hatte ſie, ſo freundlich und herablaſſend ſie auch gegen Jedermann war, genug, weil Viele ihr ihren hohen Stand nicht vergeben konnten, und ihres Bruders Frau war die giftigſte darunter. Dieſe erfüllte des Königs argwöhniſches Herz mit ſolcher Eiferſucht, daß er die Anna zu verderben feſt beſchloß. Die Eiferſucht brach aus, als ihr bei einem Tourniere ihr Taſchentuch entfiel, und ein junger Höfling es ihr aufnahm. Anna hatte nämlich einen höchſt muntern, heitern Sinn, ſo daß ſie ſich bei Allem, was ſie that, nichts Arges dachte; dabei war ſie ſo weit entfernt von Hochmuth, daß ſie mit Allen, die ſonſt ihres Gleichen geweſen waren, eben ſo freundlich und zutraulich als ehedem umging. Das hinterbrachte die ſchändliche Rocheford (ſprich Ratſchford) Alles dem Könige; jede freundliche Miene,

jedes milde Werk, jede gutthätige Handlung wurde der Armen als Verbrechen gedeutet. Der König schäumte vor Wuth, daß seine Gemahlin sich unterstände, mit Leuten, die unter ihr ständen, ein freundliches Wort zu sprechen; sein unbändiger Stolz fühlte sich aufs Tiefste beleidigt, und ohne Verhör wurde sie plötzlich ergriffen und in den Tower geführt. Als sie das Gefängniß betrat, fiel sie auf ihre Kniee nieder, rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, und bat ihn, sie so gewiß selig zu machen, als sie unschuldig sey. Hier zeigte sich wieder recht, wie an Höfen nur dem Glücklichen die allgemeine Gunst sich zuwendet. Kaum war Anna in Ungnade gefallen, als alle ihre bisherigen Verehrer und Freunde ihr den Rücken zuwandten, und nur ein Einziger fand sich, der es wagte, für sie beim Könige zu sprechen.

Aus dem Tower schrieb sie an den König einen rührenden Brief, um ihn zu milderen Gesinnungen zu bewegen *). Aber

*) Sire! Die Ungnade Ew. Maj. und meine Gefangenschaft sind so überraschend für mich, daß ich gar nicht weiß, was ich schreiben, oder was ich entschuldigen soll. Wenn aber das Bekenntniß einer Wahrheit mir in der That Sicherheit verschaffen kann, so will ich mit aller Bereitwilligkeit und mit Gehorsam Ihren Befehl vollziehen.

Aber Ihro Maj. wollen doch niemals glauben, daß Ihre Gemahlin sich jemals werde dahin bringen lassen, einen Fehler zu bekennen, woran sie nicht einmal gedacht hat. Um die Wahrheit zu sagen, nie hat ein Fürst eine Gemahlin gehabt, welche in ihrer Liebe treuer gewesen wäre, als Sie in Anna Boleyn immer gehabt haben. Mit diesem Namen und Stande hätte ich mir so gern genügen lassen. Niemals habe ich mich in meiner Erhebung als Königin so sehr vergessen, daß ich nicht immer einen solchen Glückswechsel, als ich jetzt erfahre, erwartet hätte; denn da meine Erhebung auf nichts Anderem als auf einem Einfalle Ew. Maj. beruhte, so sah ich wohl ein, daß die geringste Veränderung hinreichend wäre, Ew. Maj. Gedanken auf einen andern Gegenstand hinzulenken. Sie haben mich aus einem niedrigen Stande gewählt, Königin und Ihre Gesellschafterin zu seyn, weit mehr als ich verdiente und verlangte. Wenn Sie mich denn solcher Ehre würdig fanden, theurer, gnädiger König, so geben Sie nicht zu, daß ein nichtiger Einfall oder ein böser Rath meiner Feinde mir diese königliche Gnade entziehe, und lassen Sie Ihrer gehorsamsten Gemahlin und der unmündigen Prinzessin, Ihrer Tochter, nicht eine solche Schande zufügen. Lassen Sie mich gerichtlich verhören, theurer König; aber lassen Sie mich ein gesetzmäßiges Verhör haben, und meine geschwornen Feinde nicht meine Ankla-

Alles war vergebens. Heinrich wollte ſie los ſeyn; darum mußte er ſie ſchuldig finden, und obgleich ihre erbittertſten Feinde ihre Richter waren, ſo konnte ihr doch kein Verbrechen bewieſen werden. Einem der Hofleute, die der Freundlichkeit wegen, womit Anna mit ihnen ſollte geſprochen haben, auch gefangen geſetzt waren und hingerichtet werden ſollten, bot man das Leben an,

---

ger und Richter zugleich ſeyn. Ja, laſſen Sie mich öffentlich vor ein Gericht ſtellen; denn meine Treue hat keine öffentliche Schande zu befürchten. Dann werden Sie ſehen, wie entweder meine Unſchuld bewieſen, Ihr Argwohn und Gewiſſen befriedigt, den Schmähungen und Verleumdungen der Welt Einhalt gethan, oder meine Schuld öffentlich erklärt wird. Dann würde Ew. Maj. in Allem, was Gott oder Sie über mich beſtimmen, von allem öffentlichen Tadel frei ſeyn, und wenn ſo meine Schuld geſetzmäßig entſchieden würde, ſo hätten Ew. Maj. die Freiheit vor Gott und vor Menſchen, nicht nur eine verdiente Strafe an mir als einer ungetreuen Gemahlin zu vollziehen, ſondern auch Ihrer Neigung zu folgen, die bereits auf diejenige Perſon gefallen iſt, um derentwillen ich mich jetzt in dieſem unglücklichen Zuſtande befinde, und deren Namen ich ſchon ſeit geraumer Zeit hätte nennen können, weil Ew. Maj. mein Argwohn darin nicht unbekannt iſt.

Wenn Sie aber über mich ſchon etwas verhängt haben, und wenn nicht nur mein Tod, ſondern auch eine ſchändliche Nachrede Ihnen zum Genuß Ihres erwarteten Glücks verhelfen muß, ſo bitte ich Gott, daß er Ihnen darin Ihre große Sünde vergeben wolle, ingleichen meinen Feinden, als den Werkzeugen derſelben, und daß er Sie für Ihre unköngliche und grauſame Behandlung meiner an ſeinem allgemeinen Gerichtstage, wo ſowohl Sie als ich in Kurzem erſcheinen müſſen, und wo, wie ich nicht zweifle, meine Unſchuld an den Tag kommen wird, nicht zu einer ſtrengen Rechenſchaft fordern möge.

Meine letzte und einzige Bitte ſoll ſeyn, daß ich allein die Laſt der Ungnade Ew. Maj. tragen möge, und daß Sie nicht die unſchuldigen Seelen derjenigen armen Männer treffe, welche, wie ich erfahre, meinetwegen gleichfalls in enger Gefangenſchaft ſind. Wenn ich jemals Gnade in Ihren Augen gefunden habe, wenn jemals der Name Anna Boleyn Ihren Ohren angenehm geklungen hat, ſo gewähren Sie mir dieſe Bitte. Ich will Ew. Maj. nicht weiter beſchweren, und mit meinem innigen Gebete Gott bitten, Ihro Maj. in ſeiner Obhut zu behalten, und Sie in allen Ihren Handlungen zu leiten. — Aus meinem traurigen Gefängniſſe, den 6ten Mai 1536.

Ihre gehorſamſte und ewig treue Gemahlin

Anna Boleyn.

wenn er die Königin anklagen wollte. „Behüte der Himmel!“ rief er aus, „ich halte sie für unschuldig, und wollte lieber tausend Leben verlieren, als einen unschuldigen Menschen verleumden.“

Dennoch sprachen die Richter ihr: Schuldig! aus. Sie sollte, nach der Entscheidung des Königs, entweder verbrannt oder enthauptet werden. Als man ihr das Urtheil ankündigte, erschrak sie nicht, aber sie hob ihre weißen Hände gen Himmel, und rief: „O Vater, der du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist, du weißt, daß ich diesen Tod nicht verdient habe.“ Dann ließ sie dem Könige sagen, sie danke ihm sehr, daß er so eifrig auf ihre Erhebung bedacht sey. Aus einem bloßen Fräulein habe er sie zur Marquisin, dann zur Königin erhoben, und nun, da sie auf der Erde nicht höher steigen könne, sorge er dafür, daß sie eine Heilige im Himmel werde. Dann empfahl sie ihm ihr unmündiges Töchterchen Elisabeth. Auf dem Blutgerüste betete sie noch mit Inbrunst für den König, und gab ihm das Zeugniß, er sey gegen sie sonst immer ein guter und gnädiger Herr gewesen. Endlich überließ sie sich einer stillen Andacht, legte den Kopf auf einen Block, und unter den Worten: „Christus befehle ich meinen Geist!“ machte Ein Hieb ihrem Leben ein Ende.

Gleich den Tag nach dieser ungerechten Hinrichtung vollzog er seine Ehe mit Johanna Seymour, und rühmte sich vor dem Parlamente, daß er aus Liebe zu seinem Volke, ungeachtet seiner Unglücksfälle in den beiden ersten Ehen, sich zu einer dritten entschlossen habe. Der Heuchler! — Wer weiß, wie lange seine Liebe zu seiner dritten Frau gedauert hätte, wenn diese nicht schon im folgenden Jahre gestorben wäre. Vorher noch hatte sie ihm einen Sohn, Eduard VI., geboren, worüber er große Freude hatte. Ihr Tod betrübte ihn sehr. Doch dachte er gleich wieder an eine neue Heirath.

Nachdem er hier und da seine Anträge gemacht hatte*), wurde ihm Anna von Cleve als eine große Schönheit empfohlen. Er schickte gleich einen Gesandten hinüber, ließ um

*) Unter andern hielt er um die Wittwe eines Herzogs von Mailand an, die ihm aber antwortete: „Sire! ich habe nur Einen Kopf; hätte ich deren zwei, so stände einer davon Ew. Maj. recht gern zu Diensten.“

sie anhalten, und freute sich ganz außerordentlich, als er das Jawort erhielt. Denn er hatte ein Portrait von ihr gesehen, welches der berühmte Hans Holbein verfertigt hatte, und konnte nun ihre Ankunft gar nicht erwarten; ja er reiste ihr bis an die Seeküste entgegen. Aber wie erschrak er, als er eine große vierschrötige Person aussteigen sah, mit der er nicht einmal sprechen konnte; denn sie verstand kein Wort englisch, und zeigte bald, daß es ihr an aller Geistesbildung fehle. Auch die größte Schönheit würde nicht fähig gewesen seyn, der unglücklichen Anna die Zuneigung des Königs zu erhalten, da ihr ungebildeter Geist ihn gleich zurückstieß. — Heinrich wollte in die Erde sinken vor Aerger. Er schwankte, ob er sie nicht lieber gleich wieder ins Schiff packen sollte. Das ging aber doch nicht gut an, da schon die Hochzeit bereitet war. Die Trauung wurde also vollzogen; aber je mehr er sie ansah, desto widriger wurde sie ihm. „Nein!" rief er, „sie muß fort! Ich kann sie nicht ausstehen!" Die arme Prinzessin erhielt den demüthigenden Bescheid, sie möchte sich nur vom Hofe wegbegeben, und hat bis zu ihren Tod auf einem einsamen Schlosse gewohnt. Heinrich war so verdrießlich über die ganze Sache, daß er gegen alle Die wüthete, die zu dieser Verbindung gerathen hatten. Besonders fiel sein Zorn auf seinen mächtigen Minister Cromwell, den er in den Tower setzen, und zum Tode verurtheilen ließ. Dies wird hier erzählt, um zu zeigen, theils zu welchen Ungerechtigkeiten ein launenhaftes Gemüth sich so leicht verleiten läßt, theils wie nicht selten Weiber die Männer an Standhaftigkeit im Unglücke übertreffen. Als er im Gefängnisse saß, schrieb er an den König einen demüthigen Brief, der sich so endigte:

„Ich bin ein jammervoller Gefangener, ich muß mich in den Tod ergeben, wenn es Gott und Ew. Maj. so gefällt. Aber mein schwaches Fleisch dringt mich, um Gnade und Verzeihung zu bitten. — Geschrieben im Tower mit schwerem Herzen, mit zitternder Hand, von Ew. Maj. allererbarmungswürdigsten Gefangenen, Ihrem armen Sklaven,

Thomas Cromwell.

N. S. Allergnädigster Herr, ich bitte um Gnade, Gnade, Gnade!" —

Welch ein Contraſt gegen die Ruhe und Ergebung, mit welcher die unſchuldige Anna Boleyn ſtarb! —

Heinrich tröſtete ſich bald über den gethanen Mißgriff, und heirathete als 5te Frau eine vornehme Engländerin, Katharina Howard (ſprich Hauert) mit welcher er Anfangs überaus glücklich lebte. Noch kein Jahr aber war vergangen, da entdeckte er, daß ſie eine laſterhafte Perſon ſey, die ihre Neigung andern Männern geſchenkt habe. Da er ſie aufrichtig geliebt hatte, ſo ſtand er wie vernichtet da; lange konnte er kein Wort hervorbringen, und endlich brach er in Thränen aus. Aber die Verbrechen der Königin waren ſo offenbar, und der Stolz und die Ehre des Königs ſo ſtark beleidigt, daß er dem Gerichte freien Lauf laſſen mußte, welches ſie zum Tode verurtheilte. Und — wie gerecht ſind die Wege Vorſehung! — die ſchändliche Rocheford, die durch ihre Verleumdung die unſchuldige Anna Boleyn aufs Blutgerüſt gebracht hatte, erhielt jetzt die gerechte Strafe; denn man fand, daß ſie die ſchlechten Streiche der Katharina befördert hatte, und darum wurde ſie mit ihr zugleich enthauptet.

Man hätte glauben ſollen, nun würde das Heirathen dem Könige verleidet geweſen ſeyn. Aber nicht im mindeſten. Wenige Jahre darauf vermählte er ſich mit der Wittwe eines Lords, Katharina Parr (ſprich Pärr), und wirklich hat er mit keiner ſeiner vorigen Frauen ſo glücklich gelebt als mit dieſer. Sie war aber auch eine Frau von hoher Geiſtesbildung und vielem Verſtande, und wußte ihn zu behandeln und ſich in ſeine Launen zu ſchicken. Dennoch wäre ſie einmal beinahe ſchlecht angekommen. Heinrich wurde im Alter ſehr ſtark, und dies machte ihn ſo verdrießlich und grauſam, daß Alle vor ihm zitterten. Nur ſeine treue Frau hielt bei ihm aus, pflegte ihn mit Sorgfalt, unterhielt ihn, und war die Sanftmuth und Folgſamkeit ſelbſt. Am liebſten ſprach Heinrich über theologiſche Gegenſtände, worüber er ſeine eigenen, ſonderbaren Begriffe hatte, die er aber für unwiderſprechlich richtig hielt, und worin ihm Niemand widerſprechen durfte. Bei einer ſolchen Unterredung legte ihm Katharina auch ihre Meinung einmal vor, ohne ſich dabei etwas Arges zu denken. Aber ſeine Augen wurden immer ſtierer, und als ſie fort war, theilte er ſeine Entdeckung ſeinem Beichtvater mit, der ihn noch mehr aufhetzte, und ihn bat, der Königin ja als Ketzerin

den Prozeß machen zu laſſen; denn je höher ſie ſtände, deſto größeren Eindruck würde ihre Beſtrafung machen. So wurde alſo der Prozeß eingeleitet, ohne daß die Königin etwas ahnete. Zufälligerweiſe ließ der Kanzler das Papier, worauf die Anklage ſtand, aus der Taſche fallen. Einer von den Anhängern der Königin fand es, und brachte es ihr, und nun ſah ſie, in welcher großen Gefahr ſie ſchwebte. Aber als eine kluge Frau faßte ſie ſich bald. Sie ging zum Könige, ſetzte ſich ruhig zu ihm, und als er wieder auf ſeine theologiſchen Sätze das Geſpräch brachte, und ſie um ihre Meinung fragte, antwortete ſie: ſolche tiefe Unterſuchungen paßten ſich nicht für Weiber. Dieſe wären dazu da, den Männern zu gehorchen. Dem Manne käme es allein zu, die Grundſätze für die Frau zu wählen, und dieſe müßte in allen Dingen die Denkart ihres Mannes annehmen. Sie müſſe das um ſo mehr, da ſie ſo glücklich wäre, einen Mann zu beſitzen, der im Stande wäre, Religionsvorſchriften für ganze Nationen zu entwerfen. Je länger ſie ſprach, deſto mehr klärte ſich das Geſicht des Königs auf, und endlich rief er, indem er ſie umarmte: „Nein, bei der heiligen Maria, du biſt ein Doctor geworden, Kätchen, und biſt geſchickter, mich zu unterrichten, als ich dich!“ Sie antwortete beſcheiden, dies Lob käme ihr gar nicht zu. Sie habe wohl zuweilen gewagt, eine andere Meinung aufzuſtellen; das habe ſie aber nur gethan, um mehr Leben in die Unterhaltung zu bringen, und ihm Gelegenheit zu geben, ſie zu belehren. „Iſt das wirklich wahr, meine Liebe?“ rief Heinrich; „nun da ſind wir ja wieder vollkommen gute Freunde.“ Als nun Beide in freundlichen Geſprächen umhergingen, kam der Kanzler, rief den König bei Seite, und brachte ihm die Nachricht, daß der Prozeß eingeleitet ſey. Aber er kam ſchlimm an. Der König nannte ihn einen Narren, Schurken und Eſel über den andern, ſo daß der Mann ganz verwirrt davon ſchlich.

Heinrich ſtarb endlich in demſelben Jahre, wo Franz I. ſtarb, ein Jahr ſpäter als Luther. (Alſo wann?) —

91. Johanna Gray. — Maria von England.

Heinrichs VIII. und der Johanna Seymour Sohn, Eduard VI., wurde nun König, ein erſt zehnjähriger, gutgearteter Knabe. Dennoch wollte man ihn ſchon verheirathen, und zwar an die

junge Königin von Schottland, Maria Stuart, damit beide Königreiche vereinigt würden. Aber die Schotten konnten die Engländer nicht leiden, und schickten die junge Maria lieber nach Frankreich, wo sie an Franz II., den ältesten Sohn der bösen Katharina von Medicis, vermählt wurde.

Mit Besorgniß dachten die Engländer daran, wer einmal König werden sollte, wenn Eduard stürbe. Er hatte zwar zwei Stiefschwestern, Maria und Elisabeth; aber jene war wegen ihrer Vorliebe für die katholische Lehre verhaßt, und wenn sie übergangen wurde, mußte auch Elisabeth übergangen werden. Da beredete ein überaus ehrgeiziger Mann, der Herzog von Northumberland (sprich Nohrdomberländ), der den jungen König ganz in seiner Gewalt hatte, denselben, er möchte doch die Johanna Gray, eine junge, sehr sanfte und sorgfältig unterrichtete Dame, eine Enkelin der jüngsten Schwester Heinrichs VIII., zur Nachfolgerin ernennen. Eduard willigte ein. Northumberland vermählte sie an seinen Sohn Guilford Dudley (sprich Gilford-Doddli). Eduard selbst richtete die Hochzeit prächtig aus; denn er hatte die 16jährige Johanna, die mit ihm aufgewachsen, viele Lehrstunden mit ihm getheilt, und oft ihn übertroffen hatte, herzlich lieb. Guilford war nur ein Jahr älter, und nie war Jugend und Unschuld in einem Brautpaare schöner erschienen. Bald darauf starb der junge König nach 6jähriger Regierung.

Sogleich reisten ihr Vater, der Herzog von Suffolk (sprich Suffock), und der Herzog von Northumberland nach ihrem stillen Landsitze, wo sie sich mit den Wissenschaften beschäftigte, und kündigten ihr auf ihren Knieen — so wollte es die Sitte — ihre Erhebung als Königin an. Im ersten Augenblicke war sie betroffen; als sie sich gefaßt hatte, bot sie alle Beredtsamkeit auf, um die angebotene Würde, die ihr nicht gebühre, von sich abzulehnen. „Der Schwester Eduards," sprach sie, „nicht mir, kommt der Thron zu. Ungeachtet meiner Jugend bin ich alt genug, um die Wechsel des Glücks zu kennen, und habe in Katharina von Aragonien und Anna Boleyn warnende Beispiele. Auch fühle ich mich zu schwach für eine solche Würde, und möchte meine Freiheit und meine Ruhe nicht gegen goldene Fesseln vertauschen. Wer mich wahrhaft liebt, wird mich nicht Stürmen aussetzen wollen, die unvermeidlich sind."

Aber Vater, Schwiegervater und Gemahl ſtürmten mit Bitten auf ſie ein. Endlich ergab ſie ſich. Als ſie in London einzog, tönte ihr nirgends ein Freuderuf entgegen; denn allgemein war Northumberland verhaßt. Mit ſchwerem Herzen ſtieg ſie, wie das gewöhnlich war, im Tower ab, und wurde in London als Königin ausgerufen. Indeſſen wuchs im Lande der Aufruhr. Immer größer ward der Anhang der durch Heinrichs VIII. Teſtament ernannten Maria. Mit ſchwerem Herzen zog Northumberland mit einem Heere gegen ſie aus. Als er durch die Straßen von London zog, ſprach er ſeufzend zu einem ſeiner Begleiter: „Viele kommen herbei, uns zu ſehen; aber ich höre nicht Einen rufen: Gott ſtehe Euch bei!“

Kaum war er fort, ſo erklärte ſich auch London für Marien. Johanna war kaum eine Woche Königin, als ſie das Jauchzen des herbeiſtrömenden Volks vernahm, und leichenblaß kündigte ihr ihr Vater an, daß Alles verloren ſey. Mit großer Ruhe hörte ſie ihn an, und ſprach: „Viel freudiger ſteige ich vom Throne herab, als ich ihn angenommen habe. Meine willige Losſagung mag nun gut machen, was Andere verſchuldet haben.“ Northumberland hatte ſchnell den Muth verloren, und rief nun ſelbſt Marien zur Königin aus. Aber jetzt war die Reue zu ſpät; Maria fühlte kein Erbarmen. Sie befahl, ihn gefangen zu ſetzen; und ihn, den mächtigen Northumberland, vor welchem noch vor wenigen Tagen ganz England gezittert hatte, ſah man jetzt vor dem Grafen von Arundel (ſprich Aerondel *v — v*), der ihm Arreſt ankündigte, auf den Knieen liegen, und um ſein Leben flehen. Er ſtarb auf dem Blutgerüſte, von Niemand betrauert. Auch Suffolk, Dudley und Johanna Gray wurden zum Tode verurtheilt, aber das Urtheil nicht gleich vollzogen. Jener ſchien nicht gefährlich, und für die beiden Letztern ſprach ihre Jugend.

Maria war von ihrer Mutter, der Katharina von Aragonien, erzogen worden, und hatte eine glühende Vorliebe für den katholiſchen Glauben eingeſogen. Alles, was ihr Vater und ihr Bruder für die neue Lehre gethan hatten, auszurotten, und die katholiſche Lehre mit allem ihren Prunke in voller Glorie in ihrem Reiche wiederherzuſtellen, war ihr feſter Wille. Die vertriebenen Biſchöfe wurden wieder eingeſetzt, und wer ſich der Meſſe widerſetzte, ins Gefängniß geworfen; und als einige ihrer Unterthanen

es wagten, ſie an ihr bei der Thronbeſteigung geleiſtetes Verſprechen, nichts in der Religion zu ändern, zu erinnern, erhielten ſie eine halb drohende, halb ſpöttiſche Antwort. Nur eine Angelegenheit, Marien nicht weniger wichtig, konnte für kurze Zeit die Ausführung ihrer unduldſamen Vorſätze hindern, die Wahl eines Mannes. Sie erklärte ſich für Philipp II., Karls V. einzigen Sohn. Die Verwandtſchaft mit ihm, die Gleichheit des Glaubens, ſeine vornehme Geburt und ſeine Jugend (er war erſt 26 Jahre, ſie ſchon 38 alt) empfahlen ihn vorzüglich. Ganz England war über dieſe Heirath aufgebracht; man fürchtete den Stolz und die Grauſamkeit des heimtückiſchen Philipp.

Dieſe Stimmung benutzten Suffolk und noch andere ehrgeizige Männer, einen Aufruhr zu erregen, aber nur zu ihrem und der armen Johanna Unglück. Denn Maria unterdrückte die Unruhen ſchnell, Suffolk und die Andern wurden hingerichtet, und nun auch der Johanna und ihres Mannes Tod beſchloſſen, ſo unſchuldig Beide auch an der Unternehmung ihres Vaters waren. Johanna wird uns von allen Geſchichtſchreibern als ein Ideal weiblicher Schönheit, fleckenloſer Tugend und einer ganz ſeltenen Geiſtesbildung geſchildert. Ihr Unterricht war freilich ganz anders geweſen, als er bei den Töchtern der gebildeten Stände unſerer Zeit iſt. Die Lehrer waren gelehrte Geiſtliche, welche auch die Mädchen, die man ihnen zum Unterrichte übergab, in fremden Sprachen, beſonders der lateiniſchen und griechiſchen, unterwieſen. Das war freilich eine ſehr verkehrte Art; indeſſen hatte doch dieſe Bildung dem Geiſte der guten Johanna ſchon in ihrer frühen Jugend eine gewiſſe Reife verſchafft, daß ſie frühzeitig etwas viel Höheres kennen lernte als den Glanz ihrer Krone, und daß ihr das Leben in der Wiſſenſchaft viel wünſchenswerther ſchien, als die gefahrvolle Höhe eines Thrones. Unmöglich kann ein durch Wiſſenſchaften wahrhaft gebildetes Mädchen Geſchmack finden an den eitlen Thorheiten, womit Andere ihres Alters und Standes ihre Jugendjahre hinbringen.

Johanna's hohe Bildung bewährte ſich herrlich in den letzten Tagen und Stunden ihres Lebens. Sie ſaß mit ihrem Manne im Tower gefangen. Was aus ihr werden ſollte, blieb ihr zwar noch dunkel, aber ſie ſuchte und fand Troſt und Beruhigung in den Wiſſenſchaften, vorzüglich aber in der Religion, an welcher ſie mit ganzer

Seele hing. Sie empfing die Nachricht von ihrer Verurtheilung mit großer Ruhe, und beklagte mehr als ſich ihren jungen Gatten, und beſonders ihren Vater, den der Vorwurf peinigen mußte, ſeine Tochter aufgeopfert zu haben. Maria hoffte, ſie wenigſtens im Angeſichte des Todes zu der katholiſchen Kirche herüberzuziehen, und ſchickte einen gelehrten und feingebildeten Geiſtlichen zu ihr. Sie empfing ihn mit einer Milde und Zartheit, die ihn ſelbſt tief bewegte. Mit ihm über Religion zu ſtreiten, vermied ſie. Sie habe, ſagte ſie, die wenigen übrigen Stunden nöthig, ſich zu ſammeln, und auf den wichtigen Schritt vorzubereiten. Er glaubte in dieſen Worten ihren Wunſch zu erkennen, daß die Hinrichtung aufgeſchoben würde, und bewirkte ihr eine Friſt von drei Tagen. Sie war ihr willkommen. Bei den wiederholten Beſuchen vertheidigte ſie gegen den Geiſtlichen ihren Glauben mit Gewandtheit und Beredtſamkeit, und ſchrieb an ihren ehemaligen Lehrer, der aus Furcht ſeinen Glauben gegen die katholiſche Lehre aufgegeben hatte, einen noch vorhandenen bittern Brief, der ſich mit den innigſten Bitten, zur Wahrheit zurückzukehren, endigte. Auch an ihre Schweſter ſchrieb ſie in griechiſcher Sprache einen rührenden Abſchiedsbrief, und beſchwor ſie, dem evangeliſchen Glauben treu zu bleiben.

So kam der Tag des Todes heran. Guilford Dudley ſollte zuerſt ſterben. Er wünſchte Johanna noch einmal zu ſehen. Sie fürchtete aber das Ergreifende der Abſchiedsſcene, und ließ ihn bitten, ſich und ihr den Kampf zu erſparen, und ſie lieber jenſeits zu erwarten, da nur wenige Augenblicke zwiſchen ihrer Wiedervereinigung lägen. Als er zum Tode geführt wurde, winkte ſie ihm aus dem Fenſter ihres Gefängniſſes das letzte Lebewohl zu, ſah bald darauf den in ein weißes Tuch gehüllten Leichnam vorübergetragen werden, und freute ſich, zu hören, daß er ſtandhaft und ſeinem Glauben treu geſtorben ſey. Der Lieutenant des Towers bat ſie um ein Andenken. Sie gab ihm ihre Schreibtafel, in welche ſie eben noch einige Denkſprüche über die Nichtigkeit alles Irdiſchen und über das gerechte Gericht, welches die Unſchuld jenſeits erwarten dürfe, in verſchiedenen Sprachen geſchrieben hatte.

Man beſorgte, die Oeffentlichkeit ihrer Hinrichtung möchte Unruhen erregen, und hatte daher befohlen, das Blutgerüſt innerhalb des Towers zu errichten. Der katholiſche Geiſtliche beglei-

tete sie ohne ihren Willen. Ihr Gebetbuch in der Hand, achtete sie wenig auf seine Zusprache. Doch dankte sie ihm noch zuletzt sehr freundlich für seine theilnehmende Güte, und wünschte, daß Gott ihn erleuchten wolle, die Wahrheit zu erkennen. Dann hielt sie eine kurze Rede an die Umstehenden, klagte sich an, daß schwach genug gewesen sey, die Krone anzunehmen, obgleich ihr Herz sich nie danach gesehnt habe, und demüthigte sich vor Gott, der sie durch Leiden von der Liebe zum Irdischen habe losreißen wollen. „Ich bin nicht ganz frei gewesen," sprach sie, „von Eitelkeit und Wohlgefallen an vergänglicher Lust. Aber ich habe durch mein Unglück Zeit bekommen, meine Fehler zu bereuen, und meinen Frieden mit Gott zu machen. Uebrigens nehme ich Sie, Mylords und übrige hier Versammelte, zu Zeugen, daß ich als eine evangelische Christin sterbe, und allen Verdiensten vor Gott durch meine Werke entsage, da ich wohl weiß, wie viel an ihnen fehlt, um nicht allein auf seine Gnade und auf das Verdienst Jesu zu rechnen." Sie endigte mit dem lauten Gebete des 51sten Psalms.

Darauf nahm sie selbst Halstuch und Handschuhe ab, und ließ sich von ihren treuen Dienerinnen Elisabeth und Helena das Oberkleid ausziehen. Dem knieend um Verzeihung bittenden Scharfrichter antwortete sie freundlich, und bat ihn nur, schnell mit ihr zu enden. Als man ihr das Tuch zum Verbinden der Augen reichte, und sie dem Block erblickte, fragte sie: „Wird mich der Hieb treffen, ehe ich mich darauf gelegt habe?" Da man ihr das Gegentheil versicherte, verband sie sich schnell die Augen, tappte nach den Blocke, und nachdem man sie daran geführt hatte, legte sie ihr Haupt willig hin. Unter dem andächtigen Gebete: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist!" wurde es vom Körper getrennt *). In der Kapelle des Towers wurde sie neben ihrem Gatten beigesetzt. Kein Auge, selbst Derer, die an Marien hingen, blieb dabei trocken. „In alle Länder ist der Ruf ihres seltenen Verstandes und ihrer schönen Seele gedrungen; überall, auch spät noch, sind nah und fern ihrem Schicksale Thränen geflossen. Künstler und Dichter haben gewetteifert, sie

*) „Da ging ihr Kerker auf; und ihre Seele schwang
Auf Engelsflügeln sich empor zur ew'gen Freiheit." Schiller.

in ihren Werken zu verherrlichen. Der Oberrichter aber, der ihr Todesurtheil gesprochen hatte, ist nach dessen Vollziehung wahnsinnig geworden, hat unaufhörlich gerufen: „Weiche — weiche von mir, Johanna!" — und so ist er gestorben" *).

Je lieblicher die holde Weiblichkeit der unglücklichen Johanna erscheint, desto widerlicher stößt der Charakter Maria's zurück. Sie nur empfand bei der Nachricht von Johanna's edlem Benehmen bei der Hinrichtung nicht die geringste Theilnahme, sondern sah mit größter Ungeduld der Ankunft Philipp's entgegen. Bitter beklagte sie sich, daß er so lange zögere, und ihr noch nicht einmal geschrieben habe. Seitdem sie bemerkte, daß die Engländer mit Unmuth der spanischen Verbindung entgegensähen, haßte sie ihre eigne Nation, und nahm sich vor, sich blutig an ihr zu rächen. Dieser Philipp war den Engländern so verhaßt, daß der englische Admiral, der ihn nach England herüberholen sollte, der Königin unumwunden erklärte, er könne nicht dafür stehen, daß nicht seine Matrosen den Prinzen unterwegs mißhandelten. Während seiner Ueberfahrt quälte sie sich mit tausend ängstlichen Gedanken. Bald fürchtete sie, die Franzosen möchten ihn auffangen, bald, ihre alternde, abgemagerte Figur möchte dem weit jüngern Philipp wenig gefallen, und erhob sich gar ein Wind, so fiel sie vor Angst aus einer Ohnmacht in die andere. Endlich landete der Heißersehnte, und die Vermählung wurde schnell vollzogen. Philipp hielt einen stattlichen Einzug in London; aber alle seine zur Schau getragenen Kostbarkeiten vermochten nicht, ihm die Achtung und Liebe der Engländer zu verschaffen. Er war so kalt, zurückhaltend und vornehm gegen die englischen Großen, daß sie ihn wer weiß wie weit weg wünschten. Desto entzückter war Maria. Sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie ihn gleich nach ihrem Lustschlosse Windsor abführte.

Sobald die erste Freude vorüber war, ging Maria gleich wieder an ihr Reformationswerk, und verfolgte die Andersdenkenden mit unnatürlicher Grausamkeit. Ueberall in England sah man wieder die Scheiterhaufen rauchen. Wir haben schon mehr, als wir wünschen, Ruchlosigkeiten erzählen müssen; also wollen wir schweigen von der Härte, womit sie und die katholische Geist-

*) Niemeyers Beobachtungen auf Reisen. Th. I.

lichkeit die Evangeliſchen zu Tode quälten, und von der Standhaftigkeit, womit dieſe für ihren Glauben ſtarben. Verbrannt wurden allein 270 Perſonen. — Gehaßt von ihren Unterthanen, nicht einmal von ihrem Philipp geliebt, ſtarb ſie nach einer fünfjährigen Regierung.

92. Eliſabeth (1558—1603) und Maria Stuart. — Jacob I.

Eliſabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, hatte eine höchſt traurige Jugend verlebt. Der Haß der Katharina von Aragonien gegen Anna Boleyn war auf die Töchter Beider fortgeerbt, und Maria hatte Eliſabeth mit glühendem Haſſe verfolgt, obgleich dieſe ihrer Stiefſchweſter die tiefſte Ehrerbietung bezeigte, und hätte ſich nicht Philipp, der dadurch die Liebe des engliſchen Volkes zu gewinnen hoffte, ihrer noch angenommen, ſo hätte Marien nichts abgehalten, ſie gleich der Johanna Gray hinrichten zu laſſen; denn ſchon war ſie in den Tower geſetzt. Sobald ſie ihre Freiheit wieder erhielt, benutzte ſie dieſe, um aufs Land zu gehen, wo ſie in ſtiller Abgeſchiedenheit blos der Natur und den Wiſſenſchaften lebte. Aber auch hier wurde ſie einige Jahre unter ſtrenger Aufſicht gehalten; alle ihre Freunde wurden von ihr entfernt, ja ſie durfte nicht einmal ohne Erlaubniß und Begleitung ihr Schloß verlaſſen. Nur durch die tiefſte Ehrerbietung, die ſie ihrer Schweſter bezeigte, gelang es ihr, das Mißtrauen derſelben zu beſiegen, und die Erlaubniß zu erhalten, auf ihrem ſtillen Landſitze in Freiheit zu leben, doch immer nur unter entfernter Aufſicht. Kam ſie dann und wann nach London, ſo hatte ihre Schweſter ihr auch gewiß bittere Kränkungen aufgeſpart. Sie behandelte ſie als eine unächte Tochter ihres Vaters, und wies ihr immer den Platz hinter den Frauen der Herzöge an.

Jetzt, ſobald Eliſabeth den Tod ihrer Schweſter erfuhr, eilte ſie mit einem unnennbar frohen Gefühle nach London, und wurde vom Volke jauchzend empfangen. Als ſie in den Tower trat, übermannte ſie die Erinnerung an die Zeit, die ſie in dieſem düſtern Schloſſe hatte zubringen müſſen. Tief gerührt fiel ſie auf die Kniee nieder, und dankte Gott mit heißen Thränen für ihre Errettung aus den Händen ihrer Verfolger. Dieſe fromme Rüh-

rung machte ihr Herz unempfänglich für die Gefühle der Rachsucht. Sie schien alles Gedächtniß für früher ihr zugefügte Kränkungen verloren zu haben, und empfing selbst Die, welche ihr früher alles gebrannte Herzeleid angethan hatten, mit der größten Freundschaft. Das gewann ihr natürlich Aller Herzen. So oft sie sich öffentlich sehen ließ, strömte das Volk herbei, und die Gesprächigkeit und Herablassung, die sie bei solchen Gelegenheiten zeigte, machte sie zum Abgott des Volkes.

Elisabeth war damals 25 Jahre alt. Ohne eigentlich schön zu seyn (denn sie war etwas breitschulterig und hatte eine zu große Nase), besaß sie außerordentlich viel Liebenswürdigkeit, die nie mehr bezaubert, als wenn sie durch hohe Geburt und Bescheidenheit noch mehr gehoben wird. Nur Schade, daß sie so überaus eitel war. Sie hielt sich für ausnehmend schön *), und duldete nicht nur, sondern sah es gern, daß ihre Hofleute ihr die unsinnigsten Schmeicheleien ins Gesicht sagten. Wie lächerlich macht doch die Eitelkeit jedes Weib! An Elisabeth sieht man ein trauriges Beispiel, wie bei großer Klugheit doch große Thorheit wohnen könne. Diese unglückliche Eitelkeit war es auch, welche vorzüglich den Haß gegen Maria Stuart erzeugte, und Elisabeth zur unversöhnlichen Feindin der hülfesuchenden Königin machte. Dazu kann die weibliche Eitelkeit führen! —

Was von Johanna Gray gerühmt ist, kann auch von Elisabeth gerühmt werden! sie besaß ausgezeichnete Kenntnisse, ohne Andern damit lästig zu werden, und einen sehr gebildeten Verstand. Während ihrer ländlichen Einsamkeit hatte sie den Wis-

*) Man erzählt, sie habe einem berühmten englischen Maler befohlen, sie ohne allen Schatten zu malen, weil dieser die blendende Weiße ihrer Gesichtsfarbe verdunkele. Man hat noch eine von ihrem Kanzler geschriebene Bekanntmachung vom Jahre 1563, worin Allen und Jedem verboten wird, die Person oder auch das bloße Gesicht der Königin anders zu malen, zu zeichnen oder zu stechen, als nach dem Muster der schönsten Natur, weil Ihro Majestät bemerkten, daß viele ihrer getreuen Unterthanen mit den in dieser Art begangenen Verunstaltungen unzufrieden wären, und dieselben als eine sehr große Beleidigung ansähen. An diesem Versehen war die große Nase Schuld, die sie, wenn auch nicht in der Natur, doch auf ihren Bildnissen kleiner gemacht haben wollte. O über die Eitelkeit der großen Frau!

ſenſchaften mit großem Eifer obgelegen. — Ihre erſte Handlung nach ihrer Thronbeſteigung war, daß ſie die evangeliſche Lehre wieder auf den Fuß herſtellte, wie ſie unter Eduard VI. geweſen war. Aber auch hier verfuhr ſie als kluge Frau. Nur langſam und nach und nach wurden die unter Maria wieder eingeführten katholiſchen Gebräuche abgeſchafft. Keine ſolche Greuelſcenen, wie unter Heinrich VIII. und Maria, kamen dabei vor.

Eliſabeth hat ſich nie vermählt. Obgleich ſie gern ſich mit Männern unterhielt, ſchien ſie einen Widerwillen gegen jede Art von Gebundenheit zu haben, vielleicht eine Folge der Unterdrückung, in welcher ſie früherhin gelebt hatte. Jederzeit hatte ſie einen oder mehrere Günſtlinge; aber zu einer bleibenden Neigung konnte ſie ſich nie entſchließen, ſo viele einheimiſche Große und fremde Könige und Königsſöhne auch um ſie warben. Selbſt Philipp II. war unter ihren Bewerbern, und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich ſey, ſeine Hand zurückzuweiſen.

Einen großen Einfluß auf ihr ganzes Leben hat die unglückliche Feindſchaft gegen Maria Stuart gehabt. Dieſer Name ſetzte alle Leidenſchaften Eliſabeths in Bewegung, und die gehäſſige Behandlung der unglücklichen Königin iſt offenbar der ſchwärzeſte Punkt in Eliſabeths Geſchichte. — Heinrich VIII. hatte zwei Schweſtern gehabt. Die jüngere war die Großmutter der Johanna Gray, die ältere aber war mit Jacob IV., Könige von Schottland, vermählt worden. Ihr Sohn war Jacob V., der Vater Maria Stuart's. Es war, als ob von ihrer Geburt an über ihr ein unglückliches Schickſal walten ſollte, das nur durch wenige kurze glückliche Zwiſchenzeiten unterbrochen wurde. Schon in demſelben Jahre, wo ſie das Licht der Welt erblickte, ſtarb ihr königlicher Vater (1542). Sie wurde dadurch, kaum wenige Wochen alt, Königin von Schottland. Ihre Erziehung übernahm ihre Mutter, eine Franzöſin und Baſe des bei der Bartholomäusnacht erwähnten Herzogs von Guiſe. Schon als ein zartes Kind von fünf Jahren mußte ſie ſich von ihrer geliebten Mutter trennen. Sie wurde nach Frankreich gebracht, was ſie nachher ſo lieb gewann, daß ſie es höher hielt als ihr Vaterland. Ihre Mutter folgte ihr drei Jahre darauf nach, und herrlich entfaltete ſich unter der ſorgfältigſten Erziehung der ſchöne Keim; Maria Stuart wurde das liebenswürdigſte Geſchöpf ihrer Zeit.

Sie wurde, als sie noch nicht 16 Jahre alt war, mit dem Dauphin Franz unter großem Pompe vermählt. Dies waren wohl die glücklichsten Jahre ihres Lebens, welches so wenige Freuden zählen sollte. Aber es änderte sich bald. Durch den Tod Heinrichs II. von Frankreich wurde ihr junger Gemahl das Jahr darauf König, und Maria sah sich jetzt im Besitze des größten Glanzes. Alles huldigte ihrer Würde, ihrer Jugend und Schönheit, — als der frühe Tod Franz II., nach einer kaum anderthalbjährigen Regierung, und der Tod ihrer Mutter plötzlich das Glück ihrer frohen Jugend für immer unterbrach.

Mariens Mutter war schon mehrere Jahre vorher nach Schottland zurückgegangen, und hatte hier für ihre abwesende Tochter die Regierung geführt. Aber die verdrießlichsten Händel hatten ihr dies Geschäft recht verbittert. Die neue Lehre der Reformation hatte sich auch nach Schottland verbreitet, und hier einen außerordentlichen Beifall gefunden. Am ärgsten aber wurde der Lärm, als Johann Knox, ein Schüler Calvins, aus Genf nach Schottland zurückkehrte, und mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit und Ueberzeugung die neue Lehre empfahl. Seine gar zu heftigen Predigten entflammten das Volk so zur Glaubenswuth, daß es die katholischen Kirchen ausplünderte und die Priester mißhandelte. Und als die Regentin die Uebermüthigen bestrafen wollte, stand Alles gegen sie auf, und sie mußte froh seyn, mit ihnen einen Vergleich eingehen zu können. Noch während dieser Unruhen starb sie, und überließ ihrer unerfahrenen Tochter die schwere Regierung.

Maria Stuart war noch in Frankreich, als ihre Mutter starb, und schauderte vor dem Gedanken, dies Land, den Zeugen ihrer Jugendfreuden, mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Rauh, wie die Luft dieses Landes, war damals auch das Volk; dabei ohne Achtung vor der Hoheit der Königin, und voll wilden Hasses gegen den katholischen Glauben, dem Maria zugethan war. Noch mißlicher aber wurde die Lage der armen Maria durch die Nachbarschaft der lauernden Elisabeth. Auf Zureden der Guisen hatten sich früher Franz II. und Maria beigehen lassen, den Namen und das Wappen des englischen Königshauses anzunehmen, weil Elisabeth wegen Verstoßung ihrer Mutter nicht allgemein für die rechtmäßige Erbin Heinrichs VIII. angesehen

wurde. Dies war genug, um in Elisabeths Herzen den wüthendsten Haß zu entzünden. Ihre ängstlichen und argwöhnischen Augen waren seit der Zeit bis zu Mariens Gefangennehmung auf Schottland gerichtet, und keine Bewegung dort entging ihren lauernden Blicken. Mit Vergnügen sah sie, wie gleich nach der Regentin Tode die Schottländer den katholischen Glauben ganz abschafften, und allgemein die reformirte Lehre einführten. Daß Maria Stuart in diese Veränderung nicht einwilligte, versteht sich von selbst, aber danach fragten die Schotten nicht weiter, um so weniger, da sie noch in Frankreich war. Hier hatte es sich aber für die arme Maria ganz geändert. Ihr Mann war todt; ihre Verwandten, die Guisen, hatten gerade damals weniger zu sagen, und Katharina von Medicis konnte sie nicht leiden. Sie entschloß sich also, in ihr Vaterland zurückzukehren, so sehr auch ein dunkles Vorgefühl dagegen sprach, und hielt bei Elisabeth um die Erlaubniß an, ihren Weg durch England nehmen zu dürfen. Die Antwort war — eine abschlägige. Das kränkte sie tief, und sie konnte ihre Empfindlichkeit gegen den englischen Gesandten nicht verbergen. „Nichts beunruhigt mich so sehr," sprach sie, „als daß ich so angelegentlich um eine Gefälligkeit gebeten habe, an deren Erlangen mir im Grunde wenig gelegen ist. Ich kann mit Gottes Gnade in mein Land zurückkehren ohne ihre Erlaubniß." Solche Reden wurden der Elisabeth getreulich hinterbracht, und ihr Haß wurde immer heftiger. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie diese verhaßte Maria hätte in ihre Hände bekommen können! Sie rüstete eilig eine Flotte aus, um Marien aufzufangen, wenn diese von Frankreich nach Schottland führe. Ohne diese Gefahr zu ahnen, schiffte sich Maria in Calais ein, und nahm gerade den Weg, wo die englische Flotte lauerte. Glücklicherweise verbarg sie ein starker Nebel, und so entkam sie. Mit tiefer Betrübniß hatte Maria den ihr so theuren französischen Boden verlassen; Alles, was ihr noch theuer war, ließ sie dort zurück. Mit sehnsüchtigen Blicken sah sie unverwandt nach dem geliebten Frankreich zurück, bis die Dunkelheit und die Entfernung sie nichts mehr erkennen ließ. Dann ließ sie sich auf dem Verdecke ein Lager bereiten, und befahl dem Steuermann, sie sogleich zu wecken, wenn am Morgen das Ufer noch sichtbar seyn sollte, um noch einmal Abschied zu nehmen von dem Lande.

woran alle ihre Neigungen hingen. Am andern Morgen hatte sie auch die wehmüthige Freude, die geliebte Küste noch einmal zu sehen, die sie nie wiedersehen sollte. Die starren Augen auf das ferne Gestade geheftet, rief sie im schmerzlichsten Tone mehrmals aus: „Lebe wohl, Frankreich! lebe wohl! Ich werde dich nie wiedersehen!"

Mariens erste Aufnahme in Schottland war besser als sie selbst erwartet hatte. Von allen Seiten strömten ihre Unterthanen herbei, sie zu sehen. Kaum 19 Jahre alt, stand sie jetzt in der Blüthe ihrer Schönheit und Jugend, und ihr freundliches, anmuthiges Wesen nahm Aller Herzen für sie ein. Aber dieser Trost blieb ihr nur kurze Zeit. „Soll man leiden," schrieen die Prediger von den Kanzeln, „daß dieser Götze (die katholische Lehre) wieder in dem Reiche aufgerichtet werde?" Nichts half, daß sie Jedem seinen Glauben ließ, und nur für sich um die Erlaubniß bat, Messe in ihrer eigenen Kapelle halten zu dürfen. „Die Messe ist schrecklicher," rief Knox von der Kanzel, „als 10,000 fremde Soldaten, die in dem Königreiche landeten." Und ein Kirchendiener, den das Volk Lichter in ihre Kapelle tragen sah, wurde vor dem Schlosse Mariens gemißhandelt, und entging mit Mühe der Ermordung.

Maria, durch ihre Jugend und Erziehung an muntere und gesellige Freude gewöhnt, verwünschte wohl tausend Mal ihren Entschluß, nach Schottland gekommen zu seyn, und versank in eine bittere Wehmuth, wenn sie die in Frankreich so froh verlebten Tage mit ihrem jetzigen Leben verglich. Jede unschuldige Freude ward ihr hier verbittert; ihre Munterkeit wurde für Leichtsinn, ihr ungezwungenes Wesen für Eitelkeit gescholten, und in dieser Strenge, womit man sie beurtheilte, mag wohl zum Theil der Grund ihrer nachmaligen Vergehungen liegen. In ihrer hülflosen Lage mußte bei ihr der Wunsch rege werden, sich mit Elisabeth auszusöhnen, damit sie im schlimmsten Falle an ihr einen Rückhalt gegen ihre Feinde hätte. Sie ließ daher Elisabeth begrüßen, und sie bitten, sie doch als nächste Verwandte zur Nachfolgerin zu erkennen; gern wollte sie dagegen allen gegenwärtigen Ansprüchen entsagen. Aber sie kannte die Elisabeth nicht; lieber hätte sie jedem Fremden die Krone vermacht als der gehässigen Maria, und so erhielt sie eine abweisende Antwort. Doch ver-

söhnten sie sich wenigstens zum Scheine, und wechselten seit der Zeit Briefe, so daß es ordentlich schien, als wären sie recht innige Freundinnen geworden. Aber immer blieb Elisabeth in einer ängstlichen Spannung; denn der Gedanke an die Möglichkeit, daß Maria sich mit einem auswärtigen Fürsten vermählen könnte, ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe. Endlich rückte sie daher mit dem Vorschlage heraus: wenn Maria sich entschließen könnte, den Robert Dudley, Grafen von Leiceſter (sprich Lester), einen Bruder des unglücklichen Guilford, zu heirathen, so sey sie bereit, sie als Thronerbin anzuerkennen. Aber dieser Leiceſter war damals Elisabeths Günstling, und sie so wenig als er waren gesonnen, in die Verbindung wirklich zu willigen. Beide hofften, Maria würde ihn ausschlagen. Als daher Maria sich gutmüthig zu der Verbindung bereit erklärte, machte Elisabeth Ausflüchte, und Maria war über dies doppelzüngige Benehmen nicht wenig verlegen. Nicht viel fehlte, so wäre es zu einem Bruche gekommen; um ihn zu verhüten, sandte Maria den Sir Jakob Melvil nach London.

Dies war ein munterer, gewandter Hofmann, und seine Königin hatte ihm befohlen, sich durch unterhaltende Gespräche in das Zutrauen der Elisabeth zu stehlen. Das gelang ihm denn auch so ganz, daß diese ihre Schwächen, besonders ihre große Eitelkeit, ihm ganz offen darlegte. Einmal erzählte ihr Melvil von seinen Reisen, und von den Trachten der Weiber in verschiedenen Ländern, welche Vorzüge jede hätte, und durch welche die Schönheit und Gestalt besonders gehoben würde. Elisabeth hörte aufmerksam zu, und sagte endlich, sie hätte Anzüge aus allen Ländern. An dem folgenden Tage erschien sie bald in dieser, bald in jener ausländischen Tracht, und endlich fragte sie den Gesandten geradezu, in welchem Anzuge sie sich am besten ausnehme? „Im italienischen," antwortete der schlaue Hofmann; denn er wußte, daß sie diesem vor allen den Vorzug gab, weil sie darin ihre fliegenden Locken zeigen konnte; und sie war auf ihre blonden, oder eigentlich etwas rothen Haare vorzüglich eitel. Nun legte sie ihm eine Menge Fragen vor: welches ihm die beste Farbe von Haaren schiene? Ob die Haare seiner Königin oder die ihrigen schöner wären? Endlich fragte sie ihn sogar, welche von Beiden überhaupt die Schönste wäre? Melvil mußte sich vor

Lachen beinahe die Zunge abbeißen. Schnell faßte er ſich aber, und antwortete ſehr klug: „Ihro Majeſtät ſind die Schönſte in England, und meine Königin in Schottland.“ Ferner fragte ſie, welche von ihnen am größten wäre? — „Meine Königin,“ antwortete Melvil. — „O!“ erwiederte Eliſabeth, „dann iſt ſie zu groß; denn ich habe gerade die beſte Größe.“ — Da ſie von ihm gehört hatte, daß Maria manchmal die Laute ſpielte, worauf Eliſabeth Meiſterin zu ſeyn glaubte, ſo befahl ſie eines Tages einem ihrer Höflinge, er ſolle den Geſandten wie zufällig in ein Zimmer führen, wo er ſie hören könnte. Melvil durchſchaute das Plänchen bald, und, ſeinem angenommenen Charakter treu, ſtürzte er, wie entzückt von den ſüßen Tönen, in das Zimmer der Königin, die ſich zwar anfänglich unwillig ſtellte, aber doch nachher genau fragte, ob er ſie oder Marien für eine größere Meiſterin halte. Daß Melvil ihr den Vorzug gab, verſteht ſich von ſelbſt; und als er nach Schottland zurückkehrte, konnte er ſeiner Königin verſichern, daß Eliſabeth es nie mit ihr gut meinen würde, und daß alle ihre Freundſchaftsverſicherungen nichts als Falſchheit und Verſtellungen wären.

Bald fand ſich auch eine Gelegenheit, die Wahrheit dieſer Behauptung zu erfahren. Eliſabeth ſchlug Marien vor, den Sohn des Grafen Lenox, den Heinrich Darnley (ſprich Därnli), zu heirathen. Lenox, von Geburt ein Schotte, hatte ſeit lange in England gewohnt, wo auch ſein Sohn geboren war. Das Alter und der Adel ſeiner Familie und der Wunſch der Eliſabeth empfahlen den Darnley vorzüglich, obgleich die Schotten, weil er katholiſch war, die Verbindung nicht wünſchten. Darnley war jetzt in ſeinem 20ſten Jahre, ſchön von Wuchs und Geſicht und von einnehmendem Betragen, ſo daß Maria ſchnell in den Vorſchlag einging. Aber plötzlich änderte nun Eliſabeth ihre Meinung. Sie ſtellte ſich höchſt erſtaunt und mißvergnügt, ließ Marien die ernſtlichſten Gegenvorſtellungen thun, und that, als wenn das Wohl Englands in Gefahr ſtände. Man denke ſich das Erſtaunen und den Unmuth der Maria über dieſe Zweizüngigkeit. Für ſo falſch hatte ſie doch die Eliſabeth nicht gehalten. Aber nun beſtand ſie auch feſt auf der Verbindung mit Darnley, und 1565 wurde ſie wirklich vollzogen. Darnley wurde König unter dem Namen Heinrich. Eliſabeth kannte ſich, als

ſie die Nachricht bekam, kaum vor Wuth. Sie befahl dem Grafen Lenox und ſeinem Sohne, augenblicklich nach England zurückzukehren, und da ſie natürlich nicht kamen, zog ſie ihre Güter ein.

Maria achtete dieſen Zorn nicht, und hoffte im Beſitze ihres Mannes nun recht froh und glücklich zu leben. Wirklich hatte ſie auch bisher ſo weiſe und gerecht regiert, und ſich in ihrer ſchwierigen Lage ſo klug benommen, daß die Schotten ſelbſt ſchon anfingen, mit ihr zufrieden zu werden. Aber ihre Heirath goß wieder Oel ins Feuer. Knox und andere Eiferer fingen wieder an, gegen ſie und Darnley zu eifern. „Um uns zu ſtrafen," rief er einmal von der Kanzel, als Darnley ihm gegenüber ſaß, „hat Gott die Gewalt über unſer Volk Knaben und Weibern in die Hände gegeben." Der Pöbel rottete ſich zuſammen, die Großen griffen zu den Waffen, und baten Eliſabeth um Beiſtand. Wie boshaft freute ſich dieſe über die Verlegenheit ihrer Feindin! Sie munterte die Unzufriedenen auf, unterſtützte ſie ſelbſt mit Geld. Maria ging raſch auf die Rebellen los, die nicht den gehofften Anhang gefunden hatten, und ſich genöthigt ſahen, nach England zu entfliehen. Kaum ſah Eliſabeth, daß ihr Plan geſcheitert war, als ſie mit großer Keckheit behauptete, nicht den geringſten Antheil an der Empörung genommen zu haben. Von Schottland ausgeſtoßen, von England verleugnet, blieb den Rebellen nichts übrig, als die Gnade Maria's anzuflehen, und dieſe war zu gut, um unverſöhnlich ſein zu können, verzieh ihnen, und vergaß ſchnell das ihr zugefügte ſchwere Unrecht.

Das Glück, welches Maria im Beſitze Darnley's zu finden gehofft hatte, fand ſie leider nicht. Seine äußere Anmuth hatte ſie getäuſcht. Bei näherer Bekanntſchaft fand ſie, daß es ihm ganz an Geiſtesbildung fehlte; er war ein heftiger, trotziger, hochfahrender Menſch, unfähig, Mariens Zärtlichkeit zu erkennen und zu erwiedern, weil er glaubte, daß dieſe nichts als ein ſeinen Vorzügen ſchuldiger Tribut ſey. Maria hatte ihm nicht genug Liebes und Gutes zu erweiſen gewußt; um ſo ſchmerzlicher war nun ihr Herz durch ſeine rohe Kälte getroffen, und ſie fing an, ſich von ihm zurückzuziehen. Dies brachte aber ſein wildes Gemüth noch mehr auf, und er ſah ſich racheſchnaubend um, wer ihm wohl Mariens Liebe entzogen haben könnte. Wer einmal

eiferſüchtig iſt, findet auch bald einen Gegenſtand dazu. Es hielt ſich damals an Mariens Hofe ein Italiener, Rizzio mit Namen, auf, ein Menſch von niederer Herkunft, der Sohn eines Muſiklehrers, ſelbſt Muſikus, und mit dem ſavoyiſchen Geſandten nach Schottland gekommen. Maria, die eine große Freundin der Muſik war, nahm ihn wegen ſeines Spieles und Geſanges in ihre Kapelle auf, und da er ſchlau, kriechend und ehrgeizig war, ſo ſchmeichelte er ſich bald bei ihrer Gutherzigkeit ſo ein, daß ſie ihn zu ihrem Schreiber erhob, und ihm ihr beſonderes Vertrauen ſchenkte. In dieſes Glück wußte ſich nun dieſer Menſch gar nicht zu finden. Alles ging durch ſeine Hände. Sein Uebermuth beleidigte die ſchottiſchen Großen, deren Einfluß täglich mehr ſank, je mehr der ſeinige wuchs. „Rizzio und kein Anderer" — ſprachen ſie zu dem eiferſüchtigen Darnley — „Rizzio iſt es, der Euch die Gunſt der Königin raubt. Dieſer Schimpf heiſcht den Tod. Der verächtliche Fremdling ſollte über Euch, ſeinen König und Herrn, triumphiren? Nimmermehr! Er muß fallen, wie er es zehnfach verdient." Darnley war leicht zu bereden, und als Maria am 9ten März 1566 ganz unbefangen mit ihrer Halbſchweſter, der Gräfin von Argyle (ſprich Aerdſchihl), dem Rizzio und einigen Andern Abends bei der Tafel ſitzt, hört ſie einen großen Lärm. Einige ihrer Geſellſchafter, unter ihnen Graf Bothwell (ſprich Boßwell), wollen fliehen, finden aber bereits alle Thüren mit Wachen beſetzt, und entſpringen aus dem Fenſter. Plötzlich öffnet ſich die Thüre, Darnley tritt herein, und ſetzt ſich neben die Königin an die Tafel. Gleich darauf erſcheinen die Lords Ruthwen und Douglas mit Dolchen, hinter ihnen andere Verſchworne. Ruthwen, den Helm auf dem Kopfe, alle Züge durch eine lange Krankheit entſtellt, und ſo ſchwach, daß er kaum ſeine Waffen tragen konnte, jagte ihr, einem Geſpenſte gleich, Furcht und Entſetzen ein. „Wir haben mit dir zu reden!" ſchnaubten die Verſchwornen den Rizzio an. Voll Entſetzen fragte Maria den König, was ſie unternehmen wollten. „Ich weiß es nicht," knirſchte er zwiſchen den Zähnen. „Bei der Strafe des Hochverraths entfernt Euch ſogleich;" rief Maria dem Ruthwen zu; „fordert Rizzio vor ein Gericht, wenn Ihr von ihm beleidigt ſeyd." Ohne darauf zu achten, packte Ruthwen den Rizzio. Dieſer ſprang auf, und ſuchte bei ſeiner

Gebieterin, deren Kniee er hülfebittend umfaßte, ſeine Zuflucht. Maria ſuchte ihn zu vertheidigen, aber Douglas ſtach einen Dolch dem Rizzio in den Leib. Die Uebrigen ſchleppten ihn, der laut um Hülfe jammerte, in das Nebenzimmer, und tödteten ihn dort durch 56 Stiche. Maria war außer ſich vor Schmerz und Zorn; dazu war ihr Zuſtand damals ohnedies kränklich. Wenn dieſer Vorfall ihren Tod nach ſich ziehen ſollte, ſprach ſie, ſo hinterließe ſie in dem Könige von Spanien, dem Kaiſer, dem Könige von Frankreich, ihren Oheimen aus dem Hauſe Guiſe, dem Papſte und vielen Fürſten Italiens Rächer, welche das Verbrechen an den Schuldigen und deren Kindern ahnden würden. Und wirklich ſcheinen die Verſchwornen es auch darauf abgeſehen zu haben, die arme Maria durch das Uebermaß von Schrecken, Schmerz, Wuth und Verzweiflung zu tödten. Das Gerücht von dem Vorfalle hatte ſich indeſſen in der Stadt verbreitet, der Magiſtrat ließ die Sturmglocke läuten, und das Volk ſtrömte haufenweiſe herbei, um ſich nach dem Leben ſeiner Königin zu erkundigen. Darnley beruhigte es, indem er ſich ihm vom Balkon aus zeigte, und ſich für die Sicherheit der Königin verbürgte. Nie vergaß Maria ihrem Gemahle die Ermordung Rizzio's, und vielleicht war ſein ſpäter erfolgter eigener gewaltſamer Tod das Werk ihrer Rache.

Drei Monate darauf hatte Maria die Freude, einen Sohn zu bekommen, der Jakob genannt wurde, und als König von England unter dem Namen Jakob I. bekannt iſt. Sogleich wurde wieder der treue Melvil nach London geſandt, der Eliſabeth dies wichtige Ereigniß zu melden. Als er ankam, befand ſich Eliſabeth gerade auf einem Balle. Sie war ausnehmend heiter und liebenswürdig. Als aber Melvil zu ihr trat, und ſie von ihm die Neuigkeit erfuhr, durchzuckte der alte Neid und die nie ruhende Eiferſucht ihr ganzes Weſen. Sie war plötzlich wie umgewandelt: die heitere Laune war fort, und eine düſtere Schwermuth verbreitete ſich über ihr Geſicht. Sie ſtützte ihren Kopf auf den Arm, und klagte gegen ihren Begleiter, daß die Königin von Schottland nun Mutter eines ſchönen Sohnes, ſie aber nichts als ein unfruchtbarer Stamm wäre. Am folgenden Tage aber ärgerte ſie ſich über ſich ſelbſt, daß ſie ihre Geſinnung ſo verrathen hatte. Sie ließ Melvil kommen, ſtellte ſich recht

heiter, dankte ihm für die angenehme Nachricht, und versicherte ihn der zärtlichsten Freundschaft für Marien. So war Elisabeth!

Rizzio's Ermordung hatte das Verhältniß zwischen Darnley und Marien noch gehässiger gemacht; es war, als wenn das Gespenst des Ermordeten sich zwischen Beide gestellt hätte. Desto eifriger bemühte sich Bothwell um die Gunst der Königin. Graf Bothwell war aus einer angesehenen schottischen Familie, von äußerlicher Annehmlichkeit, aber ausschweifenden Sitten. Es war ihm gelungen, Mariens Gunst in dem Grade zu erlangen, daß sie nichts ohne seinen Rath unternahm, und ihre Abneigung gegen Darnley erregte in ihm die Hoffnung, sie durch eine Scheidung von ihm zu befreien, und dann durch eine Vermählung mit Marien selbst auf den schottischen Thron zu steigen. Mit edlem Unwillen aber verwarf Maria den Vorschlag zu einer Scheidung von ihrem Gemahle. „Nein," — sagte sie — „ich will nichts thun, was meinen guten Namen und mein Gewissen verletzen könnte. Laßt die Sachen, wie sie sind, bis es Gott gefallen wird, dem Uebel abzuhelfen." Von der Zeit an dachte Bothwell darauf, die Königin auch selbst wider ihren Willen von Darnley zu befreien.

Darnley hatte sich nach Glasgow (sprich Gläsgo) begeben, wo er nach einiger Zeit in eine gefährliche Krankheit verfiel. Maria hörte nicht sobald davon, als das Mitleid ihre frühere Liebe für ihn wieder erweckte. Nichts hielt sie zurück, zu ihm zu reisen, da sie erfuhr, daß er ihre Gegenwart sehnlichst wünsche. Sie war beständig um ihn, sie pflegte ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt, und als er nur etwas hergestellt war, nahm sie ihn mit sich nach Edinburg, wo sie mit ihm ein Privathaus bezog, welches in der höchsten und gesundesten Gegend der Stadt lag. Maria war nun wie umgewandelt. Ihre düstere Schwermuth verwandelte sich in die reinste Freude; mit Entzücken sah sie einer frohen Zukunft entgegen, da sie mit ihrem Gemahle wieder ausgesöhnt, und alle Zwietracht erregenden Zwischenträger entfernt waren. Aber eben ihre Aussöhnung brachte ihre Feinde in Wuth; Einige sahen ihre Hoffnungen scheitern, Andere fürchteten die Rache des Königs. Zu diesen gehörte vorzüglich Bothwell; er und noch Einige entwarfen den Plan, den König schnell und

ſicher aus der Welt zu ſchaffen. Maria war fortwährend um ihren Gemahl; nur eine Nacht war ſie abweſend, weil ſie in ihrem Schloſſe einer ihrer Kammerfrauen eine Hochzeit ausrichtete, und den Ball ſelbſt zu eröffnen verſprochen hatte. Am 9ten Februar verließ ſie ihn Abends 11 Uhr; ſie küßte ihn beim Abſchiede, und ſchenkte ihm einen Ring, den ſie ſich vom Finger zog. Und eben dieſe Nacht wählten die Verſchworenen zur Ausführung ihres Vorhabens. Gegen 2 Uhr des Morgens flog das Haus, worin ſich der König befand, mit einem fürchterlichen Knalle in die Luft. Maria war von dem Knalle aufgeſchreckt worden, und ſchauderte, als ſie das Geſchehene erfuhr. Alle Hoffnung eines ruhigeren Lebens war nun dahin; ſie jammerte laut auf, und verſprach, Alles aufzubieten, den Thäter der ſcheußlichen That zu entdecken. Der Hauptverdacht fiel auf Bothwell; da man aber wußte, in wie hoher Gnade er bei Maria ſtand, ſo wagte es Niemand, ihr die öffentliche Vermuthung mitzutheilen. Nur in der Nacht ließen ſich in den Straßen Stimmen hören, welche Bothwell und Maria die Mörder des Königs nannten, und häufig fand man an den Straßenecken Zettel angeklebt, die ungeſcheut das Nämliche behaupteten. Ob Maria an der Ermordung Darnley's unſchuldig war, iſt zwar nicht erwieſen, aber wahrſcheinlich. Sie zeigte nicht nur eine tiefe Betrübniß, und ſetzte eine große Belohnung auf die Entdeckung des Mörders, ſondern Bothwell erklärte auch auf ſeinem Sterbebette in Malmöe an Eidesſtatt, daß er Darnley auf Anſtiften Murray's und zweier Andern ermordet habe. Allein wahrſcheinlich iſt, daß ſchon vor Darnley's Ermordung ein Verſtändniß zwiſchen ihr und Bothwell ſtattfand, und daß ſie durch ihr Betragen den Verſchworenen gezeigt habe, ſie würde Darnley's Tod nicht ungern ſehen, und dem Bothwell ihre Hand zu geben bereit ſeyn. Hätte ſie nur auch den Schein vermieden! Zwar wurde ein Gericht über Bothwell niedergeſetzt; da es aber an allen beſtimmten Beweiſen fehlte, ſo wurde er nicht nur losgeſprochen, ſondern Maria vermählte ſich ſelbſt mit ihm, und zwar kaum ein Vierteljahr nach der Ermordung Darnley's. Dieſer Leichtſinn war um ſo ſträflicher, da Bothwell ſich, um ſie heirathen zu können, von ſeiner Frau, mit der er erſt ein halbes Jahr vorher vermählt worden war, mußte ſcheiden laſſen. Hat aber Jemand

für ſeinen Leichtſinn ſchwer gebüßt, ſo war es unſtreitig Maria. Mit Bothwell lebte ſie höchſt unglücklich. Kein Tag verging, an dem er ſie nicht ſchlecht behandelte, und ſie über ihn Thränen vergoß. Das iſt der Fluch, der auf jeder Ehe ruht, welche mit einem Verbrechen beginnt!

Der ganze ſchottiſche Adel war über die Vermählung Maria's mit Bothwell dermaßen empört, daß er ſich gegen die Königin verband und ins Feld zog. Schon eingeſchloſſen entwiſchen Maria und Bothwell, können ſich aber im offenen Felde nicht halten; Maria wirft ſich den Verbündeten in die Arme, und Bothwell entflieht nach den orcadiſchen Inſeln. Hier trieb er eine Zeit lang Seeräubereien, flüchtete dann nach Dänemark, wo er im Gefängniß nach etwa 10 Jahren wahnſinnig ſtarb; ein warnendes, von der Geſchichte unzählig oft wiederholtes Beiſpiel, daß große Verbrechen ihrer Strafe nicht leicht entgehen. Alle drei Mörder erfuhren die Wirkung der Nemeſis. Murray ward ermordet, ein Andrer (Morton) durch Jakob VI. als Mörder ſeines Vaters zum Tode verurtheilt, und der Letzte (Maitland) durch unbekannte Hand vergiftet.

Faſt noch härter büßte die unglückliche Maria ihren Leichtſinn. Sie wurde von den Rebellen im Triumphe nach Edinburg geführt, wo der Pöbel ſie verhöhnte, und ihr eine Fahne vortrug, auf welcher die Ermordung Darnley's zu ſehen war. Man denke ſich, was Maria bei dieſem Anblicke litt; nur zu Thränen und vergeblichen Klagen konnte ſie ihre Zuflucht nehmen. Von hier führte man ſie in ein feſtes Schloß, behandelte ſie dort mit der größten Strenge und Verachtung, und zwang ſie endlich, eine Schrift zu unterzeichnen, wonach ſie der Regierung entſagte, und dieſe ihrem Sohne Jakob übertrug, für den, ſo lange er unmündig ſey, ein Graf Murray (ſprich Morré) die Regentſchaft führen ſollte. Mit vielen Thränen unterſchrieb ſie das verhaßte Papier, und hoffte nun in Freiheit geſetzt zu werden; aber vergebens; im Gegentheile verſäumte man nichts, wodurch man ſie kränken zu können glaubte. Dieſe unwürdige Behandlung erweckte ihr dagegen das Mitleiden des Volkes und vieler Edellente, die es jammerte, die liebenswürdige Königin in dieſer jammervollen Lage zu ſehen. Sie entwarfen den Plan, ſie zu retten; ein junger Edelmann entführte ſie aus dem Bergſchloſſe, wo ſie gefan-

gen saß, und ihre Freunde sammelten sich um sie, um mit den Waffen sie wieder auf den Thron zu setzen. Murray aber sammelt eilends seine Kriegsvölker, geht auf sie los, und schlägt sie unweit Glasgow völlig aufs Haupt. Ihre Anhänger stoben wie Spreu auseinander, sie selbst aber floh mit wenigen Begleitern, nicht wissend, wo sie nun noch eine Zuflucht finden sollte. Da erinnerte sie sich der freundlichen Theilnahme, welche Elisabeth während ihrer Gefangenschaft gezeigt hatte. Zu ihr beschloß sie ihre Zuflucht zu nehmen. Schnell warf sie sich in ein Fischerboot, und landete noch denselben Tag in Carlisle (Kärleil) auf englischem Boden. Sie war so eilig entflohen, daß sie kein Geld, nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke bei sich hatte. Nur 16 Personen waren in ihrem Gefolge. Ein Eilbote ward nach London abgefertigt, für die hülfesuchende Königin Schutz zu erflehen, 1568.

Hätte Elisabeth den ersten Gefühlen des Mitleidens folgen dürfen, so hätte Maria ohne Zweifel sogleich die Erlaubniß, nach London zu kommen, erhalten. Allein ihre Minister, besonders Cecil, riethen ihr, sich nicht zu viel mit ihr zu schaffen zu machen, um es nicht mit den Schotten zu verderben. Elisabeth folgte diesem Rathe, und ließ ihr sagen, sie bedaure sie zwar sehr, könne ihr aber für jetzt nicht erlauben, nach London zu kommen; erst müsse sie sich von dem Verdachte, an der Ermordung Darnley's Antheil genommen zu haben, reinigen. Das hatte Maria nicht erwartet. Nach der ersten Bestürzung weinte sie bitterlich. Gern — sprach sie — wollte sie ihre Sache der Entscheidung einer so gütigen Freundin unterwerfen. Das hatte Elisabeth nur erwartet. Sogleich leitete sie ein förmliches Gericht ein, welches über Marien und ihren Gegner, den Grafen Murray, entscheiden sollte, und um Marien einzuschläfern, meldete sie ihr, sie wünsche nur als Freundin ihre Rechtfertigung zu hören, sie wäre überzeugt, sie würde ohne Schwierigkeit die Verleumdung ihrer Feinde widerlegen können; auch wolle man sie eigentlich nicht verhören, sondern vielmehr ihre aufrührerischen Unterthanen. Durch diese süßen Worte ließ sich die gutmüthige Maria bethören, in eine Untersuchung zu willigen, und Elisabeth als Richterin anzuerkennen.

Es wurde ein Gericht niedergesetzt, vor welchem schottische

und Mariens Abgeordnete erſchienen. Maria vertheidigte ſich leicht gegen jede Anſchuldigung; als aber Graf Murray Briefe vorlegte, welche ſie an Bothwell früherhin geſchrieben hätte, und die auf ein Einverſtändniß mit ihm zur Ermordung Darnley's deuteten, — ſo erklärte ſie, es ſey wider ihre Ehre und königliche Würde, auf dergleichen Beſchuldigungen etwas zu erwiedern. Mögen nun dieſe Briefe ächt oder untergeſchoben geweſen ſeyn *) — ſo ſehr auch Eliſabeth in ſie drang, ſo beſtand doch Maria auf ihrer Weigerung, ſich auf eine Widerlegung der harten Anklage einzulaſſen, und bat nur wiederholt um die Gunſt einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Eliſabeth, die ihr aber nie gewährt wurde. Nachdem ſie eine kurze Zeit auf dem Schloſſe zu Bolton geweſen war, brachte man ſie nach Tutbury in der Grafſchaft Stafford, wo ſie genauer bewacht wurde. Dies ſchlug die unglückliche Maria noch mehr nieder, vorzüglich da ſie erfuhr, daß Eliſabeth, ihre Sache möge entſchieden werden, wie ſie wolle, keinesweges geneigt ſey, ſie jemals wieder in Freiheit zu ſetzen. Daher verwarf ſie jede Anforderung, zu Gunſten ihres Sohnes der Krone zu entſagen, und erklärte, ihre letzten Worte ſollten Worte einer Königin ſeyn. Flehend bat ſie, ſie doch nur wieder frei zu laſſen. Sie ſey ja freiwillig nach England gekommen, und wollte, wenn Eliſabeth ihr nicht zu helfen geneigt, die Hülfe anderer Fürſten anflehen. Aber Eliſabeth war feſt entſchloſſen, ihr nie wieder die Freiheit zu geben; doch hielt ſie Marien mit immer erneuerten Hoffnungen hin, es werde Alles gewiß noch einen guten Ausgang nehmen, und nicht ihre Schuld ſey es, daß die Sache zu keinem Schluſſe komme.

Daß die traurige Lage Mariens bei Vielen Mitleiden erregte, war natürlich. Graf Norfolk (ſprich Norfock), ein Katholik, beſchloß ſie zu retten, und dann ſie zu heirathen. Er macht ſich heimlich einen Anhang, Maria ſelbſt willigt in die Entführung, ſchon iſt Alles verabredet und vorbereitet — als der wachſame Leiceſter die Verſchwörung entdeckt, und ehe Norfolk

*) Sie waren wahrſcheinlich untergeſchoben; denn ſo ſehr auch Maria bat, ihr die Briefſchaften im Original vorzulegen, ſo weigerte ſich doch Eliſabeth deſſen fortwährend.

ſich entſchließt, ob er Eliſabeth um Gnade flehen oder raſch die That ausführen ſoll, läßt ihn Eliſabeth in den Tower werfen. Gegen das Verſprechen, an eine Vermählung mit Marien nicht mehr zu denken, kommt er dies Mal noch los. Zwei Jahre darauf verſuchte der kühne, leidenſchaftliche Norfolk zum zweiten Male die Gefangene zu retten; ja er ging ſo weit, mit dem Herzog von Alba einen Plan zu entwerfen, Eliſabeth in London durch die katholiſche Partei, von Spaniern unterſtützt, zu überfallen, und zu jeder Bedingung zu zwingen. Ein kleiner Zufall entdeckte die Verſchwörung: Norfolk wurde wieder plötzlich eingezogen, und diesmal konnte nichts ſein Leben retten. Er büßte ſein Mitleiden für Maria auf dem Blutgerüſte, und ſtarb mit großer Entſchloſſenheit, im Bewußtſeyn, eine gute That gewollt zu haben.

Bei alle dem blieb Maria gefangen, und vertrauerte ihr einſames Leben. Eine nun im Jahre 1583 bereits 15jährige Gefangenſchaft hatte ihren hohen Sinn gebrochen *). Alle ihre Hoffnungen auf irdiſche Macht wollte ſie gern aufopfern; nur um ein wenig Freiheit flehte ſie. Aber Eliſabeth fürchtete die Möglichkeit einer Flucht, und jede Erleichterung ward ihr abgeſchlagen. Wer will es Marien verdenken, daß ſie jede ihr dargebotene Gelegenheit zu ihrer endlichen Befreiung ergriff? Zwei fanatiſche Katholiken, der Franzoſe Johann Ballard und der Engländer Anton Babington (ſprich Bäbingten), entwarfen einen Plan, Eliſabeth zu ermorden, und den Kerker Mariens zu ſprengen. Mehrere andere Katholiken werden in das Geheimniß gezogen. Aber die Verſchworenen wiſſen nicht, daß ſchon Alles verrathen iſt. Ein treuloſer Katholik hat Alles den engliſchen Miniſtern verrathen, und ehe ſie es ſich verſehen, werden ſie gefangen geſetzt, und Ballard und Babington nebſt 12 Andern enthauptet.

---

*) Ach, ihres Geiſtes Schwingen ſind gelähmt,
Nicht Größe lockt ſie mehr —
Sie iſt nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen iſt in langer Kerkerſchmach
Der edle Muth. Es hat Eliſabeth das Aeußerſte an ihr
Gethan, hat ſie zerſtört in ihrer Blüthe.

Dieſe Verſchwörung hatte Eliſabeth aufs neue mit Entſetzen erfüllt; ſie ſchauderte vor der Gefahr, in welche die verhaßte Maria ſie geſtürzt hatte, und es reifte bei ihr der Entſchluß, ſich dieſer gefährlichen Perſon zu entledigen. Graf Leiceſter rieth, ſie heimlich durch Gift aus der Welt zu ſchaffen, aber rechtlichere Räthe erklärten ihren Abſcheu davor. Zunächſt wurde ſie nach Fotheringhay (ſprich Foſeringhé) bei Peterborough gebracht, und in engen Verwahrſam genommen; dann ein Gericht niedergeſetzt, welches ihren Antheil an der Verſchwörung unterſuchen ſollte. Vergebens berief ſich Maria auf ihre königliche Geburt; mit liſtigen Worten wurde ſie beſchwatzt, ſich dem Ausſpruche des Gerichts zu unterwerfen. Alle Anklagepunkte räumte ſie ein; nur das leugnete ſie hartnäckig, daß ſie in die Ermordung Eliſabeths gewilligt hätte. Und wirklich beruhte dieſe ganze Anſchuldigung auf den Ausſagen ihrer Schreiber Nau und Curle, mit denen Maria vor Gericht zuſammengeſtellt zu werden bat, wo ſie dann gewiß ihre Ausſagen zurücknehmen würden. Aber dies wollten die Richter vermeiden, und ſchlugen der Maria rund ihr Begehren ab. Endlich ſprachen ſie das Todesurtheil über Marien aus, und ſobald das Parlament es beſtätigt hatte, wurde es ihr bekannt gemacht. Sie empfing die Nachricht mit vieler Faſſung, und dankte Gott für die Gnade, die er ihr erwieſe, indem er ihren zwanzigjährigen Qualen ein Ende ſetzte; denn ſie wurde wirklich im Gefängniſſe ſehr unwürdig behandelt. Es fehlte ihr oft an den Mitteln, die nothwendigſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Ihre Hüter erhielten nun Befehl, alle Zeichen der königlichen Würde, ihren Thronhimmel und dergleichen aus ihrem Zimmer wegzuräumen. Sie lächelte bitter bei dieſer neuen Demüthigung. „Was auch eure Monarchin immer thun mag," — ſagte ſie mit Ruhe — „ſo bin ich bis an meinen letzten Hauch doch Königin. Mein Charakter iſt unauslöſchlich, und ich werde ihn mit meiner Seele Gott wiedergeben, von dem ich ihn empfangen habe, und der meine Unſchuld kennt."

Es fehlte nun der Vollziehung des Todesurtheils weiter nichts als die Unterſchrift der Eliſabeth, die aber nun wieder das alte Spiel der Heuchelei begann. Sie verſicherte, daß ſie das zärtlichſte Mitleiden mit Marien und den äußerſten Widerwillen zur Vollſtreckung des Urtheils fühlte. Wäre ſie nicht von dem

tiefſten Kummer für die Sicherheit ihres Volks durchdrungen, ſo würde ſie ſogleich alle Beleidigungen, die Maria ihr zugefügt habe, verzeihen. Dieſelbe heuchleriſche Sprache führte ſie vor dem Parlamente. Sie ſprach von der beſtändigen Gefahr, der ihr Leben durch Maria ausgeſetzt wäre, von der Bereitwilligkeit, für das allgemeine Beſte zu ſterben. Sie hätte das Gericht ja nur eingeſetzt, um Marien zu warnen, ſich aber nicht eingebildet, daß es ſo weit mit ihr kommen würde; fragte, ob es denn kein anderes Mittel gäbe, die öffentliche Ruhe zu ſichern, als den Tod der ſchottiſchen Königin, und was der Anſtellerei noch mehr war.

Maria brachte indeſſen, in der Erwartung der Vollziehung des über ſie gefällten Urtheils, ihre noch übrige Zeit theils mit Nachdenken über ſich ſelbſt und mit Vorbereitung auf ihren nahen Tod, theils mit Schreiben an ihre auswärtigen Freunde und Verwandten zu *).

---

*) Vorzüglich rührend ſind ihre zwei letzten Briefe an ihren Vetter, den Herzog Heinrich von Guiſe. Der erſtere war im October 1586, alſo um die Zeit geſchrieben, als das Gericht das Todesurtheil über ſie ausſprach.

Maria Stuart an den Herzog von Guiſe.

Wenn Gott und Sie nächſt ihm es jetzt nicht möglich machen können, Ihrer armen Muhme beizuſtehen, ſo iſt es um ſie geſchehen. Der Ueberbringer dieſes wird Ihnen ſagen, wie ich nebſt meinen beiden Geheimſchreibern hier behandelt werde. Um Gottes willen, kommen Sie ihnen zu Hülfe, und retten ſie, wenn es Ihnen möglich iſt. Man will uns beſchuldigen, daß wir den Staat haben beunruhigen wollen, und Verſchwörungen wider das Leben dieſer Königin angeſtiftet oder darein gewilligt haben; ich habe ihnen aber geantwortet, wie es die Wahrheit iſt, daß ich nicht das Geringſte davon weiß. — Laſſen Sie Gott für mich bitten; ſorgen Sie dafür, daß mein Körper von hier weggebracht und in heiliger Erde begraben werde, und haben Sie Mitleiden mit meinen armen aus ihrem Lohn geſetzten Bedienten; denn es iſt mir hier Alles genommen worden, und ich hatte mich auf Gift oder eine andere geheime Todesart gefaßt. — Doch werde ich deswegen den Muth nicht ſinken laſſen, in der Hoffnung, derjenige, der mich in der Religion, in der ich erzogen bin, hat geboren werden laſſen, werde mir die Gnade erweiſen, daß ich für ſeine Sache ſterben darf, welches die einzige Ehre iſt, die ich in dieſer Welt wünſche, um durch dieſes Mittel der Barmherzigkeit Gottes in der andern Welt gewiß zu ſeyn. Ich wünſchte, daß

Auch an Elisabeth schrieb sie, und bat sie „um Gottes und Jesu Christi willen, ihr die Versicherung zu geben, daß ihre Diener bei ihrer Hinrichtung zugegen seyn, und daß nach ihrem Tode ihr Körper in Frankreich in heilige Erde solle begraben werden.“ Sie beschwor Elisabeth um die Bewilligung dieser und einiger anderer kleiner Gefälligkeiten bei ihrer nahen Verwandtschaft, bei der Seele und dem Andenken Heinrichs VIII., ihres gemeinschaftlichen Vorfahren, und bei der königlichen Würde, woran sie Beide gleichen Antheil hätten. Elisabeth — gab ihr keine Antwort darauf.

---

mein Leichnam zu Rheims neben meiner guten seligen Mutter, und mein Herz neben dem verstorbenen durchlauchtigen Könige ruhen möchte. — Adieu, mein guter Vetter; Gott erhalte Sie in seinem Dienste, wie auch alle die Unsrigen, und erweise mir seine Gnade in dieser, und seine Barmherzigkeit in jener Welt. Ihre gute Muhme, Maria.

Den zweiten Brief an den Herzog von Guise schrieb Maria einen Monat später, am 24. November 1586.

Maria Stuart an den Herzog von Guise.

Mein guter Vetter, außer dem mir Keiner auf dieser Welt so werth ist, ich sage Ihnen Lebewohl, indem ich nun bald nach einem ungerechten Urtheile den Tod leiden werde, so wie ihn noch nie Jemand aus unserer Familie, am wenigsten eine Person von meinem Range, erlitten hat. Aber, mein guter Vetter, danken Sie Gott dafür; denn ich war in dem Zustande, in welchem ich mich befand, für die Welt und die Sache Gottes und seiner Kirche unnütz, und ich hoffe, mein Tod werde meine Standhaftigkeit im Glauben und meine Bereitwilligkeit, für die Aufrechthaltung und Wiederherstellung der katholischen Religion auf dieser unglücklichen Insel zu sterben, beweisen. Und obgleich noch Niemand von unserm Geblüte unter dem Beil des Henkers starb, so schämen Sie sich deswegen nicht, mein Freund; denn das von Feinden der Kirche ausgesprochene Urtheil, wozu sie in Absicht auf mich, als eine freie Königin, gar keine Befugniß haben, ist vor Gott den Kindern seiner Kirche vortheilhaft. — Gott wolle Ihre Gemahlin, Ihre Kinder und Brüder und Vettern, und besonders unser Haupt, meinen guten Bruder und Vetter, und alle die Seinigen erhalten. Der Segen Gottes und der Segen, den ich meinen Kindern geben würde, sey über den Ihrigen. Sie werden Geschenke von mir zum Andenken erhalten, um Sie zu erinnern, daß Sie für die Seele Ihrer armen Muhme bitten lassen, welche, von allem menschlichen Trost und Beistand verlassen, sich blos auf Gott allein verläßt. —

Heinrich von Guise wurde ein Jahr nach Mariens Tode ermordet.

Sobald die Verurtheilung der Königin von Schottland bekannt wurde, thaten auswärtige Monarchen der Elisabeth die dringendsten Vorstellungen. Namentlich verwandten sich der König von Frankreich, Heinrich III., und Mariens Sohn, Jakob VI. von Schottland, für Marien, ohne jedoch den Entschluß Elisabeths wankend machen zu können. Dennoch setzte sie das unwurdige Spiel der Heuchelei fort. Sie ließ sich oft allein und nachdenkend, bald schweigend, bald halbverständliche Reden bei sich murmelnd überraschen. Endlich ließ sie ihren Secretär Davison (Dévisen) rufen, und befahl ihm, heimlich einen Befehl zur Hinrichtung der Königin aufzusetzen, um auf den Fall, wenn wieder ein Versuch, Marien zu befreien, gemacht würde, davon Gebrauch zu machen. Sie unterschrieb ihn, und befahl dem Davison, von dem Kanzler das Siegel darunter drücken zu lassen. Am folgenden Tage ließ sie ihm sagen, die Vollziehung noch aufzuschieben, und als Davison ihr meldete, daß das Siegel bereits darunter wäre, schien sie etwas unwillig, ohne aber sich deutlich zu erklären. Der Secretär, der noch unerfahren in diesen Geschäften war, wußte nicht, wie er das verstehen sollte, und fragte die Mitglieder des geheimen Raths, was zu thun sey. Diese versicherten, es sey die Absicht Elisabeths, das Urtheil vollstrecken zu lassen, versprachen, die ganze Verantwortung zu übernehmen, und schickten es sogleich an die Grafen von Shrewsbury (sprich Schrusberi) und Kent, um die Anstalten zur Hinrichtung zu treffen.

Beide Grafen begaben sich unverzüglich am 6. Februar 1587 nach Fotheringhay, und sagten Marien, sie möchte sich zum folgenden Morgen um 8 Uhr zum Tode fertig halten. Sie schien über diese Nachricht mehr verwundert, als erschrocken, und sagte mit heiterem Gesichte, sie glaubte nicht, daß Elisabeth in ihren Tod gewilligt habe, da sie nicht unter den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit Englands stehe. „Wenn es aber ihr Wille ist," — fügte sie hinzu — „so soll der Tod, der alle meine Leiden beendigt, mir sehr willkommen seyn. Ich kann auch die Seele der Seligkeit des Himmels nicht für würdig halten, die ihren Körper unter den Schrecken des Todesganges nicht aufzurichten vermag." Darauf bat sie die beiden Grafen, einigen ihrer Bedienten und ihrem Beichtvater zu erlauben, die letzten Stunden ihres Lebens

bei ihr zuzubringen; jene schlugen aber die Bitte ab, und meinten, es sey gegen ihr Gewissen, ihr darin gefällig zu seyn; dagegen wollten sie ihr den Dr. Fletcher, Dechant von Peterborough, einen Mann von großer Gelehrsamkeit, schicken, der sie in den Lehren der englischen Kirche unterrichten solle. Doch dies verbat sie sich, und betheuerte nochmals bei dem Evangelium, daß sie an der Verschwörung gegen Elisabeth unschuldig wäre, und nie um Babingtons sträfliche Entwürfe gewußt hätte. Uebrigens verließe sie sich auf Gott, der ihre Unschuld dereinst ans Licht bringen würde. Bei alle dem blieb sie ruhig, und zeigte keine Spur von Todesfurcht; sie verlangte früher als gewöhnlich zu Abend zu essen, damit sie vor Ende der Nacht ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen könnte. Sie tröstete Die, welche um sie waren, und setzte sich dann mit ihrem Arzte zu Tische. Sie rief alle ihre Bedienten, und trank auf ihr ferneres Wohlergehen. Alle zerflossen in Thränen, fielen ihr zu Füßen, und baten sie schluchzend um Verzeihung ihrer Fehler und um ihren Segen. Maria bat sie von ihrer Seite um Vergebung wegen der Demüthigungen, die sie von ihr erfahren haben möchten, wenn ihre so oft gereizte Empfindlichkeit sie manchmal ungehalten gemacht habe. Alle Anwesende unterbrachen diesen rührenden Abschied durch lautes Weinen.

Nach dem Essen setzte sie sich zum Schreiben. Zuerst schrieb sie an ihren Beichtvater, der in demselben Schlosse wohnte, aber nicht zu ihr gelassen wurde, und bat ihn, nachdem sie ihm ihre Sündhaftigkeit gebeichtet hatte, um Absolution. Er möchte doch — fuhr sie fort — diese Nacht für sie wachen und beten, und ihr die passendsten Gebete anzeigen. Dann schrieb sie eigenhändig und ohne anzuhalten ihr Testament, in welchem sie keinen ihrer Bedienten vergaß. Auch an den König von Frankreich, Heinrich III., schrieb sie einen Brief, worin sie ihm ihre Diener zur Versorgung empfahl, ihm Gesundheit und ein langes Leben wünschte, und um Gründung einer jährlichen Seelmesse bat. Sie unterzeichnete diesen Brief um 2 Uhr nach Mitternacht. Sie theilte darauf die wenigen ihr noch übriggelassenen Kostbarkeiten unter ihre Diener aus, und gab ihnen zugleich den Brief an den König von Frankreich, so wie einen an den Herzog von Guise mit. Nun legte sie sich zur Ruhe, und schlief vier Stunden lang

recht ſanft. Dann ſtand ſie auf, und brachte die wenigen Stunden bis zu ihrem Tode mit Gebet zu; ſie genoß auch eine Hoſtie, welche der Papſt geweiht und einſt ihr zugeſchickt, die ſie aber bis zu dieſem Augenblick aufbewahrt hatte. Als die achte Stunde nahte, zog ſie, ohne ſich bedienen zu laſſen, ein Kleid von Sammet und Seide, wie zu einem Feſttage, an. Die übrigen Kleider hatte ſie Abends vorher mit vertheilt. „Gern" — ſprach ſie — „hätte ich Euch dies Kleid, das reichſte von allen, gelaſſen; aber Maria Stuart muß auf ihrem letzten Gange anſtändig erſcheinen." Darauf bedeckte ſie ſich mit einem weißen Schleier, der bis auf die Füße herabwallte.

Um 8 Uhr Morgens (7. Febr. 1587) trat der Sheriff der Grafſchaft in ihr Zimmer, und zeigte ihr an, daß die Stunde da ſey. „Ich bin bereit," antwortete Maria. Noch einmal ſagte ſie ihren Dienern Lebewohl, und ging, geſtützt auf zwei Bedienten ihres Hauſes, mit beſcheidenem, aber majeſtätiſchem Anſtande, durch die an ihr Zimmer ſtoßende Halle. Hier fand ſie die beiden Grafen, ihren Hüter und andere Staatsperſonen. Auch ihr Haushofmeiſter Melvil ſtand hier. Er warf ſich ihr zu Füßen, rang die Hände, und rief, von unnennbarem Schmerze ergriffen: „O wie ungluͤcklich bin ich! Wer war je vor mir Ueberbringer ſo betrübter Botſchaft, als ich jetzt überbringen muß, wenn ich in mein Vaterland zurückkehren und erzählen werde, daß ich meine gnädige Königin und Gebieterin in England enthaupten ſah?" Die Thränen erſtickten ſeine fernere Rede. „Höre auf, getreuer Diener," antwortete Maria tief gerührt, „höre auf zu weinen. Freue dich vielmehr, daß nun Mariens Leiden ſich enden. Sage meinen Unterthanen, daß ich, ohne in meiner Religion zu wanken, und unverändert in meiner Ergebenheit für Frankreich und Schottland ſterbe. Der Himmel verzeihe Denen, die meinen Tod verlangt, die nach meinem Blute gedürſtet haben. Gott!" — rief ſie aus — „du weißt, wie ſehr ich das gute Vernehmen zwiſchen Schottland und England gewünſcht, wie ſehr ich gewünſcht habe, die Quellen ſo vieler Zwiſtigkeiten zu verſtopfen. Melvil," — fuhr ſie ruhiger fort — „empfiehl mich meinem Sohne; ſage ihm, daß ich, ungeachtet aller meiner Leiden, nichts that, was dem Staate und dem Königreiche Schottland Nachtheil bringen könnte. Bei dieſen Worten rollten ihr Thränen aus den Augen; ſie beugte

ſich über ihn und küßte ihn. „So lebe denn wohl, guter Melvil!“ — ſetzte ſie hinzu — „lebe wohl! Noch ein Mal, lebe wohl, guter Melvil! Bete für deine Königin!“

Sie bat darauf die Grafen, die die Aufſicht bei der Hinrichtung hatten, dem Melvil, ihrem Arzte, ihrem Wundarzte und ihrem Apotheker zu erlauben, bei ihrem Tode gegenwärtig zu ſeyn, „damit ihre Augen ſähen und ihre Herzen zeugten, wie geduldig ihre Königin ihre Hinrichtung leiden könnte, und wie ſtandhaft ſie in ihrer Anhänglichkeit an ihrem Glauben beharrte.“ Aber der Graf von Kent war hart genug, es ihr abzuſchlagen, unter dem Vorwande, dieſe Leute möchten durch Weinen und Geſchrei die nöthige Stille unterbrechen; auch beſorgte er, ſie möchten abergläubiſche Gebräuche ausüben, etwa ihre Schnupftücher in ihr Blut tauchen. „Mylord,“ — ſagte Maria mit ſanftem Tone — „ich gebe Euch mein Wort, obſchon es nur todt iſt, daß ſie keinen Vorwurf wegen einer der Handlungen verdienen ſollen, die Ihr genannt habt. Aber ach! die armen Seelen! es würde ihnen ein großer Troſt ſeyn, ihrer Gebieterin Lebewohl zu ſagen. Und ich hoffe,“ — ſetzte ſie hinzu — „Eure Gebieterin wird als eine jungfräuliche Königin in Betracht der weiblichen Sittſamkeit es gut heißen, daß ich bei meinem Tode einige meiner eigenen Leute um mich habe.“ Da aber dennoch Kent auf ſeiner Weigerung beharrte, erhob ſie noch einmal ihr königliches Selbſtgefühl; ſie warf einen gebietenden Blick auf den Grafen, und ſprach mit erhobenerem Tone: „Ich bin die Baſe eurer Königin, und aus dem königlichen Geblüte Heinrichs VIII. entſproſſen, eine vermählte Königin von Frankreich und eine geſalbte Königin von Schottland.“ Weiter wagte Kent den Widerſtand nicht zu treiben, und willigte endlich darein, daß ſie einige ihrer Leute mit ſich nehmen dürfte. Sie wählte vier männliche und zwei weibliche Bedienten.

So trat ſie in die ſchwarz ausgeſchlagene Halle, aus deren Mitte das Blutgerüſt ſich erhob, auf welchem zwei Scharfrichter ſie erwarteten. Ohne die Miene zu verändern, ſah ſie die Anſtalten zur Hinrichtung. Die ganze Halle war mit Zuſchauern erfüllt, Alle tief gerührt, indem ſie ihre königliche Würde, ihre Standhaftigkeit ſahen, und den Wechſel des Geſchickes betrachteten, das dieſe einſt mächtige Königin von Frankreich und Schott-

land auf das Blutgerüſt führte. Aller Augen waren auf ſie allein geheftet, und ein tiefes Schweigen hielt alle Zungen gefeſſelt. Als ſie mit feſtem Schritte das Blutgerüſt beſtiegen hatte, wurde ihr nochmals der Befehl zur Hinrichtung vorgeleſen. Still und nachläſſig hörte ſie zu: als nun aber der Dechant von Peterborough auftrat, und ſie ermahnte, ihren irrigen Glauben abzuſchwören, bat ſie ihn mehrmals, von ſeinem unnützen Bemühen abzuſtehen; denn ſie ſey feſt entſchloſſen, auf den Glauben ihrer Väter zu ſterben, in welchem ſie bisher gelebt hätte. Dann fiel ſie auf die Knie nieder, betete leiſe, und ſprach darauf laut einige Gebete in engliſcher Sprache, für die bedrängte Kirche, für das Ende ihres eignen Jammers, für ihren Sohn und für die Königin Eliſabeth, und bat Gott, dieſe Fürſtin lange beglückt zu erhalten, und ſie zu ſeinem Dienſte zu gebrauchen. Es zeigte wenig Gefühl von Seiten Kents ihr den Gebrauch des Krucifixes zu verweiſen, und es eine päpſtliche Betrügerei zu nennen; er ermahnte ſie, Chriſtum im Herzen und nicht in den Händen zu haben. „O!" — erwiederte Maria — „wie könnte man das Bild des Heilandes berühren, ohne daß das Herz von innigſter Rührung durchdrungen würde?"

Als Maria Anſtalt machte, ihr Kleid abzulegen, traten die Scharfrichter hinzu, ihr behülflich zu ſeyn. Lächelnd wies ſie dieſelben zurück; ſie ſey nicht gewohnt, ſich von ſolchen Aufwärtern bedienen zu laſſen. Dann umarmte ſie ihre Frauen, wandte ſich gegen ihre Bedienten, und ſagte ihnen Lebewohl. Dieſe guten Leute fingen, da ſie den Augenblick der Hinrichtung kommen ſahen, laut an zu jammern; ſie aber legte den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß ſie ſich bezwingen möchten. Selbſt die rohe Natur der Scharfrichter war von der Hoheit der Verurtheilten ſo gerührt, daß ſie dieſelbe wegen der Vollziehung des Befehls um Verzeihung baten. „Ich verzeihe" — ſagte Maria mit feſter Stimme — „Allen, die meinen Tod gewünſcht und bewirkt haben; ich betheure, daß ich nie nach der Gewalt, noch nach dem Leben Eliſabeths getrachtet, daß ich abſichtlich nichts gethan habe, was Tadel verdient, wenn mir anders nicht meine Religion zum Verbrechen gemacht werden ſoll." Nachdem ſie ihre Dienerſchaft eingeſegnet, und ſie gebeten hatte, für ſie zu beten, ließ ſie ſich von einer ihrer Frauen die Augen verbinden, legte

das Haupt selbst auf den Block, und sprach: „O mein Gott, laß mich nicht zu Schanden werden." Ihr Gebet währte noch einen Augenblick, dann sagte sie laut: „Mein Gott, ich befehle dir meinen Geist." Mit Mühe hatte der Scharfrichter, den der Anblick der liebenswürdigen Königin außer Fassung gebracht hatte, sich indessen wieder gesammelt, aber erst mit dem dritten Hiebe wurde das Haupt vom Körper getrennt. Alle Zuschauer waren tief erschüttert; nur der Dechant rief: „So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth untergehen!" und nur der einzige Kent antwortete: „Amen!" In Thränen gebadet warfen sich die Frauen der Entseelten vor ihrem bisherigen Hüter auf die Kniee, und baten flehentlich um die Erlaubniß, den Leichnam waschen und ankleiden zu dürfen; Alles, was sie besaßen, boten sie ihm für diese Vergünstigung an. Aber mit Rohheit stieß man sie zurück, und überließ den Scharfrichtern die Besorgung des Leichnams, die ihn in den anstoßenden Saal trugen, und ihn mit einem alten Tuche, welches auf eine Billardtafel gehörte, zudeckten.

So endete Maria Stuart im 45sten Jahre ihres Alters, und im neunzehnten einer herben Gefangenschaft. Bei vielem Geist und hinreißender Liebenswürdigkeit fehlte ihr das Talent zu herrschen, wodurch allein sie ihre rohen Unterthanen hätte zügeln, und ihrer Nachbarin Elisabeth Ehrfurcht gebieten können. Sie fiel als ein Opfer ihres jugendlichen Leichtsinns und eines unversöhnlichen Hasses, den Elisabeth auf sie geworfen hatte.

Elisabeth, als sie die Nachricht von der Hinrichtung Mariens erhielt, nahm wieder ihre Verstellungsgabe zu Hülfe, um sich vor Europa weiß zu brennen. Sie that, als wenn sie vor lauter Bestürzung nicht sprechen könne, stand wie versteinert da, und brach, als ihr Kummer Luft bekam, in Weinen und Wehklagen aus. An Mariens Sohn Jakob schrieb sie: sie wünsche, daß er den unaussprechlichen Gram kennen möchte, den sie wegen dieses traurigen Ereignisses fühle, welches ganz ohne ihr Wissen und Willen sich zugetragen hätte. Der arme Davison wurde ins Gefängniß geworfen, und zu einer Strafe von 10,000 Pfund verurtheilt, wodurch er um sein ganzes Vermögen kam. Dennoch war Jakob außer sich vor Kummer und Zorn, und wollte durchaus mit den Waffen den Tod seiner Mutter rächen;

nur mit Mühe gelang es Elisabeth, ihn nach und nach zu besänftigen.

Nun erst fing Elisabeth recht an zu leben, da sie der Furcht vor Maria überhoben war. Ungestört konnte sie sich nun der Sorge für ihr Land überlassen, und wirklich hat sich auch seit ihr England erst recht gehoben. Vorzüglich fing auch unter ihr erst der englische Handel an zu blühen. Unter ihr lebten die trefflichen Seemänner Franz Drake (sprich Dräke) und Thomas Cavendish (sprich Cäwendisch). Drake war der erste Engländer, der eine Reise um die sogenannte Welt machte. In drei Jahren hatte er diese große Reise vollendet, und als er, mit Reichthümern beladen, zurückkehrte, besuchte ihn Elisabeth, die seltenes Verdienst gern ehrte, auf seinem Schiffe, hielt dort ein Mittagsmahl und schlug ihn eigenhändig zum Ritter. Er ist als Verpflanzer des Tabaks und der Kartoffeln nach Europa besonders merkwürdig. — Cavendish, ein nicht weniger kühner Seemann, befuhr mit drei kleinen Schiffen das Südmeer, und that dort den Spaniern unendlichen Abbruch. Er nahm ihnen neunzehn, zum Theil reich beladene Schiffe ab, und hielt, als er mit reicher Beute zurückkehrte, einen feierlichen Einzug die Themse hinauf. Seine Matrosen und Soldaten waren in Seide gekleidet, seine Segel von Damast, und seine Beute wurde für die reichste gehalten, die je nach England war gebracht worden. Den größten Dienst erwies aber Drake seiner Königin, als er die große Armada, welche Philipp von Spanien 1588 gegen England ausgerüstet hatte, zerstören half. Er war zwar nicht Ober-Befehlshaber der englischen gegen die Armada ausgesandten Flotte, nahm aber thätigen Antheil daran.

Philipp von Spanien war aus mehreren Ursachen gegen Elisabeth aufgebracht, und beschloß, eine Landung in England zu versuchen. Der Papst hatte die ketzerische Königin dazu in den Bann gethan, und dem Philipp England geschenkt, — wenn er es nämlich erobern könnte. Dazu rüstete Philipp eine ungeheure Flotte aus, wie man früher noch nie eine gesehen hatte, ließ Schiffe von ungeheurer Größe bauen, und nannte die Flotte die unüberwindliche Flotte oder Armada. Hochmuth kommt vor dem Fall! Das hat die Geschichte schon so oft gelehrt; das Schicksal der Armada gab auch ein Beispiel dazu. Bei alle dem

war der Elisabeth bei diesen Rüstungen nicht wohl zu Muthe. Schiffe hatte sie fast gar nicht, und mußte daher den Kaufleuten erst viele abmiethen. Ob die Engländer zur See gegen die versuchten Spanier bestehen würden, war auch noch eine Frage, und erst zu Lande gab es damals keine bessern Soldaten, als die spanischen. Aber in solchen mißlichen Lagen zeigte gerade Elisabeth ihre Größe. Dann schien sie eine ganz andere Frau zu seyn, als die eitle, rachsüchtige und heuchlerische, die sie in der Geschichte der Maria Stuart war. Sie war jetzt ganz Thätigkeit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Hierhin und dorthin stellte sie Soldatenhaufen auf, bemannte die Schiffe, sah nach Allem selbst, und zeigte hier ganz, daß sie zum Herrschen geboren sey. So erschien sie eines Tages selbst im Lager. Auf einem edeln Streitrosse, einen Marschallsstab in der Hand, einen Brustharnisch von polirtem Stahl über dem prachtvollen Anzug, einen Pagen hinter sich, der den weißbefiederten Helm trug, ritt sie mit entblößtem Haupte von Glied zu Glied. Der Muth strahlte aus ihren Augen; ihr Anstand zeigte, daß sie die Königin war, und als das laute Hussahgeschrei der jauchzenden Soldaten schwieg, hielt sie eine Rede an sie, wodurch der Muth dieser Leute bis zur Kampflust gesteigert wurde.

Endlich erschien die Armada im Kanal, geführt vom Herzoge von Medina Sidonia, und fuhr mit stolz aufgeschwellten Segeln bei Englands Küste vorüber. Aber schnell brachen die vielen kleinern englischen Schiffe hervor, fielen die hintersten Schiffe an, schnitten sie ab, versenkten einige, und führten andere im Triumphe davon. Dazu kam ein entsetzlicher Sturm, der die unbehülflichen Schiffe schrecklich umherwarf. Viele gingen unter; der Ueberrest wagte nicht zu landen, und kam in einem ganz zerrütteten Zustande wieder nach Hause. Dem Herzoge war mit Recht für seinen Kopf bange; denn Philipp war nicht der Mann, der Entschuldigungen anzuhören pflegte. Aber als Sidonia vor allen Hofleuten sich vor ihm auf die Kniee warf, und einige Entschuldigung herstammelte, winkte ihm Philipp, aufzustehen, und sprach: „Ich habe Euch gegen Menschen, nicht aber gegen Stürme und Wellen geschickt. Stehet auf!“

Elisabeth, die nie ohne Günstlinge hatte leben können, hatte deren auch im Alter. Der berühmteste darunter ist der Graf

von Eſſex, wegen ſeines unglücklichen, obgleich wohlverdienten Schickſals. Er war aus einem alten Hauſe, und wurde in der Blüthe ſeiner Jahre von dem Glücke ausnehmend begünſtigt. Ohne ſich durch Talente beſonders auszuzeichnen, gelang es ihm, die Gunſt der Königin in ſolchem Grade zu erhalten, daß er ſie völlig beherrſchte. Aber auf die höchſte Stufe des Glücks erhoben, bemeiſterte ſich ſeiner eine unſelige Verblendung, die ihn tiefer hinabſtürzte, als er ſich erhoben hatte, und ſo machte er den Ausſpruch wahr, daß es ſchwerer ſey, glücklich, als unglücklich zu ſeyn. Sobald er bei Hofe erſchienen war, machte ihn ſeine Schönheit und ſein feines verbindliches Weſen bald zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Auch Eliſabeth bemerkte ihn bald, und beehrte ihn mit ihrer vorzüglichen Gunſt. Folgender Vorfall ſoll ihm zuerſt ihre Gnade verſchafft haben: Als Eliſabeth mit ihrem Gefolge, unter welchem ſich auch Eſſex befand, einmal einen Spaziergang machte, und an eine Stelle kam, über die ſie nicht hingehen konnte, ohne ſich die Schuhe zu beſchmutzen, ſprang Eſſex vor, und breitete, ohne ſich zu bedenken, ſeinen ſammtnen goldgeſtickten Mantel über die unreine Stelle. Eliſabeth wurde durch dieſe ungemeine Galanterie eben ſo gerührt, als durch ſeinen dabei gezeigten edeln Anſtand betroffen; und da Eſſex ihre ſchwache Seite, die Eitelkeit, berührt hatte, ſo wandte ſie ihm von der Zeit an ihre vorzügliche Gunſt zu *). Eſſex hätte weniger lebhaft und ehrgeizig ſeyn müſſen, wenn ihn dieſe Auszeichnung nicht hätte ſollen übermüthig machen, und wenig fehlte, daß er nicht ſchon vor ſeiner Verſchwörung gegen Eliſabeth durch ſeinen Trotz ihre Gnade verloren hätte. Einmal hatte Eliſabeth ihren Staatsrath verſammelt und forderte die Räthe einzeln auf, ihren Rath ihr zu ertheilen. Als die Reihe an Eſſex kam, vergaß er ſich in der Hitze des Streits, weil er eine andere Meinung als die Königin hatte, ſo, daß er ihr nicht nur unanſtändig widerſprach, ſondern ihr gar verächtlich den Rücken zudrehte. Reizbar, wie Eliſabeth war, fuhr ſie heftig auf, und eine raſche Ohrfeige ſtrafte die Ungebühr des Grafen, der aber, ſtatt dadurch von ſeiner Verblendung zurückzukom-

*) Daſſelbe wird auch von Walther Raleigh (ſprich Reli), einem kühnen Seefahrer jener Zeit, erzählt.

men und um Verzeihung zu bitten, die Hand trotzig an den Degen legte, und ſtolz ausrief, er würde eine ſolche Behandlung ſelbſt von Heinrich VIII. nicht geduldet haben. Und wer weiß, wie weit der Zorn noch Beide geführt haben würde, hätten ſeine Freunde ſich nicht zwiſchen ihn und Eliſabeth geworfen. Voll Unwillen verließ Eſſex den Hof, und wies jede Ermahnung, der Königin ſeine Unbeſonnenheit abzubitten, mit Uebermuth zurück. Eliſabeth dachte edler. Nachdem der Rauſch des Zorns verflogen war, vergab ſie ihm, und ſchenkte ihm aufs neue ihre Gunſt.

Schon im folgenden Jahre hatte Eliſabeth Gelegenheit, ihm dieſe durch eine öffentliche Anerkennung zu beweiſen. In Irland waren Unruhen ausgebrochen, und ein recht umſichtiger Mann wäre nöthig geweſen, ſie zu dämpfen. Aber Eliſabeth ſah nun einmal in ihrem Günſtlinge alle möglichen Talente und Tugenden, die kein Anderer an ihm fand; kurz, Eſſex wurde zum Vicekönig von Irland ernannt. Eine herrliche Armee wurde mit großen Koſten ausgerüſtet; Eſſex ging nach Irland ab, und Jedermann erwartete nun bald von ſeinen großen Thaten zu hören, da er die Unternehmungen ſeiner Vorgänger ſo herrlich zu tadeln verſtanden hatte. Aber es ging dem Eſſex wie Vielen, die an Allem, was Andere machen, etwas zu tadeln finden, aber es ſelbſt nicht beſſer machen können. Er richtete durchaus nichts aus, und Eliſabeth war ſehr ungehalten, da ſie alle großen, auf dieſe Unternehmung gewandten Koſten ſo vergebens angewandt ſah. Kaum erfuhr aber Eſſex die Ungnade ſeiner Gebieterin und den Eifer ſeiner Feinde, ihren Zorn noch mehr anzuſchüren, als er gegen den ausdrücklichen Befehl Eliſabeths das Heer verließ, nach London eilte, mit Staub und Schmutz noch bedeckt in das Zimmer der Königin ſtürzte, und ſie auf den Knieen um Verzeihung anflehte. Sein Anblick hatte ſie ſo überraſcht, und alle vorigen Empfindungen der Zuneigung wieder ſo aufgeregt, daß ſie ihn freundlich aufnahm; aber kaum hatte er ihr Zimmer verlaſſen, als ſie ſich ſagte, daß er ſo leicht doch nicht wegkommen müſſe, und eine Strafe verdient habe. Sie verbot ihm, ihr vor die Augen zu kommen, ließ ihn feſtſetzen, und von ihren Miniſtern verhören. So viel Trotz er früher gezeigt hatte, mit ſo viel Demuth unterwarf er ſich jetzt jeder Verfügung der Königin. Er ſchrieb die demüthigſten Briefe an ſie, bezeugte die

lebhafteſte Reue, und bat nur, ihm zu erlauben, ihr wieder dienen zu dürfen. Manchmal brach bei dieſen Geſinnungen der Königin das Herz; aber theils immer neue Nachrichten von ſeiner ſchlechten Verwaltung in Irland, theils das Vorgeben ſeiner Feinde, daß er noch lange nicht gedemüthigt genug ſey, hielten den Ausbruch der königlichen Gnade noch immer zurück. Eſſex hatte bisher den ſehr einträglichen Alleinhandel mit ſüßen Weinen gehabt. Jetzt war die Zeit um, und Eſſex bat Eliſabeth, ihm dieſe Vergünſtigung zu verlängern. Er hatte bei ſich beſchloſſen, die Entſcheidung der Königin ſolle über ſeine Hoffnungen entſcheiden, ob er je wieder zu Gnaden angenommen oder für immer verworfen werden würde. Hätte er gewußt, daß dies die letzte Prüfung ſeyn ſollte, die ihm Eliſabeth auflegte, — gewiß, er würde ſich von ſeiner Hoffnungsloſigkeit nicht zum Majeſtätsverbrechen haben hinreißen laſſen. Kurz, Eliſabeth ſchlug ihm ſeine Bitte mit den Worten ab: „Einem unbändigen Thiere müſſe man ſein Futter verkürzen.“

Das hatte Eſſex nicht erwartet. Lange genug, meinte er, habe er ſeinen Stolz unterdrückt, jede Demüthigung willig ertragen. Er warf jeden Schein der Mäßigung und Ehrerbietung ab, und ließ ſeiner natürlichen Heftigkeit ganz den Zügel ſchießen. Durch Gaſtfreiheit und Freundlichkeit ſuchte er die Zahl ſeiner Freunde unter dem Volke zu vermehren. Ueber Eliſabeth ſtieß er die beleidigendſten Reden aus. Er nannte ſie ein altes Weib, das ſo krumm an der Seele als am Körper ſey. Das wurde der Königin getreulich hinterbracht, und dieſe kannte ſich kaum vor Wuth; denn nichts konnte ſie mehr aufbringen als Beleidigung ihrer Eitelkeit, und noch jetzt, obgleich nahe am 70ſten Jahre, hörte ſie es mit großem Wohlgefallen, wenn man von ihrer Schönheit ſich bezaubert ſtellte, ſie in jedem Liebreiz mit der Venus, auf der Jagd mit der Diana, und im Geſange mit Orpheus verglich. Ihre Hofleute, welche dieſe Schwachheit kannten, ſprachen daher jederzeit im Tone der Leidenſchaft und Bezauberung zu ihr, und hielten ſich für dieſen Zwang dadurch ſchadlos, daß ſie hinter ihrem Rücken ſie auslachten. Eine lehrreiche Warnung für weibliche Eitelkeit!

Eſſex ging noch weiter. Er ließ ſich in eine Verbindung mit Jakob VI. von Schottland ein, und entwarf mit einem Hau-

sen anderer unruhiger Köpfe eine Verschwörung gegen Elisabeth. Er zog mit ihnen nach London, rief das Volk in den Straßen zur Beihülfe auf; Alle gafften ihn voll Neugier an, aber Keiner wollte für ihn zu den Waffen greifen. Er hatte gehofft, das ganze Volk würde für ihn sich gegen Elisabeth erheben; da er nun das Gegentheil sah, sank ihm und seinen Begleitern der Muth. Nachdem Einer nach dem Andern sich aus dem Staube gemacht hatte, sah auch er keine andere Rettung als in der Flucht. Er warf sich in sein Haus, wo er, von Allen verlassen, sich auf Gnade und Ungnade der Wache, die Elisabeth gegen ihn ausgeschickt hatte, ergeben mußte. Sein Verbrechen lag zu sehr am Tage, als daß er dies Mal der Verurtheilung entgehen konnte; alle Richter sprachen das Todesurtheil über ihn aus. Und Elisabeth? — Ihr Zustand war dies Mal wirklich bemitleidenswerth. Lange wurde sie von der größten Unentschlossenheit umhergeworfen; in ihrer Seele kämpften unaufhörlich Haß und Liebe, gekränkter Stolz und Mitleid, die Pflicht, ein solches Verbrechen streng zu ahnden, und der Wunsch, ihren Liebling nicht ganz sinken zu lassen. Bald unterzeichnete sie den Befehl zur Hinrichtung, bald widerrief sie ihn. Wenn er nur sie wenigstens um Gnade bäte, meinte sie, so würde sie ihm wohl vergeben. Immer noch hoffte sie darauf; da aber keine demüthige Unterwerfung erfolgte, willigte sie endlich, in einem Anfalle von Erbitterung, in die Hinrichtung. Sie ging 1601 im Tower vor sich. Esser, erst 34 Jahre alt, starb mit tiefer Reue und mit dem Bekenntniß, seine Strafe verdient zu haben.

Drei Jahre darauf verfiel die Königin in eine tiefe Schwermuth. Als Ursache giebt man eine traurige Entdeckung an, die ihr in Betreff des unglücklichen Esser gemacht worden war. In den Zeiten der höchsten Gunst hatte Esser der Königin einst sein Bedauern geäußert, daß die Gunst der Großen so unbeständig sey. Gerührt schenkte sie ihm damals einen Ring, mit dem Beifügen: er möchte auch noch so sehr in Ungnade fallen, so würde sie doch, sobald er ihr diesen Ring sendete, allen Groll fahren lassen, und ihm wieder Gehör geben. Sorgfältig hatte Esser dieses wichtige Kleinod verwahrt, und sich seiner in den mannichfachen Verlegenheiten seines Hoflebens nicht bedient, ihn immer für die äußerste Noth aufsparend. Als er aber zum Tode

verurtheilt war, und auch die letzte Hoffnung sank, nahm er zu ihm seine Zuflucht. Er überreichte ihn der Gräfin Nottingham (sprich Nattingám), und bat sie, ihn der Königin einzuhändigen. Unglücklicher Weise war der Gemahl der Gräfin ein Todfeind des Esser; er beredete sie daher, den Ring nicht abzugeben, und so erhielt Elisabeth keine Nachricht davon, wie sehnlich Esser auf das Wort der Gnade harrte. Erst als drei Jahre darauf die Gräfin auf dem Sterbebette lag, und von ihrem Gewissen beunruhigt wurde, ließ sie die Königin um einen Besuch bitten, eröffnete ihr das Geheimniß, und bat sie mit Thränen um Vergebung. Elisabeth war wie vom Donner gerührt. Als das Entsetzen ihr die Sprache wiedergab, brach sie in Wuth aus, schüttelte die sterbende Gräfin in ihrem Bette, und schrie krampfhaft ihr zu: „Gott verzeihe Euch; ich aber vermag es nie!“ So stürzte sie von ihr hinaus, und überließ sich der trostlosesten Schwermuth. Sie verwarf allen Trost, wollte nicht essen und trinken, und warf sich winselnd zur Erde. Sprachlos, ihren Schmerz nur durch Stöhnen und Seufzen erleichternd, lag sie 10 Tage und 10 Nächte auf einem Teppich, den Kopf auf Kissen gelehnt, und kein Arzt konnte sie bereden, sich ins Bette zu legen, oder Arznei zu nehmen. Sichtlich näherte sich ihre Auflösung. Die Vornehmsten des Reichs traten zu ihr, und fragten, wen sie zu ihrem Nachfolger bestimmte? Sie nannte mit schwacher Stimme Jakob VI. von Schottland, ihren nächsten Verwandten. Da der Erzbischof von Canterbury sie ermahnte, ihr Herz Gott zuzuwenden, antwortete sie, das thäte sie schon, und nicht im Geringsten entferne sich ihr Herz von ihm. Bald darauf verlor sie die Stimme, ihre Sinne schwanden, sie fiel in einen ohnmächtigen Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte. Fast 70 Jahre hatte diese merkwürdige Frau gelebt, und 45 Jahre meist mit Ruhm regiert. Hätte sie es vermocht, den Reizungen der Eitelkeit zu widerstehen, und nicht durch ihr Betragen gegen Maria Stuart sich einen unauslöschlichen Flecken aufgedrückt, — sie würde zu den größten Frauen, welche einen Thron zierten, gezählt werden können. Sie starb 1603.

Unter Elisabeth lebte auch der berühmte Shakspeare (sprich Schákspier), der Verfasser so vieler unvergleichlichen dramatischen Dichtungen. Er war der Sohn eines Wollhändlers

in einer kleinen englischen Stadt, und hatte anfangs dasselbe Geschäft getrieben, bis ihn ein Jugendstreich nöthigte, nach London zu flüchten, wo er als Schauspieler und Dichter auftrat. Seine Stücke sind auch ins Deutsche übersetzt, neuerlich einige besonders von Aug. Wilh. Schlegel und Joh. Heinr. Voß und seinen Söhnen.

Von Jakob I. ist nicht viel zu sagen. Finster und in sich gekehrt, war er nicht dazu gemacht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, die unwillkührlich einen ihm sehr ungünstigen Vergleich zwischen ihm und seiner Vorgängerin anstellten. Sein steifes Aeußere, seine pedantische Gelehrsamkeit und seine Peinlichkeit in allen Dingen, wo er Entschlossenheit hätte zeigen sollen, entzogen ihm durchaus die Volksgunst. Einer Begebenheit muß unter ihm erwähnt werden, die seine Regierung merkwürdig gemacht hat, der Pulververschwörung, 1605.

Es hatten nämlich die Katholiken in England große Hoffnungen auf Jakob I., weil er der katholischen Maria Stuart Sohn war, gebaut. Diese Hoffnungen sahen sie aber nachher nicht erfüllt, und sie beschlossen, sich auf eine ausgezeichnete Weise an ihm zu rächen. Damit aber auch alle Die, von welchen die Gesetze gegen die Katholiken ausgegangen waren, vernichtet würden, so sollte das Parlament an dem Tage, an welchem der König es durch eine Rede, wie gewöhnlich, eröffnete, durch Pulver in die Luft gesprengt werden. Dann wollten sie sich der kleinen Tochter des Königs, Elisabeth (nachmals Gemahlin des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz Friedrichs V.), bemächtigen, und sie zur Königin ausrufen. Gesagt, gethan. Einer der Verschwornen, Piercy, miethete ein Haus neben dem Parlamentsgebäude, um durch seinen Keller in den dieses Gebäudes durchzubrechen. Allein dieser Mühe bedurfte es nicht einmal; denn der Keller des Parlamentshauses sollte gerade vermiethet werden, und Piercy miethete ihn. Die Verschwornen gingen nun rasch ans Werk. 36 Tonnen Pulver wurden hineingebracht, und mit Reisern und Büschen wohl bedeckt; Alles ist schon bereitet, die Lunten liegen fertig, und der Tag, an dem sich das Parlament versammeln soll, rückt heran. Zehn Tage vorher aber erhielt Lord Monteagle (sprich Montigel), ein Katholik, folgendes Billet

von unbekannter Hand: „Mylord, aus Liebe, die ich für einige Ihrer Freunde habe, bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen also, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, einen Vorwand zu erfinden, um bei diesem Parlamente nicht erscheinen zu dürfen; denn Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu bestrafen. Verachten Sie diese Warnung nicht, sondern gehen Sie auf Ihr Landgut, wo Sie den Ausgang ruhig abwarten können. Denn obgleich kein Aufruhr vorhanden zu seyn scheint, so sage ich Ihnen doch, daß dieses Parlament einen schrecklichen Streich empfangen, und doch nicht sehen wird, von wannen er kommt. Diesen Rath müssen Sie nicht verachten, weil er Ihnen nützen, und nicht schaden kann; die Gefahr wird so geschwind seyn, als Sie diesen Brief verbrennen."

Monteagle erschrak. Er begab sich zum Staatssecretär, und dieser zum Könige, und Alle waren der Meinung, daß die letzten Worte auf eine Pulverexplosion deuteten. Sogleich wurde ein Untersuchung der Parlamentskeller anbefohlen. Graf Suffolk, der den Auftrag dazu erhält, verschiebt sie absichtlich bis auf den Tag vor der Zusammenkunft. Bei seinem Eintritte in den Keller findet er einen Menschen von verdächtigem Ansehen in einem Winkel stehen. Es war ein gewisser Fowkes (sprich Fauks), sonst Officier in spanischen Diensten, ein verwegener Kerl und Theilnehmer an der Verschwörung. Man findet bei ihm eine Menge Lunten, und als man die Reiser auseinander wirft, entdeckt man die Vorräthe Pulver. Auf die Folter gebracht, gesteht er sein Verbrechen, und nennt die Theilnehmer. Piercy und die andern Verschwornen, 80 an der Zahl, fliehen, von ihrem Gewissen verfolgt, nach Warwikshire (sprich Warikschier), verschanzen sich in einem Hause, und werden von den Soldaten des Königs angegriffen. Während des Kampfes fängt das Pulver der Verschwornen Feuer, und wirft krachend einen Theil derselben in die Luft; die Uebrigen werden gefangen, und büßen auf dem Schaffote ihr Unternehmen. — Jakob starb 1625.

93. Heinrich IV., 1589 — 1610.

Während der letzten 14 Jahre Elisabeths regierte in Frankreich Heinrich IV., der beste König, welchen die Franzosen seit Ludwig IX. gehabt hatten, und der noch jetzt bei ihnen in gese-

netem Andenken ſteht. Er iſt derſelbe, der bei der Erzählung der Bartholomäusnacht unter dem Namen Heinrichs von Navarra öfters erwähnt worden iſt. Nachdem der dritte Sohn der böſen Katharina von Medicis, Heinrich III., in St. Cloud von einem Mönche ermordet worden war, gab es in Frankreich keinen nähern Verwandten des nun ausgeſtorbenen Hauſes Valois, als Heinrich von Navarra. Aber — er war ein Hugenotte: Grund genug, daß die Franzoſen ihn verabſcheuten. Wollte er daher König von Frankreich werden, ſo mußte er ſich die Krone erkämpfen. Er war jetzt 36 Jahre alt, in der Blüthe der Jahre, ein ſchöner, kraftvoller Mann, deſſen Körper und Geiſt gleich geſund waren; dabei die Thätigkeit ſelbſt, ein Feind der trägen Ruhe und des übermäßigen Schlafes. Seine Mutter war die treffliche Johanna, die kurz vor der pariſer Bluthochzeit ſo plötzlich geſtorben war. So würdig er nun auch der Krone war, ſo mußte er doch fünf ſchwere Jahre Krieg führen, ehe er Paris gewann, und die Franzoſen nur einigermaßen mit ſich verſöhnte. Seine Feinde, unter denen die Familie der Guiſen obenan ſtand, waren ſo erbittert auf ihn, daß ſie gar die Spanier ins Land riefen, um ihm nur widerſtehen zu können. Dennoch konnten ſie dem tapfern Heinrich nichts anhaben, der ſie überall ſchlug, wo ſie nur auf ihn trafen. Einmal fragten ihn ſeine Officiere vor einer Schlacht, wohin man ſich denn zurückziehen ſollte, wenn die Schlacht verloren ginge? Da antwortete er: „Unſer Abzug geht nur über das Schlachtfeld!“ Und nachdem er ſeine Soldaten geordnet hatte, und ſo viele tauſend Menſchen beiſammen ſah, meiſt von Einem Volke, die im Begriff waren, ſich gegenſeitig zu morden, rührte ihn dieſer Gedanke, und er ſprach mit gen Himmel gehobenen Händen: „Du, Herr, deſſen göttliche Blicke durch alle Verſtellung dringen, der du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchſchaueſt, und der du alle menſchliche Schickſale in deiner Gewalt haſt; wenn du ſiehſt, daß meine Regierung deinen Ruhm und das Wohl deines Volks befördern werde, wenn du weißt, daß ich keinen andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre deines heiligen Namens und zum Beſten dieſes Landes etwas beizutragen; ſo begünſtige, o großer Gott, die Gerechtigkeit meiner Waffen. Wenn es dir aber gefallen hat, es anders zu machen, oder wenn du ſiehſt, daß ich zu der Zahl

der Könige, die du in deinem Zorn giebst, gehören sollte, so nimm mir mit der Krone das Leben. Dann laß es geschehen, daß ich heute das Opfer deines heiligen Willens werde. Mache, daß mein Tod Frankreich von dem Elende des Kriegs befreie, und daß mein Blut das letzte sey, welches in diesem Streite vergossen wird." Die Soldaten waren bis zu Thränen gerührt, fühlten sich zu hoher Tapferkeit begeistert, und riefen laut aus: „Hoch lebe der König!" Dann setzte er den Helm auf, von welchem ein hoher Federbusch emporragte, ritt durch die Reihen, und sprach: „Gefährten! wenn ihr heute das Leben für mich wagt, so wage ich auch das meinige für euch. Wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nur nach meinem weißen Federbusche; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Siegs finden." Die kurze Anrede that Wunder; seine Leute erfochten einen herrlichen Sieg, und als sie dem fliehenden Feinde nachjagten, rief er ihnen nach: „Schonet der Franzosen, und macht nur die Fremden nieder!"

Ungeachtet aller Siege machten ihm seine Feinde so viel zu thun, daß er einsah, Frankreich würde nicht eher beruhigt werden, bis er wenigstens äußerlich wieder zur katholischen Religion überträte. Denn er und Condé hatten nach der Bartholomäusnacht zwar den katholischen Glauben annehmen müssen, waren aber bald wieder zu der Partei der Hugenotten übergegangen. Jetzt glaubte er seinem Reiche das große Opfer bringen zu müssen, nahm öffentlich die katholische Religion wieder an, und wurde nun durch den Papst von Banne losgesprochen. Das wirkte. Viele seiner Feinde schlugen sich nun zu ihm, und endlich hatte er auch die Freude, daß ihm Paris übergeben wurde. Als er hier seinen Einzug hielt, sah er sich anfänglich ängstlich um; denn er wußte wohl, daß er noch von den meisten Katholiken gehaßt wurde, und daß Keiner seinen Uebertritt für aufrichtig ansah. Zum Glücke ging Alles ruhig ab. Als das Volk ihm überall entgegenrief: „es lebe der König!" sagte er: „Ich sehe wohl, daß das arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist." — Sein Zug ging zunächst nach der Notredamekirche. Hier war das Gedränge so arg, daß er fast hineingetragen wurde. Seine Soldaten wollten ihm Platz verschaffen. Er verbot es aber. „Ich will lieber," sagte er, „mehr Mühe haben, hinein-

zukommen, wenn ſie mich nur recht bequem ſehen können; denn ſie ſcheinen recht hungrig danach zu ſeyn, einen König zu ſehen." — Seine ärgſten Feindinnen, ein paar Damen aus dem Hauſe Guiſe, die Alles von ſeiner Rache fürchteten, beſuchte er noch denſelben Tag, und als man ihm rieth; doch nun ſeine Feinde zu züchtigen, antwortete er: „Ich will Alles vergeſſen, ich will Alles verzeihen; und kann man wohl dieſen Leuten ihr Betragen mehr verargen, als einem Raſenden, wenn er zuſchlägt, und als einem Verrückten, wenn er unbekleidet umherläuft?" — Einige tadelten ihn deshalb, und meinten, ſeine gutgeſinnten Unterthanen würden ſich darüber ärgern, wenn ſeine Feinde ſo ungeſtraft davon kämen. „Meine Siege," erwiederte er, „kommen von Gott, und da er mir vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, ſo will ich auch meinen Unterthanen vergeben." Wie edel!

Seine ſchönſte Regierungshandlung war das Edict von Nantes 1598. Dadurch gab er den Reformirten, denen er im Herzen immer zugethan blieb, eine völlige Religionsfreiheit und das Recht, alle Ehrenſtellen zu bekleiden. An den meiſten ſeiner trefflichen Verordnungen hat vielen Antheil ſein braver Miniſter, der Herzog von Sully, der zugleich, was bei Fürſten ſo ſelten iſt, der vertraute Freund ſeines Herrn war. Eines ſolchen bedurfte der gute Heinrich auch um ſo mehr, da er in ſeinem Hauſe gar nicht glücklich lebte. Seine Frau, Margaretha von Valois, eine Tochter der Katharina von Medicis, hatte ihn nie aufrichtig geliebt, und zeigte ihm ſo deutlich ihre Abneigung, daß er ſich endlich von ihr ſcheiden laſſen mußte. Dann nahm er ſeine zweite Frau, Maria von Medicis, eine Italienerin und Nichte jener Katharina. Die machte ihm durch ihr herriſches, heftiges und zänkiſches Weſen das Leben vollends recht ſauer. Seine einzige Freude war der kleine Sohn, der ihm ein Jahr darauf geboren wurde. Es iſt derſelbe, der als König ſpäterhin Ludwig XIII. hieß. Das waren ſeine vergnügteſten Stunden, wenn er mit dem kleinen Knaben ſpielen konnte. Die Geſchichte iſt bekannt, daß, als er ihn einmal auf ſeinem Rücken in der Stube herumreiten ließ, der ſpaniſche Geſandte gerade hereintrat. „Herr!" fragte der König, „haben Sie auch Kinder?" — „Ja, Sire," erwiederte dieſer. — „Gut,"

ſprach Heinrich, „dann werden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich erſt meinen Ritt vollende.“ —

So gut es auch Heinrich mit ſeinen Unterthanen meinte, ſo konnten es ihm doch Viele nicht vergeben, daß er ein Hugenotte geweſen war, und das Edict von Nantes gegeben hatte. Beſonders waren die Jeſuiten ſeine geſchworenen Feinde, und bekanntlich hielten dieſe Leute keinen Mord, nicht einmal den eines Königs, für unrecht, wenn er nur ihren Abſichten nützlich war. Schon hatte er einmal erſtochen werden ſollen, nur war glücklicherweiſe der Meſſerſtich fehlgegangen; aber ſeitdem hatte Heinrich immer eine innere Angſt, daß er noch einmal durch die Hand eines Mörders fallen würde. Im Jahre 1610 wollte er in einen Krieg ziehen, und ſeiner Frau indeſſen die Regentſchaft übertragen. Sie plagte ihn aber, er möchte ſie doch krönen laſſen, damit ſie mehr Anſehen habe, und ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er nachgab. „Ach mein Freund,“ ſagte er zu Sully, „wie ſehr mißfällt mir dieſe Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt; aber mein Herz prophezeihet mir ein Unglück. Bei Gott! ich werde in der Stadt ſterben, ich werde nie hinauskommen; ſie werden mich umbringen, denn ich ſehe wohl, daß ſie kein anderes Mittel für ſich haben, als meinen Tod.“ — Auch erzählte er ihm, es ſei ihm geweiſſagt worden, er werde in einem Wagen ſterben *). Die Krönung ging endlich in St. Denys, eine Meile von Paris, vor ſich, und drei Tage darauf ſollte die Königin ihren feierlichen Einzug in Paris halten. Am folgenden Tage nach der Krönung, den 14. Mai 1610, befahl der König Nachmittags, den Wagen anzuſpannen; er wollte die Anſtalten dazu beſehen. Er war an dieſem Tage beſonders mürriſch, aß wenig, und wies mehrere Perſonen, die ihm aufwarten wollten, ab. Sieben Hofleute begleiteten den König im Wagen; denn die Staatswagen waren damals ausnehmend groß, etwa wie un-

*) So erzählt Sully ſelbſt. „Alſo giebt es doch wohl Prophezeihungen und Ahnungen!“ wird Manche ſagen. Daß nicht unter ſo vielen zuweilen zufällig einmal eine treffen werde, wird Niemand leugnen; und Sully's Nachrichten ſind erſt nach Heinrich's Tode geſchrieben. Ein gut unterrichtetes Mädchen wird in unſerm aufgeklärten Jahrhunderte doch nicht mehr an ſolche Dinge glauben!

sere Postwagen, nur freilich etwas zierlicher. Der Kutscher fragte, wohin er fahren sollte? „Bringe mich nur weg von hier!" antwortete Heinrich. Als er aus dem Schlosse fuhr, ließ er den Wagen von allen Seiten zurückschlagen, um Alles genau ansehen zu können. So kam er bis in eine Gasse, wo der Wagen wegen der vielen Karren, die im Wege standen, still halten mußte. Die Bedienten gingen, um Platz zu machen; die dem Könige gegenüber sitzenden Herren hatten sich umgedrehet, um nach den Pferden zu sehen, und der König bog sich eben zu seinem Begleiter, und sagte ihm etwas ins Ohr. In dem Augenblicke sprang ein Mensch auf das eine Hinterrad, und versetzte dem Könige mit einem langen, scharfen Messer schnell hinter einander zwei Stiche in die Brust, und stieß auch zum dritten Male, aber der Stich ging fehl. Keiner, außer dem Könige, hatte die That bemerkt. Dieser schrie: „Mein Gott, ich bin verwundet!" und in dem Augenblicke überzog Todtenblässe sein Gesicht; er er war nicht mehr.

Man kann sich leicht die Bestürzung denken, die sich Aller bemächtigte. Der Mörder hätte während derselben leicht entfliehen können. Aber er blieb ruhig neben dem Wagen stehen, das blutige Messer in der Hand. Man ergriff ihn, indessen der Wagen langsam nach dem Schlosse zurückfuhr, und fragte, wer er sey? Da fand sich, daß er Franz Ravaillac heiße, und ehemals ein Barfüßermönch gewesen sey; aber er war, weil man ihn für einen Narren hielt, aus dem Kloster gestoßen. Auf der Folter zeigte er die größte Unempfindlichkeit, und wollte von keinem Mitverschwornen etwas wissen. Er habe, sagte er, den König ermordet, weil dieser den Papst getäuscht habe, und ein Freund der Hugenotten gewesen sey. Wahrscheinlich aber hatten sich Heinrichs Feinde dieses Schwachkopfs bedient, um den guten König aus dem Wege zu räumen; ja man munkelte selbst, daß Maria von Medicis darum gewußt habe. Welche Abscheulichkeiten sind doch schon in Frankreich begangen worden! — Heinrich war erst 56 Jahre alt und hätte nach seinem Alter und seiner Gesundheit noch lange sein Volk beglücken können. Er war aus der Familie der Bourbons, zu welcher alle ihm nachfolgende Könige, auch der jetzige, gehört haben.

Sein nächster Nachfolger war jener Ludwig XIII., über des-

sen Geburt sich Heinrich so gefreut hatte. Aber der Geist seines Vaters ruhte nicht auf ihm. Er war ein höchst schwacher und unfähiger König, der von seinem klugen Minister, dem Cardinal Richelieu, ganz regiert wurde, so daß eigentlich dieser, nicht der König, als Beherrscher Frankreichs zu betrachten war.

94. Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II.*)

Ferdinand I., der nach seines Bruders, Karl V., Niederlegung der Krone deutscher Kaiser wurde, hat von 1556 — 1564 mit vielem Ruhme regiert. Den großen Geist seines Bruders hatte er zwar nicht, dafür war er aber milder, gütiger und duldsamer, und dieser Sinn war allerdings der Ausbreitung der evangelischen Lehre sehr förderlich. Er machte ihm um so mehr Ehre, da er im Herzen ein sehr eifriger Katholik war, und die Lehre der katholischen Kirche für die wahre christliche Religion hielt. Auch in seinen Erblanden fand die evangelische Lehre immer mehr Eingang; selbst die Geistlichen, die wegen der schlechten Bildungsanstalten, die sie im Oestreichischen fanden, zum Theil in Wittenberg studirt hatten, suchten sie möglichst auszubreiten. Aber gegen keinen Andersdenkenden erlaubte er sich eine Härte; nur durch freundliche Zuredungen suchte er sie zu bewegen, zur alten Kirche zurückzukehren, und behaupteten sie, daß ihr Gewissen es ihnen verbiete, so ließ er sie gewähren. Das war auch um so nöthiger, wenn der kaum geschlossene Religionsfriede erhalten werden sollte, da noch großes Mißtrauen zwischen beiden Parteien herrschte, und jede Bewegung von der entgegengesetzten Partei ängstlich beobachtet wurde. Selbst unter den Evangelischen fehlte es nicht an Uneinigkeiten. Die Lutheraner und die Reformirten haßten sich, dem ächten christlichen Sinne so ganz entgegengesetzt, aufs bitterste, und eben so konnten auch die Lutheraner unter sich nicht in Uebereinstimmung kommen. Ein Theil derselben, besonders die, welche nicht gern selbst denken wollten, hielten sich streng an Luthers Worte, und meinten,

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. II, S. 135 — 158.

das ganze Christenthum hänge von der genauen Befolgung seiner Vorschriften ab; die Andern dagegen hingen Melanchthons milderem Geiste an, der immer auf Frieden und Einigkeit gedrungen, und, wie Jesus selbst, das thätige Christenthum für die Hauptsache erklärt hatte. Wie schwer ist es doch, sich selbst rein zu erhalten von den Fehlern, die man an Andern rügt! Wie hatten doch am Anfange der Reformation die Lutheraner über die unchristliche Verfolgungssucht der Katholiken, und das mit Recht, geklagt, und nun machten sie es um kein Haar besser.

Das ist zu bedauern, daß Ferdinand den Jesuiten erlaubte, sich in den östreichischen Staaten niederzulassen. Seine Absicht dabei war allerdings gut; er wollte nämlich auch dadurch seine Duldsamkeit zeigen, und hoffte, daß durch diese Leute, die allerdings zum Theil recht gelehrt waren, der Unterricht in seinen Ländern verbessert würde. Dies mag auch wohl im Ganzen geschehen seyn; aber auf der andern Seite haben sie dadurch unsäglichen Schaden gestiftet, daß sie, wenn auch nicht unter Ferdinand und seinem Sohne, doch unter den folgenden Kaisern heimlich den Evangelischen entgegenarbeiteten und die Kaiser zur Unduldsamkeit aufforderten. Ihnen besonders ist es zuzuschreiben, daß die östreichischen Unterthanen, die größtentheils sich zur evangelischen Lehre hinneigten, zur katholischen Kirche zurückgedrückt worden sind.

Ferdinand war auch König von Ungarn, und seit seiner Zeit ist dies Königreich immer mit Oestreich verbunden geblieben.

Maximilian II., Ferdinands Sohn, folgte dem Vater 1564, und trat ganz in seine Fußtapfen, ja er war noch duldsamer als jener; denn er hatte, obgleich katholisch erzogen, doch einen evangelischen Lehrer gehabt, und war daher ganz evangelisch gesinnt; wer weiß, ob er nicht selbst zu dieser Kirche sich bekannt hätte, wenn er nicht wegen seiner andern katholischen Länder hätte auf den Papst Rücksicht nehmen müssen. Aber seinem milden Sinne verdankte es Deutschland vorzüglich, daß auch unter ihm der Friede im Lande nicht gestört wurde, wenn er auch nicht vermochte, die ängstliche Spannung aufzuheben, die unter den Gemüthern herrschte.

Das Einzige, was man ihm vielleicht vorwerfen kann, ist die große Härte gegen den Herzog von Gotha. Der unglückliche Johann Friedrich von Sachsen hatte einen noch unglücklicheren Sohn, der auch Johann Friedrich hieß, und Herzog von Gotha war. Dieser ließ sich mit einem Ritter von Grumbach, einem raubsüchtigen Menschen, ein, und schützte ihn gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, ihn auszuliefern. Die Folge davon war, daß Gotha belagert, eingenommen, und er gefangen wurde. Da er gegen wiederholte Warnungen taub gewesen war; so ließ ihn der Kaiser Maximilian II. nach Wien bringen, auf einem offenen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopfe, durch die Straßen führen und dann in's Gefängniß werfen. Seine Frau Elisabeth war trostlos über das unglückliche Schicksal ihres Mannes. Statt sich — sie war erst 27 Jahre alt — durch Vergnügungen zu zerstreuen, dachte sie nur an ihn, und hatte nirgends Ruhe und Rast. Fünf Jahre lang hörte sie nicht auf, flehentlich zu bitten, man möchte sie doch nur zu ihrem lieben Manne lassen. Endlich wurde es ihr bewilligt, aber nur auf einige Monate. Wie freute sie sich, als sie ihn wiedersah! Nun konnte sie ihn doch pflegen, und ihm seine Einsamkeit erleichtern; denn eine andere Freude kannte das gute Weib nicht. Nach Verlauf einiger Monate sollte sie ihn wieder verlassen; aber sie bat den Kaiser so lange, bis er ihr endlich erlaubte, sich bei ihm einsperren zu lassen; nur unter dieser Bedingung wurde es ihr gewährt. Aber das war ihr ein kleines Opfer für das Vergnügen, seine Leiden zu theilen und zu erleichtern. So ist sie auch bei ihm geblieben, bis sie nach einer zweiundzwanzigjährigen Gefangenschaft in den Armen ihres dankbaren Mannes starb. Viele Fürsten hatten oft und dringend den Kaiser um seine Freilassung gebeten; aber vergebens. Er saß noch bis ins folgende Jahr (1595) gefangen; dann entführte ihn der Tod ins Land der ewigen Freiheit, nachdem er 28 Jahre eingesperrt gewesen war.

Wie unduldsam die Lutherischen damals gegen Andersdenkende waren, zeigte sich recht auf einem Reichstage, den Maximilian in Augsburg hielt. Eigentlich hatte der Kaiser die Fürsten darum hierher berufen, um sie dahin zu vermögen, ein Heer gegen die Türken aufzubringen, die schon bis Ungarn vor-

gedrungen waren. Aber dergleichen Gelegenheiten benutzten die Fürsten gleich, um ihrem Religionshasse freien Lauf zu lassen. Die Lutherischen beklagten sich über die Katholiken, und diese über jene, beide aber über die Reformirten, die sie überhaupt ganz aus Deutschland vertrieben haben wollten. Nun war kurz vorher der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz zur reformirten Kirche übergetreten. In unsern Tagen hätte man ihn gewähren lassen, weil Jeder seiner Ueberzeugung folgen muß. Aber in jenen Zeiten waren die Menschen so unduldsam, daß sie Jeden, der nicht genau Das für wahr hielt, was sie glaubten, für einen Unmenschen hielten. So war es auch in der Sache des Pfalzgrafen. Lutherische und Katholiken drangen in den Kaiser, daß er den Kurfürsten doch wegen seiner Religionsveränderung bekriegen möchte. Glücklicherweise war Maximilian so vernünftig, ihr Ansinnen zurückzuweisen, und sie zu bedeuten, daß man Jeden bei seinem Glauben lassen müsse.

Als Maximilian 1576 starb, war die Trauer allgemein. Unter seinen Söhnen wurde der älteste,

Rudolph II., zum Kaiser gewählt. Weit mehr als von den beiden vorigen ist von diesem zu sagen, aber nicht immer ist das ein Zeichen einer löblichen Regierung. Er hat von 1576 bis 1611, also 35 Jahre, aber keineswegs glorreich regiert. Und doch war er ein kenntnißreicher Herr, und hatte großes Interesse für Wissenschaften und Künste. Aber diese hatten seinen Geist nicht wahrhaft durchdrungen, sonst hätte er nicht so abergläubisch seyn können. Seine Lieblingswissenschaft war die Astrologie oder Sterndeuterei; denn es war damals fast allgemeiner Glaube, daß man aus dem Stande der Sterne die künftigen Schicksale der Menschen erkennen könnte. Auch beschäftigte er sich häufig mit der Alchymie oder der Kunst, Gold zu machen. Stunden lang konnte er Uhrmachern und andern mechanischen Künstlern bei ihrer Arbeit zusehen, und störte man ihn dabei mit Regierungsgeschäften, so konnte der sonst gutmüthige Mann so zornig werden, daß er den Leuten Alles, was ihm zuerst in die Hände kam, an den Kopf warf. In seinen Pferdeställen konnte man ihn täglich oft finden; denn seine Pferde zu besehen, machte ihm vieles Vergnügen. So war der Mann, der Deutschland regieren sollte, und zwar das vielbewegte, zu einem Bürgerkriege

geneigte Deutschland. Zum Unglück war er noch obendrein stockkatholisch *), und die Jesuiten hatten also recht leichtes Spiel, ihn zu harten und unduldsamen Maßregeln gegen die Evangelischen zu bewegen.

Die letztern gaben dazu freilich auch Veranlassung. Maximilian II. hatte ihnen, wie gesagt, freie Religionsübung im Oestreichischen bewilligt, und damit hätten sie sollen zufrieden seyn. Aber einer ihrer Prediger, Opitz, war so unklug, von der Kanzel herab über den Glauben der Katholiken herzuziehen. Dies wurde ihm zwar untersagt, aber die Jesuiten benutzten den Vorfall, um den Kaiser zu bewegen, daß er den evangelischen Gottesdienst in seinen Erbstaaten ganz verbot, und die evangelischen Geistlichen gar aus dem Lande wies.

Auch anderwärts zeigten die Lutheraner eine recht verwerfliche Unduldsamkeit. Es war ihnen nicht genug, daß sie die Reformirten als abscheuliche Ketzer verschrieen; auch die lutherischen Geistlichen setzten eine bittere Feindschaft gegen einander fort. Wich nämlich Einer nur im geringsten von den Worten Luthers ab, und näherte er sich nur in etwas der reformirten Lehre, so wurde er gleich als ein abscheulicher Ketzer angefeindet, von seinem Amte entsetzt, und dem bittersten Mangel preisgegeben, als wenn Jesus den Geist seiner menschenfreundlichen Lehre in bloßes Formelwerk gesetzt hätte. Damit nun ja kein Geistlicher angestellt würde, der etwa heimlich dem reformirten Glauben zugethan wäre, so entwarfen mehrere Theologen in Sachsen eine Schrift, die genau vorschrieb, was nach Luthers Lehre geglaubt und gelehrt werden sollte. Als wenn Luther ein solcher Wortdiener gewesen sey! Man nannte diese Schrift die Concordienformel, und kein Geistlicher erhielt ein Amt, wenn er sie nicht beschworen hatte.

Das Mißtrauen der verschiedenen Religionsparteien gegen einander war so groß, daß sie selbst die unschuldigsten Einrichtungen der andern Partei anzunehmen sich weigerten. Namentlich war das mit der Verbesserung des Calenders der Fall. Wir wissen schon, daß Julius Cäsar den Calender dadurch

*) Seine Mutter war so bigott, daß sie sich nach Spanien begab, um in einem Lande zu leben, wo es keine Ketzer gäbe.

in Ordnung brachte, daß er das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden festsetzte, und daher verordnete, daß alle vier Jahre ein 366ster Tag eingeschaltet werden mußte. Aber er hatte sich verrechnet: denn das Jahr besteht nur aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 45 Secunden, 30 Tertien; er hatte also 11 Minuten 14½ Secunden zu viel angenommen. So unbedeutend dieser Unterschied auch zu seyn scheint, so betrug er doch gegen Ende des 16ten Jahrhunderts bereits 10 Tage. Papst Gregor XIII. ließ daher durch einige Astronomen die Zeit recht genau berechnen, schaffte dann 1582 den alten oder julianischen Calender in allen katholischen Ländern ganz ab, und führte den neuen oder gregorianischen ein. Er warf 10 Tage aus jenem Jahre heraus, so daß man nach dem 4. Octbr. gleich zum 15. überging. Diese Einrichtung war nun recht vernünftig und gewiß ganz unschuldig. Als aber auf einem Reichstage die Sache zur Sprache kam, erklärten die evangelischen Stände einmüthig, sie könnten sich die Veränderung des Calenders durchaus nicht gefallen lassen; denn sie glaubten, es liege eine Hinterlist zum Grunde! Und so behielten sie denn ihren alten fehlerhaften Calender noch länger als 100 Jahre. Jetzt ist der alte nur noch in Rußland gebräuchlich.

Das Weitere von Rudolph wird unten beim 30jährigen Kriege erzählt werden. Hier mag nur noch erwähnt werden, daß er den berühmten Astronomen Tycho de Brahe in seinem Dienst hatte. Dieser merkwürdige Mann war 1546 in dem Theile von Schweden geboren, der damals zu Dänemark gehörte, und hatte schon von seinem 14ten Jahre an sich mit aller Wißbegierde auf Sternkunde gelegt, ob er gleich diese Lieblingsneigung anfangs nur heimlich verfolgen konnte, weil sein Vater durchaus verlangte, daß er die Rechte studiren sollte. Nachdem er sich auf deutschen Universitäten gebildet hatte, kehrte er nach seinem Vaterlande zurück, und machte sich zuerst dadurch bekannt, daß er einen Stern von ungewöhnlicher Größe, den man früher noch nie gesehen hatte, und der 16 Monate am Himmel stand, beobachtete und beschrieb. Auch der König von Dänemark (Friedrich II.) wurde nun auf ihn aufmerksam, und schenkte ihm, um ihn in Dänemark festzuhalten, die im Sunde gelegene kleine Insel Hween, wo er ihm eine Sternwarte, Uraniborg,

erbaute. Hier arbeitete der fleißige Mann 21 Jahre lang, und bald sprach man in ganz Europa von seinem Ruhme. Nur ist zu verwundern, daß er bei seinem großen Fleiße dennoch Vorurtheilen huldigte, deren Ungrund er, sollte man meinen, bald hätte erkennen müssen. Er bildete sich nämlich ein, daß die Erde unbeweglich fest stände, und daß sich um dieses Sternchen das ganze Weltgebäude drehte, nämlich zuerst der Mond, dann die Sonne und nun die übrigen damals bekannten Planeten, hinter ihnen zuletzt die Fixsterne. Nachdem sein Gönner, der König, gestorben war, berief ihn Kaiser Rudolph II. zu sich, damit er ihm aus den Sternen wahrsage. Er erbaute ihm eine schöne Sternwarte in Prag, die noch heute steht *), unweit des kaiserlichen Schlosses auf dem Hradschin. Aber er lebte hier nur vier Jahre; da starb er plötzlich, nach einer erhaltenen Einladung zu einem böhmischen Großen, über der Tafel, 1603.

Ihm verdanken wir also die richtige Kenntniß der Bewegung der Gestirne nicht. Dies Verdienst hat Nicolaus Copernicus, der 70 Jahre vor ihm lebte, dessen Belehrung aber Tycho keinen Glauben schenkte. Copernicus wurde 1473 in Thorn geboren, studirte in Krakau Mathematik und Astronomie mit großem Eifer, dann eben so in Bologna und Rom, wo man ihn zum Professor machte, und gern behalten hätte, wenn er nicht vorgezogen hätte, nach Frauenburg **) zu gehen, wo er Domherr war. Hier war es, wo er seine großen Beobachtungen der Gestirne anstellte, und, der erste unter allen Astronomen, den wahren Stand derselben erkannte, daß nämlich die Sonne in der Mitte unseres Planetensystems stehe, und daß die Planeten sich um dieselbe bewegen. Er starb 1543.

95. Philipp II. von Spanien und die Niederländer.

Als Kaiser Karl V. seinem Sohne Philipp in Brüssel die Regierung abtrat (1556), war dieser 29 Jahre alt; aber kein Zug seines Gesichts, keine leichte Bewegung seines Körpers kündigte den Frohsinn an, der sonst dem Manne in diesem Alter noch eigen ist. In allen menschlichen Gefühlen war dieser kalte,

*) S. meine Geographie für Töchterschulen 2te Ausg. Th. I, S. 117.

**) S. ebenda Th. II, S. 386.

ſtolze, finſtere Philipp das Gegentheil ſeines großen Vaters. Viel mochte daran die Erziehung Schuld ſeyn; denn in Spanien war er geboren und erzogen, unter Mönchen aufgewachſen, und von ihnen mit eiſerner Strenge behandelt worden. So war denn nie Fröhlichkeit in ſein Gemüth gekommen; er wußte nicht, was Mitleiden, Wohlwollen und Freundſchaft ſey, und glaubte, daß ſeine Unterthanen nur da wären, um ſich als Werkzeuge zu ſeinen Abſichten gebrauchen zu laſſen. Der unglückliche Menſch! — Seine größte Luſt war ein Autodafé, d. i. eine Verbrennung vieler ſolcher Leute, die man Ketzer nannte, auf einem Scheiterhaufen. Denn bei ſeinem furchtbaren Aberglauben haßte er alle Diejenigen bitter, welche von den Lehren der katholiſchen Kirche nur im Geringſten abwichen. Daher floſſen durch ihn Ströme von Blut; überall ließ er Scheiterhaufen errichten. In dieſem Eifer für den katholiſchen Glauben gingen alle ſeine Gefühle unter. Als einſt ein Unglücklicher auf dem Wege zum Scheiterhaufen ſich rechtfertigen wollte, rief ihm der König zu: „Fort mit Dir! und wäre mein eigener Sohn ſo ſtrafbar als du, ſo würde ich auch ihn auf den Scheiterhaufen ſchicken.“ Als er nach ſeines Vaters Abgang durch die Niederlande reiſte, wetteiferten die gutmüthigen Niederländer recht, ihn durch verſchwenderiſche Feſte zu vergnügen. Jede Stadt empfing ihn anders. Er aber — ärgerte ſich über die Fröhlichkeit, ſprach mit Keinem von ihnen — denn er verſtand nur die ſpaniſche Sprache — und kein Lächeln ſeines immer gleich finſtern Geſichts belohnte ihre Mühe. Sie waren ihm ſo freundlich entgegengekommen; aber ſo wie ſie ihn nur einmal geſehen hatten, war er ihnen zuwider: ſein erſter Eintritt in jede ihrer Städte brachte ihn um alle ihre Herzen. Sein ganzes herzloſes Gemüth war auf ſeinem Geſichte zu leſen; ſie wußten nun, was ſie an ihm hatten, und ſie rüſteten ſich, ſeinen Bedrückungen zu begegnen.

Die Niederlande beſtanden damals aus 17 blühenden Provinzen. Sie waren eine rechte Goldgrube für Spanien; aber ihr Gold lag nicht unter der Erde, ſondern im Fleiße der thätigen und geſchickten Einwohner. Allein 350 wohlhabende Städte zählte das Land; in ihnen allen rührten ſich täglich Tauſende von fleißigen Händen; ihre Arbeiten gingen durch die ganze bekannte Erde, und brachten jährlich große Summen ein. Wenn

des Abends Feierabend war, und die Gesellen und Arbeiter nach Hause gingen, so war das Gedränge in den Straßen mancher Städte so groß, daß die Eltern die Kinder in die Häuser nahmen, damit sie nicht erdrückt würden. — Bald nach der Reformation hatte sich auch hierhin die neue Lehre ausgebreitet, und hier großen Beifall gefunden. Zwar hatte Kaiser Karl ein Inquisitionsgericht niedergesetzt, und mancher ehrliche Niederländer war am Leben gestraft worden, weil er von seinem neuerworbenen Glauben nicht lassen wollte. Indessen war Karl nur streng, aber nicht grausam und ungerecht, und trotz seiner Strenge machte das Licht der Wahrheit täglich größere Fortschritte.

Nun trat Philipp auf. Er schwor den Niederländern: „Ich, Philipp, gelobe und schwöre, daß ich ein guter und gerechter Herr seyn, daß ich alle Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, auch ihre Gewohnheiten, Herkommen und Rechte wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles Dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Fürsten und Herrn zukommt. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen.“ — So schwor er, und hielt nichts davon; konnte er da wohl auf Gottes Hülfe rechnen? — Das Erste, was er in den Niederlanden that, war die Schärfung der schrecklichen Inquisition, um das Gift der neuen Lehre auszurotten; denn es beleidigte seinen Stolz, daß es Menschen gäbe, die einen andern Glauben haben wollten als den seinigen. Er setzte also geistliche Richter nieder, die über Abweichung der katholischen Religion richten sollten. Der bloße Verdacht war hinreichend, um einen ruhigen Bürger aus dem Kreise seiner Familie herauszureißen. Fand sich ein Schurke, der gegen ihn zeugte, so wurde er, sobald er nicht eingestand, auf die Folter gebracht. Nie erfuhr er, wer sein Ankläger sey. So war also Niemand sicher; des Morgens wußte Keiner, ob er noch den Abend unter den Seinigen seyn würde. Sobald sich ein schlechter Mensch fand, der sich an ihm rächen oder ihn um sein Vermögen bringen wollte, so gab er ihn an, Dies oder Jenes gegen die katholische Religion gesagt, oder ein evangelisches Lied gesungen, oder eine Versammlung der Evangelischen besucht zu haben, und sogleich war es um seine Freiheit geschehen. Wer einmal in den Schlund der Inquisition fiel, kam nicht wieder heraus. Entwe-

der er mußte im Gefängniſſe als ein lebendig Begrabener ſeine noch übrigen Lebensjahre öde vertrauern, oder er wurde an den Tagen der großen Verbrennung mit den übrigen Schlachtopfern zum Scheiterhaufen geführt. Mit feierlichem Pompe zog der traurige Zug durch die Gaſſen nach dem Richtplatze. Eine rothe Blutfahne wehte voran, alle Glocken wurden geläutet. Voran zogen Prieſter im Meßgewande, und ſangen ein heiliges Lied. Ihnen folgte der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, auf welchem ſchwarze Teufelsgeſtalten gemalt waren. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von Papier, die ſich in eine Menſchenfigur endigte, um welche Feuerflammen ſchlugen, und ſcheußliche Dämonen herumflogen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wurde das Bild des Gekreuzigten getragen; denn für ihn galt die Erlöſung nicht mehr. So wie ſein ſterblicher Leib den irdiſchen Flammen, ſo gehörte ſeine unſterbliche Seele den Flammen der Hölle. Im Munde trug er einen Knebel, damit er weder ſeinen Schmerz durch Klagen lindern, und das Mitleid der Umſtehenden durch Erzählung ſeines Unglücks wecken, noch die Geheimniſſe ſeines ungerechten Proceſſes ausſchwatzen konnte. Hinter ihm drein gingen die Geiſtlichkeit im feſtlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel. Die Väter, die ihn gerichtet hatten, beſchloſſen den ſchauerlichen Zug. Man glaubte eine Leiche zu ſehen, die zu Grabe geleitet würde; aber es war ein lebendiger Menſch, an deſſen langſamen Qualen das Volk ſich ergötzen ſollte. Solche Hinrichtungen wurden gewöhnlich bis zu hohen Feſttagen aufgeſpart, und dann Viele zuſammengenommen. Wie iſt es doch möglich, daß der Menſch ſo zum wilden, reißenden Thiere werde? — Dieſe Inquiſition, wie ſie ſchon in Spanien und Portugal im beſten Gange war, wurde nun auch nach den Niederlanden verpflanzt, und dadurch wurden alle Bande des Vertrauens aufgelöſt. Keiner durfte nun noch dem Andern trauen; überall fürchtete man einen Lauſcher, und dieſe Furcht erſchreckte jeden Blick des Auges, und unterdrückte jedes Wort in der Kehle.

Gleich hätten die freiſinnigen Niederländer dies ſcheußliche Gericht aus dem Lande getrieben, wenn nicht Philipp das ganze Land mit ſpaniſchen Soldaten belegt hätte, die jeden Laut des Mißvergnügens niederdrückten. Zwar hatten die Niederländer ein

paar Männer, die sich wohl an ihre Spitze gestellt hätten, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; aber so ein gutmüthiges Volk, wie wir Deutsche sind und die Niederländer waren, erträgt den Druck, so lange er nur irgend zu tragen ist. Diese beiden Männer waren Wilhelm, Prinz von Oranien, und Lamoral, Graf von Egmont.

Wilhelm von Oranien war einer von Denen, die Kaiser Karls Gunst in vorzüglichem Maaße genossen. Schon als Kind hatte er ihn viel um sich gehabt, und Wilhelm war es gewesen, auf dessen Schulter Karl sich stützte, als er in Brüssel die Abschiedsrede an seine Stände hielt. Jetzt war er, als Philipp die Niederlande verließ, und nach Spanien zurückkehrte, 26 Jahre alt, aber so verständig und nachdenkend wie ein Funfziger. Auf seinem hagern, braunen Gesichte bemerkte man nie eine Veränderung, wie mächtig auch die Leidenschaft in seinem Innern toben mochte. So wußte er sich zu beherrschen. Darum aber war er auch dem Philipp so furchtbar. Schwer entschloß er sich zu etwas; hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so hielt nichts seine Ausführung auf. Dabei war er fürstlich reich. Seine Tafel war stets offen für alle Fremde von Stande, und seine große Freigebigkeit gewann ihm die allgemeine Liebe der Niederländer. — Noch mehr Liebe aber besaß Lamoral, Graf von Egmont. Er war die Freundschaft und Gesprächigkeit selbst, drückte gutmüthig Jedem die Hand, und diente wo er konnte. Wenn er durch die Gassen von Brüssel ritt, wallte ihm jedes Herz entgegen. Die Männer rühmten seine Kriegsthaten, und die Mütter zeigten ihren Kindern den ritterlichen Anstand des freundlichen Herrn. Gut, wie er selbst war, traute er Jedem; immer hoffte er das Beste; aber eben diese unbedachtsame Sicherheit brachte ihn nachher auf das Blutgerüst, wo ihn selbst die Hoffnung erst mit dem Leben verließ.

Als Philipp die Niederlande verließ, setzte er seine Halbschwester, Margaretha von Parma, zur Statthalterin ein. Sie war eine männliche Frau, der aller weibliche Anstand so ganz fehlte, daß man sie für einen verkleideten Mann hätte halten können. Ihr Gang, ihre Lebensart, selbst ihre Vergnügungen — sie war eine leidenschaftliche Jägerin — waren männlich.

Doch sahen die Niederländer sie nicht ganz ungern, weil sie dort geboren war, und hatte sie gleich den katholischen Glauben, so war sie doch nicht grausam. Desto mehr gehaßt wurde ihr Rathgeber, der Cardinal Granvella, ein eifriger Diener König Philipps, der nur daran dachte, seinen Herrn in den Niederlanden recht mächtig zu machen. Er machte es, wie gewöhnlich Leute, die aus niederem Stande plötzlich zu großen Ehren emporsteigen; sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen. Er behandelte die niederländischen Großen mit empörender Verachtung, und diese dagegen schworen, sich an ihm zu rächen. So wuchs immer mehr die Unzufriedenheit, und ihr Ausbruch wurde nur noch durch die spanischen Soldaten zurückgehalten. Inzwischen wurde die Inquisition durch Granvella geschärft, und überall sah man Calvinisten — denn der reformirte Glaube hatte in den Niederlanden mehr Eingang gefunden als der lutherische — zum Tode geführt werden. Aber die Heldengröße, mit der sie für ihren Glauben starben, erwarb diesem immer neue Bekenner, und aus Einem Märtyrer lebten gewiß zehn Gläubige auf. Ueberall, auf den Landstraßen, auf Schiffen, von Wagen herab, sah man die reformirten Prediger Reden an das Volk halten, und wollte die Inquisition sich ihrer bemächtigen, so beschützte das Volk ihre geliebten Lehrer, trug sie auf den Schultern in die Kirche und verjagte die Wache mit Steinen. Viele Opfer, die schon auf dem Wege nach dem Richtplatze waren, wurden von dem Pöbel befreit.

Noch furchtbarer als diese Stimmung des Pöbels war aber die Verbindung, welche Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Graf Hoorne (sprich Horne) mit einander schlossen, der spanischen Unterdrückung und zunächst dem verhaßten Granvella sich zu widersetzen. Durch ihre Vorstellungen brachten sie es auch wirklich bei Philipp dahin, daß er schon den Cardinal zurückrufen wollte, als dieser selbst um seinen Abschied bat. Aber dadurch wurde die Sache nicht besser. Seine Anhänger blieben zurück, und handelten ganz nach seinem Sinne. Da beschlossen die Unzufriedenen, den Grafen Egmont nach Madrid zu senden, ob Philipp vielleicht bewogen werden könnte, die verhaßte Inquisition abzuschaffen. Egmont wurde von Philipp mit unerwarteter Artigkeit aufgenommen. Dann fragte er seine geist-

lichen Räthe, ob er den Niederländern die erbetene Religionsfreiheit bewilligen müſſe? „Behüte!“ antworteten dieſe. Da erhob ſich Philipp von ſeinem Stuhle, warf ſich vor einem Krucifix auf die Knie nieder, und betete: „So bitte ich dich denn, Majeſtät des Allmächtigen, daß du mich nie ſo tief mögeſt ſinken laſſen, ein Herr Derer zu ſeyn, die dich von ſich ſtoßen.“ Ein troſtreiches Gebet für die Niederländer! — Kaum war Egmont mit den beſten Hoffnungen nach den Niederlanden zurückgekehrt, als er auch erfuhr, wie ſehr ihn Philipp durch glatte Worte getäuſcht hatte. Die Geſetze gegen die Ketzer wurden geſchärft, und befohlen, die Hinrichtungen nunmehr heimlich vorzunehmen, damit nicht durch die Standhaftigkeit der Ketzer noch mehr Abtrünnige würden. Dadurch erreichte die Furcht der Niederländer den höchſten Grad. Man hörte ſchon in Gedanken Gefängniſſe mauern, Ketten und Halseiſen ſchmieden, und Scheiterhaufen zuſammentragen. Faſt alle Magiſtrate erklärten, ſie könnten die neuen Befehle des Königs nicht beobachten; 50 bis 60,000 Menſchen aus ihren Diſtricten in den Flammen umkommen zu ſehen, ſey kein Auftrag für ſie. Ein allgemeiner Geiſt des Aufruhrs durchlief das ganze Land. So blödſinnig wären die Niederländer nicht — hörte man Viele ziemlich laut ſagen — daß ſie nicht wiſſen ſollten, was der Unterthan ſeinem Herrn, und dieſer ſeinen Unterthanen ſchuldig ſey; es gäbe wohl noch Mittel, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dreihundert vom Adel vereinigten ſich, und unterſchrieben eine Schrift, wodurch ſie ſich zur gegenſeitigen Vertheidigung verbanden, und die man den Compromiß nannte, und nun beſchloß man, nach Brüſſel zu ziehen, um der Statthalterin eine Bittſchrift zu überreichen.

Am 5. April 1566 hielten die Verſchwornen, 3 — 400 an der Zahl, immer vier und vier, ihren feierlichen Aufzug nach dem Palaſte der Statthalterin. Der Graf von Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, führte an. Margaretha entfärbte ſich, als der lange Zug in ihren Saal trat; ein Herr von Barlaimont aber, ihr Rathgeber, flüſterte ihr zu, ſie ſolle ſich nicht fürchten vor dieſen Bettlern (gueux). Das hatten Einige gehört, und als die Verſchworenen am Abende ein Gaſtmahl hielten, brachte Brederode die Geſundheit der Bettler oder Geuſen aus, hängte ſich eine Pilgertaſche um, und trank

aus einem hölzernen Becher, der rund um die Tafel ging. Seit der Zeit war der Name Geuſen Parteiname. Sie thaten ſich etwas darauf zu Gute, Bettler genannt zu ſeyn, kleideten ſich in graue Mäntel, und ließen eine Münze ſchlagen, auf deren einer Seite des Königs Bildniß, mit der Umſchrift: Dem Könige getreu, und auf der andern zwei gefaltene Hände, die eine Taſche hielten, mit der Umſchrift: Bis zum Bettelſacke, ſtanden.

Margaretha hatte zwar nicht gewagt, ohne Bewilligung Philipps die Inquiſition aufzuheben; aber ſie hatte den Richtern bis zur Ankunft der Antwort aus Madrid Mäßigung empfohlen, und dieſe, die ohnedies ihr Amt meiſt ungern verwalteten, ließen die Inquiſition ganz ruhen. Wie freuten ſich die Evangeliſchen! Alle, die bisher aus Furcht ihren Glauben verhehlt hatten, traten nun keck damit hervor, und die neue Lehre gewann ungeheuern Anhang. Viel trugen dazu die Prediger bei, die auf dem Felde unter freiem Himmel ihre Rede hielten. Die Zuhörer verſahen ſich mit Rappieren, Hellebarden und Flinten, ſtellten Poſten aus, und verrammelten die Zugänge mit Karren und Wagen. Wer des Weges zog, mußte herbei und zuhören. Solchen Predigten hörten oft an 15,000 Menſchen zu, und je wackerer auf das Papſtthum geſcholten wurde, deſto größerer Beifall wurde dem Redner zugeklatſcht. Am größten war der Lärm in und um Antwerpen, und da der Magiſtrat den evangeliſchen Bürgern keine Kirche einräumen wollte, ſo zogen dieſe mit Weibern und Kindern dann und wann aufs Feld, und hielten hier ihren Gottesdienſt. Der Magiſtrat bat die Statthalterin ums Himmelswillen, doch ſelbſt nach Antwerpen zu kommen, oder wenigſtens den Prinzen von Oranien zu ſchicken, der allein das Zutrauen der Bürger beſäße. Das Letztere bewilligte ſie. Welch ein Getümmel aber erhob ſich an dem Tage, an welchem man Oranien erwartete. Antwerpen ſchien alle Einwohner ausgegoſſen zu haben. Die ganze Landſtraße wimmelte von Menſchen; die Dächer der Landhäuſer waren abgedeckt und mit Zuſchauern beſetzt; und als er endlich herankam, jubelte Jung und Alt ihm entgegen: „Die Geuſen ſollen leben!“ Andere riefen: „Seht ihn! das iſt Der, welcher uns Freiheit bringt!“ — Er aber winkte mit ſtillem Ernſte, ſie möchten ſchweigen, und da Keiner gehorchte, rief er halb unwillig, halb gerührt: „Bei Gott! ſie ſollten zuſehen, was ſie thäten! Es wird

sie einmal reuen, was sie jetzt gethan haben!" — Als er in die Stadt selbst einritt, wurde das Jauchzen noch ärger. Er aber gab sich gleich die ersten Tage Mühe, die Ordnung herzustellen; denn so warm auch sein Herz für sein Vaterland schlug, so war er doch kein Freund von Unordnungen, die nie zu bürgerlichem Glücke führen.

Indessen hatte man am spanischen Hofe berathschlagt, was zu thun sey. Philipp beschloß endlich, zum Scheine etwas nachzugeben, und befahl, daß die Inquisition auf den Fuß hergestellt werden sollte, wie sie unter Karl V. gewesen war. Zugleich gab er der Statthalterin die Weisung, ganz in der Stille Truppen zu werben. Aber seine Nachgiebigkeit kam zu spät. Die Erbitterung des Pöbels über die Verachtung seiner Religion war endlich so groß geworden, daß ein rasender Haufe zu den Waffen griff, und die katholischen Kirchen zu stürmen begann. Denn es kränkte diese Leute, daß man ihnen kein Gotteshaus bewilligen wollte, während die Katholiken unzählige, und zwar prächtig ausgeschmückte hatten. Die Thüren der Kirchen und Klöster wurden erbrochen, die Altäre umgestürzt, die Bilder der Heiligen zerschmettert und mit Füßen getreten. Der Zulauf mehrte sich, und binnen wenigen Tagen hatte die Zerstörungswuth ganz Flandern ergriffen. Ueberall wurden mit gleicher Wuth die Kirchen verwüstet. Selbst in Antwerpen, von wo Oranien nach Brüssel hatte reisen müssen, fielen die Rasenden über die Hauptkirche her, durchstachen ein wunderthätiges Marienbild, zerstörten die herrliche Orgel, streuten die Hostien auf die Erde und traten sie mit Füßen, ja sie stiegen selbst in die Gewölbe hinab, und warfen die halbverweseten Leichen umher. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies Alles nur vom gemeinsten Pöbel verübt wurde, der überall zum Bösthun aufgelegt ist; aber es zeigte, wie aufgeregt die Gemüther waren.

Margaretha war in der allergrößten Verlegenheit. Schon waren die Bilderstürmer auch nach Brüssel im Anzuge. Im ersten Augenblicke wollte sie entfliehen, aber ihre Räthe redeten ihr zu, zu bleiben, lieber den Umständen nachzugeben, und mit dem Adel einen Vergleich zu schließen. Das that sie; sie bewilligte den Geusen Alles, und diese dagegen machten sich anheischig, die Bilderstürmerei zu unterdrücken. Zwar hielt das hier und da

sehr schwer; aber es gelang doch, und besonders zeigten sich Oranien, Egmont und Hoorne ausnehmend thätig dabei, so daß sie dadurch allein schon den Dank Philipps verdient hätten. Aber der König traute ihnen nicht, und glaubte gar, daß sie insgeheim die Geusen sowohl als die Bilderstürmer unterstützt hätten, was doch gewiß nicht der Fall war. Er hatte ihnen den Untergang geschworen: darum that er recht freundlich mit ihnen, besonders mit Oranien, dessen Rath er sich sogar ausbat. Aber je gnädiger Philipp war, desto mehr mußte man sich vor seinen Tücken hüten, und Oranien wußte durch seine Spione recht gut, wie er bei Hofe angeschrieben stand. Auch Margaretha meinte es nicht gut; sobald die angeworbenen Soldaten angekommen waren, nahm sie eine ganz andere Sprache an. Sie habe, sagte sie, zwar erlaubt, daß die Evangelischen Predigten halten dürften, aber die evangelischen Taufen, Trauungen und die Abendmahlsfeier seyen nicht erlaubt; und unter allerlei Vorwand ließ sie die Versammlungen zerstören, und einige Prediger selbst aufhenken. Daher war es kein Wunder, wenn die Geusen auch Truppen warben, und es hier und da zu offenbaren Widersetzlichkeiten kam. Oranien begünstigte diese Bewegungen insgeheim, weil er wohl sah, daß es auf die Unterdrückung seines Vaterlandes abgesehen sey. Aber was half aller gute Wille der Geusen, da kein rechter Zusammenhang unter ihnen war! Margaretha ließ ihre Soldaten marschiren, und die Truppen der Geusen wurden zum Schrecken der Calviniſten zusammengehauen.

Endlich fiel Margaretha auf ein Mittel, wodurch sie ihre Freunde von ihren heimlichen Feinden unterscheiden könnte, und die letzteren zwänge, sich bestimmt zu erklären. Sie verlangte von den Häuptern des Adels einen Eid, daß sie den katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen, und Ketzerei aller Art nach besten Kräften ausrotten wollten. Viele leisteten ihn, auch Egmont, der sich durch die Gnade des Königs ganz sicher hatte machen lassen. Hoorne verweigerte ihn, weil er, wie er sagte, still auf seinen Gütern lebte, und also mit der Regierung nichts mehr zu thun hätte. Brederode legte lieber seine Aemter nieder, um keinen Meineid zu schwören, und Oranien — entschloß sich, sein Vaterland zu verlassen, um es zu einer glücklichern Zeit wieder zu betreten. Er sah wohl, daß bei der

Uneinigkeit der Geusen und der Verblendung Egmonts mit Gewalt nichts auszurichten wäre; er wußte, daß sich Herzog Alba bereits mit einem Heere nähere, um den Freiheitssinn der Niederländer unter die Füße zu treten. Wartete er erst Alba ab, so war er verloren; Philipps Gesinnungen waren ihm nicht unbekannt. Aber ehe er ging, wünschte er noch einmal seinen Freund Egmont zu warnen, der so sicher seinem Untergange entgegenging. Die Zusammenkunft wurde gehalten. Egmont bestürmte Oranien, zu bleiben. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf deinem Entschlusse beharrst," rief endlich Egmont. — „Und dir," antwortete Oranien, „dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst. Ich werde, wie es mir auch gehen wird, den Trost haben, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und That habe beistehen wollen in der Noth; du aber wirst Freunde und Vaterland in Ein Verderben mit dir hinabziehen." Noch einmal bat ihn Oranien mit allem Feuer einer zärtlichen Besorgniß, dem Ungewitter auszuweichen, welches heranzöge. Aber Egmont erwartete von der Zukunft nur das Beste, und konnte sich nicht entschließen, sein gemächliches Wohlleben zu verlassen, und von seiner zärtlich geliebten Frau und seinen ihm so theuren Kindern Entbehrungen zu verlangen, die durch eine Flucht nöthig geworden wären. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen. Was kann auch der König mir anhaben? Er ist gütig und gerecht, und ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben." — „Wohlan!" rief Oranien mit Unwillen und innerm Schmerze, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land kommen, und die sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind." — Innig drückte er ihn noch einmal an sein Herz. Lange, als wäre es für das ganze Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet; Thränen entfielen ihm; sie sahen einander nicht wieder! — Gleich am folgenden Tage schrieb er der Statthalterin seinen Abschiedsbrief, und ging auf seine Güter im Nassauischen. Ihm folgten viele Gleichgesinnte nach; denn mit größerer Strenge verfuhr jetzt Margaretha gegen die Calvinisten; Viele flohen, Andere starben

durch die Hand des Henkers. Den reformirten Predigern wurde angedeutet, binnen 24 Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen waren jetzt von Flüchtlingen vollgedrängt, die ihrer Religion zu Ehren ihr Liebstes verließen, und für sie ein glücklicheres Land suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie sie mit sich. Die Städte glichen einem Trauerhause. Aus den Balken der durch die Bilderstürmer zerstörten Kirchen wurden Galgen gebaut für Die, welche sich an ihnen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren mit Leichnamen, alle Gefängnisse mit Todesopfern alle Landstraßen mit Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, daß in ihr in dem mörderischen Jahre 1567 nicht 50 bis 300 wären zum Tode geführt worden. Jetzt hielt es auch Brederode für gerathen, zu entfliehen; er entkam nach Emden, wo er das Jahr darauf starb.

Nun war die Ruhe wiederhergestellt; was nicht todt oder geflohen war, wurde durch die Furcht in Unthätigkeit erhalten, und Margaretha berichtete an den König, Alles sey ruhig; er möchte also doch ja den Herzog von Alba, der schon mit einem Heere unterwegs war, zurückrufen, weil seine Ankunft nur die Ruhe wieder stören könnte. Aber in Madrid war es anders beschlossen. Philipp und Alba wollten die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Blut in Strömen zu vergießen. Jetzt sey zwar, hieß es daher, der Tumult gestillt, aber nur aus Furcht; man müsse den Rebellensinn den Niederländern ganz austreiben. Mit 10,000 mordlustigen, zu jedem Verbrechen aufgelegten Soldaten erschien der Herzog von Alba in den Niederlanden. Angst und Schrecken waren ihm vorangeeilt; denn er war ein würdiger Diener seines Herrn. Nie kam in sein Gesicht ein Lächeln, nie in sein Herz ein Gefühl der Menschlichkeit *). Wer nur irgend

*) Schiller im Don Karlos:

Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erscheinen!
Dann, wann des Lasters Riesentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Missethat in vollen Halmen steht,
Und einen Schnitter sonder Beispiel fordert,
Dann steht ein Alba ganz auf seinem Platz! —

fliehen konnte, war geflohen. Die bloße Annäherung des spanischen Heeres hatte die Niederlande um 100,000 Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch immer fort.

Der 22ste August 1567 war der Tag, an welchem Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sobald er seinen Einzug gehalten hatte, nahm er von der Statthalterschaft Besitz, die Margaretha nur noch dem Namen nach behielt. Kaum zeigten sich seine Leute auf den Gassen, so eilten alle Einwohner in ihre Häuser, schoben die Riegel vor, und die Stadt schien wie ausgestorben. Klopfte Jemand an ein Haus, so erschraken die Bewohner, und glaubten, es sey ein Gerichtsdiener. Vor Allem lag dem Herzoge daran, die Häupter des Adels zu fangen, und er stellte sich daher recht freundlich, so daß Egmont ganz treuherzig wurde, und selbst Hoorne wieder nach Brüssel kam. Alba berief einen großen Staatsrath zusammen; auch Egmont erschien. Nachdem die Uebrigen schon wieder auseinander gegangen waren, und auch Egmont gehen wollte, um mit Alba's Sohn ein angefangenes Spiel auszuspielen, trat ihm ein Hauptmann in den Weg, und forderte ihm seinen Degen ab, und eine Schaar Soldaten umringte ihn. Einen Augenblick stand er sprachlos da. „O Oranien! Oranien!" rief er dann schmerzhaft aus, gab seinen Degen und sprach weiter: „So nimm ihn hin! Weit öfter hat er ja des Königs Ruhm vertheidigt, als meine Brust beschützt!" — Auch Hoorne wurde auf dem Wege nach Hause verhaftet. Seine erste Frage war nach Egmont. Als man ihm erzählte, dieser sey auch verhaftet, ergab er sich. „Von ihm habe ich mich leiten lassen," sprach er; „es ist billig, daß ich Ein Schicksal mit ihm theile." Allgemeines Schrecken überfiel die Einwohner von Brüssel, und 20,000 verließen auf die Nachricht seiner Verhaftung die Niederlande. So verlor das Land für immer eine große Zahl seiner geschickten Einwohner, welche die Kunst, Wolle zu weben, nun nach England und Deutschland brachten. Glücklich waren Die, welche noch entrannen; denn Alba ließ die Häfen sperren, und setzte Todesstrafe auf die Auswanderung.

Daß Alba sogleich die Inquisition mit aller ihrer Strenge wiederherstellte, versteht sich von selbst. Aber er machte auch bekannt, daß Alle, welche in irgend einer Berührung gestanden

mit den Geusen, oder an den calvinistischen Predigten Theil genommen hatten, des Verbrechens der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig wären. Hiernach waren die Güter und das Leben Aller in seinen Händen, und wer Eins oder Beides rettete, empfing es nur als ein Geschenk seiner Großmuth. Dann setzte er ein Gericht nieder, welches über die vorgegangenen Unruhen erkennen sollte. Er selbst war Vorsteher desselben, und nach ihm ein gewisser Vargas, ein Spanier, ein Mensch, welchen sein Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, der eben so blutgierig als habsüchtig war. In diesem Gerichte wurde über das Leben der Niederländer mit empörendem Leichtsinne abgeurtheilt, und man erzählt, daß einer der Richter, der oft in den Sitzungen zu schlafen pflegte, dann, wann die Reihe an ihn kam, sein Urtheil zu sagen, und dazu geweckt wurde, ohne Weiteres rief: „an den Galgen! an den Galgen!“ — so geläufig war ihm dieses Wort geworden. Oft wurden 20—50 aus Einer Stadt zugleich vorgefordert. Die Reichen traf der Donnerschlag am ersten. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60—100,000 Thlr. zu gebieten hatten, sah man hier, wie gemeines Gesindel mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweife zur Richtstätte geschleift werden; in Valenciennes wurden einmal 55 zugleich enthauptet. Die Gefängnisse waren bald zu enge für die Menge der Verbrecher; täglich wurden Schuldige und Unschuldige, Arme und Reiche gehenkt, geköpft, geviertheilt oder verbrannt, und das Vermögen der Unglücklichen fiel dem Staatsschatze anheim. Mit Recht nannte das Volk dies Gericht den Blutrath. — Durch das eigenmächtige Verfahren Alba's fühlte sich die Herzogin Margaretha von Parma tief gekränkt. Was sollte sie länger Statthalterin heißen, wenn sie es nicht war? Sie hielt bei Philipp um ihren Abschied an, und erhielt ihn in den gnädigsten Ausdrücken. Mit ihr schwand den Niederländern die letzte Hoffnung; denn so unzufrieden diese auch sonst mit ihr gewesen waren: als ein Engel des Lichts erschien sie ihnen neben einem Alba.

Dieser ließ den Prinzen von Oranien vorladen, welcher aber klug genug war, nicht zu erscheinen. Dagegen wurden die beiden Grafen, Egmont und Hoorne, zum Tode verurtheilt,

weil ſie dem Prinzen von Oranien angehangen, den Geuſen Vorſchub gethan und in Hinſicht der Evangeliſchen ihre Pflicht nicht gethan hätten, alſo des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig wären. Beide hörten das Todesurtheil mit männlicher Standhaftigkeit an. Egmont, ſo wie er immer voll Hoffnung war, hoffte auch noch, ſelbſt auf dem Blutgerüſte, auf Begnadigung *). Als man aber ſagte, daß er vergebens hoffte, kniete er nieder, betete, küßte ein ſilbernes, ihm von dem Biſchofe dargereichtes Krucifix, und indem er die Worte ſprach: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!" fiel das Beil, und machte ſeinem Leben ein Ende, 1568. Gleich nach ihm beſtieg Hoorne das Blutgerüſt und ſtarb auf dieſelbe Weiſe. Beide Körper wurden dann in Särge gelegt, die Köpfe aber — ſo wollte es Alba — zwei Stunden lang auf Pfähle geſteckt, und dem Volke zur Schau geſtellt. Tief erſchüttert waren Alle; ſelbſt die Rohheit der ſpaniſchen Soldaten konnte den Thränen nicht widerſtehen. Ganz Brüſſel, wo die That geſchah, betrauerte die beiden erhabenen Männer, und konnte der Haß gegen Alba noch größer werden, ſo wurde er es hierdurch.

Die vielen ausgewanderten Holländer blieben indeſſen nicht unthätig. Die unternehmendſten, welche nach England gegangen waren, verſchafften ſich eine Anzahl Schiffe, mit denen ſie nicht nur die ſpaniſchen Schiffe auf der See wegkaperten, ſondern auch ſelbſt den Hafen Briel an der Mündung der Maas wegnahmen. Man nannte ſie Meergeuſen. Sogleich machte ſich Wilhelm von Oranien auf, warb Truppen, und fiel in die Niederlande ein. Daraus entſtand ein langwieriger Krieg, deſſen Begebenheiten und Wechſel wir hier nicht verfolgen wollen. Nach 6 Jahren verließ Alba, mit dem Fluche der unglücklichen Nieder-

*) „Süßes Leben! ſchöne, freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens! von dir ſoll ich ſcheiden! ſo gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräuſche der Waffen, in der Zerſtreuung des Getümmels giebſt du mir ein flüchtiges Lebewohl. Du nimmſt keinen eiligen Abſchied, verkürzeſt nicht den Augenblick der Trennung. Ich ſoll deine Hand faſſen, dir noch einmal in die Augen ſehen, deine Schönheit, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entſchloſſen losreißen, und ſagen: fahre hin!" — (Worte Egmonts in Göthe's Trauerſpiel Egmont.)

länder beladen, Brüssel, und kehrte nach Spanien zurück. Man rechnet, daß in dieser Zeit wenigstens 18,000 Niederländer auf dem Blutgerüste gestorben sind! Welche Last muß auf seinem Gewissen liegen! — Unter mehreren ihm gefolgten Statthaltern währte der Krieg fort. Die freiheitliebenden Einwohner führten ihn mit einer ungeheuern Anstrengung. Jedermann hatte geglaubt, sie müßten den sieggewohnten spanischen Legionen unterliegen; aber auch hier sah man wieder, welche Kraft ein Volk hat, welches für seine Freiheit streitet, während die Spanier sich nur auf Befehl ihres Königs herumschlugen. Wilhelm von Oranien wurde von mehreren der nördlichen Provinzen, die sich die Spanier zuerst vom Halse schafften, zum Statthalter gewählt, und gewiß wäre es dem thätigen Manne zu gönnen gewesen, die gänzliche Befreiung vom spanischen Joche zu erleben. Aber er erlebte sie nicht. Ein verruchter Mensch, Balthasar Gerard, aus der Franche Comté gebürtig, brachte ihn, von den Jesuiten auf Befehl Philipps dazu angestiftet, 1584 in Delft ums Leben; denn Philipp hatte einen Preis von 25,000 Thlr. auf Oraniens Kopf gesetzt. Aber er hinterließ einen Sohn, Moritz von Oranien, der ein noch größerer Kopf als sein Vater war. Zwar war er erst 17 Jahre alt, da sein Vater starb; aber er gehörte zu den Menschen, die sich gleich in die ihnen angewiesene Lage zu finden wissen, als wenn sie schon eine lange Erfahrung darin hätten. Der Krieg dauerte noch lange Zeit fort, selbst noch nach Philipps II. Tode, bis beide Theile gleich sehr den Frieden herbeiwünschten. Ein förmlicher Friede wurde nun zwar nicht geschlossen, und 1609 kam es zu einem bloßen Waffenstillstande zwischen den Spaniern und Niederländern auf 12 Jahre; aber dieser Stillstand galt den Letztern mit Recht als ein Friede, weil die Spanier darin die sieben nördlichen Provinzen für frei erkennen mußten. Diese sieben hießen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overyssel (sprich OverEissel), Gröningen und Friesland, und blieben bis zur Zeit der ersten französischen Revolution eine Republik unter dem Namen der sieben vereinigten Provinzen.

Von Philipp ist noch Einiges zu sagen. Daß ein solcher Mann nicht glücklich in seiner Familie leben konnte, wird Jede leicht denken. Er hatte nach einander vier Frauen; von der

ersten war ihm ein Sohn geboren, Don Karlos, sein einziger damals, und doch erlebte er — das Härteste, was Eltern begegnen kann — keine Freude an ihm *). Er war ein hinterlistiger, herrschsüchtiger Mensch, der selbst dem Vater nach dem Leben stellte. Schon sein Aeußeres war widerwärtig, und von Kindheit an sein Geist und sein Körper schwach. Philipp's argwöhnisches Gemüth machte freilich die Sache noch ärger; denn er hatte damals, als ihm Karlos so vielen Aerger machte, gerade seine dritte Frau, Elisabeth, eine Tochter der berüchtigten Katharina von Medicis. (Als Elisabeth zum ersten Male nach Toledo kam, wurde ihre Ankunft gleich den folgenden Tag durch ein Autodafé gefeiert, dem sie beiwohnen mußte.) Sie war mit Karlos fast ganz von gleichem Alter, und früher für ihn bestimmt gewesen. Gleich dachte Philipp, daß sie den Karlos lieber haben würde als ihn, und seitdem hatte die arme Frau keine Ruhe vor seinem Argwohne. Alles dies erbitterte ihn immer mehr und mehr, und es kam endlich zwischen ihm und Karlos zu einem förmlichen Bruche, den besonders die gehässigen Einflüsterungen der Jesuiten herbeiführten. Philipp erfuhr, Karlos wolle fliehen, vermuthlich nach Deutschland zu Maximilian II. In einer Nacht, als sich Karlos mit seinen Kammerherren noch unterhielt, trat der König plötzlich, von Wenigen begleitet, in sein Zimmer, ließ seine Papiere und andere Sachen wegnehmen, die Fenster zunageln, und ihn einschließen **). Die Heftigkeit des Prinzen zog diesem ein heftiges Fieber zu, an welchem er 6 Monate nach seiner Einschließung starb. Neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß er nicht enthauptet wurde; auch, daß er vergiftet sey, ist nicht wahrscheinlich. — Bald darauf starb auch

*) Don Karlos muß nicht nach Schiller's Trauerspiel gleiches Namens beurtheilt werden. Erst neuerlich ist recht entdeckt worden, was für ein Taugenichts er war. Schon als Kind machte es ihm Vergnügen, Thiere lebendig braten zu sehen, und einen Schuhmacher, der ihm enge Stiefeln gemacht hatte, zwang er, das zerhackte Leder aufzuessen.

**) Als Philipp den Inquisitoren seinen Sohn übergab, sprach er: „Nehmt keine Rücksicht auf den Rang des Prinzen. Thut eure Schuldigkeit; denn wisset, daß der Eifer für die Religion längst alle väterliche Liebe in meiner Seele erstickt hat." Welches schreckliche Bekenntniß!

Elisabeth; man sagt, an den von Philipp erlittenen Mißhandlungen oder von ihm vergiftet. Beides geschah 1568, in demselben Jahre, wo Egmont's und Hoorne's Köpfe fielen. Welch ein blutiges Jahr! Mit Gift wußte Philipp trefflich umzugehen. Er nannte das Gift ein requiescat in pace, d. i. ruhe in Frieden! Gegen seine treuesten Diener war er undankbar: Egmont, der ihm manche Schlacht gewonnen hatte, wurde enthauptet, Don Juan d'Austria, sein Halbbruder, ein trefflicher Feldherr, vergiftet; Alba selbst mußte zwei Jahre in der Verbannung leben.

Die einzige Unternehmung, welche dem finstern Philipp glückte, war die Eroberung von Portugal. Hier war die gerade Linie des Königshauses ausgestorben, und Philipp war ein naher Verwandter. Nun wollten ihn zwar die Portugiesen nicht haben, und wer hätte den Tyrannen auch wohl haben wollen? Aber danach fragte er nichts. Er schrieb an sie: „Die Macht der Könige kommt von Gott; ihre Würde verstattet nicht, sich der Beurtheilung der Unterthanen zu unterwerfen. Die Rechtmäßigkeit der Fürsten hängt nicht von der Meinung des Volks ab. Meine Ansprüche auf den portugiesischen Thron habt ihr nicht erst zu untersuchen. Als Rebellen werde ich diejenigen behandeln, die sich meiner Macht widersetzen werden." Er schickte seinen Alba mit einem Heere hin, und dieser unterdrückte bald die Widersprüche der Einwohner. Die armen Portugiesen! 60 Jahre lang blieben die Spanier ihre Herren, und während dieser Zeit verfiel der sonst so blühende Seehandel fast ganz; die meisten und schönsten ihrer Colonien gingen verloren. Das geschah 1580. Acht Jahre später rüstete Philipp die Armada aus, deren Schicksal bereits erzählt worden ist.

In den letzten Jahren seiner Regierung war sein sonst so reiches Reich so heruntergekommen, daß er überall im Auslande Geldsummen schuldig war, und nicht einmal die Interessen aufbringen konnte. Er, der Besitzer der reichen Gold- und Silberbergwerke von Peru und Mexiko, mußte Geistliche im Lande umherschicken, um eine Beisteuer für ihn zu sammeln. Oft hatte er nicht so viel, daß er seine Bedienten kleiden und bezahlen konnte. Die meisten Summen hatte der niederländische Krieg verschlungen, viel auch der Bau des prächtigen Klosters Escorial gekostet, welches er mit verschwenderischer Pracht aufbauen

ließ. Da liegt er begraben. Er ſtarb 1598; alſo wie viele Jahre vor Eliſabeth? Und wie viele vor Heinrich IV.? — Philipp hatte eine ſchöne Geſtalt; ſein Blick war ſtolz und drohend. Selbſt muthige Männer nahten ſich ihm bebend; Niemand wagte dem Furchtbaren zu widerſprechen. Wie die Vorſehung auch das Böſe zum Guten lenkt, wer könnte das bei Philipps Geſchichte verkennen? Hätte ein weniger harter, deſpotiſcher, grauſamer König damals auf Spaniens Thron geſeſſen — ſo würden die Niederländer ſicherlich nicht ihre Freiheit errungen haben. Ebenſo beförderte auch die Widerſetzlichkeit ſeines Charakters den Fortgang der Reformation.

Bei Gelegenheit der Niederländer mag hier noch ein ſchöner Zug der weiblichen Treue ſtehen. Nachdem die Niederländer ſich von der Herrſchaft der Spanier losgemacht hatten, brachen, wie das in Freiſtaaten gewöhnlich iſt, bald Streitigkeiten unter den Bürgern aus. Ein Theil hielt es mit dem Statthalter Moritz von Oranien, ein anderer war gegen ihn. Zu den Letztern gehörte unter Andern einer der ausgezeichnetſten Gelehrten, Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, der ſo große Talente beſaß, daß er ſchon im 15ten Jahre über die ſchwerſten Sätze mit ältern Gelehrten diſputirte, und im 17ten Jahre den erſten Prozeß für Jemand führte. Aber weil er dem Statthalter ſich widerſetzt hatte, wurde er 1619 auf Lebenszeit auf ein feſtes Schloß geſetzt, wo man ihn in ein enges Zimmer einſperrte. Doch hatte ſeine Frau die Erlaubniß, ihn zu beſuchen, und dann und wann ließ er ſich auch Vorräthe von Büchern holen, die er zu ſeinen Studien gebrauchte. Das benutzte ſeine kluge Frau, ihn zu befreien. Eines Tages rief ſie auch ein paar Träger, und befahl ihnen, einen großen, ſchweren Bücherkaſten fortzutragen. Den Leuten fiel es nicht auf; denn ſie hatten das ja ſchon oft gethan. Aber in dem Kaſten waren dies Mal keine Bücher, ſondern de Groot ſelbſt, dem ſeine Frau, die den Kaſten natürlich begleitet hatte, gleich aufmachte, ſobald die Träger ihn hingeſetzt hatten und fort waren. Auch haben ihn ſeine Feinde nie wiederbekommen, und er bekleidete bis an ſeinen Tod im Auslande mehrere angeſehene Stellen.

96. Gustav Wasa, 1520.

Wir müssen um 100 Jahre wieder zurückgehen, um eine in Schweden vorgefallene wichtige Begebenheit zu betrachten. Während Maximilian I. in Deutschland Kaiser war, saß auf dem dänischen Throne König Christian II., ein grausamer, gewaltthätiger Mann, der zwar lange nicht so herzlos als Philipp II. war, aber doch nie Bedenken trug, Menschen aufzuopfern, wenn sein Vortheil dabei gewann. Nun hatte Schweden damals keinen König, sondern nur einen Reichsvorsteher, Sten Sture, einen tüchtigen Mann, der das Reich trefflich regierte, aber nicht hindern konnte, daß eine Uneinigkeit entstand. Uneinigkeit zerrüttet jedes Hauswesen, wie viel mehr nicht auch jedes Reich. Die Feinde des Reichsvorstehers riefen Christian II. herbei, und boten ihm an, ihn als König zu erkennen. Das ließ sich dieser nicht zwei Mal sagen, und setzte geschwind mit einem Heere über. Sten Sture ging ihm zwar entgegen, wurde aber geschlagen, und verlor durch einen Kanonenschuß sein Leben, worauf die Schweden Christian als ihren König annahmen, Viele freilich nur mit bitterm Unwillen. Das geschah 1520, in demselben Jahre, wo Gustav Wasa in der Geschichte auftritt.

Eigentlich hieß er Gustav Erichson, und stammte von den alten Königen von Schweden ab. Sein Vater war ein schwedischer Senator, und gab seinem Sohne eine recht gute Erziehung, die das beste Erbtheil ist, welches Eltern ihren Kindern hinterlassen können. Als er erwachsen war, zeichnete er sich im Kriege gegen die verhaßten Dänen aus, bis Christian ihn nebst fünf Reichsräthen heimtückischerweise gefangen nahm, und nach Dänemark entführte. Anfangs wurde er in ein enges Gefängniß zu Kopenhagen gesperrt; nachmals aber nahm ihn ein Verwandter, Namens Banner, zu sich, und verbürgte sich mit einer Summe von 6000 Thaler für ihn. Indessen ging der Krieg zwischen Christian und den Schweden fort; Sten Sture wurde, wie schon erzählt, erschossen, und das Land unterwarf sich. Nur Stockholm nicht. Hier stellte sich eine unternehmende Frau, Sten Sture's Wittwe, Christina, an die Spitze, und vertheidigte sieben Monate lang die Stadt gegen alle Angriffe der Schweden, bis sie zuletzt, von Allen verlassen, sich unterwerfen mußte. Erichson erfuhr dies

Alles in seinem Verbannungsorte. „Wie!" dachte er, „eine Frau kämpft so heldenmüthig für dein Vaterland, und du mußt hier unthätig die Hände in den Schooß legen!" Er beschloß zu fliehen, verschaffte sich Bauernkleider, und schloß sich an einige deutsche Viehhändler an, die Ochsen aus Jütland geholt hatten, und ihn als Ochsentreiber annahmen. So kam er nach Lübeck. Hier war sein Erstes, daß er sich aufs Rathhaus begab, seinen Namen nannte, und um Schutz bat. Lübeck war damals eine sehr reiche, mächtige Stadt, das Haupt der Hanse, und heimlich eine Feindin des Königs von Dänemark. Während die Rathsherren noch überlegten, was zu thun sey, kam Banner an, um den Flüchtling zurückzuholen, und verlangte seine Auslieferung. Er schalt den Gustav einen treulosen, undankbaren Menschen; dieser entschuldigte sich: er habe fliehen müssen, und würde ihm die verbürgte Summe wiedererstatten. Die Rathsherren entschieden endlich für — Banner, und dieser wollte schon mit Erichson abziehen, als der Bürgermeister Bröms vortrat, und vorstellte, die Klugheit und Rechtlichkeit zugleich erforderten, daß sie sich Erichson's annähmen. Seine Stimme drang durch, und nach sieben langen Monaten erhielt Erichson endlich heimlich ein Schiff, welches ihn nach Schweden übersetzte. Wie froh war er nun, als er den theuern vaterländischen Boden wieder unter den Füßen hatte! Aber sein erstes Auftreten versprach wenigen Erfolg. In der Stadt Calmar fand er eine schlechte Aufnahme, und der schwedische Commandant drohte ihm, er würde ihn an Christian ausliefern, wenn er nicht gleich wegginge. Geschwind zog Erichson seine Bauernkleider wieder an, und wanderte weiter, immer von lauernden Feinden verfolgt. Sein Nachtlager mußte er bald im Walde, bald im Korne nehmen, und mehr als ein Mal war er in Gefahr, erkannt zu werden. Sonntags, wenn die Bauern müßig da standen, gesellte er sich zu ihnen, und ermunterte sie, doch die Waffen gegen die Dänen zu ergreifen; aber Keiner wollte ihn anhören. So kam er endlich zu seinem Schwager, dem Reichsrathe Brahe. Aber auch hier predigte er tauben Ohren. Brahe wollte eben nach Stockholm reisen, dem Könige zu huldigen, und er sowohl als seine Frau baten Erichson flehentlich, doch nicht sie und sich ins Unglück zu stürzen. Wie seufzte er über die feigen Seelen! Er reiste wieder ab, und ging

auf ein Gut ſeines ſich in Stockholm befindenden Vaters, Räfnäs. Hier lebte er eine Zeit lang einſam und in tiefer Verborgenheit.

Indeſſen bereitete Chriſtian dem hohen ſchwediſchen Adel ein ſchreckliches Schickſal. Er glaubte, daß er, ſo lange die ſchwediſchen Edelleute lebten, nicht ruhig regieren könnte, und entſchloß ſich, ſie umbringen zu laſſen. Nur Eins beunruhigte ihn dabei: er hatte ihnen verſprochen, ſich nicht wegen ihrer frühern Widerſetzung an ihnen zu rächen. Da ſchlug ſein Beichtvater, Slaghöck, ein Weſtphälinger, der es von einem Babiergeſellen bis zu einem Erzbiſchof gebracht hatte, vor, er könne ihnen ja als König ſein Wort halten, aber als Vollzieher des päpſtlichen Bannes — denn der Papſt hatte die Schweden in Bann gethan — müſſe er ſie beſtrafen. Das fand Chriſtian recht ſchön, und ſchritt ſchnell zur Ausführung. Vier Tage nach der Krönung, noch während der damit verbundenen Gaſtereien, ſetzte er plötzlich ein Gericht nieder, vor welchem die edle Chriſtina, die Reichsräthe und der Magiſtrat von Stockholm verklagt wurden, und die Richter ſprachen das Urtheil, daß Alle das Leben verwirkt hätten. Gleich ſtürzten Soldaten in den Gerichtsſaal, und bemächtigten ſich der Verurtheilten, die ſo lange auf dem Schloſſe warten mußten, bis die Anſtalten zur Hinrichtung vollendet waren. In größter Eile wurden auf allen Plätzen der Stadt Galgen errichtet. Nach zwei Tagen wurde ausgerufen, daß alles Volk ſich in den Häuſern halten ſollte, und Kanonen wurden aufgefahren. Dann öffneten ſich die Thore des Palaſtes, und die Verurtheilten, denen man nicht einmal mehr das heilige Abendmahl bewilligt hatte, wurden hinausgeführt in den Purpurkleidern, in welchen ſie zwei Tage vorher aufs Schloß zum Feſte gekommen waren. Die größten Reichsbeamten, die Reichsräthe, zwei Biſchöfe, die vornehmſten Edelleute, und der ganze Magiſtrat von Stockholm gingen, von Henkern geführt, Paar und Paar zum Richtplatze. Es waren 94 Perſonen, die Ausgezeichnetſten des Königreichs. Chriſtian ſelbſt ſah aus einem Fenſter des Rathhauſes der Blutſcene zu. Die Verurtheilten zeigten eine ruhige Faſſung; das Volk dagegen, welches ungeachtet des Verbots die Straßen füllte, wehklagte laut, und Viele wurden dafür von den däniſchen Soldaten niedergehauen. Unter den Verurtheilten war auch Erichſon's Vater. Das Blut floß, im eigentlichen Verſtande, in Bä-

chen vom Markte nach den anstoßenden Gassen, so daß diese Ermordung mit Recht das Stockholmer Blutbad genannt wurde. Christina, Sture's Wittwe, sollte wählen, ob sie verbrannt, ertränkt oder lebendig begraben werden wollte. Mit Mühe erhielt sie es, daß sie lebenslang in Ketten geschmiedet wurde. Viele geringere Bürger und die Bedienten der hingerichteten Edelleute wurden aufgehenkt, und ein Ritter gar gekreuzigt. Zwei Tage lang lagen die Leichen auf dem Platze, und Christian ging selbst umher, sich an dem scheußlichen Anblicke zu weiden. Auch zwei kleine Knaben, deren Vater der König nicht leiden konnte, mußten sterben. Der eine war neun, der andere erst sechs Jahre alt, und zwar ließ er sie, um sie recht zu martern, an den Haaren in die Höhe ziehen, und so ihnen die Köpfe abschlagen. Selbst der Scharfrichter wurde durch das unschuldige Benehmen der Kinder so gerührt, daß er das Blutschwert wegwarf. Aber gleich fand sich ein Anderer, der den Mord verrichtete, und auch dem mitleidigen Scharfrichter den Kopf abhieb. Welche Ungeheuer!

Erichson erhielt in Räfnäs die Nachricht von dem Blutbade. Er schauderte; aber er hatte keine Zeit, seiner Betrübniß nachzuhängen; denn Christians Soldaten suchten ihn überall; es war ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt, und Dem der Tod gedroht, der ihn aufnehmen würde. Daher fand er überall die Thüren verschlossen, und selbst ein Karthäuser-Kloster, welches seine Vorfahren gestiftet hatten, weigerte sich, ihn aufzunehmen. Wo sollte er nun hin? Da wandte er sich in das Gebirge, nach Dalarne oder Dalekarlien, von einem rauhen, aber tapfern, ehrlichen und aufrichtigen Menschenstamme bewohnt. Dort konnte er sich am besten verbergen; auch hoffte er, bei den ehrlichen Dalkerlen am ersten Hülfe zu erhalten. Aber ehe er noch das Gebirge erreichte, traf ihn ein neuer Unfall. Der einzige Bediente, den er mitgenommen hatte, der treueste unter allen andern, ging ihm mit allen seinen Sachen durch, und nachdem ihm Erichson vergebens lange nachgesetzt war, mußte er zuletzt noch sein eigenes Pferd, weil es zu ermüdet war, mit dem letzten Gepäcke zurücklassen. Er hüllte sich in einen groben Bauernkittel, schnitt sich die Haare kurz ab, setzte einen runden Hut auf, und wanderte, die Axt auf der Schulter, weiter. Eine Zeit lang ar-

heitete er in Falun in den Kupferbergwerken als Handlanger bei schmaler Kost; aber ungewohnt der schweren Arbeit in den feuchten Gruben, lief er Gefahr, seine Gesundheit zu verlieren, und suchte andere Dienste über der Erde. Er fand sie bei einem reichen Manne, Namens Pehrson, der ihn als Dreſcher annahm. Die Mitknechte merkten aber bald an seinen Sitten, daß er nicht bei dieſer Arbeit hergekommen sey; auch entdeckte man, daß er ein feines Hemde trage. Pehrson faßte ihn nun scharf ins Auge, und erkannte endlich in ihm seinen ehemaligen Universitätsfreund. Erichson erzählte ihm von dem stockholmer Blutbade, und bat ihn mit Thränen, doch mit seinen Knechten die Waffen zu ergreifen. Aber Pehrson wagte das nicht, sondern rieth ihm vielmehr, ihn schleunig zu verlaſſen, und tiefer ins Gebirge hineinzugehen.

So wanderte der arme Flüchtling weiter. Es war rauher Winter, und als er über einen gefrornen See hinwegging, brach er ein, und rettete sich nur mit genauer Noth. Aber bald gerieth er in eine noch größere Gefahr. Er kam auf das Gut eines gewiſſen Arend Peterson, der ihn alsbald als seinen ehemaligen Befehlshaber erkannte, und ihn sehr freundlich aufnahm, aber nur, um ihn deſto sicherer zu verrathen, und den auf seinen Kopf geſetzten Preis zu verdienen. „Bleib!“ sprach Arend, „und laß dir wohl seyn! Ich will indeſſen ausgehen, und die Gemüther der Bauern erforschen.“ Aber der Treuloſe reiſte schnell zum nächſten däniſchen Commandanten, der ihm gleich 20 Mann mitgab, den unbeſorgten Erichson einzufangen. Allein — der Vogel war schon ausgeflogen. Die Frau war beſſer als ihr Mann, hatte ihren Gaſtfreund vor der Gefahr gewarnt, und ihm gar ein Pferd mit einem Schlitten zur schleunigen Flucht gegeben. So kam er zu einem ehrlichen Dorfprediger, der ihn von der Univerſität her kannte, und nun acht Tage lang in seiner Kirche verbarg, bis er ihn mit Sicherheit bei einem zuverläſſigen Bauer, Siven Nilson, unterbringen konnte. Hier wußten nur Nilson und seine Frau, wer ihr Gaſt sey, der übrigens mit den Knechten arbeitete. Indeſſen wußten die Dänen nun, daß Erichson sich in dieſer Gegend aufhielte, und ſchickten Streifwachen von Haus zu Haus, ihn auszuſpähen. Eben als er ruhig in der Stube ſtand, und sich am Kamin wärmte, traten die dä-

niſchen Soldaten herein. Wie erſchrak er! wie erſchraken ſeine Wirthsleute! Aber die Frau wußte ſich ſchnell zu faſſen. Sie ergriff einen Spaten, gab ihm damit einen Schlag auf den Rücken, und rief: „Du fauler Knecht! was ſtehſt du hier und wärmſt dich? Marſch! hinaus! an die Arbeit!" So entging er der Wachſamkeit der Soldaten, die ruhig abzogen. Aber ſeine Ruhe war nun dahin; er wollte fort. Das hielt aber ſehr ſchwer, wegen der umherſtreifenden Wachen. Der gute Nilſon packte ihn endlich unter ein Fuder Stroh auf einen Wagen, und fuhr ihn ſo fort. Aber, o Unglück! plötzlich ſprengten däniſche Reiter herbei, hielten den Wagen an, und durchſtachen das Stroh, aber auch das Bein des darunter vor Angſt ſchwitzenden Erichſon. Freilich rührte er ſich nicht, ſo ſehr die Wunde auch ſchmerzte; aber das Blut quoll nach, und tröpfelte auf den weißen Schnee des Weges. Um nun die Wache zu täuſchen, verſetzte Nilſon einem ſeiner Pferde heimlich einen Schnitt in die Schenkel, und durch dieſe Liſt wurde Erichſon glücklich gerettet.'

In Rättwick — ſo hieß der Ort, wohin er nun kam — machte er den erſten Verſuch, die Bauern zum Aufruhre zu bewegen. Sobald ſeine Wunde geheilt war, trat er in die Kirche, wo ſie eben verſammelt waren, erzählte ihnen, ohne ſich zu erkennen zu geben, die Greuelthaten von Stockholm, und warnte ſie vor den Dänen, die bald auch hierher kommen würden. Die Bauern wurden bewegt. Ja, meinten ſie, wenn nur ihre Nachbarn zuerſt zu den Waffen greifen wollten! Erichſon freute ſich über den erſten, wenn auch geringen Erfolg ſeiner Beredtſamkeit, und reiſte nach Mora, dem bedeutendſten Kirchſpiele des Thallands. Die Dänen erfuhren indeſſen bald, was in Rättwick geſchehen war, und ſetzten einen doppelten Preis auf ſeinen Kopf. Beſonders zeichnete ſich der Untervogt Nils Weſtgöte in der Nachſpürung Erichſons aus, und verbreitete, Alles, was dieſer erzählt habe, ſey erlogen; Chriſtian ſey ein gütiger König, und wolle ihre Steuern noch verringern. Aber plötzlich erſchien ein Mann, der ehemals unter Erichſon als Soldat gedient, und nachher in Dalekarlien ſich niedergelaſſen hatte. Er hatte von ſeines geliebten alten Herrn Erſcheinung gehört, eilte zu ihm, und ſchwur ihm zuerſt den Eid der Treue. Dann ging er, um ihm ſeinen Eifer recht zu zeigen, nach dem Hofe, wo ſich Weſtgöte

aufhielt, und ſchlug ihn todt. Das war die erſte Feindſeligkeit, die den Krieg Erichſons gegen Chriſtian eröffnete.

Als Erichſon nach Mora kam, war es gerade Weihnachten, und die Einwohner waren daher ſehr zahlreich verſammelt; ein erwünſchter Umſtand für ihn. Er ſtieg auf einen Hügel, und ſprach hier mit hinreißender Beredtſamkeit zu dem Haufen. Er gab ſich ihnen zu erkennen, und ſchilderte ihnen die Ermordung der Vornehmſten des Reichs; nächſtens, ſagte er, würden die Dänen auch zu ihnen kommen, und ſie aus ihren Häuſern treiben, wenn ſie nicht ſchnell ihnen zuvorkämen. Er wollte ſich an ihre Spitze ſtellen, und mit ihnen ſiegen oder ſterben. Die Thränen ſtanden ihm dabei in den Augen, und viele Bauern waren bewegt. Einige riefen: „Rache! Rache!“ — und wollten gleich zu den Waffen greifen; Andere aber meinten, noch ſey ihnen ja nichts geſchehen, ſie wollten erſt abwarten, was ihre Nachbarn ſagen würden, und riethen ihm, einen andern Zufluchtsort zu ſuchen. Aber ein Zufall brachte den Aufruhr ſchnell zu Stande. Ein Haufe von hundert däniſchen Soldaten kam eben herbei. Sie hatten von der Verſammlung in Mora gehört, und hofften hier Erichſon zu fangen. Allein die guten Einwohner von Mora hielten es für ſchimpflich, einen Mann aus ihrer Mitte wegſchleppen zu laſſen, der zu ihnen ſeine Zuflucht genommen habe. Sie läuteten ſchnell die Sturmglocke. Die Nachbardörfer, zu denen der Wind den Schall hinübertrieb, läuteten auch, und alsbald waren einige Tauſend bewaffnete Bauern beiſammen, die den Hof ſtürmten, wo ſich die Dänen gelagert hatten. Dieſe wären verloren geweſen, hätten ſie nicht ſchnell verſprochen, Erichſon in Ruhe zu laſſen. Dieſer machte ſich nun geſchwind davon, und eilte noch tiefer in die Wildniſſe hinein.

Kaum war er aber fort, ſo erſchien ein anderer ſchwediſcher Edelmann, Lars Olofſon, in Mora. Er beſtätigte nicht nur Alles, was Guſtav erzählt hatte, ſondern ſetzte noch hinzu: Chriſtian würde nächſtens eine Blutreiſe durch Schweden machen, auch ins Gebirge kommen, und neue Steuern auflegen. Damit aber die Bauern ſich nicht empörten, ſo würde er Jedem einen Arm und ein Bein abhauen laſſen. Die Dalkerle ſtanden erſchrocken da, und bedauerten, daß ſie Erichſon hätten ziehen laſſen. Kaum aber hörte Olofſon, daß dieſer ſich in der Gegend

aufhielt, als er ihnen versicherte, dieser und kein Anderer sey dazu gemacht, die Schweden zu retten. Dies bestätigte ein dritter flüchtiger Edelmann, der Augenzeuge von dem Blutbade in Stockholm gewesen war. Seine Schilderung riß die Bauern bis zur Wuth fort. Sie schickten dem Gustav Eilboten mit Schlittschuhen nach. Er wurde auch bald eingeholt, zurückgebracht und mit Jauchzen empfangen. Zweihundert Mann erboten sich gleich, mit ihm zu ziehen. Mit ihnen erstürmte er ein Bergschloß, und vertheilte die darin gefundene Kasse unter sie. Das machte großes Aufsehen: wen nicht die Vaterlandsliebe antrieb, den lockte der Gewinn, und in wenigen Tagen waren schon 3000 Mann unter seinen Befehlen.

Sein Heer machte reißende Fortschritte. Indessen übergehen wir hier die einzelnen Vorfälle des Krieges. Es sey genug, zu sagen, daß sich immer mehr gutgesinnte Schweden zu den ehrlichen Dalkerlen schlugen. Die Dänen verloren eine Stadt, eine Provinz nach der andern, und wurden zuletzt nur bis auf Stockholm beschränkt, welches Gustav zu Wasser und zu Lande belagerte; denn die entzückten Schweden hatten ihn bereits zu ihrem Reichsfeldherrn ernannt. Aber damit waren sie nicht zufrieden; sie trugen ihm auch einstimmig die Königswürde an; Jeder drängte sich auf dem Reichstage, welcher dazu gehalten wurde, zu ihm heran, um ihn mit Lobsprüchen und Danksagungen zu überhäufen. Gustav Erichson war sehr gerührt. „Ich danke euch, meine theuren Landsleute," sprach er, „für eure Liebe. Was geschehen ist, habe ich nicht allein gethan, und Jeder von euch hätte an meiner Stelle dasselbe verrichtet. Die beste Belohnung ist mir euer Vertrauen; die Krone aber schlage ich aus guten Gründen aus. Wählt Jemanden, der älter ist als ich." Diese Weigerung wirkte auf die Versammlung wie ein Donnerschlag. Sie brachen in Thränen aus, fielen auf die Knie, beklagten ihr Vaterland, und flehten, es doch nicht durch seine Weigerung unglücklich zu machen. Lange noch widerstand er; endlich wurde er von den Gefühlen der Rührung überwältigt, und nahm die Krone an. Ein allgemeines Freudengeschrei dankte ihm dafür. Die ganze Versammlung leistete ihm gleich den Eid der Treue. Dies geschah drei Jahre nach seinem Auftreten in Schweden, 1523. Er hat bis 1560 eine ruhmwürdige Regierung geführt.

Und Christian II.? — Gustav Erichson, oder, wie er meist

genannt wird, Guſtav Waſa, und Chriſtian ſtehen in der Geſchichte ſo nahe beiſammen, daß man bei dem Einen die Trefflichkeit der Tugend, bei dem Andern die Verwerflichkeit des Laſters wahrnehmen kann. Dem gemäß waren auch die Schickſale Beider. Während Guſtav eine Krone wider Willen annehmen mußte, ſie mit Ehren trug, und endlich nach einer langen lobenswerthen Regierung, von Allen bedauert ſtarb, wurde dem Chriſtian ſeine ererbte Krone entriſſen, er von ſeinen eigenen Unterthanen eingekerkert, und ſtarb nach langen Jahren im Elende, von allen Gutgeſinnten verachtet. Man höre, wie es ihm ging. In Dänemark hörte man kaum, daß ſich die Schweden gegen ihn empört hätten, als man auch hier ſich gegen ihn erhob. Chriſtian erſchrak; geſchwind gab er einige gute Geſetze, aber man kannte ihn ſchon. Da opferte er ſeinen Rathgeber, Slaghök auf, und ließ ihn zum Tode verurtheilen, um den allgemeinen Haß auf dieſen abzuleiten. Vergebens berief ſich Slaghök auf die beſtimmteſten Befehle des Königs. Er wurde dennoch aufgehenkt. Aber das rettete den König nicht. Die Vornehmſten verſammelten ſich, und erklärten ihn durch eine beſondere Schrift für abgeſetzt. Und nun ſah man recht, wie Grauſamkeit und Feigheit faſt immer beiſammen ſind. Er ſchrieb an ſie in den kriechendſten Ausdrücken, verſprach Beſſerung, und bat, nur die Schrift zurückzunehmen. Aber er erhielt eine verächtliche Antwort. Auch daß er weinend in Kopenhagen herumging, und das Volk mit kläglichen Geberden um Hülfe flehte, konnte ihm jetzt nichts mehr helfen. Da dachte er nur noch auf ſeine Flucht, packte ſeine Koſtbarkeiten ein, und ſegelte mit 20 Schiffen nach Holland ab, wo er ſich Beiſtand zu verſchaffen hoffte. Aber das war vergebens; er hatte ſeine Rolle ausgeſpielt; die in Stockholm begangenen Grauſamkeiten hatten Aller Herzen von ihm gewendet. Nachdem er ſich mehrere Jahre hier und dort herumgetrieben hatte (eine Zeit lang war er ſelbſt in Wittenberg bei Friedrich dem Weiſen, und nahm die lutheriſche Lehre an), ſegelte er nach Norwegen, wo er noch die meiſten Freunde hatte, und ihnen zu Gefallen wieder katholiſch wurde. Aber er blieb nicht lange ruhig. Sein Nachfolger in Dänemark, König Friedrich I., ſein Oheim, ſchickte ein Heer und eine Flotte nach Norwegen, und Chriſtian ſah ſich bald ſo in die Enge getrieben, daß er den Befehlshaber bat, ihm

doch zu rathen, was er thun ſolle. Dieſer rieth ihm, mit nach Kopenhagen zu ſegeln, und mit dem Könige Friedrich ſelbſt zu unterhandeln. Dazu verſprach er ihm ſicheres Geleit. Chriſtian ging das ein, und fuhr hin. Aber das war ſein Unglück: denn alle däniſche Miniſter riethen dem Könige, den gefährlichen Chriſtian ja nicht wieder zu entlaſſen, ſondern ihn gefangen zu nehmen, und Zeitlebens einzuſperren. Das geſchah auch. Man führte ihn nach der däniſchen Inſel Alſen, und ſperrte ihn im Schloſſe Sonderburg ein. Hier ſaß er 20 Jahre in engem Gewahrſam, und hatte Zeit, über ſeine vielen Vergehungen nachzudenken. Erſt nachdem König Friedrich I. längſt todt war, ließ ihn ſein Nachfolger wieder los, gab ihm Kallundborg auf Seeland zum Aufenthalsorte, und verſprach ihm, Alles zu thun, um ſeine vielen Trübſale ihn vergeſſen zu machen. Hier lebte er noch 8 Jahre, und ſtarb erſt im 78ſten Jahre ſeines Lebens, ſo daß ihm alſo Gott viele Zeit gab, ſein früheres Leben zu bereuen.

Zweite Periode.

Von dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges bis zu Ludwig XIV. Tod, 1618 — 1715.

97. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege, 1618 — 1648 *).

1. Vorfälle in Prag. Zwar war auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 der Religionsfriede geſchloſſen worden; aber es fehlte noch ſehr viel, daß Deutſchland beruhigt geweſen wäre. Die Katholiſchen und Evangeliſchen drückten einander, wo ſie die ſtärkſten waren, ſoviel ſie nur konnten. Keine Partei traute der andern. Jeder ausgehobene Soldat, jeder reiſende Geſandte, jeder Courierwechſel erſchreckte die Fürſten. So ſtanden ſie argwöhniſch ein halbes Jahrhundert einander gegenüber, die Hand ans Schwert gelegt.

*) S. meine Geſchichte der Deutſchen für höhere Töchterſchulen, Abſ. II., S. 177 — 243.

Nach Karls V. Tode war, wie schon erzählt ist, Ferdinand I. Kaiser geworden, ein friedliebender Herr, der den Protestanten nur darum nichts in den Weg legte, weil er ihre Hülfe gegen die Türken beständig nöthig hatte. Duldsamer war, wie wir wissen, sein Sohn, Maximilian II., der ihm als Kaiser folgte, und gar den östreichischen Gutsbesitzern erlaubte, auf ihren Schlössern evangelischen Gottesdienst zu halten. Wirklich hatte aber auch die neue Lehre so vielen Beifall in den östreichischen Ländern gefunden, daß die evangelischen Kirchen stets vollgefüllt waren, und daß man berechnen konnte, daß in kurzer Zeit die katholische Religion aus ganz Deutschland verbannt seyn würde. Unter diesen Umständen starb der gute Maximilian, und hinterließ mehrere Söhne, von denen der älteste, Rudolph II., Kaiser wurde. Auch er war ein ganz guter Mann, aber, wie schon oben gesagt ist, ein höchst erbärmlicher Kaiser, ohne alle Kraft und Entschlossenheit, furchtsam und peinlich. Das zeigte er besonders gegen die Böhmen, in deren Lande, in Prag, er zu wohnen pflegte. Es ist bekannt, welchen Beifall Hussens Lehre in Böhmen gefunden hatte; kein Wunder, daß auch die lutherische bald willig aufgenommen wurde, und daß fast das ganze Land sich dafür erklärte. Aber Rudolph war ganz in den Händen der Jesuiten, die unaufhörlich ihm einschrieen, diesen Unfug nicht zu dulden. Er gab daher einen Befehl, daß der Gottesdienst der böhmischen Brüder — so nannten sich hier die Evangelischen — verboten seyn sollte. Das brachte das ganze Volk der Böhmen in Harnisch. Erst baten sie den Kaiser um Abstellung, dann drohten sie, und endlich halfen sie sich selbst, indem sie sich das Wort gaben, so lange dem Kaiser keine Dienste zu erweisen, bis er ihnen Religionsfreiheit gäbe. Das schlug durch; er unterzeichnete, obgleich mit schwerem Herzen, den sogenannten Majestätsbrief, wodurch sie gleiche Rechte mit den Katholischen, und auch die Erlaubniß erhielten, neue Kirchen und Schulen anzulegen. Einen eben solchen Majestätsbrief mußte Rudolph auch den Ober- und Niederschlesiern geben. Die Seele der böhmischen Stände war der Graf Heinrich Matthias von Thurn.

Um dieselbe Zeit — es war 1608 und 1609 — traten die evangelischen Fürsten in Deutschland in ein Bündniß zusammen, welches sie die Union nannten. Darin versprachen sie sich ge-

genseitigen Beistand, wenn sie angegriffen würden. Aber so unschuldig auch gewiß ihre Absicht dabei war, so argwöhnten gleich die Katholiken nichts Gutes, und dachten, die Union wolle sie angreifen. Daher war nichts natürlicher, als daß sie einen Gegenbund machten, der die Liga hieß, und dessen Haupt der Herzog Maximilian von Baiern wurde, ein überaus thätiger, besonnener, aber dem katholischen Glauben eifrig ergebener Mann. Wie viel ließ sich nicht von diesen beiden Verbindungen fürchten, die sich mit so feindlichen und eifersüchtigen Augen ansahen! Wahrlich, es fehlte nur an einem Funken, um den vorräthigen Zunder der Feindschaft zu einem Kriege zu entzünden.

Kaiser Rudolph hatte einen Bruder, der Matthias hieß, und mit dem er sich nie recht hatte vertragen können. Matthias hatte mit Unwillen gesehen, wie verkehrt sich Rudolph immer benahm, und ihm daher die Regierung von Ungarn, Oestreich und Mähren schon einige Jahre früher abgedrungen. Aber endlich veruneinigte er sich mit ihm gänzlich; denn Rudolph machte Miene, Böhmen und Schlesien, die einzigen Länder, welche ihm Matthias noch gelassen hatte, nicht ihm, sondern einem Vetter, den er besonders liebte, zu vermachen. Gleich machte sich Matthias nach Böhmen auf, seinem schwachen Bruder zuvorzukommen. Er erklärte diesem rund heraus, er müsse ihm nun auch noch Böhmen und Schlesien bei seinem Leben abtreten. Der arme Rudolph sah sich von Allen verlassen. Er mußte wohl einwilligen, und erklärte, um doch der Sache einen guten Anstrich zu geben, daß er, „aus brüderlicher Liebe" wünsche, daß Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt würde, damit nicht nach seinem Tode Unruhen entständen. Nachdem er den verhaßten Vergleich 1611 unterschrieben, oder vielmehr unterkleckst hatte, zerstampfte er die Feder vor Aerger; denn er behielt nichts, als den leeren Kaisertitel, eine kleine Pension und vier unbedeutende Herrschaften. Dann reiste Matthias wieder ab von Prag, ohne seinen unglücklichen Bruder auch nur einmal gesehen zu haben. Kein halbes Jahr darauf, 1612, war Rudolph todt; gewiß hatte der Aerger sein Ende beschleunigt. Ob sich nun nicht Matthias manchen Vorwurf gemacht haben mag?

Die Kurfürsten wählten nun Matthias zum Kaiser; aber er hat keine Freude davon gehabt. Wie konnte es auch anders

seyn, da er sich durch die schlechte Behandlung seines Bruders wohl schwer versündigt hatte? Seine achtjährige Regierung — von 1611 bis 1619 — war eine Kette von Aerger und Sorgen. Das Erste, was ihn sehr bekümmerte, war, daß die östreichischen Stände ganz gehorsamst, aber dringend das Recht begehrten, auch in Städten und Marktflecken ihre Religion zu üben, und ebenso wie die Katholiken zu Staatsämtern zu gelangen. Matthias wollte aus der Haut fahren, und sein Beichtvater, der Cardinal Clesel, ein rechter Protestantenfeind, rief ihm immer zu, er möchte sich lieber alle Kirchen gewaltsam entreißen lassen, ehe er ihnen eine gutwillig abträte; aber die Stände erklärten geradezu, sie würden ihm nicht eher huldigen, und — er mußte ihnen Alles bewilligen. Zugleich waren die Türken in Ungarn eingefallen, und der wilde Großfürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, hatte sich gegen ihn empört.

Aber alle diese Unannehmlichkeiten waren nichts gegen die, welche Matthias in Böhmen erfahren sollte. Er hatte keine Kinder, eben so wenig seine Brüder. Wer sollte nun einmal seine Länder bekommen? Eigentlich seine Brüder; aber die wollten lieber in der Stille leben. Daher fiel die Nachfolge auf seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain, und dieser wurde auch von den Böhmen als ihr künftiger König anerkannt, da er bereit war, ihre Freiheiten, namentlich den Majestätsbrief, zu bestätigen. Aber bald wurden sie mißtrauisch, als sie hörten, wie Ferdinand in seinen Ländern die Evangelischen behandle. Ferdinand meinte es mit seinen Unterthanen aufrichtig gut, und äußerte einmal, er sey bereit, sich seine rechte Hand abhauen zu lassen, wenn er damit Einen von ihnen glücklich machen könnte. Aber er war von Jesuiten erzogen worden, die ihm von Kindheit auf nicht nur eine blinde Anhänglichkeit an die katholische Kirche, sondern auch den Grundsatz eingeprägt hatten, daß nur die Katholiken einmal selig werden könnten. Also schon aus übel verstandener Liebe zu seinen Unterthanen wollte er durchaus nicht die neue Lehre in seinen Ländern dulden, ließ überall Räder und Galgen aufrichten, und drohte nun, alle Die hinrichten zu lassen, die nicht entweder sich zum katholischen Gottesdienste hielten, oder auswanderten. Natürlich erfuhren die Böhmen dies bald, und dachten nur mit Be-

ſorgniß an die Zeit, wo Matthias todt, und Ferdinand ihr König ſeyn würde. Auch fingen ſchon jetzt die Katholiken, beſonders die Jeſuiten, an, kecker zu werden. „O!“ hieß es, „euer Majeſtätsbrief hat keine Gültigkeit; denn er iſt dem Rudolph abgedrungen worden. Iſt nur erſt Ferdinand König, dann wird es heißen: ein neuer König, ein neues Gebot. Dann werden wohl einige Köpfe fliegen müſſen“ u. ſ. w. Das wollten die Böhmen wenigſtens gehört haben, und wenn auch ihre Beſorgniß Manches übertrieb, ſo zeigte doch ein Vorfall bald, wie böſe es die Katholiken mit ihnen meinten. Dennoch erkannten ſie ihn als ihren einſtigen Herrn an, wenn er ihnen ihre Freiheiten laſſen wollte. Er leiſtete darüber einen feierlichen Eid vor allem Volke: „Ich ſchwöre zu Gott auf dieſem heiligen Evangelium, daß ich die Herren, Ritterſchaft, Prager, auch andere Städte und die ganze Gemeinde von Böhmen bei ihren Freiheiten, Gerechtigkeiten, auch allen Gewohnheiten erhalten will. Dazu helfe mir Gott und alle Heiligen.“ Und doch hat er nichts gehalten!

Die Unterthanen des Abts von Braunau hatten angefangen, eine Kirche zu bauen; aber der Abt hatte einen Befehl ausgewirkt, daß der Bau gleich eingeſtellt werden ſollte. Daſſelbe geſchah im Städtchen Kloſtergrab, wo der Erzbiſchof von Prag, dem es gehörte, den Bau unterſagte. Darüber beſchwerten ſich die Stände beim Kaiſer, und beriefen ſich auf den Majeſtätsbrief. Der Kaiſer erklärte, er hielte das Begehren der Stände nicht für billig, und ſie möchten ihn mit ſolchen Klagen verſchonen. Der Bau wurde indeſſen fortgeſetzt, und die Kirche vollendet. Nun aber ließ der Erzbiſchof die Kirche in Kloſtergrab niederreißen, und der Abt die von Braunau verſchließen, und als die Bürger ſich nicht fügen wollten, und Abgeordnete nach Prag ſchickten, wurden dieſe ins Gefängniß geworfen. Darüber entſtand nun unter den Evangeliſchen in ganz Böhmen eine große Bewegung. Graf Thurn, ein unruhiger Kopf, erhitzte durch lebhafte Reden die Gemüther noch mehr, und berief Abgeordnete der Stände aus allen Theilen des Landes nach Prag. Hier wurde eine Bittſchrift an den Kaiſer ſelbſt und eine andere an die kaiſerlichen Statthalter in Prag aufgeſetzt, und beſchloſſen, ſich um die Zeit, wenn die Antwort eingelaufen ſeyn könnte, d. i. im Mai, wieder zu verſammeln. Am 22. Mai 1618 kamen ſie wie-

der zusammen, und wurden nach dem Schlosse gerufen, wo ihnen die Statthalter die Antwort des Kaisers, die aber nicht an die Stände, sondern an jene gerichtet war, vorlasen. Sie war äußerst scharf. Es hieß darin: die Stände griffen immer weiter um sich, und mißbrauchten seine Güte, sie bestärkten fremde Unterthanen in ihrem Ungehorsam; er werde das Nähere untersuchen, und dann sich gegen einen Jeden nach seinem Verdienste verhalten. Alle zeigten den lebhaftesten Unwillen über dies Schreiben. „Nun sehen wir wohl," hieß es, „daß man uns die freie Uebung unserer Religion entreißen, und die Angesehensten unter uns als Unruhestifter auf die Seite schaffen will." Aber noch größer wurde der Zorn, als es verlautete, daß das kaiserliche Schreiben vom Kaiser blos unterschrieben, eigentlich aber von der Statthalterei verfaßt wäre. Diese Statthalter waren aber bei den Ständen als Katholiken verhaßt, und zwei von ihnen, Martinitz und Slawata, wurden besonders als die Anstifter alles Bösen angesehen. Schon sonst hatten sie sich gegen die Stände feindselig bezeigt, und man erzählte von ihnen, daß sie auf ihren Gütern die evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe hetzten, und sie durch Versagung der Taufen, Trauungen und Begräbnisse zum katholischen Glauben zu zwingen suchten. Thurn nahm mit den aufs Aeußerste erbitterten Ständen die Verabredung, am folgenden Morgen mit den Statthaltern ein ernstliches Wort zu sprechen.

Am 23. Mai 1618 fanden sich die Stände, größtentheils bewaffnet und von einem bewaffneten Volkshaufen begleitet, auf dem Schlosse ein. Die Vornehmsten traten mit Ungestüm in die Kanzlei, wo vier der Statthalter, Adam v. Sternberg, Diepold v. Lobkowitz und die Grafen Martinitz und Slawata, saßen. Ein böhmischer Edelmann, Paul von Rziczan, führte das Wort: er wolle wissen, ob sie zu dem höchstnachtheiligen Schreiben gerathen hätten? — Sternberg bat sie, sich zu mäßigen und keine Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete ein Anderer: gegen Lobkowitz und Sternberg habe man nichts; wohl aber gegen Martinitz und Slawata, welche die Evangelischen zu unterdrücken suchten. „O!" rief ein Dritter, „werft sie doch nach altem Gebrauche zum Fenster hinaus!" — Sternberg und Lobkowitz wurden nun beim Arme aus dem Zimmer geführt; die

andern Beiden aber baten, man möchte sie doch nach den Gesetzen richten. Aber man hörte sie nicht; mehrere Stimmen schrieen verwirrt durcheinander. Martinitz wurde ergriffen, zum Fenster geschleppt und hinunter in den Schloßgraben gestürzt. Die rasche That erschreckte die Thäter selbst, und bestürzt standen sie da. Aber Einer rief endlich: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern!" Slawata wurde auch ergriffen, und flog dem Ersten nach, und als Dritten warfen sie auch noch den Schreiber Fabricius, ein Werkzeug Jener, hinunter, eine Höhe von fast 60 Fuß. Aber brachen denn die Leute nicht Hals und Bein? — Nein! sie fielen glücklicherweise auf einen Haufen Papierschnitzel und anderes Gemülle, und wankten mit gelähmten Gliedern nach Hause *).

Die Stände konnten nun wohl denken, daß der Kaiser diese eigenmächtige That bestrafen würde. Darum trafen sie schnell Vorkehrungen. Sie besetzten das Schloß mit ständischen Truppen, ernannten dreißig Directoren, welche die Regierung führen sollten, nahmen alle Beamte in Eid und Pflicht, und die Einkünfte in Beschlag, und jagten den Erzbischof von Prag, den Abt von Braunau und die Jesuiten aus dem Lande. Dann schrieben sie an den Kaiser, und suchten ihr Verfahren bestmöglichst zu entschuldigen, aber zugleich warben sie Truppen, und forderten die Schlesier, Mährer, Lausitzer, Oestreicher und Ungarn auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Kaiser erschrak, und da er damals kränklich und überhaupt furchtsam war, so wollte er lieber mit den Böhmen unterhandeln, statt Gewalt brauchen. Aber dagegen setzte sich sein Vetter Ferdinand. „Gott selbst," sagte dieser, „hat die Böhmen mit Blindheit geschlagen, daß sie durch diese erschreckliche That zeigten, daß ihr Betragen nicht aus Gott, sondern aus dem Teufel sey. Demnach halte ich dafür, daß nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

2. Der unglückliche Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V. Noch kein Jahr nach jener That auf dem Schlosse in Prag, starb Kaiser Matthias 1619, und fand im Grabe die Ruhe, die er auf dem Throne nicht gefunden hatte. Er starb zu rechter Zeit,

*) Das Zimmer des prager Schlosses, in welchem dies geschah, ist bis heute ganz so gelassen, wie es damals war.

um noch größern Uebeln zu entgehen; denn der Krieg hatte wirklich schon begonnen. Graf Thurn schlug zwei kaiserl. Heere, die nach Böhmen einrückten, zurück, und fiel in Mähren und Oestreich ein; allenthalben nahm ihn das Volk mit Freuden auf, und erhob sich gegen den Kaiser; ja Thurn drang bis Wien vor, wo sich Ferdinand befand, und belagerte es. Wirklich war Ferdinand in der mißlichsten Lage. Ueberall offene Empörung oder heimliches Mißvergnügen. Schon pfiffen die Kugeln der Böhmen durch sein Schloß, und, um seine Verlegenheit vollkommen zu machen, erschienen vor ihm 16 Abgeordnete der östreichischen Stände, und verlangten mit drohenden Worten seine schriftliche Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu einem Bündnisse mit den Böhmen. Ja Einer derselben, Andreas Thonradel, soll gar so weit gegangen seyn, ihn beim Knopfe seines Wammses zu zu fassen, und zu rufen: „Wirst du bald unterschreiben, Ferdinand?" — Da schmetterten plötzlich Trompeten auf dem Schloßhofe. Es waren 500 Cürassiere von Dampierre, welche eingezogen waren, um Ferdinands Befehle zu vernehmen. Der Trompetenschall wirkte auf die Abgeordneten wunderbar. Sie beurlaubten sich in größter Schnelligkeit und kamen nicht wieder, und Ferdinand war erlöst; denn auch Thurn zog sich bald darauf von Wien zurück. Auch Ferdinand ist ein Beweis, daß man in keiner, auch noch so großen Verlegenheit verzagen muß, wenn man nur eine gute Sache hat; und die hatte er in sofern, als er nach seiner besten Ueberzeugung handelte. Bald darauf wurde er zum deutschen Kaiser gewählt, und hieß nun Ferdinand II., (1619 — 1637).

Nur die Böhmen wollten ihn schlechterdings nicht als ihren König erkennen, setzten ihn förmlich ab, und ihnen traten auch die Schlesier, Mährer und Lausitzer, selbst die evangelischen Oestreicher bei. Dagegen wählten sie den 23jährigen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu ihrem Könige. Zwar war er reformirt; aber sein Oheim war Moritz von Oranien, und sein Schwiegervater König Jakob I. von England, und diese Verbindung empfahl ihn den Wählenden besonders. Anfangs besann er sich; die große Gefahr, in die er sich begeben sollte, schwebte seinem Geiste vor, und manche Freunde warnten ihn. Aber da trat seine Frau, Elisabeth, herein, welche der Eitelkeit, Königin

zu heißen, nicht widerstehen konnte. „Wie?" rief sie, „du konntest dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegenbringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen." Solche Eitelkeit hat schon manche Frau unglücklich gemacht. Wird Elisabeth sie auch zu bereuen haben? — Auch sein Hofprediger Scultetus redete zu seinem Gewissen: er solle doch nicht durch seine Weigerung mehr als eine Million evangelischer Glaubensgenossen aufopfern. Er nahm die Krone an, und reiste nach Prag, wo er mit großem Pompe gekrönt wurde. Hoch schlug der eiteln Elisabeth das Herz vor Freude.

Indessen zog sich über dem neuen Könige und seinen Böhmen ein schweres Gewitter zusammen. Ferdinand hatte seinen Jugendfreund, den kräftigen Maximilian von Baiern, für sich gewonnen, und die Liga versprach Beistand. Auch der König von Spanien, damals Philipp III., schickte Geld, was er doch selbst so nöthig brauchte, und selbst der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg I., ein höchst schwacher, kleindenkender Mann, trat auf des Kaisers Seite, weil es ihn ärgerte, daß die Böhmen einen Reformirten zum Könige gewählt hätten. O, der unchristlichen Unduldsamkeit! — Nun setzte sich das ligistische Heer in Bewegung. Zuerst wurden die östreichischen Stände mit Gewalt dem Kaiser unterworfen; dann fiel Maximilian in Böhmen ein, trieb die ständischen Truppen wie eine scheue Heerde vor sich her, und rückte immer näher auf Prag los. Wäre nur Friedrich der Mann danach gewesen, so hätte er wohl sich gegen den Kaiser und Maximilian halten können. Die Hussiten hatten sich ja so lange gegen Siegmund glücklich gewehrt. Aber er war ein schwacher, träger und leichtsinniger Mann, gab glänzende Feste, statt sich um die Ausrüstung des Heeres zu bekümmern, und verstand es nicht, die Herzen der Böhmen mit Liebe und Vertrauen zu sich zu erfüllen, und so war er schon halb geschlagen, ehe noch die Feinde anrückten. Nicht weit von Prag liegt eine sanfte Anhöhe, die der weiße Berg genannt wird. Da stellten sich die Böhmen auf, und wurden rasch von dem ungeduldigen Maximilian angegriffen. Nach einer Stunde blutiger Arbeit war die Schlacht entschieden. Vier- bis fünftausend Böh-

men lagen auf dem Schlachtfelde todt oder verwundet, an 1000 waren im Flusse ertrunken, und die Geretteten stürzten in wilder Flucht auf die Thore von Prag zu, 1620. Und Friedrich? — Der hatte gerade bei der Tafel gesessen, als die Schlacht anfing. Da das Schießen immer heftiger wurde, zeigte er sich zu Pferde, und ritt auf den Wall, von wo er aber schon mit Schrecken die verwirrte Flucht der Seinigen wahrnahm. Die Prager baten ihn flehentlich, sie doch jetzt nicht zu verlassen; sie hätten noch Leute genug, die Stadt zu vertheidigen. Aber der schwache Kurfürst hatte dafür keine Ohren. Wie betäubt setzte er sich am andern Morgen mit Frau und Kindern in den Wagen, nahm den Grafen Thurn mit, und fuhr nach Breslau. „Ich weiß nun, wer ich bin," sagte er, als er in den Wagen steigen wollte. „Es giebt Tugenden, welche wir nur im Unglück lernen können und nur in Widerwärtigkeiten erfahren wir Fürsten, wer wir sind." Was war nun aus der stolzen Elisabeth geworden! O wäre sie doch lieber ruhig in der Pfalz geblieben! Aber auch dahin blieb ihm keine Zuflucht mehr übrig; denn die Spanier waren von den Niederlanden aus den Rhein hinaufgezogen, und hatten ihm sein Land weggenommen, und so floh er denn von Breslau weiter über Berlin nach Holland. Nie hat der unglückliche Mann sein Land wiedergesehen; denn Kaiser Ferdinand schleuderte ihm eine Achtserklärung nach, und schenkte nachmals sein Land sowohl, als seine Kurwürde, dem Herzoge Maximilian von Baiern, dem er freilich auch zu großem Danke verpflichtet war.

Wie ging es aber nun den Böhmen? — Am Tage nach der Schlacht öffnete Prag seine Thore, und die hier anwesenden Stände unterwarfen sich der Gnade des Kaisers. Voll Angst warteten sie auf die Entschließung desselben; aber drei Monate vergingen ruhig, und schon hofften sie, sie würden mit der bloßen Angst wegkommen, als plötzlich an einem Tage 43 der vornehmsten Theilnehmer festgenommen wurden. Auf dem Platze vor dem Rathhause der Altstadt wurde ein Blutgerüst aufgeschlagen. 27 waren zum Tode verurtheilt. Einige derselben wurden enthauptet, andere geviertheilt; mehreren vorher die Zunge ausgeschnitten, oder die Hand abgehauen, oder sie wurden mit der Zunge an den Galgen genagelt. Die Andern verloren ihre Güter, eben so die Entflohenen. Ueber 700 wurden an ihrem Vermögen

gestraft, an 30,000 Familien wanderten aus, und nie hat sich seitdem der Wohlstand Böhmens ganz gehoben. Ferdinand schnitt den Majestätsbrief selbst entzwei, und verbrannte das Siegel. Die evangelischen Prediger und Schullehrer mußten das Land räumen, und die katholische Religion wurde mit Gewalt wieder eingeführt. So ist es gekommen, daß das Land, welches das erste war, wo sich die reine Lehre des Evangeliums durch Huß verbreitete, jetzt in dem tiefsten Aberglauben liegt, und daß unter den Ständen Böhmens, Mährens und Oestreichs kaum noch ein evangelischer gefunden wird. Das dankt man den Jesuiten!

3. Mansfeld. Jetzt wäre der Krieg beendigt gewesen, hätten sich nicht Männer gefunden, die aus bloßer Liebe zum ungebundenen Leben den Krieg auf eigene Hand fortgesetzt hätten. Der berühmteste darunter war der Graf Ernst von Mansfeld, ein kühner, durch den Krieg abgehärteter Mann. Er hatte gerade zu Anfange der böhmischen Unruhen für den Herzog von Savoyen 4000 Mann in Deutschland geworben, und da diese nicht gleich gebraucht wurden, so erlaubte ihm der Herzog, in die Dienste der Union zu treten, und diese schickte ihn nach Böhmen, wo er sich auch mit gewohnter Tapferkeit mit den Kaiserlichen herumschlug. Aber nach der Schlacht am weißen Berge mußte er fort, und nun zog er mehrere Jahre umher, und plünderte besonders die reichen geistlichen Länder aus. Bald war er hier, bald dort, und schlugen ihn auch einmal die Kaiserlichen, so entließ er seine Leute, und trat mit ihnen plötzlich an einer andern Stelle wieder auf. So trieb er sich 6 Jahre herum, ohne selbst einen Pfennig mehr zu haben, als was der Krieg ihm verschaffte. Endlich entwich er mit seiner Schaar nach Ungarn, um sich mit dem unruhigen Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu verbinden. Aber dieser hatte Geld verlangt, und keine hungrigen Soldaten, und vertrug sich daher lieber mit dem Kaiser. Der tapfere Mansfeld konnte nun sehen, wie er zurecht käme. Er verkaufte sein Heergeräth, entließ mit gerührtem Herzen seine alten Kriegskameraden, und wollte nach Venedig, und von da nach Holland reisen. Aber ehe er noch Venedig erreichte, wurde er unterwegs in Bosnien krank, und er, der so viel im Leben herumgeworfen war, und jetzt mit neuen Entwürfen einem neuen Schauplatze zueilte, fand hier seinen Tod

ganz unerwartet. Als ihm der Arzt eröffnete, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, ließ er sich seine Soldatenkleider anziehen, den Degen umgürten, und erwartete so stehend, gestützt auf die Schultern zweier Officiere, den Tod. So starb dieser eiserne Mann im 46sten Jahre seines Lebens.

Ein ähnlicher Mann war Christian von Braunschweig. Von jugendlichem Uebermuthe und von glühendem Hasse gegen die katholische Geistlichkeit getrieben, verließ dieser gemüthliche Mensch seine ruhige Heimath, warb ein Heer, und zog damit auf Mansfeld's Art in Deutschland umher. Am liebsten plünderte er die Kirchen und Weinkeller der geistlichen Fürsten aus, und auf den Münzen, die er von dem geplünderten Silber prägen ließ, wurde die Umschrift gesetzt: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Während der flüchtige Kurfürst von der Pfalz länderlos umherirrte, verfochten Christian und Mansfeld seine Sache, als wenn sie die ihrige wäre. Christian hatte, als er in Holland gewesen war, die vertriebene Kurfürstin Elisabeth kennen gelernt, und, gerührt von ihrem Unglücke, ihr das Versprechen gegeben, für Gott und sie Alles zu wagen. Er hatte sich von ihr ein Zeichen ihrer Gunst ausgebeten, und sie ihm einen ihrer Handschuhe gegeben. Diesen trug er als Wahrzeichen vorn an seinem Hute, und auf seinen Fahnen stand die Devise: Alles für Gott und für sie! Aber sein früher Tod verhinderte die Ausführung seines Gelübdes, dem vertriebenen Kurfürsten das Land wieder zu verschaffen. Christian starb wenige Monate vor Mansfeld im 29sten Jahre seines Lebens.

4. Tilly und Wallenstein. Gegen Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld hatte bisher der Graf Tilly als General der Liga den Krieg geführt. Tilly war ein Mann von vieler Rohheit, unerbittlicher Strenge und großer Pünktlichkeit, dabei uneigennützig, aber stolz in hohem Grade. Nur auf äußere Dinge achtete er gar nicht, und als ihn der Kaiser zum Reichsfürsten erheben wollte, verbat er sich die Ehre, und schenkte dem Schreiber der Kanzlei 500 Thaler, damit er das Patent nicht ausfertigte. Seine Statur war klein und hager, aber von starkem Knochenbau. Zwischen seinen eingefallenen Wangen, seiner langen Nase, und seiner runzeligen Stirne sahen seine großen finstern Augen heraus. Sein graues, borstiges

Haar hing um den Kopf herum, den er mit einem spitzigen, hochaufgestutzten Hute zu bedecken pflegte, von welchem eine rothe Strausfeder hinten herabhing. Dazu nehme man ein grünatlaßnes Kleid nach spanischem Schnitt, mit aufgeschlitzten Aermeln, weite Beinkleider von demselben Zeuche, und weite, aufgeschlitzte Stiefeln *). In der Schlacht pflegte er einen kleinen Grauschimmel zu reiten. Dieser Mann hatte bis dahin nie eine Schlacht verloren, und räumte überall, wohin er kam, tüchtig auf. Braunschweigs, Mansfelds und andere Haufen wurden überall von ihm vertrieben. Aber er war doch nur ein General der Liga. Der Kaiser dagegen hatte kein Heer, wenigstens kein bedeutendes, und hing also ganz von der Liga und von Tilly ab; denn es fehlte ihm an Geld, ein eigenes Heer auf die Beine zu bringen. Während noch Ferdinand darüber grübelte, machte ihm einer seiner Officiere den Antrag, ein großes Heer aufzubringen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten sollte.

Dieser Mann war Albrecht von Wallenstein oder eigentlich Waldstein, gerade 100 Jahre später als Luther geboren (also wann?), aus einer alten evangelischen böhmischen Familie. In Goldberg in Schlesien war er auf Schulen gewesen, und hatte da dem Rector viele Noth gemacht. Auch auf der Universität Altorf (nahe bei Nürnberg) hatte er so viel Unruhen angefangen, daß man ihn einsperren und endlich fortweisen mußte. Dann ging er an den Hof eines kleinen Fürsten, des Markgrafen von Burgau, als Page. Da saß er einst an einem hohen offenen Fenster, schlief ein, und stürzte herab, doch ohne großen Schaden zu nehmen. Diese glückliche Erhaltung brachte ihn auf den Gedanken, daß er wohl noch zu etwas Hohem bestimmt sey. Er trat zur katholischen Kirche über, ging dann auf Reisen, besuchte Holland, England, Frankreich, Italien, und hier blieb er auf einige Zeit in Padua, wo er sich besonders mit Sterndeuterei (Astrologie) beschäftigte; denn damals glaubte man noch, aus dem Stande der Gestirne künftige Schicksale vorhersagen zu können. Ein schlauer Sterndeuter, der seinen Ehr-

*) Einmal fragte ihn ein spöttischer Franzose, wie man diese Tracht nenne? „C'est à la mode!“ antwortete Tilly, ohne sich zu besinnen.

geiz merkte, machte ihm weis, daß er noch zu sehr hohen Ehren gelangen würde, was freilich auch nachher zufällig eintraf. Dann ging er unter die Soldaten, machte einige Züge gegen die Türken mit, und heirathete nach dem Frieden eine alte reiche Wittwe, die nach vier Jahren starb, und ihn dadurch zum Erben eines ungeheuern Vermögens machte. Abwechselnd lebte er auf seinen Gütern in Mähren und in Wien, wo er durch Aufwand die Augen Aller auf sich zog. Zur Zeit der Schlacht am weißen Berge war er Oberst. Jetzt machte er dem Kaiser den erwähnten Vorschlag. Ferdinands Räthe meinten, man könnte ihn ja mit 20,000 Mann den Versuch machen lassen. „Nein!" rief Wallenstein, „das kann ich nicht! die getraue ich mir nicht zu unterhalten; wohl aber 50,000 Mann." Die Räthe sahen ihn spöttisch an, und glaubten, er sey nicht recht klug. „Ihr wundert Euch!" fuhr er fort. „Seht, mit 50,000 kann ich überall Gesetze vorschreiben, und die ganzen Lebensmittel einer Provinz stehen mir zu Gebote. So ist es nicht mit 20,000, die manchmal bitten müssen, wo jene befehlen." Das sahen die Räthe ein, und der Kaiser gab ihm nicht nur die gesuchte Erlaubniß, sondern auch das Recht, alle Officierstellen zu vergeben, ja, um ihm noch mehr Ansehen zu verschaffen, ernannte er ihn zum Herzoge von Friedland. Nun ließ der neue Herzog die Trommel rühren, und von allen Seiten strömten ihm Menschen zu; denn an müßigem Volke fehlte es nirgends, besonders damals, wo schon so manche Gegend verwüstet war, und wie gut es sich in Wallensteins Lager leben ließe, war ja schon bekannt. In kurzem hatte er mehr als 20,000 Mann beisammen, und wie er vorrückte, wuchs der Haufe wie ein rollender Schneeball an. Zuerst ging er auf Niedersachsen los, schlug Mansfeld, der damals noch lebte, bei der Elbbrücke unweit Dessau, und traf am Harze mit Tilly zusammen. Beide hätten nun zusammen handeln sollen; aber dazu war Jeder zu stolz; Keiner wollte von dem Andern Befehle annehmen, und so trennten sie sich nach nur dreistündigem Beisammenseyn. Jetzt ging Wallenstein auf den König von Dänemark, Christian IV., los, der an der Spitze der Union stand, und jagte ihn vor sich her. Demüthig bat dieser um Frieden, erhielt aber eine verächtliche Antwort, und binnen wenigen Tagen hatte Friedland Schleswig und Jüt-

land mit seinen Soldaten überschwemmt, und Christian mußte froh seyn, daß er ihm nicht noch nach seinen Inseln folgte. Hätte Wallenstein nur Schiffe gehabt! So blickte er ihm nur wüthend nach, und soll vor Zorn gar glühende Kugeln ins Meer haben feuern lassen. Das Alles geschah durch ihn allein, während der alte Tilly in einem Winkel von Deutschland ihm zusehen mußte. Und wie fürchterlich hausten die Wallensteiner! Wohin sie kamen, gingen Städte und Dörfer in Rauch auf, nachdem sie ausgeplündert waren; die Menschen wurden zu Tode gemartert oder dem Hungertode preisgegeben, und selbst Weiber und Kinder nicht verschont. Es war eine Rotte wilder Thiere, die in eine Schafheerde einbrachen. Wallenstein selbst hatte ein wildes Ansehen, wie auch sein Gemüth, das nur ganz von Einer Empfindung erfüllt wurde, vom Ehrgeize, und ohne menschliches Gefühl war. Er war eine lange, hagere Gestalt, mit stolz umherblickenden, kleinen, aber feurigen Augen, immer ernst, finster, geheimnißvoll und argwöhnisch. Seine Gesichtsfarbe war gelblich; seine Stirn hoch und majestätisch, seine Nase gebogen und stumpf; Kinn und Lippen waren mit starkem Schnauz- und Knebelbart bedeckt. Er lachte nie. Selbst sein Anzug hatte etwas Sonderbares: ein Reiterkoller von Elenshaut, Beinkleider von Scharlach, darüber eine rothe Leibbinde, und ein Mantel, wieder von Scharlach; auf dem Kopfe, mit kurzabgeschnittenem röthlichem Haare, das seitwärts in einigen Locken herabfiel, ein hochaufgestutzter runder Hut mit herabhängender rother Feder, und an den Füßen große Stulpstiefeln. Wenn die so aufgeputzte hagere Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt, sahen alle Soldaten mit geheimem Grausen ihm nach. Streng hielt er auf seine Befehle; die kleinste Verletzung derselben wurde augenblicklich am Leben bestraft. „Laßt die Bestie hängen!" rief er dann, und augenblicklich wurde der Befehl vollzogen. Dagegen sah er ihnen auch manche Unordnung nach, erlaubte Sengen und Brennen, Plündern und alle Liederlichkeit. Gegen seine Unterthanen war er streng und hart, und als sie ihn einmal gebeten hatten, ihnen die aufgelegten Abgaben zu erlassen, schrieb er: „Euer Entschuldigungen seynd lauter verlogen und unwahrhaftig; sucht, so lieb euch euer Seelen Seligkeit ist, mich bei der Nasen nicht umzuziehen; denn, so wahr Gott lebt! ihr werdet mirs mit euren

Köpfen zahlen müssen, wo ihr mir die Quote nicht alle Monat liefern werdet." Und als einmal in Reichenberg in Böhmen ein katholischer Priester ermordet war, wollte er die Stadt verbrennen und alle Einwohner mit dem Schwert umbringen lassen, und wurde nur durch die dringenden Bitten des Magistrats anderen Sinnes.

Jetzt war nun wieder der Krieg beendigt, und auf deutschem Boden kein Feind mehr. Dennoch vermehrte Wallenstein sein Heer, und brachte es endlich bis zu 160,000 Mann, und doch wurden immer noch mehr angeworben. Um Sold war er dabei nicht verlegen; denn alle deutsche Länder standen ihm offen, und alle mußten ihm, gleich viel, ob sie Freund oder Feind waren, Brandschatzungen und Lieferungen geben, so viel er ihrer nur besetzen konnte, und recht muthwillig verdarben seine Soldaten Alles, was sie selbst nicht verzehren, oder sonst gebrauchen konnten. Kein Mensch konnte begreifen, wozu Wallenstein seine große Macht noch vermehre. Die Fürsten schüttelten den Kopf, und fürchteten, er möchte entweder den Kaiser, oder sich selbst zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen wollen. Wallenstein ließ sie sprechen; er hatte unter den kaiserlichen Räthen viele Freunde, die beim Kaiser zu seinem Vortheil sprachen, und endlich gar demselben vorstellten, Wallenstein habe sich so große Verdienste erworben, daß er eine ausgezeichnete Belohnung erhalten müsse. Aber wo diese hernehmen? Da schlug Wallenstein selbst vor, daß man ihm Mecklenburg geben möchte. Die Herzöge dieses Landes waren ja Bundesgenossen Christians gewesen; unter diesem Vorwande konnte man sich ja ihres Landes bemächtigen. Geschwind wurden die armen Männer in die Acht gethan, und Wallenstein befahl seinen Generalen, ihnen ihr Land wegzunehmen. Vergebens baten die treuen Landstände, man möchte ihnen ihre guten Landesherren doch nicht nehmen, ohne ihre Entschuldigung anzuhören. Wallenstein zog ein, und jagte sie fort. Dafür wurde er zum Herzoge von Mecklenburg, dann zum Reichsfürsten, und zuletzt gar zum General des oceanischen und baltischen Meeres ernannt. Dazu war ihm aber Stralsund, damals eine starke Festung und bedeutende Handelsstadt, besonders gelegen, und er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, sie zu haben. Schon hatte sie die ihr aufgelegte

Summe regelmäßig bezahlt; jetzt sollte sie noch kaiserliche Besatzung einnehmen. Dessen weigerte sie sich aber geradezu. Einer der Rathsherren, ein muthiger Mann, ging selbst nach Prag, wo Wallenstein damals war, und machte Vorstellungen. Wallenstein empfing ihn, umgeben von seinen Hofleuten, mit königlicher Pracht, und gab ihm den ungnädigen Bescheid: er habe bereits Befehl gegeben, daß noch 15 Regimenter vor Stralsund rücken sollten; er selbst werde dahin aufbrechen, und nicht eher zurückweichen, bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen habe. Dabei strich er mit der Hand über den Tisch, und rief mit drohender Stimme: „So werde ich es mit der Stadt machen, daß nichts davon übrig bleiben soll, und wenn auch 100,000 Mann, ja ich selbst, dabei untergehen sollten." Der Rathsherr reiste auch nach Wien, erhielt Audienz beim Kaiser, und wußte ihn so zu rühren, daß er ihm einen schriftlichen Befehl an Wallenstein mitgab, Stralsund in Ruhe zu lassen. In Prenzlau holte er diesen ein, und zeigte ihm den kaiserlichen Befehl. Vergebens! „Und wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel gebunden wäre," rief Wallenstein mit funkelndem Blick, „sie müßte doch herunter." Jetzt kam Wallenstein selbst vor die Stadt, die von der See her von den Schweden fleißig unterstützt wurde. Man erzählte ihm, der König von Schweden würde bald selbst kommen. „Ich werde ihn mit Ruthen nach Hause peitschen!" rief er, und ließ gleich stürmen. Aber die wackern Bürger hatten Hülfe aus Schweden und Dänemark erhalten, und wehrten sich so tapfer, daß Wallenstein nach 14 Tagen abziehen mußte, nachdem er 12,000 Mann vor den Mauern der Stadt begraben hatte.

Mit Dänemark schloß jetzt Wallenstein plötzlich (1629) einen Frieden in Lübeck, und zwar so, daß Christian auch nicht ein Dorf verlor. Das ging ganz natürlich zu, Wallenstein wollte ungestört Mecklenburg beherrschen können; dazu mußte er aber mit jenem Nachbar Frieden haben, der dagegen ihn als Herzog von Mecklenburg anerkannte, und seine Bundesgenossen, die vertriebenen Herzöge, die doch erst um seinetwillen zu den Waffen gegriffen hatten, aufopferte! Das ist Fürstentreue! — Nun aber gingen doch die Soldaten wieder aus einander? — O nein! der Kaiser machte jetzt ein Gesetz bekannt, daß kein Reformirter im

Reiche geduldet werden, daß die Lutheraner alle seit dem passauer Vertrage (wann war der?) eingezogenen geistlichen Güter den Katholiken zurückgeben, und daß jeder katholische Fürst das Recht haben sollte, seine evangelischen Unterthanen zu seiner Religion anzuhalten. Nun hatte er doch wieder einen Vorwand, das ungeheure Heer beisammen zu lassen, um nämlich das Gesetz — man nannte es das Restitutionsedict — in Ausübung bringen zu lassen. Wie erschraken die evangelischen Fürsten! Jetzt erst sahen sie, aber zu spät, ein, daß, wenn sie gleich anfangs zusammengehalten hätten, es nicht so weit gekommen wäre. Zwei Erzbisthümer, 12 Bisthümer und eine unzählige Menge Stifter, Klöster und Kirchen mußten herausgegeben werden. Wie frohlockten die Jesuiten!

5. Wallensteins Abdankung. Aber nicht allein das Restitutionsedict schlug die Gemüther nieder; auch die zuchtlose Wirthschaft der Wallensteiner, unter der Protestanten und Katholiken gleich sehr litten, erregte allgemeine Unzufriedenheit, und alle Fürsten wünschten Frieden. Zwölf Jahre hatte nun schon der Krieg gedauert, und grenzenloses Elend war schon hier und da dadurch angerichtet worden. Daher baten Alle den Kaiser, doch eine Zusammenkunft der Fürsten auszuschreiben. Das geschah denn auch, und sie kamen 1630 in Regensburg zu einem sogenannten Kurfürstentage zusammen. Aber was mußte Ferdinand hier hören! Von allen Seiten schrie man auf ihn ein, und führte die bittersten Klagen über Wallenstein. Selbst der eigene Bruder des Kaisers sagte: „Ew. Maj. glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen haust. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen. Aber das Brennen, das Mißhandeln der Weiber und Kinder, das Todtschlagen, das Nasen- und Ohrenabschneiden und noch andere Martern — das kann der Officier wohl hindern. Ich weiß es wohl, daß man Ew. Maj. solche Sachen ausreden will; aber mir, Ihrem getreuesten Bruder, können Sie so viel wohl glauben. Die Officiere füllen ihre Beutel mit dem Schweiße und Blute der armen Leute an, und ich könnte Mehrere nennen, die vor kurzer Zeit noch in einer unansehnlichen Gestalt erschienen, jetzt aber 3 — 400,000 Gulden baares Geld besitzen. Die Summen nahmen sie nicht dem Feinde ab, sondern sie erpreßten sie von den armen Unterthanen der

katholiſchen Fürſten.“ Noch kläglicher waren die Berichte der pommerſchen Abgeordneten! ihr Herzog Bogislav habe die Soldaten als Freunde aufgenommen, dafür würden ſeine Unterthanen von ihnen bis aufs Blut gepeinigt. Nur allein Stettin hätte man 10 Millionen abgepreßt. Man nähme den armen Leuten die Hemden vom Leibe. Andere überreichten ſtatt des Geldes, welches ſie nicht aufbringen könnten, den Officieren ihre ganze fahrende Habe mit Thränen in den Augen. Die Auspfänder ſchätzten einen Zug Ochſen nicht höher als zwei Thaler, und dafür müßten ihn die Bauern hingeben. Das Kriegsvolk behandle die Unterthanen mit grauſamen Schlägen, verbrenne und verheere Alles im Lande, beraube die Kirchen, hindere den Gottesdienſt, und werfe die Leichname den Hunden zur Speiſe vor. Jeder Rittmeiſter lebe in Pommern fürſtlicher als Bogislav. Ganze Bezirke von 6 und mehreren Meilen wären in Einöden verwandelt u. ſ. w. Als die Stadt Stargard klagte, ſie könne die geforderte Summe nicht erſchwingen, ſchrieb der General an den dortigen Hauptmann: „Damit Stargard ſich zu beklagen deſto mehr Urſache haben möge, ſo befehlen wir hiermit dem Herrn Hauptmann ernſtlich, ſich auf der Stelle alles Dasjenige, was Stargard entrichten ſoll, zahlen zu laſſen, und ſollten ſich die Stargarder auch bis aufs Hemde ausziehen müſſen.“ Aehnliche Klagen ergingen auch von andern Fürſten, und alle baten, beſonders Maximilian von Baiern, daß der übermüthige Wallenſtein abgeſetzt würde.

Dieſen vereinigten Klagen und Bitten konnte der menſchlich fühlende Kaiſer nicht widerſtehen, ſo ſehr auch Wallenſteins Freunde am Hofe ihn zu entſchuldigen ſuchten. Aber er fürchtete ſich vor Wallenſtein. Endlich unterſchrieb er mit ſchwerem Herzen das Abſetzungsdecret. Nur war die Frage, ob Wallenſtein auch gehorchen würde? Und wenn er ſich weigerte, womit wollte ihn der Kaiſer zwingen? Zwei alte Freunde Wallenſteins (Graf Werdenberg und Freiherr Queſtenberg) wurden an ihn nach Memmingen, wohin er, um in der Nähe zu ſeyn, gegangen war, abgeſchickt, ihn vorzubereiten. Er empfing ſie freundlich, und ſagte ihnen, er wiſſe ſchon, warum ſie kämen; denn ſein Vetter hätte ihn ſchon von Allem unterrichtet. Dann las er ihnen eine aſtrologiſche Schrift vor. „Ihr Herren,“ ſagte er, „hieraus könnt

ihr sehen, daß ich euern Auftrag gewußt habe. Dem Kaiser lege ich keine Schuld bei; aber es thut mir wehe, daß Ihro Majestät sich meiner so wenig angenommen haben. Ich will aber Gehorsam leisten." — Wie froh waren die Abgeordneten, wie froh der Kaiser, wie froh endlich alle Fürsten! — Dann ging er nach Mähren auf seine Güter, und wählte besonders Prag zu seiner Residenz. Aus den Sternen glaubte er zu lesen, daß er noch zu etwas Höherem bestimmt wäre. Nun machte man weniger Umstände mit ihm, und nahm ihm auch noch Mecklenburg wieder ab.

6. Gustav Adolph, König von Schweden. An Wallensteins Stelle erhielt der alte Tilly die Oberbefehlshaberstelle über die Truppen der Liga und des Kaisers; denn schon stand ein neuer Feind auf, Gustav Adolph, König von Schweden. Die Nachricht davon erhielt der Kaiser noch in Regensburg. „Da haben wir halt á Feindel mehr," sagte er zu Tilly. Dieser aber hatte richtigere Begriffe von dem Schwedenkönige, und als die kaiserlichen Höflinge diesen einen Schneekönig nannten, den wohl der nordische Frost zusammenhalte, der aber bald schmelzen würde, wenn er sich dem Süden nähere, sprach er ernsthaft: „Der König von Schweden ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe der Jahre (35 Jahre alt), kräftig und abgehärtet. Er hat, was das Furchtbarste ist, im Kriege gelernt zu siegen, und durch Siege den Krieg zu führen. Die Stände seines Reichs fügen sich jedes Mal zuvorkommend seinem gewaltigen Willen; seine Hülfsmittel sind nicht gering, und seine Anstalten sehr zweckmäßig. Durch seine persönliche Ueberlegenheit hat er sein aus vielen Völkerschaften zusammengesetztes Heer zu einer einzigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorsam, so leicht wie ein Roß mit dem Zügel, regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nur nicht verloren zu haben, schon ein großer Gewinn ist."

Gustav Adolph war unstreitig der größte Mann seiner Zeit. Der Kaiser hatte ihn vielfach beleidigt. Er hatte seinem Feinde, dem Könige von Polen, Unterstützung gegeben, und wollte ihn nicht als König von Schweden anerkennen. Besonders aber rührte den guten König der Druck, unter dem die armen Protestanten in Deutschland seufzten. Er selbst bekannte sich zu Luthers Lehre,

und konnte es nicht übers Herz bringen, seine Glaubensgenossen so leiden zu sehen. Als Alles zur Ueberfahrt nach Deutschland fertig war, versammelte er die vier Stände des Reichs. Es war am 20. Mai 1630, als er unter sie trat, um ihnen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Hier nahm er sein einziges Kind, sein vierjähriges Töchterchen, Christina, auf den Arm, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Königin, und ließ sie schwören, ihr treu zu dienen. Die ganze Versammlung war gerührt, und zerfloß in Thränen. Auch er selbst war bewegt, und mußte sich erst sammeln, ehe er seine Abschiedsrede sprach. „Nicht leichtsinniger Weise," so sprach er, „stürze ich mich und euch in diesen neuen, gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidigt; er hat meine Feinde unterstützt; er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird; nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. — An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. — Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu beweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. — Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und zur Eintracht. Seyd selbst das Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. — Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, euerm Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. — Für euch Alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige

Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebewohl; ich sage es vielleicht auf ewig!" Dabei rannen dem Könige die Thränen aus den Augen, und in der Versammlung hörte man nichts als Schluchzen und Seufzen.

Mit einem kleinen, aber auserlesenen Heere (15,000 Mann), welches aus Liebe für ihn bereit war, sein Leben hinzugeben, schiffte er sich ein, und landete zuerst an der pommerschen Küste, an der Mündung der Peene *). Er war der Erste, der ans Land stieg. Sogleich knieete er, vor den Augen des ganzen Heeres, auf deutscher Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme für die glückliche Ueberfahrt, und bat um seinen fernern Segen. Allen umstehenden Officieren standen dabei die Thränen in den Augen. Der König sah es. „Weinet nicht," sprach er, „meine Freunde, sondern betet fleißig! Je mehr ihr betet, desto mehr werdet ihr siegen. Oft gebetet ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!" Es ist ein recht rührender Contrast, das so ganz entgegengesetzte Benehmen der Soldaten im wallensteinischen und der im schwedischen Lager zu sehen. Während dort alle edlere Gefühle des Menschen abgelegt waren, und die Laster aller Art ungescheut getrieben wurden, Keiner aber nach Gott fragte, ließ Gustav jedes Regiment täglich zum Morgen- und Abendgottesdienst einen Kreis um seinen Feldprediger schließen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten. Gotteslästerung, Raub, Spiel und Zweikämpfe waren streng verboten. In allen Tugenden ging Gustav selbst den Seinigen als Muster voran. Seine reine, lebendige Gottesfurcht gab ihm in den schwierigsten Lagen Muth und Besonnenheit, und seine Soldaten hatten das feste Vertrauen, daß sie unter einem so frommen und verständigen Könige siegen müßten. Gleich dem gemeinsten Soldaten trug er jedes Ungemach des Krieges. In dem größten Gewirre der Schlacht achtete er auf jede Bewegung; nur verleitete ihn sein kühner Muth oft, sich in die furchtbarste Gefahr zu stürzen, wo er auch nachmals den Tod fand.

Man sollte meinen, daß sich die evangelischen Stände Deutschlands über einen solchen Helfer in der Noth wohl gefreut und

*) Nicht auf der kleinen Insel Rüden, wie neue Untersuchungen erwiesen haben.

geeilt hätten, ihm mit Rath und That beizustehen. Aber gerade das Gegentheil. Sie faßten einmüthig den Entschluß, sich nichts mit Gustav zu thun zu machen, — damit der Kaiser nicht zürnen möchte; indessen wollten sie ein Heer aufbringen, um sich dem Restitutionsedict so lange als möglich zu widersetzen. Gustav trieb indessen die kaiserlichen Truppen in Pommern vor sich her; denn viele der Wallensteiner waren entlassen worden; aber noch beim Abzuge verübten diese fühllosen Menschen die empörendsten Grausamkeiten an den wehrlosen Bewohnern, die ihnen doch so lange Quartier gegeben hatten. Dann wandte sich Gustav an den Herzog Bogislav, einen überaus peinlichen, ängstlichen Mann, und verlangte, daß er ihm Stettin einräume; das sey zu seiner Sicherheit durchaus nöthig. Aber davon wollte der Herzog nichts hören. Er kam selbst in Gustav's Lager, und war außer sich vor Angst. Auf der einen Seite war Gustav mit einem schlagfertigen Heere, und auf der andern die Furcht vor des Kaisers Zorn. „Ach!" rief er aus, als Gustav anfing ungeduldig zu werden, „soll ich denn in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, mein Land verwüstet und einem Andern gegeben, und meine Residenz von Grund aus zerstört werde!" — Gustav suchte ihn zu beruhigen, und rief endlich: „Eilet, eilet, lieber Vetter; hier ist Schnelligkeit nöthig, und glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius." — „Nun in Gottes Namen!" rief Bogislav halb in Verzweiflung aus, und die Schweden zogen ein.

Nicht besser ging es Gustav mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, einem höchst unentschlossenen Manne. Als ihm Gustav ein Bündniß anbot, wollte er aus der Haut fahren. „Was würde der Kaiser sagen?" meinte er. Und doch hatte Gustav so große Eil; denn schon hatte die Stadt Magdeburg, die von Tilly hart belagert wurde, ihn flehentlich gebeten, ihr zu Hülfe zu kommen. „Drei Wochen haltet euch nur noch!" ließ er ihr zurücksagen: „dann hoffe ich euch Hülfe zu bringen." Einstweilen schickte er ihr einen erfahrenen General zum Commandanten. Darum brannte dem König der Boden unter den Füßen. Aber eher konnte er nicht vorwärts gehen, bis er sich den Rücken gedeckt hatte, und ließ den Kurfürsten auffordern, ihn Spandau und Küstrin besetzen zu lassen; er gab

sein Ehrenwort, sie ihm zurückzugeben, sobald Magdeburg entsetzt sey. Aber der schwache Mann konnte sich zu nichts entschließen, selbst nicht, als Gustav mit ihm in Berlin eine persönliche Zusammenkunft hielt. Bei einem großen Schmause, welchen Georg Wilhelm dem Könige zu Ehren anstellte, war Jener so verdrießlich, daß er kaum ein Wort sprach. „Das wundert mich nicht," sagte Gustav; „denn meine Forderung ist von großen Folgen. Aber ich verlange es ja nicht für mich, sondern für den Kurfürsten, für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen, ja für das Wohl von ganz Europa." Dann wandte er sich an den Herzog von Mecklenburg, und rief so laut, daß Alle es hören konnten: „Ich gehe jetzt nach Magdeburg, um es zu entsetzen, nicht für meinen Vortheil, sondern für den der Protestanten. Will mich Niemand unterstützen, so kehre ich auf der Stelle um. Ich mache mich frei von dem Allen, was daraus entstehen kann; ich biete dem Kaiser einen Vergleich an und gehe nach Stockholm zurück. Ich weiß, der Kaiser wird sehr gern einen solchen Vergleich schließen, wie ich ihn will. Aber ihr Protestanten habt es einst vor Gott zu verantworten, daß ihr für das Evangelium nichts habt thun wollen. Ist Magdeburg verloren, und bin ich nach Schweden zurückgegangen, so mögt ihr zusehen, wie ihr fertig werdet." — Das half. Der Kurfürst räumte ihm Spandau ein, und nun wollte Gustav rasch bei Wittenberg über die Elbe gehen, und Magdeburg zu Hülfe kommen. Aber Wittenberg gehörte damals dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, einem kleinlich denkenden, dem Biertrunk ergebenen Manne, und dieser schlug ihm den Durchmarsch rund ab; denn seine Bierfässer waren ihm, wie man laut sagte, lieber als das Wohl seiner Glaubensgenossen. Kaum konnte Gustav seinen Unwillen zurückhalten. „Mögen denn diese Menschen zu Grunde gehen, weil sie es so haben wollen! Ich aber werde nach Pommern zurückgehen, und da warten, bis sie am Abgrunde stehen, und mich zu Hülfe rufen müssen. Lieber Himmel! wie kann man doch das Haus seines Nachbars brennen sehen, und nicht eilen, das Feuer zu löschen? Das ist mir unbegreiflich! So soll also die unglückliche Stadt zu Grunde gehen, und mit ihr vielleicht der geringe Ueberrest von deutscher Freiheit!" Während noch die Couriere hin- und hergingen, und

Gustav ängstlich auf die Bewilligung des Durchmarsches harrte, kam die entsetzliche Nachricht, daß Magdeburg erobert sey.

7. Die Zerstörung Magdeburgs, 1631. Magdeburg hatte sich den kaiserlichen Befehlen widersetzt und keine Soldaten einnehmen wollen; Ursache genug, es in die Acht zu thun. Tilly wurde beauftragt, es zu belagern und zu züchtigen. Schon seit dem December 1630 war die Stadt eingeschlossen worden, und wurde von den Kaiserlichen lebhaft beschossen. Mehrmals schon hatte Tilly sie aufgefordert, sich zu ergeben; aber täglich hofften die Einwohner auf die versprochene Ankunft Gustavs, und beschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu wehren. Jetzt war es schon Mai 1631. Noch einmal schickte Tilly einen Trompeter in die Stadt, und warnte sie; aber Falkenberg hielt diesen drei Tage lang in der Stadt zurück, um Zeit zu gewinnen. Indessen machte Tilly alle Anstalten, die Mauern mit Sturm zu nehmen, ehe Gustav herankäme. Noch am 9ten Mai Vormittags ließ er ein fürchterliches Feuer gegen die Stadt machen. Bomben, Granaten und glühende Kugeln fielen wie ein Regen über die Häuser. Aber des Nachmittags ließ das Feuern plötzlich nach, selbst die Kanonen wurden aus den Batterien zurückgeführt, und das bestärkte die Magdeburger in der Hoffnung, die Schweden müßten in der Nähe seyn. Eben so ruhig verging die Nacht, und gegen Morgen um 5 Uhr gingen die ermüdeten Soldaten und Bürger, die seit Monaten schon nicht recht ausgeschlafen hatten, in ihre Häuser, um einige Stunden lang der Ruhe zu pflegen.

Am Tage vorher war in einem Kriegsrathe, den Tilly halten ließ, der Sturm beschlossen worden, und die Rollen vertheilt. Die Leitern lagen bereit. Um 5 Uhr Morgens — es war der 10te Mai — erwarteten die Soldaten das Zeichen. Aber an diesem Morgen hielt Tilly noch einen Kriegsrath, und dies verzögerte den Sturm bis 7 Uhr. Jetzt wurden alle Kanonen gelöst, und von allen Seiten stürzten die Kaiserlichen auf die Wälle los. Die meisten Soldaten und Bürger waren zu Hause in tiefem Schlafe; die wenigen, welche Wache standen, wurden schnell überwältigt, und der Wall war erstiegen. Der schwedische Commandant Falkenberg war eben auf dem Rathhause, um den kaiserlichen Trompeter abzufertigen, als er den Kanonendonner hörte. Er eilte den Eindringenden entgegen, und wurde erschossen.

Indeſſen waren die Wälle bereits erſtürmt; die Thore wurden eingeſchlagen, und es erhob ſich in der Stadt ein fürchterlicher Tumult. Die Trommler ſchlugen Lärm; in den Straßen wurde geſchoſſen, und Alles ſchrie aus voller Kehle: „Der Feind iſt da!" Von allen Seiten läuteten die Glocken Sturm. Ueberall fuhren die armen Bürger aus dem Schlafe auf, ohne erſt recht zu wiſſen, was es gäbe. Manche ſtürzten auf die Straßen, und wurden von den Kaiſerlichen, die ſchon bei hellen Haufen eindrangen, niedergeſtochen. Andere verriegelten ihre Häuſer und Fenſterladen, und brachten ihre Frauen und Kinder und ihre beſten Habſeligkeiten in Sicherheit. Welch ein Tag des Schreckens und Grauſens! Welch fürchterlicher Wechſel der freudigen Erwartung und des Entſetzens! Vor wenigen Minuten noch warteten ſie auf die nahe Ankunft der Schweden, und jetzt drangen die Feinde mit wüthendem Mordgeſchrei durch die Straßen. Alles, was dieſe auf den Gaſſen fanden, wurde ohne Barmherzigkeit niedergeſäbelt; wenige Bürger wagten Widerſtand zu leiſten, und deckten bald mit ihren blutenden Körpern die Straßen. Gegen Mittag waren die Kaiſerlichen im Beſitze aller Theile der Stadt.

Die armen Bürger erwarteten nun mit Zittern in ihren Häuſern, was ihr Schickſal ſeyn würde. Tilly hatte den Soldaten die Stadt zur Plünderung übergeben. Jetzt ſtürzten ſie, vorzüglich die Wallonen, welche Graf Pappenheim commandirte, auf die Häuſer los. Die Thüren waren bald eingeſchlagen, und nun eröffneten ſich Scenen, welche in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu beſchreiben keine Feder vermag. Mit dem Rufe: „Jeſus Maria!" drangen ſie in die Wohnungen ein; die Bewohner wurden entweder gleich niedergehauen, oder erſt gemartert, um die verborgenen Schätze anzuzeigen. Väter wurden vor den Augen ihrer Kinder erſtochen, Frauen in den Armen ihrer Männer erwürgt, und Kinder an der Wand zerſchmettert. Nicht einmal die ſchwachen Mädchen wurden verſchont. Manche ſtürzten ſich vor Angſt von den obern Fenſtern herab, oder ſuchten in den Wellen der Elbe Rettung. In einer Kirche wurden 53 Frauen, die ſich dorthin geflüchtet hatten, gefunden, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden, und dann die Köpfe abgeſchlagen. Jetzt brachen auch die Kroaten, die wildeſten und räuberiſchſten unter Al-

len, in die Stadt, und hielten eine fürchterliche Nachleſe. Man ſah, wie dieſe Unmenſchen kleine Kinder, die auf den Gaſſen herumliefen und nach ihren Müttern ſchrieen, bei den Beinen ergriffen, und in die brennende Glut warfen, denn bereits war Feuer an die Häuſer gelegt, und ſchon brannten ganze Straßen. Andere ſpießten die Kinder auf, und ließen ſie langſam braten. Doch genug von dieſen entſetzlichen Unthaten, wovor die Menſchheit ſchaudert! Ein heftiger Sturm peitſchte das Feuer bald zu einem großen Feuermeere; die Flammen flogen ſchnell von Straße zu Straße, und in zehn Stunden war von einer der ſchönſten und reichſten Städte Deutſchlands nichts mehr übrig, als die Domkirche, ein Kloſter und eine Reihe elender Fiſcherhäuſer. Alles Uebrige lag in Aſche und Graus. Als nun ganze Straßen in Flammen ſtanden, und die Luft glühte, mußten ſich die Bürger eiligſt zurückziehen. Welch ein Gedränge durch Trümmer und Leichen und durch das ſtrömende Blut! Einige menſchlich fühlende Officiere waren während der ärgſten Plünderung vor das Thor geeilt, wo Tilly hielt und dem Brande zuſah, und baten ihn: doch dem Blutvergießen Einhalt zu thun. „Kommt in einer Stunde wieder," antwortete er; „ich werde dann ſehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für ſeine Arbeit auch etwas haben." — Es iſt merkwürdig, daß ſeit dieſem Schreckenstage Tilly kein Glück mehr gehabt hat. Bis dahin hatte er nie eine Schlacht verloren, obwohl ſein Körper ganz mit Narben bedeckt war; aber von nun an war es aus mit ihm; das Glück wandte ihm den Rücken zu. Wer erkennt nicht auch hierin die gerechte Vergeltung der Vorſehung? Alle die Hände, die am 10. Mai 1631 ſo vieles unſchuldige Blut vergoſſen, ſind längſt im Grabe vermodert; aber wie mag jetzt noch den Seelen dieſer fühlloſen Menſchen im Lande der Vergeltung zu Muthe ſeyn! Lange haben nun die an jenem Tage gemordeten Bürger ſich ausgeängſtigt und ausgelitten; aber ihr Blut klagt noch ihre Mörder an.

Sobald ſich die Wuth des Brandes nur etwas gelegt hatte, kehrten die Soldaten zurück, um unter den rauchenden Trümmern nach Schätzen zu wühlen. Manche fanden viel; denn das Meiſte war in die Keller gerettet; aber Viele erſtickten auch durch den Dampf. Ehe Tilly ſeinen Einzug halten konnte, war es

nöthig, die Straßen aufzuräumen, und die unzähligen Leichen wegzuschaffen. Dies hielt einen ganzen Tag auf, und es wurden allein 6440 in die Elbe geworfen, die ungerechnet, welche begraben worden, und welche in ihren Verstecken verbrannt oder erstickt waren. Ein Zeitgenosse giebt die Todten auf 40,000 an! Unter den Todten fand man noch lebendige Kinder, welche neben ihren todten Müttern lagen, oder unter ihren ermordeten Vätern oder Brüdern; andere liefen in den Straßen umher, und riefen nach ihren Eltern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und wußten nicht zu sagen, wem sie angehörten. Nur 400 Bürger, die reichsten, waren dem Blutbade entgangen. Nicht aus Menschlichkeit hatte man sie geschont, sondern weil man von ihnen ein großes Lösegeld zu erpressen hoffte. Aber dies erhielt man nicht; denn wenige Tage hernach entstand — man weiß nicht wodurch — ein Feuer im kaiserlichen Lager, und dabei entsprangen nicht nur jene Gefangenen, sondern es verbrannte auch die in Magdeburg geraubte Beute. Wer verkennt hierin die göttliche Gerechtigkeit?

Erst am dritten Tage hielt der schreckliche Tilly seinen Einzug. Man meldete ihm, daß sich im Dome 1000 Einwohner befänden, die sich dorthin gerettet, und seit drei Tagen nichts gegessen hätten. Er schenkte ihnen das Leben, und befahl, daß man Brot unter sie austheilte. Dann begab er sich selbst in diese Kirche, und ließ das Tedeum singen. Ob wohl Gott gnädig auf ihn herabsehen mochte? Auch ritt er durch die Straßen zwischen den noch dampfenden Schutthaufen, und es schien ein leises Gefühl von Mitleiden in seiner Seele aufzutauchen. Aber der Eindruck war nur gering; denn er schrieb an den Kaiser mit Wonnegefühl: „Seit dem Untergange von Troja und von Jerusalem ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden.“ — Auch pflegte er nachmals mit grausamem Spotte das Blutbad die magdeburgische Hochzeit zu nennen *).

*) Wir haben noch einige Erzählungen von solchen Einwohnern übrig, die sich gerettet haben. Die kürzeste davon mag hier des Beispiels wegen stehen: „Als unser Schullehrer am 10. Mai Morgens seinen Unterricht geendigt hatte, und mit seinen Schülern, zu denen ich gehörte, betete, entstand ein Geschrei in der Straße: die Stadt sey erobert. Flintenschüsse bestätigten die Wahrheit dieser Aussage, noch mehr das Sturmgeläute. Sogleich ließ uns der Lehrer aus einander gehen. Er

8. Die Schlacht bei Leipzig, 7. Sept. 1631.

Gustav Adolph hatte nun, weil ihm Johann Georg den Durchzug

empfahl uns dem Schutze Gottes, und sagte, daß wir uns wahrscheinlich erst im Himmel wiedersehen würden. In einem Augenblicke machten wir uns Alle davon, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Ich erreichte den breiten Weg (die Hauptstraße, die durch die ganze Stadt führt), und sah der Stadtwage gegenüber, neben der Hauptwache, einen Haufen Soldaten, den Säbel in der Hand. Neben ihnen lagen viele andere Soldaten, auf der Erde todt ausgestreckt. Dieser Anblick machte mich schaudern. Ich lief aus allen Kräften, und schlug die Pelikanstraße ein, in der Hoffnung, das Haus meines Vaters erreichen zu können. Aber kaum hatte ich in dieser Absicht einige Schritte gethan, als ich mich mitten unter einem andern Haufen Soldaten befand, die eben einen Menschen niederstießen, den ich sich in seinem Blute wälzen sah. Dieser Anblick erschütterte mich mit solcher Gewalt, daß ich nicht weiter laufen konnte. Ich flüchtete mich indessen in ein Haus, dem Wirthshause zum Pelikan gegenüber. Hier stieß ich auf einen alten Mann, der mir sagte: „Liebes Kind, was suchst du hier? Rette dich lieber, ehe du den Soldaten in die Hände fällst." Ich wollte eben seinem Rathe folgen, aber dazu hatte ich keine Zeit mehr; denn ein Haufe Kroaten drang in das Haus ein, als ich es eben verlassen wollte. Sie schwangen den Säbel über dem alten Manne, und forderten Alles, was er habe. Ungesäumt öffnete ihnen dieser einen Kasten voll Gold, Silber und Kleinodien. Sie fielen darüber her, steckten ein, so viel in ihre Taschen ging, das Uebrige thaten sie in einen Korb. Dann schossen sie den alten Mann nieder. Ich schlich mich geschwind fort, und suchte mich hinter einige alte Kisten zu verstecken. Indem ich so überall herumkroch, erblickte ich eine sehr schöne, junge Dame, die mich dringend bat, fortzugehen, und sie nicht zu verrathen. Ich gehorchte ihr; ehe ich aber noch wußte, wohin ich mich wenden sollte, hielten mich die Kroaten fest, und einer von ihnen schrie: „Halt, du Hundejunge! da nimm den Korb, und trage ihn vor mir her!" Ich griff schnell zu, und begleitete sie überall, wohin sie gingen. Sie stiegen in mehrere Keller und beraubten Männer und Frauen ohne Erbarmen. Als wir aus dem einen Keller wieder heraufstiegen, sahen wir mit Entsetzen, daß das Feuer schon das Haus ergriffen habe. Wir drangen mitten durch die Flammen, und machten uns geschwind davon. Wahrscheinlich sind alle Die, welche noch im Hause waren, darin umgekommen. Seit dem Tage habe ich meinen Vater und meine Mutter nie wiedergesehen!"

Wie viele Herzen mögen in jenen wenigen Stunden angstvoll geschlagen haben! welches Jammergeschrei mag ausgestoßen, welche Schmerzen gefühlt worden seyn, von denen die Geschichte nichts weiß! Alles wurde durch den ungeheuern Brand wie mit einem Schleier bedeckt! —

durch Sachsen nicht erlauben wollte, einen weiten Umweg durch die Altmark machen müssen. Bei der Gelegenheit machte er sich die Freude, die durch Wallenstein vertriebenen Herzöge von Mecklenburg wieder einzusetzen. Wie dankbar blickten die Mecklenburger zu ihm hinauf! Er führte die Herzöge selbst nach ihrer Residenz Güstrow zurück, wo sie unter dem Jauchzen des Volks ihren Einzug hielten, und als auf dem Markte mehrere Fässer Wein dem Volke überlassen wurden, befahl er, daß jede Mutter, die einen Säugling hätte, diesen herzutragen, und ihm von dem Wein zu trinken geben sollte, damit noch die Kindeskinder dieses Einzuges der vertriebenen Fürsten gedenken möchten. Als er nach Tangermünde an der Elbe kam, stellte man ihm die dort gemachten kaiserlichen Gefangenen vor. Sie fielen vor ihm auf die Knie nieder, falteten die Hände, und baten um Gnade. Gustav sah sie streng an, und sprach: „Steht auf! so muß man keinen Menschen verehren; ich bin nicht Gott. Werft euch vor dem höchsten Wesen nieder, und dankt ihm, daß ich euch das Leben schenke. Ihr habt euch hier im Lande als Räuber aufgeführt. Wenn ihr die Stärkern waret, habt ihr meinen Schweden kein Quartier gegeben; ihr habt sie grausamer behandelt als es die Türken gethan haben würden. Ihr hättet Alle den Tod verdient; aber ich begnadige euch. Geht, lebt, und dankt Gott für meine Milde!"

Tilly konnte sich in dem ausgeplünderten Niedersachsen nicht länger halten. Dagegen warf er sein Auge auf das Kurfürstenthum Sachsen, welches bis jetzt am wenigsten gelitten hatte, und verlangte vom Kurfürsten, daß er seine Soldaten zu ihm stoßen ließe, und die verlangten Lieferungen hergäbe. Johann Georg machte Umstände. Da schickte Tilly gleich seine Vortruppen ins Land, die damit anfingen, einige Städte auszuplündern. Und das war nur das Vorspiel; denn nun rückte Tilly mit dem eigentlichen Heerhaufen erst auf Leipzig los, beschoß es mit Bomben, und nahm es ein. Der Kurfürst wußte sich vor Angst und Schrecken nicht zu lassen. Wie bereuete er jetzt, nicht das Bündniß mit den Schweden angenommen zu haben! „Vielleicht ist es noch Zeit," dachte er. Geschwind schickte er einen Gesandten an Gustav Adolph, und ließ ihn flehentlich bitten, ihm doch eilends zu Hülfe zu kommen. Gustav war damals in Brandenburg.

Er freute sich heimlich über die Verlegenheit des unklugen Kurfürsten, und antwortete ganz kalt: „Es thut mir leid, daß der Kurfürst sich in Noth befindet; aber er ist selbst Schuld, und hätte er mir geglaubt, so würde er nicht in der Verlegenheit seyn, und Magdeburg noch stehen. Jetzt sucht er mich nur, weil ihn die Noth zwingt." — Da der Gesandte fortfuhr, zu bitten, so rief er endlich: „Gut! ich verlange, daß mir der Kurfürst Wittenberg einräumt, daß er seinen ältesten Sohn als Geisel schickt, daß er meinen Soldaten eine dreimonatliche Löhnung giebt, und alle seine schlechten Rathgeber mir ausliefert. Will er das nicht, so mag er sehen, wie er fertig wird." Als Johann Georg dies hörte, rief er ungeduldig: „Mein Gott! nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; ich will mich und meine ganze Familie ihm zu Geiseln geben. Kehrt geschwind zu ihm zurück, und sagt ihm, er solle mit mir gewiß zufrieden seyn!" — Gustav war gerührt über die Angst des schwachen Mannes, und großmüthig genug, alle jene Bedingungen fallen zu lassen, und nichts zu verlangen, als daß die Sachsen zu ihm stoßen, und seinen Befehlen gehorchen sollten.

Und nun ging er schnell auf Tilly los. In der Ebene bei Leipzig trafen sie am 7ten Sept. 1631 auf einander. Wohlweislich stellte Gustav die Sachsen auf den linken Flügel; denn er hatte zu ihrer Tapferkeit kein großes Vertrauen. Und richtig! gleich beim ersten Angriff, welchen Tilly gegen sie machen ließ, liefen sie aus einander. Der Kurfürst galoppirte auch fort, und machte erst nach mehreren Stunden in Eilenburg Halt, um sich durch einen Trunk Bier zu stärken. Aber die Schweden? — Die hielten desto wackerer aus. Siebenmal sprengte Pappenheim mit der Reiterei gegen sie, und siebenmal wurde er zurückgeschlagen. Sie standen wie die Mauern, und endlich brachte der brave General Gustav Horn die Kaiserlichen ganz in Verwirrung. Zum ersten Male wurde hier Tilly geschlagen, und zwar vollkommen. Fast wäre er gefangen oder getödtet worden. Ein Rittmeister in schwedischen Diensten, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, wollte ihn lebendig oder todt haben, und griff den alten General wüthend an. Schon hatte dieser drei Schüsse und einen Lanzenstich erhalten; schon schlug der lange Fritz mit einer umgekehrten Pistole auf ihn los, faßte ihn beim

Kragen, und forderte ihn auf, sich zu ergeben: da kam ihm noch zu rechter Zeit ein Officier zu Hülfe, und zerschmetterte dem Fritz den Kopf. Die Niederlage Tilly's war so groß, daß er zwei Tage darauf kaum 600 Mann beisammen hatte.

Der Kurfürst kam den Tag nach der Schlacht wieder zum Vorschein, und Gustav war edel genug, ihn durch keinen Vorwurf zu kränken. Sie hielten nun in Halle Kriegsrath, und verabredeten, ins Herz von Deutschland zu dringen; Johann Georg eroberte Böhmen, und Gustav zog nach dem Rhein, wo ihm alle Städte freundlich die Thore öffneten, und im nächsten Jahre nach Baiern, von wo er den Kurfürsten Maximilian verjagte. Bei dieser Gelegenheit kam Tilly ums Leben. Er wollte den Schweden bei Rain den Uebergang über den Lech wehren, erhielt aber einen Schuß ins rechte Knie, und starb 14 Tage darauf. An ihm verlor der Kaiser einen großen General.

9. Wallenstein tritt wieder auf. Wallenstein hatte indessen wie ein lauernder Löwe in Prag und auf seinen Gütern still, aber mit mehr als kaiserlicher Pracht gelebt. Sein Astrolog Seni redete ihm täglich vor, daß er noch über alle seine Feinde triumphiren und zu einem unabhängigen Fürsten emporsteigen werde. Das machte den Herzog von Friedland so stolz, daß er sich davor gar nicht zu lassen wußte. Abwechselnd lebte er in Prag und auf seinen herrlichen Gütern, die mit prächtigen Schlössern und Gärten verziert waren. In Prag sieht man noch den prachtvollen Palast, den er sich erbaut hatte. In einem hochgewölbten Festsaale ließ er sich von berühmten Künstlern malen, wie er auf einem Wagen, von vier Sonnenrossen gezogen, im Triumph einherfährt. Besonders schön ist eine Säulenhalle in grandiosem Style, mit den prächtigsten Freskobildern ausgemalt, von welcher sich eine freie Aussicht in den Park eröffnet. Ein tausend und 72 Pferde standen in seinen Ställen, und fraßen aus marmornen Krippen. Hundert Schüsseln wurden täglich auf seine Tafel gesetzt, wenn er allein speiste. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern warteten ihm auf. Sie waren in hellblauen Sammet, mit Gold und rother Seide besetzt, gekleidet. Eine Leibwache von 50 Mann, mit Hellebarden versehen, und eben so wie die Pagen, nur gröber, gekleidet, stand in seinem Schloßhofe, und bewachte die Zugänge zu seinen

Zimmern. Aehnliche Livreien trug seine zahlreiche Dienerschaft. Die Zahl der bei ihm angestellten Oberhofmeister, Stallmeister, Kammerherren, Mundschenken, Vorschneider, Küchendiener, Stallknechte und Silberdiener belief sich auf 899 Köpfe. Er gefiel sich recht darin, einen ungeheuern Aufwand zu treiben, während der Kaiser Ferdinand oft nicht wußte, wo er das Geld hernehmen sollte. Vier Kammerherren, von denen jeder seine eigenen Pagen und Bedienten hatte, sechs Freiherren und eben so viele Ritter waren seiner Winke gewärtig, und Virtuosen aller Art verherrlichten seinen Hof. Auf Reisen folgten ihm 6 Kutschen mit seinem Gefolge, im Kriege gar hundert vier- und sechsspännige Wagen. Er selbst war mäßig und nüchtern, und schalt denjenigen des Lebens unwürdig, der nur für seinen Magen lebte. Wenn aber gezecht wurde, so ging es wild her, und man trank dann aus Hüten. Er sprach nur wenig, lachte selten, war finster, mürrisch, eigensinnig und mißtrauisch, erlaubte aber bei der Tafel Frohsinn und Scherz. Wegen der Gicht ging er langsam und auf einen Stock gestützt; mißtrauisch warf er bei jedem Schritte die Augen umher. Sein thätiger Geist ruhte nie; daher mußte eine Todtenstille um ihn her seyn. Weit um sein Quartier her waren Posten angestellt, welche Jeden warnen mußten, stark aufzutreten, und das Bellen der Hunde, das Rasseln der Wagen, jedes laute Wort, selbst das Klirren der Sporen war ihm verhaßt. Sein Stolz verlangte die tiefste Ehrerbietung von Jedermann, selbst von den Vornehmsten, und es machte ihm ein Vergnügen, deutsche Fürsten recht geringschätzig zu behandeln. In Allem, was er that, wich er von der Handlungsweise anderer Menschen ab, und sah es gern, wenn er das bei Andern auch fand. Einst hatte ein Hauptmann, der auf der Wache stand, ihn nicht bemerkt, und sollte Schläge bekommen. Aber er widersetzte sich, gab seinem Pferde die Sporen, und drohte, den zu erschießen, der sich ihm nähern würde; er wolle lieber mit Ehren sterben, als mit Schande leben. „Brav!" rief Friedland, „du mußt vielen Muth haben, daß du dich meinen Befehlen zu widersetzen wagst." Und er schenkte ihm 2000 Thaler. — Ein gemeiner Soldat, zeichnete sich einmal so aus, daß Wallenstein ihn zum Hauptmann ernannte. Aber der Mensch bedankte sich nicht einmal dafür. Darüber war Wallenstein nicht nur nicht böse, sondern er gab

ihm obendrein ein bedeutendes Geschenk. „Daß er mir nicht gedankt hat," sprach er, „ist die größte Lobrede auf mich; es beweist, daß ich das Verdienst, und nicht die Person belohne. Es ist nicht nöthig, Dank zu sagen, wenn man keine Gefälligkeiten erhalten hat." Was ihm zum Ruhme anzurechnen ist, war, daß er nie auf Empfehlungen, sondern blos auf Verdienste sah. Einmal kam ein Fremder in sein Lager, und brachte ein kaiserliches Patent mit, daß Wallenstein den Ueberbringer zum Befehlshaber des ersten erledigten Reiterregiments machen sollte. So etwas war ihm nun in den Tod zuwider. Er lud den Fremden und viele Obersten zu Tische. „Hört!" sprach er, „Einer von euch muß sterben." Da Alle erschraken, fuhr er spöttisch fort: „Ja, ja! der fremde Herr da ist gekommen, eins von euern Regimentern zu erhaschen. Lege sich doch Einer von euch geschwind ihm zu Gefallen ins Grab!" — Neugierig war er über die Maßen, ein Fehler, der jedem Menschen schlecht steht, einem Manne aber vorzüglich. Kundschafter hielt er an allen Höfen, besonders in Wien, die ihm berichten mußten, was die Leute von ihm sprächen. Nur Einer besaß sein Vertrauen ganz: Seni, sein Astrolog. Nichts unternahm er, ohne ihn erst um Rath zu fragen, weil er glaubte, daß Seni in den Sternen die künftigen Ereignisse lesen könnte.

Wallenstein stand auch nach seiner Absetzung mit Kaiser Ferdinand in gutem Verhältnisse *). Sie unterhielten mit einander einen Briefwechsel; Ferdinand fragte ihn über die wichtigsten Angelegenheiten um seine Meinung, und bezeigte ihm überall sein besonderes Vertrauen. Unter Anderm mußte Wallenstein auf Ferdinands Befehl sich Mühe geben, den Kurfürsten von Sachsen vom Vordringen nach Prag abzuhalten, und ihn vom schwedischen Bündnisse abzuziehen und da das nicht gelang, so ertheilte er den kaiserlichen Generalen seinen Rath, wie sie den vordringenden Feind aufhalten könnten.

*) Durch neuere Untersuchungen ist erwiesen worden, daß die Nachrichten über die Rache, die er dem Kaiser geschworen, über seine Unterhandlungen mit den Schweden, kurz über seine sogenannte Verrätherei, erst nach seinem Tode von seinen Feinden erdichtet worden ist, die dadurch seine Ermordung rechtfertigen wollten, daß er also als Opfer ihrer Verfolgung gefallen ist.

Indeſſen erhielten die Angelegenheiten des Kaiſers eine immer ſchlimmere Wendung; die Sachſen ſtanden in Prag, Tilly war todt, und Guſtav Adolph war bis Baiern vorgedrungen. Ferdinand berief ſeine Räthe, und fragte, was in ſolcher Noth zu thun ſey. Die geiſtliche Partei rieth, den Sohn des Kaiſers zum Feldherrn zu ernennen; da dieſer aber keine Kriegserfahrung hatte, ſo drangen Wallenſteins Freunde durch, ſo daß dieſem der Oberbefehl wieder übertragen werden ſollte. Nur fragte es ſich, ob er, der Tiefgekränkte, den Antrag annehmen würde. Zuerſt wurde Freiherr von Queſtenberg zu ihm geſchickt; aber Wallenſtein gab ihm eine entſchiedene verneinende Antwort: er ſey krank, leide am Podagra. Der Kaiſer war darüber ſehr beſtürzt, und ſchrieb ihm nun einen eigenhändigen Brief: die Gefahr werde täglich größer, und er ſetze das Vertrauen in ihn, daß er ihn in dieſer Noth nicht verlaſſen werde. Wallenſtein entſchloß ſich nun, des Kaiſers nähere Anträge zu vernehmen, und es wurde dazu eine Zuſammenkunft mit dem Fürſten von Eggenberg, des Kaiſers vertrauteſtem Rath, veranſtaltet. Hier lehnte er zwar die Oberfeldherrnwürde noch einmal ab, erklärte ſich aber bereit, dem Kaiſer binnen drei Monaten 40 — 50,000 Mann aufzuſtellen; dieſe möge dann Ferdinand übergeben, wem er wolle.

Jetzt ließ Wallenſtein die Lärmtrommel rühren, und da zeigte ſich bald, was ſein Name vermochte. Von allen Seiten ſtrömten Soldaten herbei, die der wohlbekannten Hoffnungsfahne folgen wollten, und ehe die drei Monate verfloſſen waren, ſtand das Heer gerüſtet da. Aber wer ſollte es nun anführen? Nur Der, welcher ſie zuſammengerufen hatte, konnte ſie auch beiſammen erhalten. Jetzt wurde abermals Eggenberg zu Wallenſtein geſchickt, und dieſer gebeten, das Generalat auf ſich zu nehmen. Er erklärte ſich dazu endlich bereit, aber nur unter freilich ſehr harten Bedingungen: daß der Kaiſer ſich alles Commando's enthalten, und ihm allein daſſelbe übertragen, ihm ein öſtreichiſches Erbland als künftige Belohnung zuſichern, ferner ihm die Vollmacht geben ſolle, Confiscationen, Beſtrafungen und Begnadigungen ohne alles Einreden des Kaiſers vorzunehmen; ferner verlangte er bei einem einſtigen Frieden Mecklenburg zurück, und für den Krieg alle nöthige Geldmittel. Daß der Kaiſer dieſe Bedingungen, die

allerdings schwer zu erfüllen waren, einging, beweist seine große Noth, und daher ist auch wohl zu glauben, daß man späterhin Wallenstein darum ermordete, weil man diese Versprechungen nicht erfüllen konnte und wollte.

Zuvörderst ging er auf die Sachsen, die noch in Böhmen standen, los, nahm ihnen Prag weg, und trieb sie über das Erzgebirge nach Sachsen zurück. Schon wollte er ihnen dahin nachfolgen, als ihn die dringenden Bitten Maximilians zurückriefen, welchem Gustav Adolph die Hauptstadt München weggenommen hatte.

Jedermann war nun neugierig, wer von den beiden großen Feldherren, Gustav oder Wallenstein, der Sieger seyn würde. Bei Nürnberg trafen sie zuerst zusammen. Fast zwei Monate lagen sie hier einander gegenüber und beobachteten einander. Endlich machte Gustav einen Angriff auf die Kaiserlichen; aber diese blieben wohlweislich auf den Höhen hinter ihren Verschanzungen, und schlugen die Schweden zurück. Dann brach Gustav auf, und wandte sich wieder nach Baiern. Auch Wallenstein zog bald darauf ab, aber nicht hinter den Schweden her; vielleicht gönnte er dem Maximilian von Baiern die Verlegenheit, in die ihn Gustavs Zug setzte. Wie edel benahm sich dagegen Gustav! Schon war er tief in Baiern, bis an die Donau, eingedrungen, da kamen Eilboten aus Sachsen an, die ihn im Namen Johann Georgs flehentlichst baten, ihm doch zu Hülfe zu kommen. Wallensteins Untergenerale Gallas und Holk, die er vorausgeschickt hatte, verwüsteten und plünderten recht vandalisch Sachsen aus, und Wallenstein hatte selbst Leipzig eingenommen. Geschwind machte sich Gustav auf, und zog in Gewaltmärschen seinem Verbündeten zu Hülfe.

10. Die Schlacht bei Lützen, 6. Nov. 1632 *). Als Gustav am 1. November Naumburg an der Saale erreichte, strömte das Volk aus der ganzen Gegend schaarenweise herbei, den großen König anzustaunen. Freudengeschrei empfing ihn; anbetend fiel Alles vor ihm auf die Knie nieder; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dies:

*) Die Erzählung der Schlacht ist nach Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges.

‚Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?" sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit früh genug offenbaren." Hier bei Naumburg ließ er sein Heer lagern; denn er erwartete noch Verstärkung, und dies verleitete Wallenstein, der einige Meilen davon hinter Weißenfels stand, zu dem Glauben, daß er für dies Jahr nichts mehr unternehmen wolle. Daher ließ auch er seine Truppen in die Winterquartiere ziehen, und schickte den General Pappenheim mit einem Theile des Heeres nach Westphalen ab.

Kaum aber hatte Gustav Adolph den Abzug Pappenheims vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. Bis Naumburg war ihm seine geliebte Frau nach gefolgt. Hier nahm er von ihr Abschied. „Gott sey mit dir!" sprach er; „sollten wir uns auch in dieser Welt nicht wiedersehen, so sehen wir uns doch im künftigen ewigen Leben gewißlich wieder." Wirklich hat sie ihn auch erst im Sarge wiedergesehen. Schnell rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete, und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß. Obgleich Wallensteins Heer jetzt um die Hälfte schwächer war, so konnte er doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich erst fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt hatte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurück zu rufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene von Lützen, wo er in voller Schlachtordnung den König erwartete.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kroatengeneral Isolani zusammen, die auf dem Wege gelegenen Dörfer zu besetzen. Dies hinderte die Schweden nicht, bis in die Ebene von Lützen auch vorzudringen, indem sie unter beständigem Fechten die Kroaten vor sich hertrieben. Beide Heere kehrten hier der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging, und eine Schlacht-

ordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abende vor der Schlacht zum großen Nachtheile seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen, und durch Musketiere besetzen lassen, so daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter demselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen vor, das Flintenfeuer aus den Gräben zu unterstützen. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfange des Feindes bereit. Wallenstein hatte eben das Podagra; doch verließ er die Sänfte, und stieg zu Pferde. Er durchritt jetzt seine Reihen, versprach seinen Kriegern Belohnungen, und gab ihnen das Losungswort: Jesus Maria!

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Einem deutschen Helden, dem Herzoge Bernhard von Weimar, übergab er die deutsche Reiterei des linken Flügels, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an. Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, indem er mit Bernhard und noch einem Generale die Nacht in seinem Wagen zubrachte. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte.

Finsterniß bedeckt noch die schweigende Ebene, und der zögernde Morgen giebt der Furcht eine grauenvolle Frist, alle Schrecken des vor ihr ausgebreiteten Grabes zu zergliedern, und den vollen Kelch des Entsetzens auszuleeren. Schwer liegt über beiden Heeren der Himmel, schwerer die Erwartung auf jeder einzelnen Brust. Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte knieend hält der König seine Andacht; das ganze Heer, auf die Kniee hingestürzt, stimmt das kräftige Lied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ und „Es wolle Gott uns gnädig seyn!“ und die Feldmusik begleitet den Gesang. „Gott mit uns!“ ist die Losung der Schweden. Dann steigt der König auf sein weißes Leibroß, und blos mit einem ledernen Koller und einem Tuchrocke bekleidet, durchritt er die Glieder, redete die einzelnen Regimenter an, und ermahnte sie

zur Tapferkeit. Gegen 11 Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt werde. Jetzt tönt die die Losung; der König ruft: „Nun wollen wir daran; das walte der liebe Gott! Herr Jesu hilf, wir streiten heut zu deines heiligen Namens Ehre!" Die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Obgleich ein fürchterliches Flintenfeuer, von dem dahinter stehenden Geschütze unterstützt, sie aus den Gräben empfängt, rücken doch die tapfern Schweden vor; die Gräben werden übersprungen, die Batterie wird erobert, und sogleich gegen den Feind gerichtet. Der erste der fünf friedländischen Haufen wird niedergeworfen; der zweite gleich darauf, und schon wendet sich der dritte zur Flucht. Aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist Wallensteins ihrem Andrange entgegen. Mit Blitzesschnelle ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtworte gelingt es, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Die schon geschlagenen Haufen machen aufs neue Front gegen den Feind, und dringen mit Macht in die zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich. Ohne Zeit und Raum zum Laden und zum Schießen zu haben, ficht Mann gegen Mann mit Schwert und Pike. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Schlachtfeld, und noch ist kein Fußbreit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren Cürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblicke hinterbringt man dem Könige, daß sein Fußvolk über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General Horn, den schon zurückgeschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze eines Reiterregiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn

pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert Herzog von Lauenburg genannt wird, sind schnell genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengt geraden Weges dem Orte zu, wo sein Fußvolk am meisten bedrängt ist, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen: führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er; „das muß ein vornehmer Mann seyn." Der Soldat drückt ab, und dem Könige wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! der König ist erschossen!" breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts! folgt mir!" ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt vom Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus den Getümmel zu schaffen. Indem der Letztere auf einem Umwege mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder," ruft er mit sterbender Stimme; „suche du nur dein Leben zu retten!" Zugleich sank er vom Pferde, und noch von mehreren Schüssen durchbohrt, von seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben *). Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blute gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend drang sie herbei, dem gierigen Feinde die ehrwürdige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

*) Die Umstände seines Todes werden verschieden erzählt, weil Niemand der Seinigen bei demselben zugegen war. Eine Nachricht nennt gar den Herzog von Lauenburg seinen Mörder; er habe ihn von hinten erschossen. Doch ist dies nach den neuesten Untersuchungen unwahrscheinlich.

Die Schreckenspost durcheilt schnell das ganze schwedische Heer. Aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Mit Löwengrimm werfen sich die schwedischen Regimenter zum zweiten Male auf den Feind; die Gräben werden wieder übersprungen, der Feind in Verwirrung gebracht, und das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick, — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit seiner Schaar; alle erhaltene Vortheile sind verloren; eine neue Schlacht fängt an. Der Befehl, welcher ihn nach Lützen zurückrief, hatte ihn in Halle erreicht. Ohne sein zerstreutes Fußvolk zu erwarten, ließ er acht Regimenter Reiterei aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelte er die flüchtigen Völker wieder, und führte sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muthe bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Siege, dieser Fluth von Feinden endlich unterliegen, und schnell benutzt Wallenstein den günstigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben. Wallenstein selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühner Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blicke. Um und neben ihm stürzten seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wurde von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützten heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen war. Nicht so glücklich war Pappenheim. Die glühende Begierde, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte gewünscht, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinigen aus dem Gewühle tra-

gen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß Gustav getödtet sey. Als man ihm die Wahrheit des Gerüchts bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht. „So hinterbringe man dem Herzoge von Friedland," rief er aus, „daß ich hoffnungslos daniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist." — Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen vom Schlachtfelde. Kaum vermißten ihn die Truppen, als sie Alles verloren gaben, und in schimpflicher Flucht das Weite suchten. Die Schweden setzen zum dritten Male über die Gräben. Eben neigte sich die Sonne zum Untergange. In einem wüthenden Kampfe trafen die wenigen standhaften Regimenter Friedlands auf die Schweden. Auch diesem Gefechte machte endlich Nacht und Nebel ein Ende. Pappenheim starb schon am folgenden Tage an seinen Wunden. Daß die Schweden einen glänzenden Sieg erfochten haben, gab ihnen der Herzog von Friedland schon dadurch zu, daß er sein ganzes Gepäck und Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen ließ, und in Eile nach Leipzig floh, wohin ihm der kleine Rest seines zerstreuten Heeres folgte.

Erst nach der Schlacht empfand man bei ruhiger Ueberlegung im schwedischen Lager die ganze Größe des Verlustes. Er, der sie in den Streit hinausgeführt hat, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit den gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckte man endlich den königlichen Leichnam unfern eines großen Steines, der seitdem den Namen des Schwedensteines führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch Plünderung seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort den Umarmungen seiner wehklagenden Frau überliefert. Von dem betäubenden Schlage noch besinnungslos standen hier die Anführer in stumpfer Erstarrung um seine Bahre. Die Leiche wurde nach Stockholm gebracht. Als dem Kaiser Ferdinand II. der blutige Koller Gustavs überbracht wurde, benahm er sich sehr anständig und christlich, denn über das Unglück eines Feindes zu triumphiren, verräth eine sehr niedere Seele. Er und seine Frau

ſahen das blutige Kleid mit Rührung an. Ihm traten die Thränen in die Augen. „Gern," rief er, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutſchland Friede geworden wäre!" —

Aber wie ertrug Wallenſteins Stolz den Schimpf der Niederlage? — Sich ſelbſt maß er die Schuld natürlich nicht bei, ſondern der Feigheit einiger Offiziere, und er hielt in Prag, um ſeine Wuth doch an Jemand auszulaſſen, ein fürchterliches Kriegsgericht. Eine Menge Offiziere von allen Graden wurden hier auf dem Platze vor dem Rathhauſe geköpft und gehenkt, und die Namen der Abweſenden an den Galgen geſchlagen.

Guſtav Adolph hinterließ nur ein Töchterchen, Chriſtina. Sie wurde Königin von Schweden, doch ſo, daß einige Reichsräthe für ſie regierten, bis ſie erwachſen war. Des Vaters Geiſt ruhte nicht auf ihr. Sie beging eine Menge Thorheiten, und liefert wieder ein lebendiges Beiſpiel, wie traurig es iſt, wenn ein Weib aus ihrer Beſtimmung heraustritt. Chriſtina war eine Art von gelehrter Frau, und das machte ſie ganz verdreht. Sie legte endlich die Regierung nieder, wurde katholiſch, und iſt endlich in Rom, unzufrieden mit ſich und der ganzen Welt, 60 Jahre alt, geſtorben. — Nach Guſtav Adolphs Tode führten ſeine Generale den Krieg fort. An der Spitze der Geſchäfte ſtand der kluge Kanzler Oxenſtierna. Aber freilich vermißte man den Alles leitenden Geiſt des Königs; denn ſo weiſe auch der Kanzler war, ſo fehlte ihm doch das königliche Anſehen, und jeder General that, was er wollte. Viel ließe ſich noch von den in dieſem Kriege vorgefallenen Schlachten und Thaten erzählen; aber der Raum erlaubt es nicht.

11. Wallenſteins Tod, 25. Februar 1634. Wallenſtein ſetzte den Krieg fort, und zwar im Ganzen zum Vortheil des Kaiſers; doch hatte er keine Gelegenheiten, große Schlachten zu liefern; vielleicht machte ihn auch ſeine zunehmende Kränklichkeit weniger unternehmend. Seine Feinde am kaiſerlichen Hofe, namentlich die Geiſtlichen und die ſpaniſche Partei, benutzten dies, ſprachen über ſeine zu große Macht, die ihm der Kaiſer verliehen habe, und äußerten ſogar die Vermuthung, daß er wohl mit den Feinden einverſtanden ſey. Daß ſie ihm hierin Unrecht thaten, haben die neueren Unterſuchungen dargethan.

Aber jene Ränke kränkten den ehrgeizigen Mann, und da er noch dazu sich von Tage zu Tage kränker fühlte, und an offenen Gichtbeulen litt, so dachte er ernstlich daran, den Oberbefehl niederzulegen.

Sobald sich die Nachricht davon im Lager verbreitete, geriethen die Offiziere in große Bestürzung, weniger vielleicht aus Anhänglichkeit an seine Person, als aus Eigennutz. Denn der Kaiser war ihnen vielen rückständigen Sold schuldig, und da Wallenstein sie angeworben, und für die Zahlung gutgesagt hatte, so fürchteten sie, sie würden, wenn Wallenstein erst abgedankt hätte, gar nichts vom Kaiser erhalten. Als ihnen daher der Herzog durch den Feldmarschall Illo sagen ließ, er sey wegen der Unbilden, welche er vom kaiserlichen Hofe erfahren und wegen seiner Krankheit entschlossen, das Generalat niederzulegen, so entstand unter den Obersten der Regimenter eine allgemeine Bewegung. Sie ließen ihn an sein ihnen verpfändetes Wort erinnern, und versprachen ihm ihrerseits dagegen, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren. Dann schickten sie deshalb eine besondere Deputation an ihn, auf deren bewegliche Vorstellung er ihnen die Versicherung gab, er wolle noch eine Zeit lang das Commando behalten, und es ohne ihr Vorwissen nicht niederlegen.

Wallenstein hatte damals sein Hauptquartier in Pilsen, und hier war daher der größte Theil der höheren Offiziere beisammen. Illo und Wallensteins Schwager, Graf Trczka (sprich Terska) veranstalteten ein großes Bankett, und legten hier den versammelten Obersten eine von ihnen aufgesetzte Schrift vor, — ob auf des Herzogs Betrieb und mit seinem Vorwissen, ist nicht gewiß, doch wahrscheinlich, — in welcher die Obersten sich anheischig machen, bei dem Herzoge „ehrbar und getreu auszuhalten, so lange sie in Seiner kaiserlichen Majestät Dienst verbleiben, oder diese zu Ihrer Dienste Beförderung sie gebrauchen werde, und auf keinerlei Weise sich von ihm separiren zu lassen." Allein unter den Obersten waren mehrere, die zu der spanischen, dem Herzoge feindlichen Partei gehörten, und da die Herren weidlich getrunken hatten, so daß Manche kaum ihrer Sinne mächtig waren, so erhob sich bei der Tafel ein heftiger Streit, indem Einige zu unterschreiben sich weigerten, die Andern aber sie deshalb ausschalten; ja es fehlte wenig, daß es zum Blutvergießen gekom-

men wäre; denn Einige zogen den Degen, und bedrohten die Weigernden damit, so daß die Unterzeichnung endlich vor sich ging. Dem Herzog war diese Uneinigkeit sehr unangenehm, und er äußerte, daß er Jedem, der da glaube, daß etwas gegen den Kaiser im Werke sey, zurückzutreten erlaube. Ueberhaupt stand er damals weder mit den Schweden noch mit den andern Feinden des Kaisers in irgend einer unerlaubten, dem Kaiser verborgenen Verbindung.

Dennoch benutzten seine Feinde jene Versammlung in Pilsen, um ihn zu stürzen. Graf Octavio Piccolomini, ein falscher Italiener, Oberst in kaiserlichen Diensten, genoß Wallensteins vorzügliches Vertrauen, weil dieser aus den Sternen zu wissen glaubte, daß der Graf sein Freund sey. Dieser Mann nun hatte zwar jenen Revers mit unterschrieben, wurde aber doch an ihm zum Verräther. Er schickte in Verein mit einigen andern gegen Wallenstein feindlich gesinnten Männern einen Boten insgeheim nach Wien, gab dem Kaiser einen übertriebenen Bericht von jener Versammlung, erzählte, Wallenstein habe bereits die Schweden zu Hülfe gerufen, und fügte hinzu, es sey kein anderes Mittel übrig, als „den Scorpion auf der Wunde, die er gemacht habe, zu vernichten.“ Zugleich erschien auch General Aldringer, der in Pilsen nicht mit unterschrieben hatte, in Wien, berichtete gleichfalls zu Ungunsten des Herzogs, und nun bestürmte die spanische Partei den Kaiser; ein Dolchstoß oder ein Pistolenschuß, versicherten sie, würde die Verschwörung in einem Augenblicke zerschneiden. Ferdinand, ein schwacher Mann, ließ sich bereden, ein an alle Generale, Obersten und alle andere kaiserliche Offiziere gerichtetes Patent zu unterzeichnen, daß er sich genöthigt sehe, eine Veränderung im Obercommando vorzunehmen, und daß er es dem Generale Gallas übertrage; zugleich machte er denen, die in Pilsen unterschrieben hätten, bekannt, daß er ihnen verzeihe, mit Ausnahme Wallensteins, Illo's und Trczka's. Dieses Patent wurde dem Generale Gallas zugeschickt, mit dem Befehle: „sich des Friedländers zu bemächtigen, und ihn mit seinen vornehmsten Anhängern, dem Illo und Trczka, in gefänglichen Verhaft und an einen solchen sicheren Ort zu bringen, allda er gehört werden möge, oder doch sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen.“

Dieser Befehl des Kaisers war allerdings eine schändliche Undankbarkeit gegen den Feldherrn, der sich um ihn so verdient gemacht hatte, und dessen Schuld durch nichts bewiesen war. Er wurde vor kein Gericht, keinen Anklägern gegenübergestellt, und seinen Feinden die Wahl gelassen, ihn entweder an einen sichern Ort zu bringen, oder ihn zu ermorden. Natürlich zogen sie das Letztere vor. Dabei wurde jenes Patent heimlich erlassen, so daß also Wallenstein nicht einmal Gelegenheit hatte, sich zu rechtfertigen. Das Schändlichste dabei war, daß der Kaiser noch volle drei Wochen nach jener Achtserklärung mit Wallenstein im freundlichsten Briefwechsel blieb, ihn seinen lieben Oheim nannte, ihm Beweise von Vertrauen gab, ihn noch immer als Oberfeldherrn betrachtete, und ihm versicherte, daß er ihm mit kaiserlicher Huld gewogen bleibe. So reichte also der Kaiser dem arglosen Feldherrn die eine Hand mit der Versicherung seiner Gunst, während er mit der andern den Mördern den Dolch übergab, den lästigen Schuldner zum Schweigen zu bringen. Wallenstein ahnete von der gegen ihn gemachten Verschwörung nichts; er schenkte seinem Verräther Piccolomini noch immer sein Vertrauen, und da er selbst krank lag, so führte Trczka den Briefwechsel mit Gallas, der sich auch nichts merken ließ, daß er bereits an seine Stelle zum Oberfeldherrn ernannt war. Dagegen zog er heimlich die dem Feldherrn feindlichen Generale, Piccolomini, Aldringer — fast lauter Italiener — in die Verschwörung, verschwieg aber das erhaltene kaiserliche Patent noch den übrigen Offizieren. Nur seinen Vertrauten theilte er es mit, und befahl ihnen, keinen Befehl mehr von Wallenstein anzunehmen.

Indessen war es nicht möglich gewesen, die Sache so geheim zu halten, daß der Herzog nicht endlich von der gegen ihn gesponnenen Verschwörung etwas erfahren hätte. Er setzte darauf, noch in Pilsen, gemeinschaftlich mit den hier aufs neue versammelten Obersten eine feierliche Erklärung auf: „daß es keinen von ihnen in den Sinn gekommen sey, wider des Kaisers Majestät das Geringste zu gedenken, noch irgend eine Machination anzustellen.“ Sie hätten sich dadurch blos verbindlich machen wollen, Feldherr und Obersten, treu und redlich bis auf den letzten Blutstropfen bei einander zu halten und sich nicht trennen zu

lassen. Zugleich befahl Wallenstein den Obersten, nur seine, des Illo und Trczka Befehle zu befolgen.

Aber jetzt kam jede Maßregel zu spät; der Stab war bereits unwiderruflich über den Herzog von Friedland gebrochen. Schon zwei Tage vor jener Erklärung Wallensteins und der Obersten hatte Ferdinand, den die Feinde des Herzogs ganz gegen denselben eingenommen hatten, ein zweites Patent ausgehen lassen, in welchem er sagte, er habe nun gewisse Nachricht erlangt, daß der Herzog ihn, den Kaiser, von Land und Leuten zu treiben und sich dieselben zuzueignen, ja den Kaiser und sein ganzes Haus auszurotten Willens gewesen sey. Dies Patent schickte er an eine Menge Generale und Commandanten, und befahl zugleich, die Güter des Herzogs und Trczka's einzuziehen. Allein auch jetzt noch wurde Wallenstein weder vor Gericht gestellt, noch ihm seine Absetzung und die Achtserklärung bekannt gemacht, als wenn sich der Kaiser geschämt hätte, ihm diesen Beweis von Undankbarkeit und Ungerechtigkeit selbst mitzutheilen.

Mit Schrecken gewahrte nun Wallenstein, daß sich vor ihm ein Abgrund rettungslos öffnete. Er war insgeheim geächtet, ohne daß man ihn gehört hatte; er hatte es mit seinem Kaiser treu gemeint, und war doch von ihm für einen Landesverräther erklärt worden. Jetzt blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich den Feinden des Kaisers, den Schweden, in die Arme zu werfen. Er ließ den Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg stand, bitten, sich an die böhmische Grenze, wo möglich nach Eger, zu ziehen, damit er sich zu ihm retten könnte. Aber Bernhard traute den Worten Wallensteins nicht recht, ein Beweis, daß früher kein Verständniß zwischen ihnen gewesen war, und glaubte, daß ein Betrug dahinter stecke. Auch Oxenstierna rieth dem Bernhard ab, die schwedischen Truppen nicht mit denen Wallensteins zu verbinden. So erntete dieser jetzt den Lohn, daß er früherhin nicht offen mit Andern verfahren war. Ebenso vergebens wandte sich der geängstete Feldherr an den Markgrafen von Baireuth. Zugleich zog sich ein Oberst nach dem andern von ihm zurück; nur Feldmarschall Illo und die Grafen Trczka und Kinsky blieben ihm getreu, weil auch sie geächtet waren, und suchten eifrig, aber vergebens, den Beistand der Schweden, Sachsen und Franzosen nach. Wallenstein selbst hoffte noch im-

mer, daß der Kaiser von der Verschwörung gegen ihn nichts wisse, oder wenigstens von ihnen getäuscht sey. Darum schickte er nach einander zwei vertraute Offiziere an Ferdinand nach Wien, die diesem versichern sollten, daß der Herzog nie gegen ihn etwas im Sinne gehabt habe, und daß er bereit sey, das Obercommando jedem Andern, den der Kaiser bestimmen würde, zu übergeben. Aber Piccolomini fing beide unterwegs auf, und setzte sie fest, so daß der Kaiser die Angst seines verfolgten Feldherrn nicht erfuhr.

Als nun Wallenstein sah, daß Alle seine Nähe wie die eines Verpesteten flohen, und nur wenige Compagnien Reiter bei ihm aushielten, hielt er sich in Pilsen nicht mehr sicher, und zog sich mit den wenigen Getreuen nach Eger, um der sächsischen und fränkischen Grenze nahe zu seyn, von wo er noch immer Beistand in der höchsten Noth hoffte. Auch rechnete er ganz auf die Treue des Commandanten von Eger, Oberst Gordon, eines Schottländers, den er erst vor Kurzem zum Oberst erhoben hatte. Um Wallenstein waren außer Illo, Terzka und Kinsky auch der Rittmeister Neumann, der bei ihm die Dienste eines Secretairs versah, und Oberst Buttler, der 200 Reiter befehligte; er war ein niedrig denkender Irländer, und hatte sich für reichen Lohn erboten, den Herzog lebendig oder todt zu überliefern.

Am 24. Febr. kam Wallenstein, Nachmittags 4 Uhr, in Eger an. Er war krank, und wurde in einer Sänfte von zwei Pferden getragen. Wohl mochte er nicht ahnen, daß er nicht wieder herauskommen würde. Er nahm sein Quartier in der Amtswohnung des Bürgermeisters auf dem Markte; Terzka und Kinsky mit ihren Frauen wohnten in dem Eckhause daneben. Buttler ließ die Hälfte seiner Dragoner draußen vor der Stadt, die andern nahm er mit hinein.

Gordon und Leslie hatten anfangs gegen Wallenstein nichts Böses im Sinne; denn als sie nebst Buttler ihm nach seiner Ankunft ihre Aufwartung machten, und er ihnen ohne Rückhalt mittheilte, zu welchem äußersten Schritte es mit ihm gekommen sey, antwortete Leslie: er wäre bereit, wenn der Herzog ihn seines dem Kaiser geleisteten Eides entbinden könnte, mit seinen Landsleuten bei ihm, dem sie so viele gute Tage verdankten, treu auszuhalten. Aber auf dem Heimwege nahm der heimtücki-

sche Buttler sie auf die Seite, und zeigte ihnen die kaiserlichen Befehle vor. Diese änderten ihre Gesinnungen sogleich. Anfangs waren sie der Meinung, die Geächteten in ihren Wohnungen zu überfallen, und sie gefangen zu nehmen; aber die reiche Beute, die sie im Hause des Herzogs zu finden hofften, bewog sie zu dem Entschlusse, sie zu ermorden; Buttler versicherte, daß der Mord gutgeheißen werden würde. Das Nähere besprachen sie in der folgenden Nacht auf Gordons Zimmer. Alle drei fielen auf die Knie nieder, und schwuren mit gezogenen Degen, am andern Abend die schwarze That zu vollziehen. Nur über die Art waren sie noch unschlüssig. Endlich erbot sich Gordon, den Illo, Trczka, Kinsky und Neumann zu sich in die Citadelle zu einem Abendschmause einzuladen. Dabei sollten sie ermordet werden. Der Herzog selbst hatte die Einladung abgelehnt, weil er krank, auch wohl zu stolz war, um bei seinen Untergebenen zu speisen. Jene vier versprachen zu kommen. Abends um fünf Uhr ließen die Verschworenen den Oberstwachtmeister Geraldino kommen, und theilten ihm ihren Vorsatz mit. Dieser war ein verwegener und wilder Mensch, schlug gleich ein, und versprach zum Morde sechs sichere Soldaten zu stellen. Auch traten gleich bei vier andere Hauptleute, Deverour, Macdonald, Birch und Pestalutz, alles Ausländer; denn uns Deutschen ist Meuchelmord verhaßt. Alle vier hatten in der folgenden Nacht die Wache in der Citadelle. Kaum waren sie weg, so erschienen um 6 Uhr die vier Geladenen. Man setzte sich zu Tische, und war fröhlich. Mit jedem frisch geleerten Becher wurden die Zungen mehr gelöst. Auf den Kaiser und seine Räthe wurde wacker geschimpft; den Herzog aber ließen sie hoch leben.

Indessen hatten zwei Hauptleute das Thor der Citadelle besetzt, und ließen Keinen aus oder ein. Nur Geraldino wurde hindurchgelassen, und führte 30 Dragoner, lauter Irländer, in das Schloß. Mit sechs nahm Geraldino selbst seinen Posten in einem Nebenzimmer des Saales; in einem andern stand Deverour mit 24 Dragonern. Jetzt wurde der Nachtisch aufgetragen; die Bedienten entfernten sich; man rief sie in ein abgelegenes Zimmer, um dort zu essen, und schloß sie ein. Jetzt winkte Leslie. Die Saalthüre flog auf, und Geraldino trat, eine Partisane in der Hand, mit seinen Dragonern ein. Auf seinen Ruf: es lebe das

Haus Oestreich!" stürzte auch Deveroux von der andern Seite herein, und schrie: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Gordon, Buttler und Leslie riefen: „Es lebe Ferdinand!" nahmen Jeder ein Licht, und machten den Soldaten Platz. Diese drangen nun vor, warfen den Tisch um, und hieben ein. Kinsky fiel sogleich; auch Illo wurde niedergehauen, als er seinen Degen von der Wand herablangen wollte; nur dem Terzka war's gelungen, seinen Degen zu erreichen; er stellte sich wie ein wüthender Eber in eine Ecke des Saals, nannte Gordon einen feigen, schändlichen Verräther, hieb 2 Dragoner nieder, und da ihn sein Koller von Elenshaut eine Weile schützte, so rissen die Soldaten es ihm auf, und erstachen ihn mit Dolchen. Das Blut floß in Strömen, und auf dem Boden sah man in scheußlichem Vereine Flaschen, Blut, Confect und andere Speisen. Neumann entwischte in das untere Geschoß; da er aber die Losung nicht wußte, stießen ihn hier die Dragoner nieder. Die Bedienten hörten das Geschrei ihrer Herren, und wollten zu Hülfe eilen. Einige sprangen aus dem Fenster; aber die Armen wurden gleich niedergemacht. Die Leichen ließ man liegen, und Gordon verschloß den Saal.

Während dieses Blutbades war es in der Stadt ganz ruhig. Der Herzog saß mit Seni, und sprach über die kommenden Ereignisse. Es war eine dunkle, unfreundliche, stürmische Nacht, der Wind heulte, und der Regen schlug an die Fenster. Wallenstein legte sich ermüdet früh zu Bette *). Gordon, Buttler und Leslie aber waren noch in der Citadelle, und hielten noch einmal über des Herzogs Tod Rath, der endlich auch nochmals beschlossen wurde. Nun begab sich Leslie nach der Stadt auf die Hauptwache, wo Macdonald das Commando führte, und befahl den Soldaten, sich nicht zu rühren, was da auch sich ereignen möchte. Dann öffnete er das Stadtthor, ließ zwei Compagnien Dragoner unter einem schottischen und irländischen Hauptmanne in die Stadt; diese sollten die Gassen besetzen, und keinen Bürger und

*) „Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Denn dieser letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken."
Wallensteins Tod von Schiller.

keinen Soldaten aus den Häuſern laſſen. Jetzt eilte Leslie wieder in die Citadelle, und berichtete, daß in der Stadt die tiefſte Ruhe herrſche. „Gut!“ ſagte Buttler, „nun wollen wir den Hauptſtreich thun.“ Er, Leslie, Geraldino und Deveroux gingen mit 30 Dragonern in die Stadt; aber indem ſie über die Zugbrücke gingen, entwiſchte ein Bedienter Trczka's. Obgleich zwei Schüſſe auf ihn gethan wurden, entkam er doch, und meldete den Gräfinnen Trczka und Kinsky das traurige Ende ihrer Männer. Jene Schüſſe hatten die Hauptwache in Bewegung gebracht. Leslie fand ſie unter dem Gewehre; er beruhigte ſie, und befahl ihr, wieder in die Wachtſtube zu gehen, ließ ſie nochmals dem Kaiſer ſchwören, und blieb auch bei ihr, um jede Bewegung zu verhindern, ſo wie Gordon in der Citadelle als Wächter zurückgeblieben war. Sein Gewiſſen mochte es ihm unmöglich machen, am Morde ſeines Wohlthäters Antheil zu nehmen.

Jetzt gingen Buttler, Geraldino und Deveroux mit den Dragonern gerade auf die Wohnung Wallenſteins zu. Als ſie an die Thüre kamen, hörten ſie in dem Hauſe daneben das herzzerſchneidende Jammern der Gräfinnen Kinsky und Trczka über den Tod ihrer Männer, und Buttler beſorgte, der Herzog möchte dadurch aufgeweckt werden. Er blieb unten bei der Wache, die ohne Widerſtand Deveroux und die Dragoner einließ. Geraldino hatte die Hinterthüre beſetzt. Deveroux ſtürmte mit den Dragonern, alle mit Hellebarden bewaffnet, die Treppe hinauf. Zwei Kammerdiener im Vorſaale fragten um die Urſache der ſo ſpäten Erſcheinung. „Macht keinen Rumor! der Herzog liegt in Ruhe!“ rief Einer, wurde aber ſogleich von einer Hellebarde durchbohrt. Der Andere rief: „Rebellen! Rebellen!“ und entfloh. Der Herzog wachte auf von dem Lärme, ſprang im bloßen Hemde aus dem Bette, und da er in dem Augenblicke das Geſchrei der Gräfinnen im Nebenhauſe hörte, fragte er die vor dem Hauſe ſtehende Schildwache, was es gäbe? Aber in demſelben Augenblicke rannten die Dragoner die Thüre auf. Deveroux ſtürzte mit wüthendem Geſicht ins Zimmer, und ſchrie: „Biſt Du der Schelm, der das kaiſerliche Volk zum Feinde überführen, und Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt ſterben!“ — Wallenſtein hob ſeine Arme gen Himmel, ſprach kein Wort; Deveroux aber ſtieß ihm die Hellebarde in die Bruſt

mit ſolcher Gewalt, daß ſie durch und durch ging. Ohne Laut fiel der mächtige Friedland zu Boden, und wälzte ſich in ſeinem Blute. Er war funfzig Jahre alt. Einer der Dragoner packte den Leichnam, und wollte ihn aus dem Fenſter werfen; aber Deveroux litt es nicht. Indeſſen kamen Butler und Leslie herauf, nahmen die Schlüſſel zu ſich, und bemächtigten ſich des Geldes und der Koſtbarkeiten, während das Blut des Gemordeten noch rauchte. Man wickelte die Leiche in einen vom Tiſche heruntergenommenen Teppich, und ließ ſie auf einem Wagen nach der Citadelle zu den andern vier Leichen bringen. Hier lag Wallenſteins Körper den ganzen folgenden Tag über im Hofe. An dieſem Tage berief Gordon alle in Eger befindlichen Offiziere in die Citadelle, erzählte ihnen die Begebenheiten der vergangenen Nacht, zeigte die kaiſerlichen Befehle vor, und ließ die Offiziere und die Bürger dem Kaiſer aufs neue ſchwören. Keine Hand rührte ſich, Friedlands Tod zu rächen. Er hatte von ſeinem Vermögen drei Millionen Thaler auf die Soldaten verwendet; aber dieſe Quelle war jetzt verſtopft, und gemüthlos und gleichgültig ſtarrten die rohen Soldaten ſeinen Leichnam an. Welche Menſchen! —

Die Herzogin von Friedland war troſtlos bei der Nachricht des Geſchehenen. Sie bat den Kaiſer nur um die Gnade, ſeinen Körper in der von ihm geſtifteten Karthauſe unweit Gitſchin in Böhmen beiſetzen zu dürfen. Es wurde ihr erſt nach zwei Jahren gewährt; ſie behielt die Herrſchaft Neuſchloß in Böhmen als Witwenſitz. Die übrigen Güter wurden eingezogen. Das Gewiſſen des Kaiſers mochte ihm Vorwürfe machen; denn er ließ für die 5 Ermordeten 3000 Seelmeſſen leſen! Die Mörder wurden reichlich belohnt, viele Offiziere aber, die mit Friedland in näheren Verhältniſſen geweſen waren, ein Graf Schafgotſch und Andere, enthauptet *). Dann ließ der Kaiſer, um die Mordthat an ſeinem treuen Diener vor den Augen der Menſchen zu recht-

*) Wallenſtein hinterließ eine einzige Tochter, welche Maria Eliſabeth hieß (nicht aber Thekla), und nachmals an einen Grafen von Kaunitz verheirathet wurde. Einen Max Piccolomini gab es nicht; aber Max von Wallenſtein war Friedlands Vetter, nicht Neffe, wozu Schiller in Wallenſteins Tod ihn macht. Sein zartes Verhältniß zu Wallenſteins Tochter und ſein tragiſches Ende ſind nur Erfindungen des trefflichen Dichters.

fertigen, eine Schrift aufsetzen, in welcher behauptet wird, daß Wallenstein das kaiserliche Heer zu den Schweden habe überführen, sich zum König von Böhmen machen, und den Kaiser mit seinem Hause ausrotten wollen, ob man gleich in des Herzogs Papieren keine Spur von Verrätherei fand.

12. Der westphälische Friede 1648. Noch 14 Jahre nach Wallensteins Tode wüthete der Krieg in dem unglücklichen Deutschlande fort. Zwar trat der Kurfürst von Sachsen, der es nie recht ehrlich mit den Schweden gemeint hatte, schon ein Jahr nach jener Scene in Eger zu des Kaisers Partei über, und schloß mit ihm einen Frieden in Prag. Aber das änderte in der Sache selbst eben so wenig, als der Tod des Kaisers im Jahre 1637, dem sein Sohn Ferdinand III. folgte. Viele treffliche Generale beider Theile fanden ihren Tod. Auch der herrliche Bernhard von Weimar starb, wahrscheinlich von den Franzosen, seinen Bundesgenossen, vergiftet, weil sie auf seinen Ruhm eifersüchtig waren. — Schon gleich nach dem prager Frieden hatte man angefangen, über einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln. Aber es hält ja oft schon schwer, daß sich zwei Feinde vertragen; wie viel schwerer bei einem Streite, in welchen so viele Fürsten verwickelt waren, von denen jeder einen Vortheil bei dem Frieden für seine Kriegsopfer haben wollte. Daher ist es kein Wunder, daß man 12 ganzer Jahre verhandelte, ehe man zum Schluß kommen konnte, besonders da die Franzosen, die mit zum Frieden hatten gezogen werden müssen, die Verhandlungen aufhielten, und meisterhaft verwirrten. Endlich — endlich wurde der langersehnte Friede in Münster und Osnabrück unterzeichnet; man nennt ihn daher den westphälischen Frieden. Das Wichtigste darin war, daß für die Evangelischen völlig freie Religionsübung ausgemacht wurde; nur für die kaiserlichen Erbländer wurde beschlossen, daß in Schlesien die evangelischen Herzoge und die Stadt Breslau die bisherige evangelische Religionsübung behalten, und die übrigen Protestanten drei neue Kirchen bei Schweidnitz, Jauer und Glogau bauen dürften *). Auch wurde die Schweiz erst in diesem Frieden als eine von Deutschland unabhängige Republik anerkannt.

*) Diese drei hölzernen Kirchen, welche in Schweidnitz und Jauer noch,

98. Sitten jener Zeit.

Es ist nicht möglich, hier eine umständliche Schilderung des traurigen Zustandes des deutschen Reiches nach dem dreißigjährigen Kriege zu geben. Viele Städte und Dörfer waren nicht nur abgebrannt und ausgeplündert, sondern von manchen war jede Spur ganz verschwunden. Es gab Gegenden, wo meilenweit kein Haus, kein Mensch zu sehen war. Von vielen Familien waren alle Glieder ausgestorben; der Vermögenszustand war bei den Meisten ganz zerrüttet, und — was das Schlimmste war — die Sittlichkeit war äußerst verdorben worden. Aber sobald nur Friede war, ging Jeder schnell daran, seine zerstörten Wohnungen wieder zu bauen, seine wüsten Aecker anzupflanzen, und bald gewannen Alle die Ueberzeugung, daß wahres Glück doch nur bei stiller Religiosität bestehen könne.

Oft hört man die gute alte Zeit rühmen, und über unsre so verdorbene Zeit klagen. Daran thut man Unrecht, und mit rührender Freude lernt man aus der Geschichte, daß die Menschheit mehr im Fortschreiten begriffen ist. Auch der Luxus war in früheren Zeiten oft noch ärger, als in den unsrigen, nur daß er jetzt mit besserem Geschmacke verbunden ist. Einige Beispiele werden dies beweisen.

In einer Kleiderordnung von Regensburg aus dem Jahre 1485 heißt es: „Die Mannspersonen sollen nicht längere Spitzen an den Schuhen tragen als zwei Fingersglieder lang." Dann kommen auch die ausgeschnittenen Koller und Halstücher der Frauen vor, die sie in kurzer Zeit „ganz über alle Maßen aufgebracht hätten," und wird ihnen das Ausschneiden vorn bis zwei Querfinger über dem Halsgrüblein, und hinten vom Halsknöchlein vier Zoll herab untersagt. Töchter, so lange sie nicht verheirathet sind, dürfen gar keine Ringe tragen. Keine sollte über acht Röcke haben, gute und böse, und zu ihren geflügelten Röcken dürften nur drei Paar Aermel von Sammt, Damascat oder anderer Seide gehören. Ein Perlenrock, oder sammtne und gestickte

---

aber vor dem Thore stehen, heißen daher Gnadenkirchen. In Glogau steht die Friedenskirche nicht mehr vor dem Thore, sondern die Stadt hat jetzt eine steinerne evangelische Kirche innerhalb der Mauern.

Mäntel oder Koller müßten versteuert werden, und doch durfte Keine sie auf dem Gebiete der Stadt tragen.

Aber auch im 16ten und 17ten Jahrhunderte wurde mit Kleidern viel Unsinn getrieben. „Der Kleidung und des Geschmucks," klagt ein Schriftsteller aus der Zeit Karls V., „ist kein Maaß, zu aller Leichtfertigkeit zugerichtet, daß man vor Fürwitz schier nicht mehr weiß, was man anthun, oder wie man reden, gehen und einhertreten soll. Alle Tage steht ein neuer Fund auf." Nicht nur Frauen und Jungfrauen von Stande, sondern auch Bürgerfrauen trugen sich zu Anfange des 17ten Jahrhunderts auf italienische und burgundische Art, mit lang entblößtem Halse, und die meisten vom Adel, wozu sich auch die Doctorsfrauen rechneten, hatten sich die Hüften mit ungeheuren Wülsten umgeben. Kaum dreißig Jahre, nachdem Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, trugen schon die Frauen der braunschweigischen Amtleute dieselben. Mit Mützen, Armbändern und Halsketten wurde ein entsetzlicher Aufwand getrieben, und die Männer machten es nicht besser als die Frauen. Der gemeine Bürger trug sich wie ein Handwerker, dieser wie ein fürstlicher Diener, und kein Bauer war mehr mit inländischem Tuche zufrieden. Daher mußten in den meisten Städten Kleiderordnungen gegeben werden, die den übertriebenen Luxus einschränkten. Die Ketten der Ritter sollten nicht über 400 Goldgulden werth seyn. Adelige Frauen sollten nicht mehr als vier seidene Kleider haben und tragen dürfen, nämlich eins von Sammt, die übrigen drei von Damast oder anderem seidenen Zeuche, jedoch ohne Perlen, Gold oder Silber, und wenn sie sie verbrämen wollten, so möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silberstoff, aber nur oben herum und nicht über eine halbe Viertelelle breit. Auch sollten sie zwar goldene Hauben tragen dürfen, aber nicht über 40 Gulden an Werth. In der sächsischen Kleiderordnung von 1612 wurde den Frauen der Doctoren erlaubt zu tragen: goldene Ketten, doch nicht über 200 Gulden werth, goldene Armbänder und Ringe, silberne und vergoldete Leibgürtel, auch Messerscheiden nach ihrem Vermögen, Röcke von Atlas, Damast u. dergl. Aber ganz sammtne Kleider wurden ihnen verboten. Auch sollten sie sich der ausländischen Tracht, besonders der großen Eisen und Wülste unter den Röcken, und

der langentblößten Hälse enthalten. Unter den verbotenen Sachen waren auch kleine silberne oder goldene Degen, die sie in den Haaren trugen. — Ein großer Luxus wurde im 16ten Jahrhunderte mit den ungeheuern Pludderhosen getrieben, welche die Niederländer erfunden hatten, um ihren Tuchfabriken recht vielen Absatz zu verschaffen. Sie gingen vom Gürtel bis auf die Knöchel, und waren so weit, und in so viele Falten und Fältchen gelegt, daß zu manchem Paare 130 Ellen gebraucht wurden, und mancher Edelmann sich dadurch zu Grunde richtete, indem ein Paar mehr kostete, als manches Dorf Einkünfte gab.

So wie mit den Kleidern, so war es auch mit dem Essen und Trinken, besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen, nicht nur bei Fürsten und Herren, sondern auch bei den mittlern und niedern Ständen, und es mußten Gesetze dagegen publicirt werden. In der Hochzeitordnung der Stadt Münden wurde verordnet, daß bei einer großen Hochzeit nicht mehr als 24 Tische, jeder zu zehn Personen, und bei einer kleinen nur 14 Tische seyn sollten. Der Schmaus sollte nicht über drei Stunden dauern. In Sachsen war man strenger. Da durften die Edelleute höchstens acht Tische setzen, und außer dem Nachtische, nur 12 Gerichte geben. Bei bürgerlichen Hochzeiten sollte der Magistrat die Anzahl der Gäste bestimmen, und nur 5 Gerichte wurden erlaubt. Auch war damals noch die pöbelhafte Gewohnheit, seine Gäste möglichst trunken zu machen, und der Wirth glaubte seine Sache am besten gemacht zu haben, von welchem die Gäste taumelnd nach Hause gingen. Dergleichen Rohheiten hörten nach dem westphälischen Frieden nach und nach auf. Viel trugen dazu die Reisen bei, welche die Deutschen in fremde Länder jetzt mehr als sonst unternahmen, viel auch die besseren Unterrichtsanstalten, besonders des Mittelstandes, und endlich gewiß auch viel der jetzt häufigere Umgang mit den feineren und geschliffeneren Franzosen. Der französische Hof war die Schule der feinen Sitten. Kamen nun Deutsche dorthin, so schämten sie sich ihrer Plumpheit; sie nahmen die besseren Sitten an, und brachten diese mit nach Deutschland zurück, wo sie bald Nachahmer fanden. Auch wurde jetzt den Frauen, die sonst nur auf das Haus angewiesen waren, mehr der Zutritt zu den Gesellschaften der Männer gestattet, und ihre Gegenwart zwang diese, sich anständiger zu betragen, und das

übermäßige Trinken zu vermeiden. Die niedern Stände aber wurden fleißiger, weil sie nur dadurch den verlornen Wohlstand wieder erlangen konnten, und zugleich auch nüchterner, bedenklicher und sittlicher. Das war zwar Alles schön und gut, aber die guten Deutschen haben von jeher die Sucht gehabt, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse und Thörichte, was sie bei den Ausländern sahen, nachzuahmen, und das geschah nach dem 30jährigen Kriege ganz besonders mit Dem, was in Frankreich Mode war. Mit den feineren Sitten nahmen die Deutschen auch die französische Geschwätzigkeit und Flüchtigkeit an. Die Vornehmen meinten, ihre Kinder könnten nicht anders als durch Französinnen erzogen werden, und statt Verstand und Herz derselben auszubilden, wurde zu einer guten Erziehung nur Geläufigkeit in der französischen Sprache verlangt *), und der Geist und das Herz der deutschen Kinder wurden durch die fremde Erzieherin früh schon verrenkt. Besonders kam nun ein ganzes Heer von Moden über den Rhein. Die einfache deutsche Kleidung, die zwar oft kostbar, aber der Mode nur wenig unterworfen war, wurde nun verachtet; die Männer ließen sich Fracks machen, wie man sie in Paris trug, Westen mit Schößen, Schuhe mit großen Schnallen; das eigene Haare schnitten sie sich ab, um große Perücken, die fast den halben Rücken bedeckten, aufzusetzen, streuten Puder und klebten Pomade hinein. Noch ärger trieben es die Frauen. Zum Hohn alles guten Geschmacks trugen sie Kleider mit ungeheuern Reifröcken, schnürten den Leib in feste Schnürbrüste, die ihnen jede Bewegung, ja jeden Athemzug erschwerten, hatten Schuhe mit silbernen Schnäbeln und hohen Absätzen wie Stelzen, mit denen sie keinen Schritt sicher thun konnten, und hinter ihnen her zog eine lange, lange Schleppe nach, die bei ganz Vornehmen von Kindern nachgetragen wurde. Das Haar wurde hoch aufgebunden, mit Puder und Pomade reichlich be-

*) Giebt es doch noch, namentlich unter dem Landadel, Viele, die dies glauben, und zur Hauptbedingung bei der Wahl einer neuen Erzieherin nicht sowohl Kenntniß in der deutschen Sprache und in den einem Mädchen nöthigen Wissenschaften machen, als Fertigkeit im Französischsprechen, was doch — Gott sey Dank — nur noch so selten geübt werden kann.

schmiert, Wülste wurden dazwischen gelegt, damit es recht hoch hinaufreichte, unzählige Nadeln zur Befestigung des künstlichen Gebäudes hineingesteckt und oben darauf klebte oft noch ein winziges Hütchen. Wollte eine so aufgeputzte Figur durch eine Thüre gehen, so mußte sie sich nicht nur tief bücken, sondern auch noch den Körper seitwärts biegen, weil sonst die Reifröcke jeden Durchweg unmöglich machten. Diese albernen und geschmacklosen Moden wechselten zwar schnell ab, je nachdem die Pariser es wollten, aber die neue war oft noch thörichter als die vorige, und so blieb es bis auf die neue Zeit, wo endlich seit der französischen Revolution die Deutschen aus ihrem Traume erwachten, und zu ihrer Beschämung sahen, daß nicht Alles, was aus Frankreich komme, vorzuziehen sey *).

Die Narrheit, alles Französische schön zu finden, erstreckte sich auch auf die Sprache. Die Vornehmen hielten es für eine Schande, deutsch zu sprechen, und besonders in den adelichen Familien, von denen vielleicht keine Frankreich je gesehen hatte, war es Sitte, sich in französischer Sprache zu unterhalten, und wer dies nicht konnte, bediente sich wenigstens einzelner französischer Wörter. Dadurch geschah es denn, daß eine Anzahl von fremden Ausdrücken in unsere Sprache kam, von denen wir uns erst in der neuesten Zeit, aber noch nicht völlig, losgemacht haben. Die Männer ließen sich Monsieur nennen; die Frauen bildeten sich ein, sie wären vornehmer, wenn sie Madame hießen, und die Mädchen wollten nicht mehr Jungfrauen, sondern Mademoiselle heißen, und selbst jetzt noch wird es Mancher schwer, statt Oncle, Tante, Cousin und Cousine, Oheim, Base, Vetter und Muhme zu sagen, ohne zu bedenken, daß es für uns Deutsche eine Schande sey, fremde Ausdrücke zu borgen, da wir doch unsere eigenen haben.

Nach diesem Allen brauchen wir also wahrlich nicht die

*) Der Verf. erinnert sich noch aus seinen Kinderjahren, daß die Damen täglich eine Stunde unter den Händen des Friseurs saßen, und daß manche, welche sich alle Wochen nur ein Mal künstlich frisiren ließen, die ganze erste Nacht nach dem Frisiren aufrecht sitzend zubrachten, damit sie noch den folgenden Tag mit der schönen Frisur paradiren, und einen Kaffeebesuch machen konnten.

alte Zeit wieder herbeizuwünschen. Jede Zeit hat ihre Vorzüge, jede ihre Gebrechen; im Ganzen aber ist der Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen.

99. Karl I. und Cromwell.

Jakob I., der Sohn der unglücklichen Maria Stuart, starb 1625, und hinterließ einen Sohn, Karl I., dem es nicht viel besser gehen sollte, als seiner Großmutter. Er war ein Mann von vielem guten Willen, aber ohne hinlängliche Talente, ein unruhiges Volk zu regieren; er überließ sich daher seinen Ministern, und die Fehlgriffe, welche diese machten, wurden alle dem armen Könige beigemessen, und so der Haß gegen ihn immer größer. Mit dem Parlamente gerieth er bald in heftigen Streit. Es setzte etwas darein, ihm in allen Dingen zu widersprechen; Karl wollte, so riethen ihm die Minister, auch nicht nachgeben, und so wurde die Spannung immer gefährlicher. „Gut!" sagte Karl, „so will ich lieber ganz ohne Parlament regieren!" Er löste es auch wirklich auf, und regierte 11 Jahre lang ohne dasselbe. Es ging auch so ziemlich, weil er gerade einen trefflichen Minister hatte, und keinen kostspieligen Krieg zu führen brauchte. Denn in England war schon damals die Einrichtung, daß der König keine neuen Abgaben vom Volke verlangen durfte, die das Parlament nicht bewilligt hatte. Aber es war ordentlich, als wenn der König recht darauf ausginge, sich um die Liebe seiner Unterthanen zu bringen. Bisher hatten die Engländer und Schotten Gott mit ächt evangelischer Einfachheit verehrt. Aber Karl war dem katholischen Gottesdienste weit mehr geneigt, und als ihm ein unverständiger Bischof den Vorschlag machte, doch lieber eine neue Liturgie (Kirchengebräuche) einzuführen, die die Sinnlichkeit mehr beschäftigte und mehr Ceremonien enthielte, so gab er dazu gleich seine Einwilligung. Darüber entstand nun eine gewaltige Bewegung im Reiche; denn nichts läßt sich der Mensch weniger nehmen, als das Recht seines Glaubens. Ueberhaupt war damals die Secte der Reformirten in beiden Reichen besonders stark, und mit großem Abscheu erklärten sie sich gegen alle Neuerungen, welche die Einfachheit des Gottesdienstes zerstörten. Sie nannten sich Puritaner, d. i. Freunde der Reinheit der Kirche. Dennoch setzte Karl in England seinen Willen durch,

und entfremdete ſich dadurch vollends alle Gemüther. — Nun ſollte die neue Liturgie auch in Schottland eingeführt werden. Aber gleich bei dem erſten Verſuche wurde der Biſchof vom Volke in Edinburgh beinahe geſteinigt, und da der König dennoch auf der Einführung beſtand, ſo verfaßten alle puritaniſche Schotten eine Schrift, in welcher ſie erklärten, ſie würden nimmermehr ihre väterliche Religion ſich nehmen laſſen. Sie gingen noch weiter; ſie warben Truppen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Karl erſchrak; er hatte kein Geld und nur ein ſchlechtes Heer, und mußte alſo nachgeben. Aber bald ſchämte er ſich wegen dieſer Nachgiebigkeit. Er beſchloß, Gewalt zu brauchen, und um das dazu nöthige Geld zu bekommen, rief er nothgedrungen ein Parlament wieder zuſammen. Lange hatten ſich die Volkshäupter auf eine ſolche Gelegenheit gefreut, den König zu kränken, und alle ſeine noch übrigen Vorrechte zu beſchneiden. Jedes Parlamentsmitglied kam mit dem feſten Willen, ihm nichts zu bewilligen, ſondern die ganze Verfaſſung zu ändern. Gleich das Erſte war, daß des Königs verdienter Miniſter und jener Biſchof angeklagt wurden. Sie wurden in den Tower geworfen, und, trotz aller Gegenvorſtellungen des Königs, öffentlich hingerichtet. „Vielleicht," dachte er, „werden die Schotten nachgiebiger ſeyn!" Er reiſte nach Edinburgh und hielt auch hier ein Parlament, aber mit eben ſo wenigem Erfolge. Hier ſowohl als von den Kanzeln herab, wurden ihm die bitterſten Wahrheiten geſagt, und, ohne etwas ausgerichtet zu haben, kehrte er verdrießlich nach London zurück. Hier verſuchte er noch einmal, Ernſt gegen das Parlament zu zeigen; aber dazu war es jetzt zu ſpät; ſeine Achtung hatte er längſt verloren, und man that gerade das Gegentheil von Dem, was er wollte. Kaum wußte der gedemüthigte König mehr, was er thun ſollte. Da rieth man ihm, nach den nördlichen Provinzen zu gehen, wo er noch die meiſten Freunde hatte. Er ging nach York, und wurde gut aufgenommen. Das machte ihm Muth. Er verſammelte alle ſeine Anhänger um ſich, und erklärte das Parlament in London für Verräther. Nun war ein Bürgerkrieg nicht mehr zu vermeiden. Beide Theile warben Truppen, und ſo entſtand ein Krieg, der vier Jahre währte, und in den ſich die Schotten zuletzt auch miſchten, natürlich als Gegner des Königs.

In diesem Kriege nun zeichnete sich der berühmte Oliver Cromwell aus, von dem hier erst Einiges zu sagen ist. Er war der Sohn wenig bemittelter Eltern, und brachte sein weniges Vermögen durch ein wüstes Jugendleben vollends durch. Plötzlich aber ging mit ihm eine völlige Veränderung vor, wie bei ausschweifenden Menschen sonst nicht selten im Alter geschieht. Er wurde ernsthaft, schloß sich an die strengsten Puritaner an, lebte ordentlich, und erbot sich, alle im Spiel gewonnenen Summen zurückzuzahlen. Von nun an war sein Haus der Sammelplatz aller eifrigen Geistlichen seiner Partei; aber seine Freigebigkeit gegen sie brachte ihn in Schulden. Er suchte sich durch eine kleine Pachtung zu retten, sank aber immer tiefer in Schulden, weil er, anstatt die Hände zu rühren, Morgens und Abends Stundenlang auf den Knieen lag, und seine Einbildungskraft mit Erscheinungen und Offenbarungen nährte. So nahm seine Schwärmerei von Tage zu Tage zu, und sein Vermögen immer mehr und mehr ab. Endlich wurde er zum Parlamentsglied gewählt. Aber nichts verrieth hier den Mann, der sich nachher so auszeichnete. Er war groß, aber unbehülflich, hatte weder Anstand noch Sitten, kleidete sich nachlässig, und hatte eine gemeine, undeutliche und verwirrte Sprache. Als aber der Bürgerkrieg ausbrach, zeigte er bald sein großes Talent. Er warb ein Regiment aus Pachtersöhnen an, und theilte ihnen bald seine Schwärmerei mit, die bekanntlich bei schlecht unterrichteten Leuten ansteckend ist. Er war zugleich ihr Prediger und ihr Anführer, und sein und der Seinigen wilder Enthusiasmus verrichtete Wunderdinge. Bald sahen Alle auf ihn, und ganz England sprach von dem Pachter Cromwell mit Begeisterung. Man wählte ihn zum Anführer des ganzen Heeres. Aber zugleich wurde er auch das Haupt einer neuen religiösen Secte, der Independenten. Er und seine Anhänger behaupteten, alle Menschen müßten gleich seyn, und daher weder ein König, noch der Adel herrschen; Jeder könne glauben, was er wolle; aber keine Obrigkeit müsse sich um die Kirche bekümmern, und jede Gemeinde habe das Recht, ihre Prediger selbst zu erwählen und einzusetzen; Jeder könne ein Geistlicher werden u. s. w. Fast das ganze Heer wurde nach und nach von diesen Freiheitsgrundsätzen angesteckt, und die Seele des Ganzen war Cromwell.

Ist einmal ein Heer von einem großen Gedanken begeistert, gleichviel, ob er richtig oder falsch ist, so ist ihm nicht leicht zu widerstehen. So auch hier. Der König und sein Anhang wurden fast überall geschlagen; auf der einen Seite hatte er die Schotten, auf der andern die Independenten zu bekämpfen. Da entschloß er sich kurz, den Schotten sich in die Arme zu werfen; denn er wußte, daß sie mit den Independenten gespannt waren.

In einer dunkeln Nacht ritt er, nur von zwei Personen begleitet, von Oxford ins schottische Lager. Anfangs wußten die Schotten nicht recht, wie sie sich gegen ihn benehmen sollten, und nahmen ihn mit vieler Ehrerbietung auf. Aber sie gaben ihm zugleich eine Wache, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, eigentlich aber, damit er ihnen nicht entwische. Nachdem sie ihn eine Weile mit sich herumgeschleppt hatten, lieferten sie ihn für eine Geldsumme an das Parlament aus, und dieses schloß ihn in ein festes Schloß ein. Da saß nun der unglückliche König einsam, getrennt von allen seinen treuen Dienern, und hatte Zeit, über sein unkluges Betragen nachzudenken. Aber plötzlich öffneten sich die Thüren seines Gefängnisses. Ein ehemaliger Schneider, jetzt Officier in dem Heere der Independenten, erschien mit einigen hundert Reitern, und entführte ihn ins Lager, nicht etwa, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, sondern um nun dem Parlamente Gesetze vorschreiben zu können. Die Independenten zogen geschwind nach London, und schüchterten das Parlament so ein, daß von nun an nur sie herrschten, oder eigentlich Cromwell durch sie. Karl I. war auf ein Schloß in der Nähe von London gebracht. Von hier gelang es ihm, zu entspringen; er wurde aber wieder eingefangen, und Cromwell faßte nun den Entschluß, ihm den Proceß machen zu lassen. Zu dem Ende wurden alle Gemäßigte aus dem Unterhause gewaltsam ausgetrieben, ihre Stellen von den wüthendsten Independenten eingenommen, und diese Leute setzten fest, daß Karl Stuart — so nannte man den König — gerichtet werden sollte, weil er Krieg gegen das Parlament erregt habe. Das Oberhaus verwarf zwar einstimmig diesen abscheulichen Beschluß; aber daran kehrten sich Jene nicht, und die Verordnung wurde als unwiderruflich angenommen. Cromwell spielte dabei eine recht heuchlerische Rolle.

Er trat auf, und sprach: „Hätte Jemand von euch aus eigenem Triebe vorgeschlagen, den König zur Strafe zu ziehen, so würde ich ihn für den größten Verräther gehalten haben. Aber da jetzt die göttliche Vorsehung aus euch spricht, so will ich Gott bitten, daß er eure Anschläge segne. Ich selbst wollte noch neulich eine Fürbitte einlegen für des Königs Wiedereinsetzung; aber da fühlte ich, daß meine Zunge mir am Gaumen kleben blieb, und daraus sah ich, daß Gott ihn verworfen habe." Nun wurden die 133 Richter festgesetzt; aber nur 70 fanden sich ein.

Karl zeigte in seinem Unglücke weit mehr Größe der Seele, als auf dem Throne. Er vertheidigte sich mit vieler Klarheit und Fassung. Drei Mal wurde er verhört; dann sprachen die Richter das Todesurtheil. Mehrere auswärtige Mächte verwandten sich für ihn; vergebens! Vier Männer traten vor die Richter, und erklärten, sie wären die Rathgeber des Königs gewesen; wenn Jemand also Strafe verdiente, so wären sie es; sie wollten gern für ihren König bluten. Aber sie wurden abgewiesen. Das Volk war tief erschüttert; aber es wurde durch die Soldaten im Zaum gehalten, und so regte sich keine Hand für den unglücklichen Monarchen. Es waren ihm drei Tage Frist gegeben, sich zum Tode zu bereiten. Er benutzte sie zum Lesen und Beten. Nur zwei seiner Kinder, eine Tochter und ein Sohn, waren noch in England; sie erhielten die Erlaubniß, ihn zu besuchen; seine Frau und die andern Kinder waren schon nach Frankreich geflüchtet. Karl unterhielt sich mit ihnen wehmüthig, trug der Prinzessin seine letzten Grüße an seine Frau auf, und entließ sie mit herzlichen Ermahnungen. In den zwei folgenden Nächten schlief er so ruhig, als immer, obgleich unter seinen Fenstern die Zimmerleute das Blutgerüst aufschlugen. Am Morgen seines letzten Tages — es war der 30. Januar 1649 — stand er früh auf, ließ sich sorgfältig ankleiden, und hielt mit seinem Freunde, dem Bischofe Juxon, seine Andacht. Die Hinrichtung wurde auf dem Platze vor seinem Schlosse vollzogen, um desto stärker zu bezeichnen, daß es der König sey, den das Volk richte. Der ganze Platz war dicht mit Menschen besäet, die ihre tiefe Betrübniß nicht verbargen. Karl hatte durch sein sanftes Betragen während seiner Gefangenschaft die Herzen Aller, die ihm nahe kamen, für sich eingenommen. Jetzt trat er heraus aus dem

einen Fenſter ſeines Palaſtes, von wo man eine Brücke bis zum Blutgerüſte angebracht hatte. Er ſprach nur mit den Umſtehenden einige Worte. Er ſterbe unſchuldig an ſeinem Volke, erkenne aber die Gerechtigkeit der göttlichen Vorſehung; denn er habe den Tod darum verdient, weil er in die Hinrichtung ſeines unſchuldigen Miniſters gewilligt habe. Er vergebe allen ſeinen Feinden gern. Als er nun den Kopf auf den Block legen wollte, ſprach der Biſchof Juxon: „Sire, ihr habt nur noch Einen Schritt zu thun, der zwar ſchmerzlich und ſchwer, aber doch nur ſehr kurz iſt. Er verſetzt euch ſchnell von der Erde in den Himmel, und dort werdet ihr zu eurer großen Freude die Krone der Herrlichkeit finden.“ — „Ja!“ antwortete Karl gefaßt, „ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dahin, wo kein Kummer wohnt!“ Mit dieſen Worten legte er ſein Haupt nieder, und mit einem Hiebe wurde es vom Körper getrennt. Der Scharfrichter war — ſo iſt es in England gewöhnlich — verlarvt; ein anderer, auch mit einer Larve, hob das blutſtrömende Haupt bei den Haaren auf, zeigte es dem Volke, und rief laut: „Dies iſt der Kopf eines Verräthers!“

Cromwell wohnte in einem Fenſter, dem Blutgerüſte gegenüber, auf ein ſeidenes Polſter geſtützt, der Hinrichtung bei, ohne Rührung. Das Volk aber brach aus in ohnmächtige Thränen und Wehklagen, und die Nachricht von dem öffentlich verübten Morde machte überall in England einen unbeſchreiblichen Eindruck. Nur die Independenten frohlockten, vertilgten Alles, was an den königlichen Namen erinnern konnte, und wollten, um die königliche Würde zu erniedrigen, die kleine Prinzeſſin zu einer Buttermacherin in die Lehre geben. Aber dazu kam es nicht: das gute Kind betrübte ſich ſo über den Tod ſeines Vaters, daß es bald nach ihm ſtarb. Ihr kleiner Bruder wurde nach Frankreich geſandt.

Cromwell wurde bald darauf zum Protector ernannt, und herrſchte mit weit größerer Strenge über England und Schottland, als Karl. Gern hätte er ſich auch König nennen laſſen, aber das wagte er nicht; denn mehr als einmal wurden Verſchwörungen gegen ſein Leben entdeckt. Glücklich war er nicht auf ſeiner Höhe. Unaufhörlich wurde er von Gewiſſensbiſſen beunruhigt, und immer fürchtete er, von ſeinen Feinden ermordet

zu werden. Mit Unruhe sah er jedes unbekannte Gesicht stier an. Wenn er nach seinem Lustschlosse reiste, verbarg er den Tag und die Stunde der Abreise. Zahlreiche Garden umgaben seinen Wagen. Niemand wußte, in welcher Kammer er schlief, und oftmals änderte er seine Schlafstelle mehrmals in der Nacht. Wie ruhig hätte er schlafen können, wäre er Pachter geblieben! — Er herrschte nur 9 Jahre; dann starb er *). Sein Sohn, Richard Cromwell, wurde zwar nach ihm auch Protector. Aber sein sanftes, weiches Gemüth war für einen solchen Platz nicht gemacht. Er legte also seine Würde bald nieder. Wer sollte nun regieren? Anfangs ergriff wieder das Parlament die Regierung; aber zu ihm hatte das Volk kein Zutrauen. Da entschloß sich ein alter, würdiger General, Georg Monk, den stillen Wünschen des Volks eine Stimme zu geben. Er ging mit seinen Soldaten, die ihn wie einen Vater liebten, nach London, ließ ein besseres Parlament wählen, und gab heimlich dem ältesten Sohne Karls I., der gerade in Holland lebte, einen Wink. Nachdem das Parlament, welches aus lauter gemäßigten Männern bestand, vierzehn Tage lang sich mit Berathschlagungen beschäftigt hatte, wie man nun die vielen Mißbräuche abschaffen, und eine neue Regierung einrichten wollte, meldete am 1sten Mai 1660 der Präsident, daß ein Abgesandter des Prinzen Karl draußen stände. Bei dieser Nachricht erhob das ganze Parlament ein lautes Freudengeschrei, als wenn es nur auf solchen Antrag gewartet hätte. Der Gesandte mußte gleich hereinkommen, und seinen Auftrag sagen. Er überreichte einen Brief, der mit Begierde gelesen, schnell abgedruckt und im ganzen Reiche verbreitet wurde, damit Alle an dem fröhlichen Ereignisse Theil nähmen. In diesem Briefe versprach Karl, der nun als König Karl II. genannt wurde, Allen Verzeihung für die Vergangenheit, Gewissensfreiheit u. s. w., wenn sie ihn zum Könige machen wollten. Das wurde mit Freuden angenommen, und sogleich eine feierliche Gesandtschaft angeordnet, die ihm ein Geschenk bringen, und ihn nach England herüberholen sollte. Bisher hatte man in Frankreich und

*) Sein Staatssecretair war der berühmte Dichter Milton, der unter andern das verlorene Paradies dichtete, in seinem Alter blind, und doch voll Feuer und Geisteskraft.

in den Niederlanden den König über die Achsel angesehen. Nun aber beeiferte man sich, ihm Ehre zu erweisen. Auf einer schönen Flotte fuhr er über nach England, wurde mit Frohlocken empfangen, umarmte dankbar den ehrlichen Monk, und versprach seinen Unterthanen eine väterliche Regierung. Aber er hat sein Wort schlecht gehalten, und hätte wahrlich mehr als sein Vater den Tod verdient. Doch genug hiervon.

100. Ludwig XIV. 1643 — 1715.

Nach dem guten Heinrich IV. hatte sein unwürdiger Sohn, Ludwig XIII., über Frankreich regiert. Regiert? Eigentlich wohl nicht, sondern er war König gewesen. Regiert aber hatten erst seine Mutter (wie hieß sie doch?), und späterhin der äußerst kluge und gewandte Cardinal von Richelieu. Als dieser 1642 starb, empfahl er dem Könige zum Minister einen schlauen Italiener, den er sich zugezogen hatte, den Cardinal Mazarini. Der König nahm diesen auch an, starb aber bald darauf 1643. Der neue König, Ludwig XIV., war erst im 5ten Jahre. Zur Regentin wurde daher seine Mutter erklärt; im Grunde aber leitete Mazarini Alles. Die Folge davon waren Parteien, in die sich die Großen des Reichs theilten, und da die Franzosen überhaupt zu Ränken geneigt sind, so fehlte es während der ganzen Minderjährigkeit des Königs daran nicht. Mit 14 Jahren wurde er mündig! Aber was ließ sich von einem so jungen Monarchen erwarten? Die Unruhen wurden also immer ärger. Zuletzt brach ein förmlicher Krieg aus, wobei einige Große es mit dem Minister hielten, andere ihn wüthend bekämpften. Selbst in den Straßen von Paris wurde einmal eine Schlacht geliefert, und Bürgerblut vergossen. Erst als der fast allgemein gehaßte Minister 1661, und 5 Jahre darauf des Königs herrschsüchtige Mutter starb, wurde die Ruhe wiederhergestellt.

Von nun an führte Ludwig eine recht glorreiche Regierung; denn Handel und Fabriken hoben sich, und eine Menge von Gelehrten und schönen Geistern bauten die Wissenschaften mit vielem Erfolge an. Zu keiner Zeit war Frankreich so reich an guten Köpfen und trefflichen Schriftstellern, als unter ihm, und seine Regierung wird für das goldene Zeitalter der Wissenschaften und Künste für Frankreich gehalten. Ueberhaupt hatte er

darin rechtes Glück, daß er tüchtige Männer zu Generalen und Miniſtern fand, die durch ihre Thaten zugleich ſeine Regierung verherrlichten. Er ſelbſt bekümmerte ſich, beſonders in ſeiner Jugend, nicht viel um die Regierung, ſondern genoß das Leben, im gemeinen Sinne des Worts, recht eigentlich. Aus einer Zerſtreuung ſtürzte er ſich in die andere, und da das Geld, was man dazu den armen Unterthanen abpreßte, lange nicht hinreichte, ſo wurden die Schulden, die ſchon ſein Vater gemacht hatte, bedeutend vermehrt, was Frankreich hundert Jahre ſpäter ſchwer hat büßen müſſen. Ungeachtet dieſer Vergnügungsſucht wurde er doch von ſeinen Beamten meiſt gut bedient, weil ſie nie ſicher vor ihm waren. Wenn es ihm einmal einfiel, ſo ſah und fragte er nach Allem, und wehe dem, der dann ſaumſelig oder treulos befunden wurde. Das Geringſte war, daß er weggejagt wurde; Viele aber wurden in die Baſtille geſetzt, eine Art von Feſtung in Paris, zugleich aber auch ein ſcheußliches Gefängniß, aus welchem die armen Gefangenen manchmal zeitlebens nicht erlöſt wurden.

Einem ſo mächtigen Monarchen fehlt es nie an Schmeichlern. Kein Wunder, daß Ludwig XIV. ganze Legionen hatte, die ihn in Proſa und in Verſen über alle andern Könige erhoben, die je geglänzt haben. Kein ſolches Lob fiel bei ihm auf einen unfruchtbaren Boden. Er wurde endlich davon ſo benebelt, daß er ſich wirklich für einen ganz ausgezeichneten Menſchen, und für beſſer und mächtiger, als alle übrigen Könige Europa's hielt. Die Schmeichler pflegte er königlich zu belohnen; natürlich wurde ihre Zahl immer größer, und zugleich bekam ſein Stolz immer neue Nahrung. Wurde einmal einem ſeiner Geſandten im Auslande nicht ſo viel Ehrerbietung erwieſen, als er verlangte, ſo war er vor Zorn ganz außer ſich, drohte mit Krieg, und ruhte nicht eher, bis man ſich vor ihm gedemüthigt hatte.

Zugleich war Ludwig entſetzlich länderſüchtig. Außer dem, daß er am 30jährigen Kriege Antheil nahm, hat er noch vier blutige Kriege geführt, bald mit den Spaniern, bald mit den Niederländern, bald mit den Deutſchen, und keinen Frieden ſchloß er, ohne daß ihm nicht ein Land abgetreten werden mußte. Selbſt die Menge ſeiner Feinde machte ihn nie verlegen; denn er beſaß eine ganz beſondere Kunſt, ſeine Feinde unter ſich zu veruneini-

gen, und zuletzt schloß er mit ihnen einzeln Frieden. Der, welcher bis zuletzt wartete, sich mit ihm zu vertragen, kam immer am schlimmsten weg; denn der mußte sich jede Bedingung gefallen lassen. In diesen Kriegen wurde nun kein Menschenblut geschont, und war schon der König gegen Menschenglück und Elend ziemlich gleichgültig, so waren es die meisten seiner Minister und Generale noch mehr. Nur Ein Beispiel davon mag hier stehen, weil es unser deutsches Vaterland betraf. Im Jahre 1689 wurde ein neuer Feldzug zwischen den Deutschen und Franzosen eröffnet, dessen Veranlassung recht kleinlich und unbedeutend war. König Ludwig ließ sich nämlich im großen Park von Versailles ein Schloß bauen, klein Trianon. Einst kam er heraus, um nach dem Bau zu sehen und da gerade übler Laune war, so schalt er seinen Kriegsminister Louvois, der zugleich die Aufsicht über den Bau führte, heftig aus, weil ihm ein Fenster nicht ebenmäßig genug erschien. Louvois, ärgerlich über den Schimpf, wandte sich nachher zu einem Vertrauten, und sprach: „Ich sehe wohl, es ist Zeit, daß wir dem Könige wieder außerhalb zu thun geben, damit er sich nicht um jeden Ziegelstein bekümmere.“ Nun gab er sich Mühe, den König zu einem Kriege zu bereden, und das gelang ihm auch. Um zu verhindern, daß die Deutschen durch den Elsaß in Frankreich einfielen, befahl er, daß die ganze Gegend, die man damals die Niederpfalz nannte, von Heidelberg bis in die Gegend von Mainz, völlig zur Wüste gemacht werden sollte. Mit der Gegend um Heidelberg wurde schon im Januar angefangen. Die französischen Reiter fielen in die Dörfer ein, plünderten sie aus, und steckten sie an. Die Einwohner hatten ihnen nicht den geringsten Anlaß zu Klagen gegeben, hatten pünktlich alle Forderungen der Franzosen befriedigt. Nun wurde ihnen ohne Ursache Alles genommen, und sie dem Mangel und der Kälte preisgegeben, ja Viele von ihnen, die Einiges zu retten suchten, jämmerlich gemißhandelt. Dann fielen die Mordbrenner über Heidelberg selbst her, plünderten das kurfürstliche Schloß, sprengten es in die Luft — die Ruinen stehen noch, — und zündeten die Stadt an, die doch zum Theil gerettet wurde. Noch schlimmer ging es der schönen Stadt Mannheim. Die Einwohner hatten den ganzen Winter hindurch die Franzosen nach Kräften gut gepflegt, ihnen Quartier gegeben, und Alles

gethan, was sie ihnen nur an den Augen absehen konnten. Dennoch wurden jetzt die Häuser theils abgetragen, theils gesprengt, theils angezündet. Die Einwohner liefen ängstlich herbei, baten, flehten, weinten. Vergebens! „Der König will es so!" rief man ihnen zu. Sie mußten sehen, wie ihre ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. In Thränen gebadet wollten sie nun fortziehen zu ihren entfernten Freunden; aber mit Säbelhieben wurden sie zurückgejagt; nur aufs französische Gebiet durften sie flüchten. Dasselbe Schicksal traf alle übrige Städte der Gegend, der Dörfer zu geschweigen. Endlich kamen auch die alten Städte Worms und Speier an die Reihe, die ungefähr so von den Franzosen behandelt wurden, wie einst Karthago von den Römern behandelt worden war. Als sie sich den Franzosen ergeben hatten, war ihnen feierlich versprochen worden, daß sie nur einige Hundert Mann einnehmen und dafür Vergütung erhalten sollten. Aber es wurde nicht gehalten. Sie mußten nicht nur sechsmal so viele unterhalten, sondern die Entschädigung wurde ihnen auch entzogen. Im Februar wurden die Festungswerke beider Städte gesprengt, und die Bürger gezwungen, dabei zu helfen. Die Zeughäuser wurden erbrochen, und das Geschütz — es gehörte alles den Bürgern selbst — theils nach Frankreich geführt, theils in den Rhein versenkt. Nun mußten die Einwohner ihre noch übrigen Vorräthe von Lebensmitteln für die Magazine einiger benachbarten Festungen hergeben, und nachdem sie alle diese Forderungen der Franzosen sieben Monate lang mit beispielloser Geduld erfüllt, und jedem Winke der feindlichen Generale gehorcht hatten, — wurde ihnen angekündigt, der König wolle, daß beide Städte verbrannt würden; doch sollte den Einwohnern erlaubt seyn, das Ihrige nach den benachbarten französischen Städten zu retten. Auf den Knieen baten die zitternden Bürger um Milderung; sie hätten ja nichts verbrochen. Aber es half nichts; das Einzige, was man ihnen bewilligte und als große Menschlichkeit anrechnete, war, daß man ihnen einige 100 Wagen zum Transporte lieferte. Als sie aber ihre Sachen aufpacken wollten, hieß es: „nein! erst eure Lebensmittel!" — und als diese aufgeladen waren, fuhren die Franzosen mit den Wagen davon nach ihren Festungen. So haben die Franzosen von jeher Treue und Glauben gehalten! — Auch hatte man den Bürgern versprochen, daß

die Domkirchen in beiden Städten verschont bleiben sollten, und daher brachten sie ihre kostbaren Habseligkeiten dahin zu Verwahrung. Endlich hieß es: „Nun ziehet aus! der Brand soll anfangen!" Da verließen Tausende von Männern, Weibern, Kindern, Greisen die theuren Wohnungen, Jeder mit dem bepackt, was ihm am liebsten war, und suchten Obdach in den benachbarten, ihnen aber fremden Orten, während die französischen Soldaten in die verlassenen Häuser einbrachen, und alles Zurückgelassene ausplünderten. Jetzt wurden auf ein gegebenes Zeichen beide Städte angezündet, und brannten an einem Nachmittage ganz danieder. In Speier wurde der Dom ausgeplündert und dann zerstört. Man fand in den kaiserlichen Grüften zwei silberne Särge — der des unglücklichen Heinrichs IV. war auch dabei; — natürlich wurden sie geraubt. In Worms blieb der Dom zwar stehen, aber alle Kostbarkeiten wurden weggenommen, die Gräber und Särge wurden durchwühlt, und die Leichen mit Hohngelächter umhergeworfen. Einige Officiere, die durch den Anblick aller dieser Schändlichkeiten gerührt wurden, fragten einen Oberbefehlshaber, was denn die armen Einwohner verbrochen hätten? „Der König will es!" war die Antwort, und zugleich wies er ihnen eine Liste von 1200 Städten und Dörfern, die noch verbrannt werden sollten. Indessen zur Ehre des Königs sey es gesagt, daß sein Name, wie das Königen oft geschieht, hierbei gemißbraucht wurde. Er wußte die Grausamkeiten nicht in ihrem ganzen Umfange, und als er sie mehrere Monate später erfuhr, schalt er den Minister so aus, daß man es durch mehrere Zimmer hören konnte, und Louvois bald darauf vor Aerger starb. Aber war Ludwig nicht an allen diesen Greueln dadurch Schuld, daß er aus bloßer Ländergier Kriege anfing? Wie glücklich wären doch die Länder, wenn es keinen Krieg — und wie glücklich die Familien, wenn es in ihnen keinen Streit gäbe!

Noch bei einer andern Gelegenheit wurde einige Jahre früher, 1685, des Königs Schwachheit gemißbraucht. Seit dem guten Heinrich IV., der das Edict von Nantes gab, hatten die Reformirten in Frankreich gleiche Rechte mit den Katholiken. Aber das war nur, so lange er lebte. Schon Richelieu und nachher Mazarini, hatten sie bei jeder Gelegenheit gedrückt, und doch bestanden gerade die fleißigsten Einwohner, die ganz in der Stille

lebten, aus Reformirten; man rechnete ihrer gegen zwei Millionen in Frankreich. Jetzt aber drangen einige unduldsame Höflinge in den König, doch nicht zu dulden, daß manche seiner Unterthanen einen andern Glauben haben wollten, als er selbst. Sie stellten ihm vor, welches Verdienst er sich für den Himmel erwürbe, wenn er diese verirrten Schaafe zur wahren alleinseligmachenden Kirche zurückführte, und so wurde er endlich beschwatzt, und gab in die Aufhebung des Edicts von Nantes seine Einwilligung. Nun gab es wieder einen Vorwand, Grausamkeiten zu begehen. Zuerst wurde den Reformirten des Königs Wille angekündigt, daß sie gleich katholisch werden sollten. Wenn die armen Leute betheuerten, sie wären bereit, für den König Gut und Leben zu lassen, aber ihr Gewissen gehöre Gott allein an: dann rückten Dragoner an, die von Mönchen geführt wurden. Sie besetzten die Ausgänge des Orts, drangen mit dem Säbel in der Faust ein, und riefen: „Sterbt, sterbt, oder werdet katholisch!" und dann quartierten sie sich bei den Reformirten ein, ließen Keinen von ihnen aus dem Hause, zehrten alle Lebensmittel auf, und betrachteten Alles, was sie im Hause fanden, als ihr Eigenthum. Zuletzt mißhandelten sie die Einwohner auf's empörendste. Die Kinder wurden den Müttern entrissen, die geistlichen Bücher durch den Henker verbrannt, den Weibern, die reformirte Lieder sangen, die Haare abgeschnitten, die Geistlichen, die ihre Gemeinde nicht verlassen wollten, gerädert, Greise an den Altar geschleppt, und gezwungen, das heilige Abendmahl auf katholische Weise zu nehmen, die Leichen der Gestorbenen wieder ausgegraben, mit Füßen getreten und auf den Anger geworfen. Die Schandthaten wurden nicht nur an den gemeinen Leuten, sondern auch an Edelleuten verübt. Welches große Uebel ist doch die Unduldsamkeit! Möchte sie doch bei uns nie wieder einreißen! — Der König erfuhr wieder von Allen dem das Wenigste. Aber der schändliche Louvois war es wieder, der die Befehle dazu gegeben hatte. Gern wären nun die Unglücklichen ausgewandert; aber die Grenzen wurden besetzt, und Niemand hinausgelassen. Dennoch entkamen binnen drei Jahren an 50,000 der fleißigsten und geschicktesten Familien. Dadurch litt Frankreich einen unersetzlichen Schaden. Alle benachbarte evangelische Länder nahmen sie mit Freuden auf; in England, in

den Niederlanden, besonders auch im Brandenburgischen, ließ sich eine Menge von ihnen nieder, und nun brauchte man nicht erst aus Frankreich die französischen Waaren zu holen. Hüte, Strümpfe, Tressen, seidene Zeuche wurden nun im eigenen Lande von den fleißigen Colonisten gemacht, und noch jetzt sind viele unserer geschicktesten Seidenfärber die Nachkommen jener Ausgewanderten.

Vielen Einfluß auf des Königs Entschluß, das Edict von Nantes aufzuheben, hatte eine Frau, die durch ihre sonderbaren Schicksale sowohl, als durch ihren großen Verstand sehr berühmt geworden ist, die Frau von Maintenon. Sie wurde in einem Gefängnisse geboren, worin ihre Eltern gerade saßen. Ihr Vater war ein Herr von Aubigné. Als ein dreijähriges Mädchen kam sie nach Amerika. Auf der Reise dahin wurde das Kind sterbenskrank, und da es kein Lebenszeichen mehr von sich gab, hielt der harte Bootsmann es schon in seinen Händen, um es über Bord zu werfen. Die Mutter bittet noch um den letzten Kuß, fühlt dabei das Herz des Kindes noch schlagen, und erhält es am Leben. Nach der Landung hatte das Kindermädchen sie am Ufer aus Nachlässigkeit liegen lassen. Die Mutter eilt sogleich, von Angst getrieben, zurück, und sieht mit Entsetzen die Kleine von giftigen Schlangen umringt. Sie vergißt ihre eigene Erhaltung, springt heldenmüthig hinzu, und entreißt sie glücklich dem nahen Verderben. Ihre Mutter hatte überhaupt eine erhabene Seele, welche durch nichts erschüttert werden konnte. Als eine Feuersbrunst ihr Haus in Amerika verzehrte, und die Tochter weinte, sagte sie, während sie gelassen in die Flammen sah: „Ueber den Verlust eines Hauses muß man nicht weinen." Diesen Muth hatte die Tochter von der Mutter geerbt. Als sie im 12ten Jahre nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde sie von einer wohlhabenden Frau unterstützt, die ihr die Grundsätze der reformirten Kirche beibrachte. Daher weigerte sie sich einst, ihre Mutter in die Messe zu begleiten, und als diese darauf bestand, kehrte sie dem Altare den Rücken zu. Dafür erhielt sie eine Ohrfeige. Sie aber hielt auch den anderen Backen hin, und rief: „Schlagen Sie zu, liebe Mutter; es ist schön, der Religion wegen zu leiden." Da sie blutarm war, so mußte sie froh seyn, daß sich eine reiche und stolze Dame, Madame de Neuillant, ihrer annahm. Bei ihr mußte sie das Hühnervieh warten. Sie pflegte

darüber in spätern Jahren zu scherzen, indem sie sagte: „Ich fing früh an, Aufseherin zu werden; in meiner Jugend war ich es über Truthühner, und nun im Alter bin ich es über Prinzen geworden.“ Ueberhaupt hatte sie es hier so schlecht, daß sie das Mitleid eines in der Nähe wohnenden Dichters, Scarron, erregte. Er that ihr den Vorschlag, ob sie in ein Kloster wolle, dann sey er bereit, das dazu nöthige Geld ihr zu geben; oder ob sie Lust habe, ihn zu heirathen. Er war aber klein, häßlich, verwachsen, und fast an allen Gliedern gelähmt. Dennoch nahm sie seine Hand an, um nur aus dem verhaßten Hause zu kommen. Es war ein sehr unähnliches Paar. So häßlich und alt er war, so angenehm und jung war sie, erst 16 Jahre alt. Aber sie lebte recht glücklich mit ihm, und betrachtete ihn als ihren besten Freund, dem sie Dankbarkeit schuldig sei. Sein Haus war der Sammelplatz fast aller schönen Geister der Hauptstadt, und wenn diese seinen geistreichen Gesprächen zuhörten, so bewunderten sie auch die Bescheidenheit und die Liebenswürdigkeit seiner jungen Frau, welche sich so leicht in ihre unpassende Lage fand, und sich so allgemein in Achtung zu setzen wußte, daß ein Höfling einst von ihr sagte, er würde es eher wagen, der Königin eine Unanständigkeit zu sagen, als ihr. Ihr Geist bildete sich indessen schnell aus, theils durch seine Gespräche, theils durch das Lesen geistreicher Bücher. Endlich starb er nach einer 9jährigen Ehe. Ein Marquis bot ihr seine Hand an; aber sie kannte ihn als einen albernen Gecken, und schlug ihn also aus. Jetzt ging es ihr eine Zeit lang recht ärmlich; sie bat um eine Pension: aber es gelang ihr nicht, sie zu erhalten, und wollte daher schon nach Portugal als Erzieherin gehen, als Frau von Montespan, eine schöne, aber böse Frau, die damals viel bei Hofe galt, ihr zuredete, zu bleiben, und ihr die gewünschte Pension verschaffte. Zugleich erhielt sie einige Pflegekinder des Königs zur Erziehung, weil man sie als eine höchst sittsame und verständige Person kannte. Sie zog sich aber möglichst zurück, und es betrübte sie sehr, zu sehen, daß der König sie nicht leiden konnte; denn er hielt sie für eine Heuchlerin. Zuweilen mußte sie über die Erziehung ihrer Pflegbefohlenen an den König schreiben, und ihre Briefe waren so schön und voll guter Gedanken, daß Ludwig immer mehr für sie eingenommen wurde. Oft ließ er den klei-

nen Prinzen zu ſich kommen, und freute ſich über ſeine verſtändigen Antworten. „Du biſt ein recht vernünftiges Kind," ſagte er ihm einmal. „Das muß ich wohl ſeyn," antwortete der Knabe ſchnell; „ich habe ja eine Gouvernante, die der Verſtand ſelbſt iſt." — Das freute den König. „Geh!" ſprach er, „und ſage ihr, daß du ihr 100,000 Franken (25,000 Thaler) für deine Zuckerplätzchen gebeſt!" — Für dieſes Geld kaufte ſie ſich die Herrſchaft Maintenon, von der ſie nun den Namen annahm. Je öfter der König mit ihr zuſammenkam, deſto lieber gewann er ſie. Sie war weder ſchön, noch jung, Eigenſchaften, die ohne Vorzüge des Geiſtes und der Bildung nie auf die Länge Andere feſſeln können; aber ihre Unterhaltung war ſo verſtändig, daß der König ihr Stunden lang mit Vergnügen zuhörte. Je mehr ihm ſein Gewiſſen jetzt bei herannahendem Alter wegen ſeiner frühern Vergehungen Vorwürfe machte, deſto mehr ſehnte er ſich nach Jemand, gegen den er ſeine Sorgen und Gewiſſensbiſſe ausſchütten, und von dem er beruhigt werden könnte. Madame von Maintenon war gerade eine ſolche Frau, wie er ſie ſuchte. Sie wußte ihm ſo viele religiöſe Troſtgründe zu ſagen, daß er von ihr jedesmal beruhigter, und, was noch mehr ſagen will, gebeſſerter wegging, weil ſie nach und nach ſein Herz vom Leichtſinne zur Religion zurückzuführen verſtand. Zuletzt wurde ihm die Frau ſo unentbehrlich, daß er gar ſie zu heirathen beſchloß; denn er war damals gerade Wittwer. Louvois lebte noch; ihm eröffnete der König ſeinen Plan. „Iſt es möglich!" rief er ganz erſchrocken aus, „der größte König auf der Erde will ſich ſo erniedrigen, die Wittwe Scarron zu heirathen!" Er warf ſich vor ihm auf die Knie, und beſchwor ihn, dieſen Schritt nicht zu thun. „Sind Sie närriſch?" ſagte der König empfindlich; „ſtehen Sie auf!" Alles, was Louvois erlangte, war, daß Ludwig verſprach, die Trauung in der Stille vollziehen zu laſſen. Auch wurde ſie nicht Königin genannt, obgleich Jedermann wußte, daß ſie des Königs Frau war, und auch königliche Ehre genoß. Er war damals 48, ſie 50 Jahre. Täglich beſuchte ſie der König einige Male, und arbeitete mit ſeinen Miniſtern gewöhnlich in ihrem Zimmer. Dann that ſie, als wenn ſie auf nichts achtete; aber ſie hörte ſorgfältig zu, und ohne ihren Rath geſchah nichts. Glücklich fühlte ſie ſich, trotz ihres großen Einfluſſes, nicht. Oft

iſt ſchon geſagt, daß die Frau bei ihrem ſtillen, häuslichen Wirken immer am glücklichſten lebt, und, je weiter ſie ſich davon entfernt, deſto unglücklicher wird. In ihren Briefen klagt ſie oft über die glänzende Sklaverei. „Welche Marter," ſagte ſie einſt zu einer Freundin, „einen Mann unterhalten zu müſſen, welcher der Unterhaltung nicht fähig iſt!"

Was der Frau von Maintenon vorzüglich zum Ruhme gereicht, iſt die große Wohlthätigkeit, die ſie ausübte. Für ſich ſelbſt brauchte ſie wenig, und ſchlug oft große Summen aus, welche Ludwig ihr anbot; aber ſie theilte mit vollen Händen Gaben an Unglückliche aus. Von jeher war ſie eine große Freundin von Kindern geweſen. Kaum war ſie zum Beſitze ihrer großen Macht gelangt, als ſie auch ſchon daran dachte, dieſe Lieblingsbeſchäftigung wieder vorzunehmen. Sie ſtellte dem Könige vor, wie viele arme Fräuleins doch lebten, die nicht wüßten, wovon ſie leben ſollten, und ganz ohne Erziehung und Unterricht aufwüchſen, und bat ihn, doch eine ſolche Erziehungsanſtalt zu ſtiften. Der König willigte gleich ein. In St. Cyr, einem Dorfe unweit Verſailles, wo damals der König wohnte, wurde ein prächtiges Haus dazu gebaut, und die Anſtalt wahrhaft königlich ausgeſtattet. Sie ſelbſt entwarf die ganze Einrichtung. Zweihundert und funfzig arme Fräuleins wurden hier von 36 Nonnen bis ins 20ſte Jahr unterrichtet und erzogen, und wenn ſie nachher heiratheten, erhielten ſie noch eine Ausſtattung von 2000 Thalern. Ihre glücklichſten Stunden brachte ſie hier im Kreiſe dieſer jungen Mädchen zu, die mit großer Liebe und Dankbarkeit an ihr hingen. Wie viel Gutes mag hier nicht geſtiftet worden ſeyn! — Darüber wollen wir auch gern die Flecken überſehen, die auf ihrem Andenken laſten; denn eines Theils war ſie es beſonders, die dem Könige zuredete, das Edict von Nantes aufzuheben. Auch ſie konnte, wie ſo Viele, nicht begreifen, daß Gott jede Art der Verehrung, die aus einem treuen Herzen kommt, angenehm iſt, und daß ein wahrhaft chriſtlicher Sinn nur in einem duldſamen Herzen wohnen kann. Andern Theils betrug ſie ſich undankbar gegen den König in ſeinen letzten Stunden, indem ſie ihn eher verließ, ehe er wirklich todt war. — Indeſſen entſchuldigte ſie ihre Entfernung damit, daß ſie unmöglich ihn ſterben ſehen könne. — Sie ſtarb 4 Jahre nach

ihm, 84 Jahre alt. Kurz vor ihrem Tode sagte sie zu dem Herzoge von Noailles: „Leben Sie wohl, lieber Herzog! in wenigen Stunden werde ich viele Dinge erfahren!"

101. Der spanische Erbfolgekrieg 1701 — 1714. Marlborough und Eugen *).

Eine Demüthigung erfuhr der stolze Ludwig gegen Ende seiner Regierung, die man ihm fast gönnen möchte. Der König von Spanien, Karl II., starb 1700, ohne Erben zu hinterlassen. Auf diesen Fall hatten schon Frankreich und Oestreich, die die nächsten Verwandten waren, Verabredung getroffen, daß ein östreichischer Prinz König werden, und Frankreich einige spanische Länder zur Entschädigung haben sollte. Aber siehe da! jetzt fand sich ein Testament des Königs Karl, worin Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwigs XIV., die ganze spanische Monarchie vermacht war. Ludwig hatte nämlich den schwachen Karl in seinen letzten Tagen so einzunehmen gewußt, daß er ihm zu Gefallen dies Testament entworfen hatte. Der heuchlerische Ludwig that anfangs sehr überrascht, und meinte, er wolle sich erst noch besinnen, ob sein Enkel die Erbschaft annehmen dürfe; aber er war endlich der Erste, der ihm dazu Glück wünschte, und Oestreich sagte es ihm geradezu ins Gesicht, daß er das Testament erschlichen habe. Da nun der deutsche Kaiser sich diesen neuen Länderraub nicht wollte gefallen lassen, so entstand ein 13jähriger Krieg daraus, den man den spanischen Erbfolgekrieg nennt. Einige der besten Feldherren Ludwigs XIV. waren bereits todt, und ihre Stellen wurden zum Theil durch unfähige Männer besetzt, weil die Maintenon ihnen wohlwollte; und so ging Alles verkehrt, die gewöhnliche Folge, wenn sich Frauen in Dinge mischen, die sie nicht verstehen. Dazu kam, daß Ludwigs Feinde damals zwei ganz ausgezeichnete Feldherren hatten, die Engländer den liebenswürdigen Herzog von Marlborough (sprich Malbro), und die Oestreicher den bescheidenen Prinzen Eugen von Savoyen. Wäre Marlborough blos ein großer General

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. II. S. 293 — 310.

geweſen, ſo wäre es hinlänglich, nur ſeinen Namen zu merken. Aber ſeine und ſeiner Gattin Geſchichte liefert wieder einmal ein recht auffallendes Beiſpiel, wie ſchnell ſich das glänzendſte Glück ändern, und wie wenig man auf die Gunſt der Menſchen bauen kann.

Den Anfang ſeines Glücks verdankte Marlborough ſeiner Schönheit und ſeinem Anſtande, wodurch er die Aufmerkſamkeit König Jakob II. auf ſich zog. Allgemein nannte man ihn den ſchönen Engländer, und Jakob überhäufte ihn mit Ehre und Anſehen. Dieſer König, der zweite Sohn des unglücklichen Karl I., war aber ein höchſt ſorgloſer Mann, der ſich ganz um die Liebe ſeiner Unterthanen brachte, und endlich von ſeinem eigenen Schwiegerſohne, Wilhelm III. von Oranien, 1688 vertrieben wurde. Nun beſtiegen Wilhelm und ſeine Gemahlin Maria den engliſchen Thron. Die Letztere hatte eine Schweſter, die Prinzeſſin Anna. Dieſe faßte für die liebenswürdige und lebhafte Lady Marlborough eine zärtliche Freundſchaft. Sie führten einen vertrauten Briefwechſel, und damit dieſer deſto ungeſtörter geführt werden könnte, nahmen Beide andere Namen an. Anna nannte ſich Morlay, und die Lady — Freimund. Als ſich ſpäterhin Anna mit ihrer Schweſter, der Königin Maria, und mit dem Könige Wilhelm veruneinigte, fielen auch Marlborough und ſeine Frau bei den beiden Letztern in Ungnade, und Marlborough wurde gar vom Hofe verwieſen. Das ſchmerzte die Lady tief; ſie warf ſich vor ihrer Gebieterin nieder, und beſchwor ſie, ihr zu erlauben, ſich von ihr zu trennen, da ſie die Urſache des Unfriedens zwiſchen beiden Schweſtern zu ſeyn ſchiene. Anna hob ſie gerührt auf, ſchloß ſie zärtlich in ihre Arme, und betheuerte, blos in ihrer Geſellſchaft Troſt zu finden. Ja ſie verließ, um nur ihre Freundin nicht zu miſſen, lieber London, und begab ſich nach einem Landhauſe. In einem Billet an die Lady ſchrieb ſie: „Ich ſchmachte nach einer Nachricht, wie meine theure Freimund nach Hauſe kam, und weil ſich eine ſo gute Gelegenheit zu vertrauten Mittheilungen darbietet, ſo muß ſie mir erlauben, ihr zu erklären, daß, wenn ſie jemals die Grauſamkeit begeht, ihre treue Morlay zu verlaſſen, dieſe allen Lebensfreuden entſagen würde. Im vollſten Ernſte, wenn je der Tag unſrer Trennung antritt, ſo habe ich keinen glücklichen Augenblick mehr, und dann, ſchwöre

ich Ihnen, will ich mich verschließen, und kein lebendes Wesen mehr vor mir sehen." Bald darauf schloß sie einen andern Brief mit folgenden Worten: „Die Grausamen können über mich verfügen was sie wollen, nichts wird mir empfindlich fallen, so lange mir nicht der Trost geraubt ist, meine liebe Freimund zu sehen. Ich betheure, ich will mit dieser Herzensfreundin bei Wasser und Brod zwischen vier Mauern leben, ohne zu murren; denn so lange Sie unverändert mir zugethan bleiben, giebt es für mich keine wahre Kränkung." Wer sollte nach solchen Versicherungen nicht glauben, daß die Freundschaft ewig gewährt haben würde? — Erst als die Königin Maria gestorben war, söhnte sich Wilhelm wieder mit seiner Schwägerin aus.

Als nun der spanische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, wurde Marlborough nach dem festen Lande geschickt, um an der Spitze der Engländer und Holländer die Franzosen anzugreifen, während Prinz Eugen in Italien dasselbe that. Dieser Eugen gehörte zu den seltensten Männern. Im Felde that es ihm Keiner an Ruhm zuvor; er war unerschöpflich in Auffindung von Hülfsmitteln, den Feind zu schwächen; während er, keine Furcht kennend, jeder Gefahr Trotz bot, blieb er zugleich mitten im Schlachtgewühle so ruhig und besonnen, als an seinem Studirtische, und gab es keinen Krieg, so diente er seinem Kaiser durch seine Talente als Staatsmann. Was ihm aber die größte Ehre machte, war, daß seine großen Tugenden durch kein Laster, keine fehlerhafte Leidenschaft befleckt wurden. Er wurde nur von einer Leidenschaft bewegt: überall, wo er konnte, Gutes zu stiften, und darauf wandte er seine ganze Thätigkeit und seine ganze Zeit. — Sein Vater war ein Graf von Soissons, und stammte aus dem Hause Savoyen. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, wo sein Vater Statthalter der Champagne war. Wegen seiner Kleinheit und Schwächlichkeit wurde er zum geistlichen Stande bestimmt; aber dazu hatte er gar keine Lust, und immer lag ihm das Soldatenwesen im Sinn. Als er erwachsen war, bat er Ludwig XIV. um ein Regiment; der aber klopfte ihm lächelnd auf die Schulter, und rieth ihm, doch nicht an so etwas zu denken. Das kränkte ihn; er verließ Frankreich, und bot dem Kaiser Leopold I., Ferdinand III. Sohn, seine Dienste an. Diese wurden freudig angenommen, und schon im ersten Feldzuge zeich-

nete er ſich ſo aus, daß ihm der Kaiſer ein Regiment anvertraute. Als Louvois von ſeinen Thaten hörte, ſagte er ärgerlich: „Gut! der ſoll gewiß nie wieder in ſein Vaterland zurückkommen!“ Eugen, der dies erfuhr, äußerte: „Ganz gewiß werde ich, ihm zum Trotz, zurückkommen;“ und wirklich ſtand er wenige Jahre darauf mit einem kaiſerlichen Heere in Frankreich. — In keinem Kriege hat Eugen ſolche Lorbeeren gepflückt, als im ſpaniſchen Erbfolgekriege. Wo er und Marlborough mit den übermüthigen Franzoſen zuſammentrafen, wurden dieſe tüchtig aus dem Felde geſchlagen, und immer mehr in die Enge getrieben.

Von Eugens Thaten kann hier nicht umſtändlich geredet werden; wohl mag aber Einiges über Marlborough ſtehen, weil es dem Herzen wohl thut, zu ſehen, daß ein ſo großer Feldherr und Staatsmann, der ſo leicht in dem Gewirre ſeiner Geſchäfte und Sorgen das Gefühl für die zartern Lebensverhältniſſe verliert, ein guter Vater und zärtlicher Ehegatte war. Recht rührend ſind die Briefe, die er an ſeine Frau ſchrieb, und die alle die innigſte Anhänglichkeit an ſie und an ſeine Kinder verrathen. In einem derſelben, den er noch vor Ausbruch des Krieges bald nach der Geburt ſeiner zweiten Tochter ſchrieb, heißt es: „Du kannſt dir kaum vorſtellen, wie viele Freude ich mit den Kindern habe. Es iſt Niemand bei ihnen als die Wärterin; da hängen ſie mit ſolcher Zärtlichkeit an mir, daß, wenn ich nach Hauſe komme, ſie immer mit mir ſeyn wollen, mich mit ihren Aermchen umſchlingen, und unabläſſig liebkoſen. Das ältere Töchterchen hängt ſich an meinen Arm, und will mit Gewalt ihrer guten Mutter ſchreiben; ich kann daher wegen des kleinen Weſens nicht weiter, ſondern bitte dich nur noch, mich ſtets ſo zu lieben, wie ich dich liebe; dann ſind wir Beide glücklich.“ — Nachſchrift: „Ich küſſe dir die Hände, meine theure Mama! Dein Jettchen.“

Die erſten Jahre des Kriegs ſtand Marlborough in Belgien, Eugen in Italien. Am ſchlimmſten erging es aber den Franzoſen, nachdem ſich beide große Feldherren vereinigt hatten. In Mindelheim, einem Städtchen in Schwaben, trafen ſie zuſammen. Mit Bewunderung betrachtete Einer den Andern, und als Marlborough dem Prinzen die wirklich ausgeſuchte ſchöne engliſche Reiterei vorführte, ſagte dieſer: „Ich habe viel von der Reiterei der Engländer gehört; nun finde ich, daß ſie die ſchönſte iſt, die

ich je gesehen habe. Mit Geld, woran in England kein Mangel ist, kann man leicht tüchtigen Stoff für Kleider und Rüstung herbeischaffen; aber das, was mir aus den Blicken dieser wackern Krieger entgegenblitzt, läßt sich nicht erkaufen, und verbürgt den Sieg." — Mit derselben Feinheit antwortete Marlborough: „Meine Truppen haben sich stets für die gemeine Sache beseelt bewiesen; allein Euer Durchlaucht Gegenwart haucht ihnen jenen Feuergeist ein, den Sie mit Wohlgefallen in ihren Augen lesen."

Die Folge ihrer Vereinigung war ein glänzender Sieg, den Beide 1704 bei Höchstädt in Baiern, nahe am linken Ufer der Donau, über die Franzosen erfochten, wobei der französische Marschall Tallard gefangen wurde. Aber mehr Ehre noch als der Sieg machte Beiden die Menschenfreundlichkeit, mit welcher sie die Besiegten behandelten. Sie besuchten den gefangenen Marschall, der gebeugt, niedergeschlagen und verwundet da saß. Theilnehmend fragte ihn Marlborough: „Was kann ich Ihnen anbieten, um Ihre bedauernswürdige Lage erträglicher zu machen?" Tallard lehnte alle Anerbietungen dankbar ab, und äußerte nur Verlangen nach seinem eigenen, bequem eingerichteten Wagen. Sogleich wurde ein Trompeter danach ins feindliche Lager geschickt. Auch die innige Eintracht beider verbündeter Feldherren ist eine seltene Erscheinung; beide waren in gegenseitiger Lobeserhebung unerschöpflich.

Mitten im Gedränge der Kriegsbegebenheiten gedachte Marlborough mit inniger Liebe seiner daheimgebliebenen Frau. Am Tage nach der Schlacht schrieb er ihr: „Ich bin noch so erhitzt, nachdem ich gestern 17 Stunden hindurch nicht vom Pferde kam, daß ich noch keinem meiner Freunde schreiben kann. Ich bin über das Vollbrachte so entzückt, daß ich meinen Brief nicht endigen kann, ohne in einer Anwandlung von Eitelkeit dir zuzurufen, meine theuerste Seele, daß seit Menschengedenken kein so vollständiger Sieg erfochten wurde, als der gestrige, und da ich deine innige Liebe für mich kenne, so bin ich überzeugt, du erfreust dich über das Geschehene eben so sehr in Rücksicht meiner, als wegen des Vortheils, der dem Allgemeinen zufließt." Wie menschenfreundlich Marlborough gegen seine Feinde dachte, sieht man aus folgendem Briefe an seine Frau. Der Kurfürst von Baiern hielt es nämlich mit den Franzosen, und mußte, nachdem

er bei Höchſtädt zugleich mit den Franzoſen geſchlagen worden war, ſein Land und ſeine Familie im Stiche laſſen. „Die arme Kurfürſtin" — — ſchreibt M. — „hatte fünf ihrer Kinder mitgenommen, um ihrem Gemahle nachzureiſen; aber er hat ſie wieder nach München zurückgeſchickt. Dieſen Morgen brachte mir ein Trompeter ein Schreiben von ihm, nebſt einem offenen Einſchluß an die Kurfürſtin. Ich fühlte mein Herz gepreßt bei der Betrachtung, wie grauſam es ſeyn muß, auf dieſe Weiſe von Denen getrennt zu ſeyn, die man liebt. Ich beförderte den Brief gleich an die Kurfürſtin durch einen meiner eigenen Trompeter mit der Verſicherung, daß ihre Antwort ſorgfältig beſtellt werden ſollte. Es thut mir wohl, ſolche Linderungen zu verſchaffen, durch welche meinen Dienſtpflichten nicht zu nahe getreten wird."

Zwei Jahre darauf erfocht er wieder einen herrlichen Sieg über die Franzoſen bei Ramillies, einem Dorfe in Belgien. Als er hier im Schlachtgewühle über einen Graben ſetzte, ſtürzte ſein Pferd. Schnell eilte ein Adjutant herbei, ihm das ſeinige anzubieten. Aber indem ihm ein Oberſt den Steigbügel hält, und Marlborough ſich in den Sattel ſchwingt, reißt eine Kanonenkugel Jenem den Kopf weg. In ſolcher Gefahr befand er ſich nicht ſelten. Nach der Schlacht ſchrieb er an ſeine Frau: „In meinem letzten Schreiben, theuerſte Seele, erwähnte ich dir nichts von meinem Vorhaben, den Feind zu einer Schlacht zu zwingen. Ich kenne deine Beſorgniſſe, und wollte ſie dir dies Mal erſparen. Nun kann ich dir die freudige Botſchaft geben, daß wir am geſtrigen Sonntage gefochten haben, und daß es dem Allmächtigen gefiel, uns einen glänzenden Sieg zu verleihen."

Man hat oft behauptet, daß Mädchenfreundſchaft ſehr veränderlich ſey; die Königin Anna — denn ſeit 1702 war ſie an Wilhelms Stelle Königin geworden — und die Herzogin von Marlborough haben ein Beiſpiel davon gegeben. Die Herzogin hatte ſich ſeit einiger Zeit in die Regierungsangelegenheiten gemiſcht, und mit der Königin oft in einem Tone geſprochen, der ſehr vermeſſen war, dennoch aber von der Königin mit großer Demuth und Freundlichkeit aufgenommen wurde. Oft hatte die Herzogin die Empfindliche geſpielt, hatte ſich bei Hofe ſelten ſehen laſſen, und ſtatt ihrer ein armes, ihr verwandtes Fräulein, Abigail Hill, eingeführt, um die Königin zu unterhalten, in-

dem ſie glaubte, die Hill würde nie vergeſſen, daß ſie ihr allein dieſe Verſorgung verdanke. Allein die Hill, die bald darauf einen Herrn Maſham (ſprich Meſchäm) heirathete, war undankbar genug, die Herzogin aus der Gunſt der Königin zu verdrängen. Eine heftige Scene, in welcher die Herzogin ihr in Gegenwart der Königin ihre Undankbarkeit vorwarf, trug nicht dazu bei. Annen mit ihr auszuſöhnen. Kaum wurde bei Hofe dies Mißverſtändniß bemerkt, als Alle, die bisher dem Hauſe Marlborough ſeinen großen Einfluß beneidet hatten, ſich vereinigten, die Königin noch mehr gegen die Herzogin einzunehmen. Jedes ihrer Worte wurde übel gedeutet, und wenn ſie mit Anna zuſammenkam, war die Unterhaltung geſchraubt, und Beide waren froh, wenn ſie beendigt war. Marlborough's Herz litt dabei unbeſchreiblich, da er ſeine Frau ſo unausſprechlich liebte, und alle Triumphe, die er im Felde über die Franzoſen erfocht, konnten ihn für den Verluſt des innern Friedens nicht entſchädigen. Er ſehnte ſich nach einem ruhigen, ungeſtörten Familienleben. Die Herzogin kam nur noch ſelten nach Hofe; ihr Briefwechſel dauerte zwar fort, aber in einem beißenden, ſpöttiſchen Tone. Die Empfindlichkeit der Königin wurde von der ſchlauen Maſham zu wüthendem Haſſe angeblaſen. Vergebens ſuchte ſich die Herzogin mit der Königin zu verſtändigen; der Verſuch fiel ſo übel aus, daß es zum völligen Bruche kam. Nach einem ſehr heftigen Wortwechſel kamen ſie perſönlich nicht wieder zuſammen, und auch der ſchriftliche Umgang hörte bald ganz auf. Wie vielen Kummer hätte die Herzogin ſich und ihrem Gatten erſparen können, wäre ſie nicht ſo herrſchſüchtig geweſen, und hätte ſie ſich nicht in Dinge gemiſcht, die nicht zum Wirkungskreiſe einer Frau gehören!

Alle Freunde Marlborough's wurden nun von ihren Aemtern entfernt, und dieſe ſeinen entſchiedenen Feinden gegeben. Um jeder Unternehmung willen mußte er, der bisher das Schrecken der Franzoſen geweſen war, erſt bei Hofe anfragen, und ehe die Antwort eintraf, war oft der günſtige Zeitpunkt vorüber. Er mußte oft die bitterſten Kränkungen erfahren. Die bitterſte war die, daß ſeiner Frau ihre Hofämter abgenommen wurden. Zwar ſuchte ſie durch einen demüthigen Brief den Schimpf abzuwenden; aber die Königin antwortete: „Das iſt jetzt zu ſpät; an

meinem Entschlusse ist nichts mehr zu ändern." Selbst eine fußfällige Bitte des Herzogs erweichte die Königin nicht. Aber nun zeigte die Herzogin, daß der Mensch das Unglück leichter ertrage als das Glück. Als Marlborough ihr die Nachricht von dem entschiedenen Willen der Königin brachte, daß sie binnen zwei Tagen die goldenen Schlüssel als Oberhofmeisterin abgeben solle, und hinzusetzte, nun wolle er sogleich den Oberbefehl niederlegen, richtete sie sein Gemüth auf, ließ die Schlüssel der Königin sogleich überantworten, und stellte ihm vor, daß höhere Pflichten ihn an das Vaterland als an sie ketteten. Aber auch er wurde von Anna undankbar behandelt. Kaum glaubte sie ihn entbehren zu können, als sie ihm seine Entlassung ankündigen ließ. Damit waren seine Feinde noch nicht zufrieden; sie klagten ihn an, öffentliche Gelder unterschlagen zu haben. Ob er sich gleich zu rechtfertigen wußte, so blieb er doch in Ungnade, bis Anna starb.

Indessen waren die französischen Heere überall geschlagen worden. Ludwig wußte sich zuletzt gar keinen Rath mehr. Alle Kassen waren leer; die gedrückten Unterthanen konnten nichts mehr schaffen, weil der Krieg allen Handel und alle Fabriken zerstört hatte, und doch mußte Ludwig gewöhnlich fünf Heere auf einmal halten. Da blieb ihm zuletzt nichts übrig — o wie schwer mußte das nicht seinem Stolze werden! — als seine Feinde um Frieden zu bitten. Er hoffte den Niederländern am leichtesten beikommen zu können, und wendete sich zuerst an sie. Aber sie antworteten ihm wie ehrliche Männer: sie könnten für sich allein keinen Frieden schließen; erst müßten sie ihre Bundesgenossen fragen; und diese machten so hohe Bedingungen, daß Ludwig noch einmal das Kriegsglück zu versuchen beschloß. Aber mit jedem Jahre wurde die Noth größer; er mußte immer wieder um Frieden betteln. Wie triumphirten nicht seine Feinde! Sie trieben ihre Forderungen immer höher, und zu ihrem Erstaunen willigte Ludwig in Alles. Er war bereit, nicht nur auf die ganze spanische Monarchie für sich und seinen Enkel zu verzichten, sondern selbst alle früher eroberte Provinzen wieder herauszugeben. Hiermit hätten seine Feinde wohl zufrieden seyn können. Aber Uebermuth thut niemals gut. Ihre Schadenfreude wurde bald empfindlich bestraft. Sie verlangten nämlich endlich gar noch, er sollte seine Heere mit den ihrigen vereinigen, um

seinen Enkel mit Gewalt aus Spanien zu vertreiben. „Nein!" rief er unwillig aus, „soll ich einmal durchaus Krieg führen, so will ich ihn doch lieber für, als gegen die Meinigen führen!" Damit wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Bald darauf gelang es ihm, sich mit Anna von England zu vertragen, und nun waren die Uebrigen nicht mehr stark genug, ihm zu widerstehen und mußten zuletzt einen Frieden machen, wie er ihn wollte. Der Friede wurde in Utrecht 1713, und in Rastadt 1714 geschlossen. Er verlor nicht nur nichts, sondern setzte es wirklich durch, daß sein Enkel König von Spanien blieb. Oestreich wurde dagegen nur durch einige Ländereien entschädigt, wozu auch die bis dahin spanischen Niederlande gehörten, die nun die östreichischen genannt wurden.

Im Jahre 1715 starb endlich Ludwig XIV. mit dem traurigen Bewußtseyn, durch Habsucht sein sonst so blühendes Reich heruntergebracht, und seine Unterthanen unglücklich gemacht zu haben. Daher folgte ihm auch keine Thräne nach; im Gegentheile verfolgte das Volk seinen Leichenwagen mit empörenden Schmähreden.

Anna von England starb ein Jahr früher, 1714, und da sie keine Kinder hatte, so wurde der Kurfürst von Hannover zum Könige von England gewählt, und hieß als solcher Georg I. Dieser setzte den ungerecht verkannten Marlborough sogleich wieder in seine hohen Würden ein. Aber dies entschädigte den Herzog nicht für seinen häuslichen Kummer. Es starb ihm seine dritte Tochter im 26sten Jahre, und bald darauf auch seine Lieblingstochter, die zweite, im 29sten Jahre, die an den Grafen von Sunderland verheirathet war, und sich durch die seltensten Vorzüge des Geistes und Körpers auszeichnete. Obgleich ihr Gatte voll Launen, reizbar und aufbrausend war, so liebte sie ihn doch innig, und wußte seinen Hang zur Verschwendung und zum Spiel im Zaume zu halten. Von ihrem frommen Sinn mag das Gebet zeugen, welches sie täglich betete, während ihr Gatte als Gesandter in Wien sich befand: „Gnädiger, barmherziger Gott! der du der Beherrscher aller Wesen und die Hoffnung Aller bist, sie mögen an den Enden der Erde, oder im ungemessenen Raume der weiten See sich aufhalten, o höre mein Gebet! Ich flehe nun zu dir für Den, der nach dir mir das

Theuerſte iſt. O Herr, zu allen Zeiten und an allen Orten ſegne, erhalte und bewahre ihn ſowohl an Leib als an Seele vor allen Widerwärtigkeiten, die ihm zuſtoßen können. In allen Gefahren und unter allen Verſuchungen ſey du ſtets ſein allmächtiger Beſchützer bis zum Ende ſeiner Tage; beſonders bitte ich dich jetzt, ihn in deine Obſorge zu nehmen, damit auf dem Wege, den er wandelt, ihn kein Uebel befalle, ſondern er ſtets unter deinem Schutze geſchirmt bleibe vor allen Gefahren, und wieder in Frieden heimkehre. O du, der du über Winde und Wogen gebieteſt, und dem ſie alle gehorchen, gieb, daß ſie ihm bei der Hinreiſe und bei der Heimkehr günſtig ſeyen, damit er ſicher in den Hafen einfahre, nach welchem ſein Ziel geht. O Herr, in deſſen Händen der Athemzug jedes Menſchenkindes liegt, bewahre dieſen mir ſo theuern Mann geſund und unverſehrt, damit kein Unheil von innen, keine Gewalt von außen ihm Schmerz oder Unbilden zufüge, und wenn er fern von mir iſt, ſo ſey deine beſeligende Allgegenwart und dein Schirm ſeine getreue Obhut. O drei Mal geheiligter Herr, insbeſondere bitte ich dich um ſeinetwillen für Alle, die er zurückläßt, damit ihnen kein Unheil hier widerfahre, das ihn im fremden Lande in Kummer und Betrübniß ſtürzen könnte. Möge durch deinen allergnädigſten Willen ſeine Verhandlung im Auslande mit gutem Gelingen geſegnet ſeyn, und gieb, daß ich für dieſe neuerliche Gnade deinen Namen unabläſſig preiſe. Verleihe, daß wir zuſammen in Liebe und Frieden leben, bis der Tod uns auf längere Zeit trennt. Alles dieſes bitte ich dich in der Demuth meiner Seele im Namen und aus Liebe Jeſu, meines Heilandes. Amen! O gebenedeiter Gott! Amen! Amen!"

Nach dieſen herben Verluſten lebte Marlborough abwechſelnd in London und auf ſeinen Gütern, am liebſten im Schooße ſeiner Familie, und ſtarb endlich 1722.

Eugen war darin glücklicher, daß er ſich ohne Unterbrechung in der Gunſt ſeiner Monarchen erhielt, und von Allen hochgeſchätzt wurde. Er ſtarb 1736.

102. Leopold I., 1657 — 1705. — Joseph I., 1705 — 1711. — Karl VI. 1711 — 1740 *).

Wir haben oben beim 30jährigen Kriege gesehen, daß Ferdinand II. 1637 gestorben sey. Sein Sohn Ferdinand III., ein wackerer, und nicht so unduldsamer Mann als sein Vater, war diesem gefolgt. Das wichtigste Ereigniß unter seiner Regierung war der westphälische Friede, von dem wir bereits gesprochen haben. Ihm folgte 1657 sein Sohn Leopold I., ein träger Herr, dem die Ruhe über Alles ging; und doch sind wenige Regierungen so unruhevoll gewesen als die seinige; bald mußte er mit den Franzosen, bald mit den mächtig andringenden Türken Krieg führen. Er selbst aber nahm keinen großen Theil daran, und überließ die Sorge lieber seinen Günstlingen.

Wenn sonst ein Kaiser mit den deutschen Fürsten etwas zu besprechen hatte, so berief er einen Reichstag. Das geschah auch unter Leopold 1663, wo er sie nach Regensburg berief, um sie zu bewegen, ein Heer gegen die Türken aufzustellen. Aber sie kamen nicht selbst, sondern schickten Gesandte, und da so viel zu berathschlagen war, und der Stoff sich immer mehr häufte, so wurde endlich beschlossen, daß von nun an ein ewiger Reichstag in Regensburg seyn sollte. So ist es auch bis zum Jahre 1806, wo das deutsche Reich aufgelöst wurde, geblieben.

Daß der ländersüchtige Ludwig XIV. mehrere Kriege mit seinen Nachbaren, also zum Theil auch mit Deutschland, angefangen habe, ist schon erzählt worden. Immer kamen die Deutschen dabei zu kurz, theils weil es an der gehörigen Einigkeit und dem gegenseitigen Vertrauen fehlte, theils weil sie sich die Franzosen jederzeit zuvorkommen ließen; denn während die Deutschen noch in Regensburg überlegten, hatten die Franzosen bereits gehandelt.

Dringender war für Leopold selbst und seine Erbländer der wilde Andrang der Türken. Mehrmals waren sie schon in Ungarn zurückgeschlagen worden, als sie 1683 ihren Anfall mit größerer Kraft als vorher erneuerten, und bis Wien vordrangen.

*) S. meine Geschichte der Deutschen für höhere Töchterschulen, Th. II, S. 257, 301 und 303.

Die unzufriedenen Ungarn schlugen sich zu ihnen, Leopold mußte eilig seine Residenz verlassen, und wer fliehen konnte, floh ihm nach. Der kriegerische Großvezier Kara Mustapha umlagerte Wien mit 200,000 Mann, und bestürmte es mit solchem Ungestüme, daß die Mauern wankten, und die Hoffnung der Belagerten täglich mehr sank. Schon lagen die Türken 2 Monate vor der Stadt, und einmal waren die Stürmenden schon bis auf den Wall vorgedrungen. Fast täglich flogen Minen auf, durch welche die Wälle Lücken bekamen. Endlich bemerkten die hartbedrängten Wiener unter den Türken eine Bewegung, die ihnen eine Annäherung des Entsatzes zu verrathen schien. Der tapfere Commandant Stahremberg schickte in dunkler Nacht einen kühnen Reiter, der durch die Donau schwamm, dem kaiserlichen Heerführer entgegen, mit den wenigen angstvollen Worten: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!" Zugleich ließ er als Zeichen höchster Noth vom Stephansthurme ein Bündel Raketen in die tiefe Finsterniß emporsteigen. Ein feuriger Busch Raketen, die in der Ferne in die Luft sich erhoben, diente den Wienern zur Antwort, daß man das Zeichen bemerkt und verstanden habe. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne zeigte sich ihnen auf der Höhe des Kalenberges das errettende Heer. Der Prinz von Lothringen, der Kurfürst von Sachsen, vor Allen aber der ritterliche Johann Sobieski, König von Polen, eilten herbei, der bedrängten Stadt zu Hülfe. Jetzt stiegen die Heerschaaren die Höhen hinab, und warfen sich auf die Janitscharen, die, Kara Mustapha in ihrer Mitte, nur Schritt vor Schritt zurückwichen. Den ganzen Tag wurde hier gestritten; immer näher rückten die Befreier an die Stadt, die, in Angst und Wonne, den ganzen Tag vom türkischen Lager aus bestürmt wurde. Erst am Abend gelangten die Retter bis zu den Vorstädten; Wien war befreit; die Türken ergriff Angst und Schrecken; sie warfen sich, Alles zurücklassend, in die schleunigste Flucht. Die Beute war unermeßlich. Am Abend schrieb Sobieski im Zelte des Großveziers an seine geliebte Frau: „Es ist unmöglich, den Luxus zu beschreiben, der in den Zelten des Veziers herrscht: Bäder, Gärtchen, Springbrunnen, Kaninchenhügel und Papageien. Was meine Beute betrifft, so ist sie nicht aufzuzählen, unter andern ein

Gürtel von Diamanten, zwei mit Diamantenbesetzte Uhren, fünf Köcher mit Rubinen, Saphiren und Perlen, die schönsten Zobel von der Welt und tausend Kleinigkeiten." Am andern Tage hielt Sobieski mit dem Kaiser und den andern Fürsten seinen Einzug in Wien. Das Volk jubelte, aber sah nur auf den tapfern König, nicht auf den schwachen Kaiser, der in der Stunde der Noth sein Volk im Stich gelassen hatte. Mit Inbrunst stimmte Sobieski in der Augustinerkirche das „Herr Gott dich loben wir" an, und dankbar sang ihm das gerührte Volk nach, während alle Glocken jubelnd darein tönten. Kara Mustapha wurde auf des Sultans Befehl enthauptet, aber leider hatten die Türken 6000 Männer, 11,000 Frauen, 14,000 Mädchen und 50,000 Knaben aus Oestreich in die Sclaverei geschleppt, von denen nur 600 auf dem Schlachtfelde gerettet wurden. — Seitdem sind die Türken nicht wieder nach Deutschland gekommen. Ueberhaupt hörten sie auf, für Europa ein Gegenstand des Schreckens zu seyn, seitdem Prinz Eugen ihnen einige ungeheure Niederlagen in Ungarn beigebracht hatte.

Während des spanischen Erbfolgekriegs starb der unfähige Kaiser 1705, und machte seinem Sohne Joseph I. Platz. Dieser war einsichtsvoll und wohldenkend, und hätte gewiß für Deutschland mehr gethan, hätte ihn nicht der spanische Erbfolgekrieg so sehr beschäftigt. Er hat dessen Ende nicht erlebt; denn er starb schon 1711. Da er keine Kinder hatte, so folgte ihm sein Bruder

Karl VI., der jenem Kriege im Frieden von Rastadt 1714 ein Ende machte. Den Geist Josephs I. besaß er zwar nicht, aber er hat für seine Erbländer recht treu gesorgt, und den durch die vielen Kriege zerrütteten Wohlstand wieder zu heben gesucht. Nur für Deutschland hat er so gut wie nichts gethan. Er hat bis 1740 regiert. Von seiner Tochter und Nachfolgerin Maria Theresia wird unten mehr die Rede seyn.

103. Peters des Grosen Jugendjahre und erste Regierungszeit.

Bis zu Peters glorreicher Regierung gehörten die wilden Russen zu den asiatischen Völkern. Kaum wußte man in Europa von ihnen, und es war eine große Seltenheit, wenn ein-

mal ein europäischer Fürst eine Gesandtschaft nach Moskau sandte. Sitten, Kleider, Bildung und Sprache unterschieden sie gänzlich von den gebildeten Völkern, die daher nichts nach ihnen fragten. Da trat vor ungefähr 150 Jahren Peter auf, anfangs selbst ohne Bildung, bildete sich selbst mit nie gestillter Wißbegier, und that dann so viel für die Bildung seines Volks, daß es während seiner Regierung größere Fortschritte machte, als andere Völker in Jahrhunderten nicht. Er erscheint als einer der großen Männer, deren sich die Vorsehung bedient hat, auf das Glück ganzer Völker einzuwirken. Seine Wißbegierde mag Denen zur Beschämung dienen, die so viele Aufmunterung haben, ihren Geist zu bilden, und es doch nur mit Widerwillen thun.

Während der ersten 30 Regierungsjahre Ludwigs XIV. regierte in Rußland der Czar Alexei. Als er starb, hinterließ er mehrere Kinder, von denen der älteste Sohn, Feodor, zwar folgte, aber auch bald, 1682, starb. Sein Tod ließ Unruhen fürchten; denn er ließ zurück eine ehrsüchtige Schwester, Sophia, einen schwachsinnigen Bruder, Iwan, und einen zehnjährigen Stiefbruder, Peter. Sie blieben auch nicht aus. Zwar riefen die russischen Großen den jungen Peter zum Czaren aus; aber Sophia, die ihn und seine Mutter Natalia bis auf den Tod haßte, hetzte die Strjelzü oder Strjelitzen — so nannte man die regelmäßigen Soldaten — auf, und diese erregten einen furchtbaren Aufruhr, weil Sophia ausgesprengt hatte, daß Iwan durch die Familie der Natalia ermordet sey. Mit wüthenden Blicken wälzte sich die Schaar nach dem Palaste, um Iwan's Tod zu rächen, und selbst als dieser sich zeigte, hörte der Tumult nicht auf. Die meisten Brüder und Verwandten und Räthe Nataliens wurden grausam ermordet. Den Leibarzt ermordeten sie, weil sie bei ihm getrocknete Meerpolypen und eine Schlangenhaut gefunden hatten, und ihn daher für einen Zauberer hielten. Das sind die Folgen der Unwissenheit und des Aberglaubens! Dann riefen sie Iwan zum Czaren aus. Er erschien, und stammelte: „Ich will euer Czar seyn; aber laßt doch meinen lieben Bruder Peter mit mir regieren!" Das ließen sie sich gefallen.

Bald brach unter den Strjelzü ein neuer Tumult aus. Natalie und Peter flohen aus Moskau nach einem festen Kloster. Ihnen folgten die Mörder. Lange suchten sie vergebens; endlich

kamen ſie in die Kirche. Hier kniete Peter am Altare; ſeine Mutter ſtand vor ihm, und deckte ihn mit ihren Armen. Aber ein wilder Strjelitz rannte auf ihn los, und wollte ihm eben das Meſſer ins Herz ſtoßen, als ein Anderer mit gräßlicher Stimme rief: „Halt, Bruder! nicht hier am Altare. Er wird uns nicht entgehen.“ In dem Augenblicke aber erſchien die czariſche Reiterei und trieb die Strjelitzen aus einander; Peter war gerettet. Je mehr Uebermuth, deſto mehr Sklavenſinn. Die noch eben ſo übermüthigen Strjelitzen nahten ſich bald darauf, 3700 an der Zahl. Je zwei und zwei trugen einen Block, und der dritte ein Beil. Viele hatten Stricke um den Hals. Sie hatten nämlich, um den Zorn des Czars zu büßen, den zehnten Mann ausgehoben. Dieſe nahten ſich jetzt. Sie hatten das Abendmahl empfangen, von ihren Weibern und Kindern, die dem Zuge weinend folgten, Abſchied genommen, ſtellten ſich vor dem Palaſte auf, und riefen: „Wir ſind ſchuldig! der Czar richte nach Gefallen über uns.“ Drei Stunden lang überlegte der Hof; endlich wurden 30 der Schuldigſten hingerichtet, die Uebrigen entlaſſen *).

Des nun 15jährigen Peters Liebling war ein Kaufmannsſohn aus Genf, Le Fort. Nachdem er ſeinen Eltern davongelaufen war, und ſich in mehreren Ländern herumgetrieben hatte, war er nach Moskau gekommen, und dem jungen Czar bekannt worden. Er wußte von den europäiſchen Völkern angenehm zu erzählen, und war daher ganz Peters Mann. Stunden lang ſaß oft Peter, und horchte auf ſeine Erzählung. Einmal hatte er auch ihm von der Art, wie in andern Ländern die Soldaten exercirt würden, erzählt. „Das willſt du auch verſuchen!“ dachte Peter, und ge-

*) Unter den Verurtheilten waren drei Brüder. Ihre alte Mutter bat fußfällig um ihre Begnadigung. Peter bewilligte ihr einen, der ihr der Liebſte ſey. Sie wählte den Jüngſten. Als ſie aber mit ihm aus dem Gefängniſſe ging, fiel er über die Schwelle und beſchädigte ſich ſo, daß er auf der Stelle ſtarb. Peter hielt dies für einen Wink des Himmels, und that vor einem Crucifix das Gelübde, keinen Verbrecher mehr der verdienten Strafe zu entziehen. That er daran recht? War es wirklich ein Wink des Himmels? Dies Beiſpiel mag lehren, wie man nicht jedes zufällige Zuſammentreffen für eine göttliche Offenbarung halten muß.

schwind errichtete er im Dorfe Preobraschenskoy bei Moskau eine Compagnie von 50 Knaben seines Alters, die er Poteschni (Spielkameraden) nannte, und von Le Fort, den er zum Hauptmann der kleinen Schaar machte, exerciren ließ. Er selbst diente als Gemeiner, und erklärte, daß nur Verdienst, nie Geburt zu Auszeichnungen berechtige *). Jeder junge Russe hielt es für eine Ehre, ein Poteschni zu seyn, und bald hatte er so viele Recruten, daß sie nicht im Dorfe Platz hatten. Hieraus entstand die nachmalige russische Garde. Sophia hatte das Spielwerk ruhig angesehen; ja es war ihr lieb, daß Peter, wie es ihr schien, in der Wildheit aufwüchse. Aber bald merkte sie, wie gefährlich ihr seine Poteschni werden könnten, und leicht war es ihr, die Strjelitzen wieder aufzuwiegeln. Es wurde beschlossen, ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden. Peter floh wieder nach jenem festen Kloster, und rief seine Poteschni's und Alle, die es gut mit ihm meinten, herbei. Eine Menge kam, und nun wagte es Keiner, ihn anzugreifen. Sophia mußte sich ihm unterwerfen, und wurde in ein Kloster verwiesen, wo sie unter dem Namen Susanna den Schleier nahm. Um diese Zeit starb auch der gute, aber schwache Iwan, und Peter war nun alleiniger Czar, 1689.

Rasch ging er nun an seine Verbesserungspläne. Einst ging er, 19 Jahre alt, in einem Dorfe bei Moskau durch einen Speicher, wo altes Hausgeräth aufbewahrt wurde. Da fiel ihm ein Boot in die Augen. „Warum ist das anders gebaut," fragte er gleich, „als die Schiffe, die ich auf der Moskwa sehe?" — „Es ist ein englisches Boot," antwortete man ihm, „und sowohl zum Rudern als zum Segeln zu gebrauchen." „Das

*) Diesen Grundsatz hatte Peter zeitlebens, und dies allein schon wäre hinlänglich, die Richtigkeit seines Verstandes zu beweisen. Wie sehr beschämt er manches Mädchen, die sich besser als andere dünkt, weil ihre Eltern vornehmer oder reicher sind! Was giebt uns allein Vorzug vor Andern? — Ein tugendhaftes Herz und ein gebildeter Verstand! Und wer diese Vorzüge hat, wird nie übermüthig über Andere sich erheben wollen. — Auch in spätern Jahren diente Peter einmal einen ganzen Monat lang als gemeiner Soldat, und aß nichts als die vorgeschriebene Portion an Grütze, Brot u. s. w. „Nun weiß ich doch," sagte er, „daß der Soldat dabei bestehen kann."

möchte ich sehen!" rief Peter; „ist denn Niemand da, der es regieren könnte?" — Man sagte ihm, vielleicht verstände es ein alter holländischer Tischler, Karsten Brand, der ehemals ein Schiffszimmermann gewesen sey. Er wurde gerufen, setzte es bald wieder in Stand, und fuhr dann vor den Augen des erstaunten Czaren den Strom hinab und hinauf. Nun trat Peter selbst ans Steuer, und das Wasser war von jetzt an sein Element. Bald war ihm der Fluß, bald ein großer Teich zu enge; das Schiff mußte in einen See gebracht werden. Diesem Schiffe folgten bald mehrere, die der alte Brand ihm bauen mußte. „Könnte ich doch nur einmal ein Seeschiff sehen!" rief Peter sehnsüchtig aus. Rußland hatte aber damals noch kein Land an der Ostsee und am schwarzen Meere; das weiße Meer war das einzige, wo Peter seine Sehnsucht stillen konnte; dorthin reiste er. Er kam nach Archangel. Wie schlug ihm das Herz, als das weite Meer mit vielen holländischen Schiffen vor seinen trunkenen Blicken da lag. In der Tracht eines holländischen Schiffers befuhr er selbst die See, und munterte die Holländer auf, nur recht bald wieder zu kommen. Als er zum zweiten Male in Archangel war, überfiel ihn miten auf dem Meere ein Sturm. Die Gefahr war so groß, daß alle Schiffer beteten, und ihr Ende erwarteten. Nur Peter war unerschrocken, sah auf den Steuermann, und wollte diesem Vorschriften geben, wie er lenken müsse. Dieser aber wurde ungeduldig. „Geh mir vom Leibe!" fuhr er den Czar an; „ich muß wissen, wie man steuern soll; ich weiß das besser als du!" Und wirklich brachte er auch das Schiff glücklich an das Ufer. Hier aber fiel er vor dem Czar auf die Knie, und bat ihn wegen seiner Grobheit um Verzeihung. „Hier ist nichts zu verzeihen," sagte Peter, hob ihn auf, und küßte ihn drei Mal auf die Stirne; „aber Dank bin ich dir schuldig, daß du uns gerettet hast. Auch die Antwort, die du mir gabst, danke ich dir!" Wie brav!

Solchen Mann, sollte man glauben, müßten seine Unterthanen vergöttert haben? Aber es gab der Unzufriedenen genug, vorzüglich unter den Strjelitzen, die es ihm nicht vergeben konnten, daß er die Poteschni ihnen vorzog. Eines Abends war Peter in Preobraschenskoy bei seinem Lieblinge Le Fort, der ihn mit vielen Andern zu Gaste geladen hatte. Eben wollte man

ſich zur Tafel ſetzen, da wurde der Czar herausgerufen. Es waren zwei Strjelitzen, die ihn allein zu ſprechen verlangten. Sie warfen ſich vor ihm nieder, und ſprachen: ſie brächten ihm ihre Köpfe dar, die ſie verwirkt hätten. Sie gehörten zu einer großen Verſchwörung; ihr Gewiſſen triebe ſie her, es ihm anzuzeigen. In der nächſten Nacht wollten die Verſchworenen Feuer anlegen, und wenn dann der Czar herbeieilte, ihn im Gedränge ermorden. Jetzt ſäßen ſie im Hauſe des Staatsraths Sokownin verſammelt. Es war gerade 8 Uhr. Peter ließ die Beiden verwahren, und ſchickte einen ſchriftlichen Befehl an einen Hauptmann ſeiner Garde, gegen 11 Uhr das bezeichnete Haus zu umgeben, und Alle, die darinnen wären, gefangen zu nehmen. Dann ging er ruhig zur Geſellſchaft, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber um 10 Uhr ſtand er auf. „Laßt euch nicht ſtören," ſprach er, „ein kleines Geſchäft ruft mich auf einen Augenblick ab." Von einem Adjutanten begleitet, ſetzte er ſich in den Wagen, und fuhr nach Sokownin's Hauſe. Er wunderte ſich, die Wache nicht zu finden. „Vielleicht ſind ſie ſchon im Hauſe," dachte er, und trat in den Saal. Da ſaßen die Verſchworenen noch Alle. Erſchrocken ſtanden ſie auf. „Ei guten Abend!" ſagte Peter; „ich fuhr vorbei, und ſah hier helles Licht. Da vermuthete ich muntre Geſellſchaft; ich komme, mit euch ein Gläschen zu trinken." — „Viel Ehre!" antwortete der Wirth. Alle ſetzten ſich wieder; es wurde fleißig eingeſchenkt, und der Czar that wackern Beſcheid. Jetzt winkte ein Strjelitz dem Sokownin, und flüſterte ihm zu: „Nun iſt es Zeit, Bruder!" — „Noch nicht!" antwortete dieſer leiſe. „Für mich aber iſt es Zeit!" ſchrie Peter mit funkelndem Blicke, indem er aufſprang, daß die Gläſer klirrten, und dem Sokownin mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug. „Fort! bindet die Hunde!" — Zu ſeinem Glücke trat in demſelben Augenblicke der Gardehauptmann herein, hinter ihm ſeine Soldaten. Die Verſchworenen verloren den Muth, fielen auf die Knie, und baten um Gnade. Nachdem ſie gebunden waren, gab Peter dem Hauptmann eine tüchtige Ohrfeige, weil er, wie er glaubte, eine Stunde zu ſpät gekommen ſey. Da dieſer ſich aber durch Vorzeigung des ſchriftlichen Befehles auswies, entſchuldigte der Czar ſeine Hitze, küßte ihn auf die Stirn, und erklärte ihn für einen braven Officier. Wie ſtaunten Le Fort und

seine Gäste, als er zurückkam, und erzählte, was indessen geschehen war! Viele der Schuldigen wurden hingerichtet.

Je mehr ihm Le Fort von fremden Ländern erzählte, desto begieriger wurde er, sie selbst zu sehen. Im Jahre 1697 rüstete er eine große Gesandtschaft aus, die von Le Fort angeführt wurde, wohl aus 300 Personen bestand, und durch einen großen Theil von Europa reisen sollte. Er selbst wollte sie begleiten; aber weil er ein großer Feind von allen Umständen war, und gern Alles ungestört sehen wollte, so ging er unter dem Titel eines Obercommandeurs mit, und er hatte ausdrücklich seinen Leuten befohlen, zu thun, als wenn er nicht der Czar sey. Zunächst ging es über Riga nach Königsberg, wo der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., die Gesandtschaft in feierlicher Audienz empfing. Peter war auch dabei und wollte unerkannt bleiben. Aber das war vergebens. Alle Hofleute erkannten ihn gleich an seiner hohen Gestalt, seinen blitzenden Augen, die er überall umherwarf, und an der Mühe, die er sich gab, nicht erkannt zu werden, indem er sich oft seine Mütze vor das Gesicht hielt. Insgeheim besuchte er auch den Kurfürsten allein, der sich alle Mühe gab, ihn mit Schmausereien, Opern u. s. w. zu unterhalten. Einmal hatte er zu viel getrunken, und bekam mit Le Fort Streit. Wüthend fiel er ihn an, und befahl ihm, den Säbel zu ziehen. „Das sey ferne," sagte der verständige Le Fort; „lieber will ich von den Händen meines Herrn sterben!" Mit Mühe wurde der Czar zurückgehalten. Am folgenden Morgen bereuete er seine Uebereilung. „Ich will mein Volk gesitteter machen," rief er schmerzhaft aus, „und noch vermag ich's nicht, mich selbst zu zähmen!" — Mit großer Wißbegier besuchte er die Handwerker und Künstler, besonders die Bernsteindrechsler. Dann ging es durch die Mark und Hannover nach den Niederlanden. Ueberall fand man ihn sehr liebenswürdig, obgleich seine Sitten, besonders bei Tische, etwas roh. Am hannöverschen Hofe wunderte er sich, daß die Damen nicht alle Roth und Weiß auflegten; das sey in Rußland allgemein, und eine alte tüchtig geschminkte Hofdame gefiel daher den Russen am besten. Nachdem er mit den Damen, die nach damaliger Sitte steif geschnürt waren, getanzt hatte, wandte er sich an Le Fort, und sagte mit

Verwunderung: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauen!“

Nun kam er nach Amsterdam. Auf diese Stadt hatte er sich am meisten gefreut; denn für die Holländer hatte er eine große Vorliebe. Um unerkannt zu bleiben, kam er 14 Tage früher, als die Gesandtschaft. Aber man erkannte ihn doch, und der Magistrat bot ihm eine schöne Wohnung an. Er aber wählte ein ganz kleines Haus, und legte die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermanns an. Am meisten lag ihm daran, hier das Schiffsbauen zu lernen. Amsterdam gegenüber liegt das Dorf Saardam, wo 700 Windmühlen stehen, und großer Schiffsbau getrieben wird. Dahin begab er sich bald. Auf der Ueberfahrt sah er ein Fischerboot. Er erkannte in dem Fischer einen alten Bekannten, den er einst in Rußland gesehen hatte. Treuherzig schüttelte er ihm die Hand. „Höre! ich will bei dir wohnen!“ rief er. Der Mann entschuldigte sich; er hätte nur eine Hütte mit einer Stube und Kammer. Das half Alles nichts, der Fischer mußte mit seiner Frau in die Kammer ziehen, und Peter nahm die Stube ein. Das Haus steht noch. Nun ging es ans Arbeiten. Man wußte wohl, wer er eigentlich sey; aber er konnte nicht leiden, wenn man es merken ließ. Man nannte ihn Peter Baas; als solcher kam er alle Morgen, mit dem Beile in der Hand, auf die Schiffswerfte, zimmerte wie ein gemeiner Arbeiter, fragte nach Allem, und versuchte Alles. Selbst in der Schmiede arbeitete er mit, und seine Kammerherren mußten die Kohlen zulangen. Wie verwünschten diese den sonderbaren Geschmack ihres Czars, der sie nöthigte, ihre zarten Hände zu verderben. Peter dagegen zeigte gern die harte Haut seiner Hände, weil sie ein Beweis seiner Arbeitsamkeit war. Recht in den Tod zuwider war es ihm aber, wenn ihn die Leute wie ein Wunderthier angafften. Manchmal standen sie in dicken Haufen vor seiner Thüre, wenn sie wußten, daß er ausgehen würde. Dann kam er entweder wohl gar nicht, oder es setzte tüchtige Püffe rechts und links. Nach einer siebenwöchentlichen Arbeit kehrte er nach Amsterdam zurück, und statt mit Zerstreuungen die Zeit zu tödten, suchte er Gelehrte, Künstler und Handwerker auf, bei denen er etwas lernen konnte, nahm auch Viele davon in seine Dienste, und schickte sie nach Rußland. Dasselbe that er in

England, wohin er nun reiſte. Einen großen Genuß verſchaffte ihm hier König Wilhelm, indem er vor ihm eine Seeſchlacht aufführen ließ. „Wäre ich nicht zum Czaren des ruſſiſchen Reichs geboren," rief er einmal aus, „ſo möchte ich ein engliſcher Admiral ſeyn!" Drei Monate blieb er da. Als er auf der Rückreiſe wieder über Holland ging, und ihn hier bei einer ſeiner Waſſerfahrten auf der Zuyder-See (ſprich Seuder-See) ein Sturm überfiel, war er allein ganz unerſchrocken. „Habt ihr denn je gehört," ſagte er zu den bebenden Schiffern, „daß ein ruſſiſcher Czar in Holland auf der See ertrunken ſey?" — Nun ging es über Dresden nach Wien, wo es ihm ſehr gefiel, und eben wollte er nach Italien gehen, als er die Nachricht erhielt, die Strjelitzen hätten ſich ſchon wieder empört.

Wie ein ergrimmter Löwe fuhr er auf, und eilte ſchnell nach Rußland zurück. Auf der Reiſe durch Polen beſuchte er den König dieſes Landes, den ſtarken Auguſt II., dem es ein Leichtes war, ein Dutzend zinnerne Teller wie ein Papier zuſammenzurollen. Auch dem Czaren gab Auguſt eine Probe ſeiner Stärke, indem er mit einem ſchönen Säbel einem polniſchen Ochſen den Kopf mit einem Hiebe abſchlug. „Schenkt mir den Säbel," ſagte Peter; „er iſt mir nöthig, um das Haupt des Empörungsdrachens vom Rumpfe zu brennen." Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tataren! Leben und Gnade den Unterthanen!" eine Aeußerung, die ſeiner Menſchlichkeit Ehre macht. Peter fand den Aufruhr ſchon gedämpft; alle Gefängniſſe waren voll. Kaum bezwang ſich Peter, ſeine Schweſter Sophia nicht zu mißhandeln; denn ſie hatte vermuthlich wieder ihre Hand im Spiele gehabt. Darum wurde ſie noch enger eingeſperrt, und 130 Schuldige wurden ihren Fenſtern gegenüber aufgehenkt. Schrecklich war diesmal die Strafe der Uebelthäter; einen ganzen Monat lang floß ihr Blut auf dem Richtplatze bei Moskau.

Um dieſe Zeit ſtarb ſein Freund Le Fort. „Nun habe ich keinen treuen Diener mehr!" rief Peter mit Thränen aus. „Auf ihn allein konnte ich mich verlaſſen." Er küßte den theuern Leichnam, und badete ihn mit ſeinen Thränen. Seine Stelle erſetzte ſpäterhin Menſchikow. Die Nachrichten über ſeine Herkunft ſind verſchieden. Es heißt, er ſey ein Paſtetenbäckerjunge gewe-

sen, und habe Pasteten auf den Straßen herumgetragen. Einst kam er so auch in die Küche eines vornehmen Russen, der den Czar zu Tische geladen hatte. Da bemerkte er, daß der Wirth in ein Lieblingsgericht des Czaren ein Pulver that. Menschikow schöpfte Verdacht, ging auf die Gasse, und wartete, bis der Czar kam. Dieser bemerkte ihn, und sagte: „Gieb mir deinen Korb zum Kaufe!" — „Den Korb," antwortete der Junge, „darf ich nicht ohne meines Herrn Erlaubniß weggeben. Indeß, da euch doch Alles zugehört, so nehmt ihn immer hin." — Die Antwort gefiel Petern; er befahl ihm, zu folgen, und ihn bei Tische zu bedienen. Als nun das verdächtige Gericht kam, rief der Knabe den Czar bei Seite, und sagte ihm, was er gesehen habe. Peter verlangte, daß der Wirth zuerst davon essen sollte, und da dieser bestürzt es ablehnte, setzte er einem Hunde davon vor, der bald darauf starb. Seit dieser Zeit genoß Menschikow das Vertrauen des Czars, und half ihm auch treulich bei der Ausführung seiner Verbesserungspläne.

Das Ausland hatte dem Czar so gefallen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als seine Russen danach zu bilden. Mit dem Aeußern fing er an, und verbot die lange Nationalkleidung. Nur Geistliche und Bauern durften sie tragen. Wer zu ihm kommen wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen; dazu ließ er ein Muster über jedes Stadtthor hängen, und wer noch mit einem langen Kleide durch's Thor ging, mußte entweder einen Zoll bezahlen, oder unter dem Thore niederknieen, und es sich gefallen lassen, daß ihm der Rock so weit, als er beim Knieen auf der Erde schleppte, abgeschnitten würde. In kurzer Zeit waren die langen Röcke verschwunden. — Eben so ging es den langen Bärten. Wer ihn behalten wollte; mußte ein Geistlicher oder ein Bauer seyn, oder — jährlich 100 Rubel bezahlen. — Auch die Frauen wurden nun umgewandelt. Bisher hatten die Unglücklichen ein trauriges Leben geführt; sie wurden für unwürdig gehalten, in der Gesellschaft der Männer zu erscheinen, und lebten eingeschlossen in ihren Harems. Aber Peter wollte, sie sollten seyn wie die Frauen, die er im Auslande gesehen hatte, und befahl, daß alle in ausländische Tracht gekleidete Frauen in allen Gesellschaften erscheinen dürften. Dadurch wurden die Ausbrüche der Rohheit der Männer mehr zurückgehalten, und

nach und nach ein beſſerer Ton eingeführt. Auch verbot er, daß irgend eine Ehe ohne freie Beiſtimmung des jungen Paares geſchloſſen würde, und daß ſich Beide wenigſtens ſechs Wochen lang vor der Hochzeit ſehen dürften. Bisher hatten die Eltern die Kinder vermählt, und die Brautleute hatten ſich am Hochzeittage zum erſten Male geſehen. — Auch Schulen wurden angelegt, Buchdruckereien errichtet, und viele gute Werke des Auslandes ins Ruſſiſche überſetzt; kurz, kein Zweig der Verwaltung blieb unverändert. Freilich ſchüttelte darüber Mancher den Kopf; aber Peter war nicht der Mann, der ſich irre machen ließ, oder auf halbem Wege ſtehen blieb.

104. Karl XII., König von Schweden, 1697 — 1718.

Karl XII. war ein Urenkel der Schweſter Guſtav Adolphs. Als ſein Vater ſtarb, war er noch nicht 15 Jahre alt. Daher verwaltete anfangs ſeine Großmutter, eine verſtändige Frau, die Regierung. Aber die Schweden wollten nicht gern unter der Herrſchaft einer Frau ſtehen, und übertrugen daher bald dem jungen Karl die Regierung. Er zeichnete ſich als Knabe durch nichts aus, und man hielt ihn allgemein für einen ſehr mittelmäßigen Kopf.

Schweden hatte damals einen viel größern Umfang, als jetzt. Auch Ingermannland (wo jetzt Petersburg liegt), Eſthland und Liefland gehörten den Schweden. Darüber waren aber die Nachbarn längſt eiferſüchtig geweſen, und hatten nur auf eine Gelegenheit gewartet, über Schweden herzufallen, und ihm die Federn auszurupfen. Jetzt, glaubten ſie, ſey die Gelegenheit gekommen. Peter der Große, Auguſt II. von Polen und Friedrich IV. von Dänemark ſchloſſen ganz insgeheim einen Bund, und wirklich merkte auch Karl nichts davon. Plötzlich brachen die Dänen in Holſtein ein, welches einem Schwager des Königs von Schweden damals gehörte, während ſich Auguſt auf Liefland warf. Als Karl dies erfuhr, ſprach er: „Es iſt wunderlich, daß meine beiden Vettern Krieg haben wollen. Es mag alſo darum ſeyn. Wir haben eine gerechte Sache; Gott wird uns wohl helfen. Ich will die Sache erſt mit dem Einen abthun, und hiernächſt kann ich allezeit mit dem Andern ſprechen.“ Seit der Zeit hatte

er keinen Sinn mehr für Hoffeste. Man sah ihn sich lebhaft mit den alten Generalen seines Vaters und Großvaters unterhalten, und ein ganz neuer Geist war in ihn gefahren.

Alles war nun gespannt, was Karl thun würde. Sein Feuergeist wollte die Sache schnell entschieden wissen, und darum beschloß er, auf Seeland zu landen, und dem Könige von Dänemark einen solchen Schrecken einzujagen, daß er Frieden machen müßte. Gesagt, gethan! Karl fuhr selbst mit einem ausgesuchten Heere über den Sund. Schon standen die Dänen am Ufer, um ihn zurückzutreiben. Aber ungeachtet des Kugelregens sprang er aus dem Schiffe ins Wasser, welches ihm bis an die Arme reichte, den Degen in der Hand, und so stürmte er gegen die Dänen an, hinter sich seine Soldaten, die die Gewehre hoch über dem Wasser emporhielten. Als die Kugeln um ihn herumflogen, fragte er seine Begleiter, was das für ein Pfeifen wäre. „Sire! das sind die Flintenkugeln." — „So?" sagte Karl, „das soll künftig meine Lieblingsmusik seyn!" — Die Feinde verloren den Muth, solchen Leuten zu widerstehen, und warfen sich in die Flucht. Nun ging es rasch auf Kopenhagen los. Karl hielt die schönste Mannszucht; jedes Plündern war bei Todesstrafe verboten. Dafür aber nahmen ihn die braven seeländischen Bauern freundlich auf. „Gott segne Ew. Majestät," sprachen sie; „wir wissen wohl, daß ihr uns kein Leid thun werdet; ihr seyd ja der frommen Ulrike Sohn." Wie schön, wenn der Segen unserer Eltern auf uns ruht! — Und als Karl nachher wieder zurückging, sagten ihm die ehrlichen Leute mit Thränen Lebewohl. Der König Friedrich aber war über die plötzliche Erscheinung der Schweden so bestürzt, daß er gleich demüthig um Frieden bat. Karl gewährte ihn gern; denn er hatte mehr zu thun. Das geschah 1700.

Nun ging es rasch wieder zu Schiffe. Karl fuhr über die Ostsee nach Liefland, landete, und eilte der Stadt Narwa zu Hülfe. Hier kam es zu einer Schlacht, 8000 Schweden gegen fast 80,000 Russen, die sich noch obendrein verschanzt hatten. Aber der Wind trieb die fallenden Schneeflocken den Russen gerade ins Gesicht, und dies machte es den Schweden möglich, unbemerkt sich zu nähern. In einer Viertelstunde war die Schlacht entschieden, und die Russen in voller Flucht nach einer einzigen Brücke. Endlich brach diese ein, und Alle, die auf ihr waren,

ſtürzten mit Angſtgeſchrei zum unfehlbaren Tode hinab. Den Nachgebliebenen war nun jeder Weg der Rettung verſchloſſen; ſie vertheidigten ſich hinter einer Reihe von Wagen. Dies Schießen hörte Karl am andern Ende des Schlachtfeldes. Er jagte herbei. Unterwegs hielt ein Moraſt ihn auf; er wollte durchſetzen, ſein Pferd fiel aber ſo tief hinein, daß er nur mit Hülfe eines herzueilenden Knechts herausgezogen werden konnte. Einen Stiefel und ſeinen Degen mußte er im Stiche laſſen. Nur mit Einem Stiefel warf er ſich auf ein anderes Pferd, und jagte fort, und nun wurden die Ruſſen bald unterworfen. Peter ſelbſt war nicht dabei geweſen; denn ein großer Feldherr war er nicht. Als ihm die Niederlage gemeldet wurde, ſagte er ruhig: „Ich weiß wohl, die Schweden werden uns noch manchmal ſchlagen; aber wir lernen durch ſie. Die Zeit wird kommen, wo wir über ſie ſiegen werden.“ Und in ſein Tagebuch ſchrieb er: „Da wir dieſes Unglück, oder vielmehr dies Glück erlebt hatten, machte uns die Noth emſig, arbeitſam und erfahren.“ Ein ſchöner, eines großen Fürſten würdiger Gedanke, das Unglück ſo zu benutzen, daß es zum Glück werde!

Jetzt ging es gegen den dritten Feind, gegen Auguſt II., und Karl erklärte laut, er wollte nicht eher ruhen, bis er ihn abgeſetzt hätte, und einen andern König von Polen ſähe. Auguſt hatte nicht erwartet, daß Karl ihm ſo geſchwind über den Hals kommen würde; denn ſonſt pflegte man nur im Sommer Krieg zu führen, und im Winter zu ruhen. Karl aber war gegen alle Witterung abgehärtet; nicht einmal einen Pelz pflegte er im Winter zu tragen. In ſeiner Verlegenheit ſchickte Auguſt die Gräfin von Königsmark*), eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, die bei Auguſt viel galt, an Karl ab. Sie ſollte unter dem Vorwande, ſich für einen Verwandten zu verwenden, bei ihm Audienz ſuchen, und ihn dann überreden, mit Auguſt Frieden zu machen. Aber darin hatte ſich dieſer verrechnet. Karl konnte die Frauen nicht leiden, iſt auch nie verheirathet geweſen, und ſobald er hörte, die Gräfin ſey gekommen, ihn zu ſprechen; wandte er ſich unwillig ab, und mochte ſie nicht einmal ſehen.

*) S. mein Lehrb. d. Geogr. für Töchterſchulen, 2te Ausg. Th. I, S. 143, wo mehr über ſie geſagt iſt.

Eine Frau, die sich in Männergeschäfte mischt, war ihm vollends ein Greuel. Eben so fruchtlos waren andere Gesandtschaften. Karl wollte diesen seinen Feind, den er mehr haßte, als die andern, durchaus verderben, erreichte ihn auch bald, nahm ihm fast ganz Polen weg, und zwang die Einwohner, so sehr sie auch widerstrebten, einen andern König zu wählen. Dies war Stanislaus Lesczinski, ein Mann von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, erst 27 Jahre alt. August war nach Sachsen geflohen; dies Land gehörte ihm auch. Aber auch selbst da suchte ihn Karl auf. Sein Marsch ging durch Schlesien. Bei Steinau ritt er, ohne die Vollendung der Brücke zu erwarten, durch die Oder, so stark sie auch fluthete, und wurde am andern Ufer von einer Menge gemeiner Leute umringt, die ihn flehentlich baten, sich doch ihrer gegen ihre katholischen Mitbürger anzunehmen. Die evangelischen Schlesier wurden damals, trotz der Versicherungen des Kaisers bei dem westphälischen Frieden, auf alle Weise von den Katholiken bedrückt. Ein alter, grauköpfiger Schuhmacher drängte sich vor Allen heran, faßte dem Pferde in den Zügel, und sagte: „Gnädigster Herr! Gott sey und bleibe mit Ihnen. Aber lassen Sie sich doch durch unsere Thränen erweichen, und denken Sie nicht allein an sich selbst, sondern auch an uns arme Leute und an unsern unterdrückten Glauben im Lande.“ Der König sagte wohl zehnmal: „Ja! ja!“ Aber der Schuster ließ ihn nicht eher los, bis er ihm die Hand darauf gab. Karl hielt auch sein Wort. Er brachte es beim Kaiser dahin, daß dieser der Obrigkeit Befehl gab: es sollten den Protestanten in Schlesien alle seit dem westphälischen Frieden abgenommene Kirchen zurückgegeben, ihnen keine Kinder mehr geraubt werden, um sie katholisch zu erziehen, und den Gemeinden in Schweidnitz, Jauer und Glogau erlaubt seyn, bei den Gnadenkirchen mehrere Geistliche anzustellen; Alles Dinge, die, wie man glauben sollte, sich von selbst verstanden, und doch den armen Protestanten verweigert worden waren.

Karl brach nun 1706 in Sachsen ein, und ließ bekannt machen, daß Jeder ruhig in seiner Heimat bleiben könne; Niemandem solle etwas geschehen. So rückte er bis Altranstädt vor, einem Orte, nicht weit von Lützen. Gleich den folgenden Tag ritt er nach dieser Stadt, um das Schlachtfeld zu besehen,

wo ſein großer Ahnherr vor 74 Jahren ſo ruhmvoll gefallen war. Mit Rührung betrachtete er die Stelle, wo ihn der Tod ereilt hatte, und ſprach: „Wir haben allezeit geſucht, ſo wie König Guſtav Adolph zu leben; vielleicht thut uns Gott die Gnade, und läßt uns auch auf die Art, wie ihn, ſterben.“ Ob ſein Wunſch erfüllt ſey, wird die Folge lehren. — Dann wurde den ſchwediſchen Soldaten vorgeſchrieben, wie ſie ſich gegen die Einwohner zu verhalten hätten. Was ſie verlangten, ſollten ſie baar bezahlen, und ſich aller Mißhandlungen, bei Todesſtrafe, gänzlich enthalten. Auf dieſe Befehle wurde auch ſtreng gehalten. In einem Dorfe nahmen zwei Soldaten vom Leibregimente einem Bauer eine Schaale mit dicker Milch, und ſchlugen den Jungen, der ſie daran hindern wollte. Karl ritt gerade vorbei, und hörte den Lärm, erkundigte ſich nach der Urſache, und ließ Beide looſen, wer von ihnen ſterben ſollte. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen. — Einige Tage darauf hatte ein Dragoner wider Willen ſeines Wirthes ein Huhn geſchlachtet. Auf die Klage des Bauern wurde der Schuldige augenblicklich gehenkt. Solche ſtrenge Gerechtigkeit hielt die Soldaten in Ordnung, und die Sachſen, denen die Großeltern die entſetzlichen Greuelthaten der Wallenſteiner erzählt, und die jetzt Aehnliches gefürchtet hatten, konnten ſich gar nicht darein finden, den Feind im Lande zu haben, und doch ruhiger, als im Frieden zu leben *). — Auguſt übrigens verlor nun ganz den Muth, und eilte, mit Karln Frieden abzuſchließen, und da dieſer darauf beſtand, daß Auguſt der polniſchen Krone entſagen müßte, ſo that er es mit ſchwerem Herzen. Dann ſtattete Auguſt dem Könige von Schweden einen Beſuch ab, und Beide ſprachen mit einander als die beſten Freunde. Recht ſo! nach der Verſöhnung müſſen die vergangenen Beleidigungen vergeſſen werden. Auch erhielt Karl hier einen Beſuch vom Herzoge von Marlborough. Wie mochten Beide ſich freuen,

*) Woher mochte wohl der große Contraſt kommen zwiſchen einem ſchwediſchen Lager und einem Lager Wallenſteins, Tilly's und Conſorten? — Nur allein daher, daß die ſchwediſchen gekrönten Feldherren Religion im Herzen hatten, und durch tägliche Morgen- und Abendbetſtunden den Gedanken an den allgegenwärtigen Gott auch unter den Soldaten nicht erlöſchen ließen. Auch im Kriegslager alſo zeigte ſich der große Segen eines von den Gefühlen der Religion bewegten Gemüthes.

einander kennen zu lernen! Von Beider Ruhm war Europa voll Hier sahen sie sich zum ersten und zum letzten Male.

Erst nach einem Jahre ging Karl aus Sachsen zurück. Als er wieder durch Schlesien kam, drängten sich die evangelischen Schlesier von allen Seiten herzu, ihn zu sehen. Das Landvolk fiel auf die Kniee nieder, und dankte ihm mit Thränen für die Religionsfreiheit, die er ihnen verschafft hatte, und die Betstunden, die er täglich 2 — 3mal halten ließ, wirkten so auf die Gemüther selbst der Kinder, daß man noch geraume Zeit nachher bis nach Oberschlesien hinein Kinder von 5 — 14 Jahren Morgens und Abends sich auf dem Felde versammeln sah, um gemeinsam Lieder anzustimmen. Was nicht ein gutes Beispiel thut!

Einen Feind hatte nun Karl noch, den Czar Peter. Gegen ihn machte er sich auf, und beschloß, ihm in Moskau einen Besuch zu machen. Peter hatte indessen, während Karl in Polen und Sachsen herumgezogen war, von den Ländern am finnischen Meerbusen Besitz genommen. Es war längst sein sehnlicher Wunsch gewesen, einen Punkt an diesem Meere zu haben, um auf der Ostsee seine Flotten schwimmen zu sehen. Kaum war daher die schwedische Armee bei ihm vorbeigefluthet, so machte er sich gleich darüber her, oben in Ingermannland eine neue Stadt zu bauen. St. Petersburg wurde sie genannt, und sollte die Hauptstadt seines Reiches werden. Wenn Peter einmal etwas unternahm, dann wurde es auch mit allem Eifer betrieben, und so wurden auch jetzt viele tausend Bauern, wovon manche 2 — 300 Meilen weit her waren, zusammengetrieben, und mußten graben und schanzen. Aber zum Unglück war weder für hinlängliche Lebensmittel, noch für Handwerkszeug gesorgt. Da fehlte es an Schaufeln, Hacken und Bretern, und Schubkarren kannten die Russen noch gar nicht einmal. Zwanzigtausend mußten täglich arbeiten, und die Erde in den Schößen ihrer Röcke herzutragen. Welche Arbeit! Viele tausend Menschen gingen dabei zu Grunde. Dennoch machte der Bau reißende Fortschritte. Nachdem binnen 4 Monaten die Wälle und Gräben vollendet waren, ging es an den Häuserbau. Freilich waren es nur hölzerne Hütten; aber wer sollte darin wohnen? — Da ließ sich Fürst Menschikow hier nieder, und seine vielen Hofbedienten nahmen allein viele Häuser ein. Auch blieben manche der Arbeiter, die

sehr weit nach Hause hatten, lieber gleich hier, und bauten sich an. Zufällig kam ein holländisches Schiff mit reicher Ladung an. Peter war darüber so erfreut, daß er ihm entgegenfuhr und es selbst in den Hafen lootste. Dann gab er dem Schiffer ein Gastmahl. Wie wunderte sich der Mann, als er hörte, der mit am Tische saß, und den er bisher für einen Lootsen gehalten hatte, sey der Czar! Wie geschwind flog seine Mütze vom Kopfe herunter! Peter kaufte ihm einen großen Theil seiner Ladung ab; bald war das Schiff leer, und der Schiffer wurde obendrein reich beschenkt entlassen. Vergnügt kam er nach Holland zurück, und bald mehrten sich die Schiffe im Hafen von Petersburg, die alle so freundlich aufgenommen wurden. Das lockte wieder viele Kaufleute hin, und so wurde die Stadt immer größer. Freilich mußten sich auch viele russische Große da niederlassen, weil der Czar es so haben wollte. Das geschah 1703.

Ein recht schöner Zug muß noch hier von Peter erzählt werden, ein Gegenstück zu Tilly's Betragen in Magdeburg. Die Stadt Narwa in Esthland, dieselbe, wo Karl die schöne Schlacht gewonnen hatte, wurde vom Czar belagert. Sie war schwach; aber der schwedische Commandant wollte sie durchaus nicht übergeben. Da ließ Peter zur Mittagszeit, als die Schweden tafelten, stürmen, und gewann die Festung. Vorher aber hatte er streng verboten, die Einwohner auszuplündern oder zu mißhandeln. Daher ritt er in den Straßen selbst umher, und sah auf Ordnung. Aber die Russen waren rohe Menschen, und es fielen doch viele Gewaltthätigkeiten vor. Er strafte die Uebelthäter streng, und stieß Viele mit eigener Hand nieder, die er über dem Plündern ertappte. Dann ließ er den schwedischen Commandanten vor sich führen. „Du bist," sprach er zornig und gab ihm einen Backenstreich, „du bist allein Schuld an dem vergossenen Blute. Hülflos, wie du warst, hättest du dich längst ergeben sollen. Sieh diesen Degen! Er ist roth, nicht vom Schwedenblute; vom Russenblute ist er roth. Deine unbesonnene Hartnäckigkeit gab die armen Einwohner dem Verderben preis. Ich habe den Ausschweifungen meiner Soldaten gewehrt und die Einwohner gerettet, so weit ich's vermochte." Und Peter war nur ein roher Russe; aber er hatte Religion im Herzen.

Nun wieder zu Karl. Mitten im Winter zog er unter den

unsäglichsten Beschwerden durch Polen und Litthauen, Länder, durch die man selbst im Sommer ungern reist. Dazu kam, daß die Russen nicht Stand hielten, sondern beim Rückzuge ihre eigenen Dörfer verbrannten, und das ganze Land vollends zur Wüste machten. Dennoch ging Karl immer vorwärts, und Jedermann glaubte, er würde nach Moskau vordringen. Plötzlich aber wandte er sich südlich, und senkte sich in die weiten Steppen der Ukraine hinab. Hiermit ging Karls Unglücksstern auf. Die Ursache dieses Entschlusses war, daß der alte 70jährige Kosackenhetman Mazeppa *) ihm vorspiegelte, in der Ukraine, wo damals die Kosacken wohnten, wären Lebensmittel, woran es jetzt den Schweden so sehr fehlte, in Ueberfluß, und seine Kosacken bereit, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache zu machen. Das war aber Alles nicht wahr. Mazeppa war ein ehrgeiziger Mann, und hoffte sich durch die Hülfe der Schweden zum unabhängigen Herrn zu machen. Karl, den alles Ungewöhnliche schnell einnahm, folgte seinem Rathe, und führte dadurch namenloses Elend für sich und für sein Heer herbei.

In der Ukraine fand Karl Alles anders, als er es sich gedacht hatte. Ueberall war drückender Mangel an Lebensmitteln. Die Kosacken weigerten sich, zu den Schweden überzugehen, und blieben den Russen treu; nur wenige folgten dem treulosen Mazeppa. Karl hatte einen seiner besten Generale, Löwenhaupt, befehligt, ihm einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Pulver aus Curland zuzuführen; endlich kam er auch bei ihm an; aber — die Vorräthe hatten ihm der Czar und Menschikow unterwegs abgenommen, und ihm in einer blutigen Schlacht Tausende von Soldaten verwundet und getödtet, und die paar Tausend, die er mitbrachte, vermehrten nur die Zahl der Hungernden. Nun fiel noch gar der Winter ein, und zwar mit solcher Strenge, wie man erlebt zu haben sich nicht erinnerte. Tausende erkrankten und starben. Was sollten die armen Schwe-

*) Gelegentlich machen wir auf Lord Byrons schönes Gedicht Mazeppa aufmerksam, in welchem geschildert wird, wie Mazeppa in seiner Jugend von einem rachsüchtigen Edelmanne auf ein wildes Roß gebunden, zwei Tage lang so umhergetragen, und endlich wie durch ein Wunder gerettet sey.

den, entblößt von aller Bequemlichkeit; nun anfangen? Die Generale riethen, ſchnell umzukehren, und ſich durchzuſchlagen. Aber dazu war der eigenſinnige Karl nicht zu bewegen; das ſähe ja einer Flucht ähnlich, meinte er; er könne nur vorwärts gehen. So kam man zur Stadt Poltáwa, und belagerte ſie. Schon war die ruſſiſche Beſatzung bis aufs Aeußerſte gebracht, da rückte Peter ſchnell heran, um durch eine Schlacht die Entſcheidung herbeizuführen. Alles deutete darauf hin, daß die Schweden verlieren würden. Die Ruſſen zählten an 120,000 Mann, die Schweden kaum 20,000. Dazu kam, daß Karl einige Tage vor der Schlacht einen Schuß in den Fuß erhielt, der ihm einige Zehen zerſchmetterte, und er alſo nicht reiten, daher auch ſelbſt nicht befehligen konnte.

Am 8ten Jul. 1709 begann die verhängnißvolle Schlacht. Karl war ſelbſt zugegen. Er ſaß auf einer Sänfte, die von zwei Pferden getragen wurde, und ſein Adlerblick ſchweifte auf dem ganzen Schlachtfelde umher. So ging es in den dickſten Kugelregen! Plötzlich ſtürzte das eine Pferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden, und die ihn begleitenden Gardiſten mußten ihn nun weiter tragen. Aber auch dies dauerte nicht lange. Eine Stückkugel zerſchmetterte die eine Stange ſeines Tragbettes, und er mußte ſich nun mit ſeinem dickumwundenen Fuße zu Pferde ſetzen. Auch Czar Peter ſchonte ſich nicht: eine Kugel war ihm durch den Hut gegangen, eine andere hatte ſeinen Sattelknopf zerſchmettert. Aber reiche Entſchädigung erhielt er durch den herrlichen Sieg, den er erfocht. Ein ſchwediſches Regiment nach dem andern mußte ſich ergeben, und endlich begann eine allgemeine Flucht. Karl ſelbſt warf ſich mit Mazeppa in einen Wagen, und eilte davon. Peter behandelte die gefangenen Generale mit großer Achtung. Sie mußten an ſeiner Tafel mit ihm ſpeiſen, und als ein ruſſiſcher Offizier von Karl verächtlich ſprach, warf er ihm einen ernſten Blick zu, und ſagte: „Bin ich nicht auch ein König, und wer bürgte mir dafür, daß nicht Karls Schickſal das meinige wurde?“

Mit dem Ueberreſte ſeines Heeres kam Karl am folgenden Tage an einen Fluß. Mit Mühe überredete ihn Löwenhaupt, ſich ſchleunig hinüber zu retten, und kaum war er auch mit nur 169 Mann, meiſt Offizieren, drüben, ſo erſchienen die Ruſſen,

und nahmen vor seinen Augen Löwenhaupt mit fast dem ganzen schwedischen Heere gefangen. Was nun zu thun? — Zurück konnte und wollte Karl nicht. Da beschloß er denn, nach der Türkei zu gehen. Ein sonderbarer Entschluß! Aber gerade das Sonderbare zog ihn an. Mit mancher Gefahr setzte er über den Dnepr, und fand eine ungeheure Einöde, mit Gras und niedrigem Gesträuch bewachsen, weit und breit keine Spur von Menschen, nicht einmal ein Fußsteig zu sehen. In tiefer Stille setzten die Schweden ihren Weg fort. Jeder war mit der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt. Dabei war nichts zu essen da. Die Kosacken jagten sich Rebhühner und wilde Schafe, die Schweden aßen bittere Mandeln und wilde Kirschen, und tranken Wasser aus einem faulen Moraste dazu. Nach zwei Tagen erreichte man den Bog. Jenseits fing das türkische Reich an. Karl sandte einen General hinüber, dem nächsten Pascha in Oczakow seine Ankunft zu melden. Dieser aber wollte erst in Constantinopel anfragen; bis dahin wären alle Schweden verhungert, oder von den nacheilenden Russen gefangen worden. Zum Glück brachten viele Kaufleute Lebensmittel ins Lager, und viele Schweden drängten sich mit Gewalt über den Fluß. Die übrigen wurden richtig von den Russen gefangen. Indessen hatte der Pascha von Bender, Jussuf Pascha, der von des Königs Thaten ganz bezaubert war, seine Annäherung erfahren, schickte ihm gleich Boten entgegen, und bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Zum Glück für Karl war der damalige Sultan, Achmet III., ein großmüthiger Mann, der sogleich Befehl ertheilte, für die Schweden bei der Stadt Bender ein Lager zu errichten, und sie unter seinen Schutz nahm.

Hier im Lager traf Karln die Nachricht, daß seine um 1 Jahr ältere geliebte Schwester gestorben sey. Man hatte ihm, um ihn zu schonen, diesen Verlust lange verschwiegen, bis er ihn durch Zufall erfuhr. „Ach, meine Schwester!" rief er aus: „ach! meine Schwester!" Ein Augenzeuge sagt: „Wie sehr ihm diese Nachricht zu Herzen ging, ist kaum zu beschreiben. Jedermann hatte geglaubt, sein Heldenleben hätte alle seine Gefühle abgestumpft, da er weder Zorn, noch Begierde, noch Freude, noch Sorge zu äußern pflegte, und selbst über seine Wunde und über

das Unglück bei Poltáwa nicht die geringste Gemüthsverstimmung zeigte; aber dieser Verlust rührte sein Herz so sehr, daß Augen, Hände und Sprache die tiefste Traurigkeit verriethen und er lange in diesem Zustande blieb." An seine jüngere Schwester schrieb er bald darauf: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner, und machte mich einst so glücklich, sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen werth, seit ich die Betrübniß erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte. Denn mit frohem Muthe würde ich Alles ertragen haben, wenn ich nur so glücklich gewesen wäre, von uns drei Geschwistern der Erste zu seyn, der sein ihm abgestecktes Ziel erreicht hätte. Nun hoffe ich wenigstens nicht so unglücklich zu seyn, der Letzte von uns zu werden."

Bis so weit war nun Karl gekommen; aber was sollte nun weiter geschehen? — Ohne Heer sich durch Polen oder Deutschland nach Schweden zurückzuschleichen, war für den stolzen Mann ein entsetzlicher Gedanke. „Wie?" dachte er, „wenn du den Sultan zu einem Kriege gegen Rußland bewegen könntest?" — Und nun bot er Alles dazu auf. Anfangs hatte Achmet keine Ohren dafür; aber Karl brachte es dahin, daß zwei Veziere, die vom Kriege abriethen, abgesetzt wurden, und selbst die Mutter des Sultans wurde bestochen. „Wann willst du," fragte sie ihren Sohn, „endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Czar verschlinge?" — Achmet ernannte einen neuen Großvezier, Baltadschi Mehemet, und befahl ihm: „Führe das Heer gegen die Russen!" „Gut," sagte Mehemet, „mein Schwert in der einen, und den König an der andern Hand, will ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau führen!" — Wie froh war Karl; im Geiste sah er sich schon in Moskau; und beinahe wäre es auch so weit gekommen.

Czar Peter hatte indessen in Moskau einen herrlichen Triumph gehalten. Durch sieben Triumphpforten zog er ein. Hinter ihm her wurden nicht nur die gemeinen schwedischen Gefangenen, sondern selbst die berühmten Generale Karls geführt, ein großer Verstoß gegen das Zartgefühl, womit man jeden Unglücklichen

behandeln muß *). Auch sah man unter der Beute den zerschossenen Tragsessel Karls, das redendste Bild der gebrechlichen Heldengröße und der zertrümmerten Schwedenmacht **). Nun brach er selbst mit dem Heere auf, und nahm seine Frau, Katharina I. oder Kathinka, mit sich. Von dieser berühmten Frau hier nur Einiges. Ihr Vater war ein lithauischer Bauer, und sie also eine Leibeigene. Da die Eltern ihr früh starben, so nahm der Küster des Dorfs sie zu sich. Hier sah sie der Probst Gluck bei einer Durchreise, und nahm sie aus Mitleiden zu sich ins

*) Ein Augenzeuge erzählt: „Am dritten Tage nach unsrer Ankunft in Moskau war der Triumphtag mit allen schwedischen Gefangenen. Der Marsch ging durch einige Triumphbogen, welche verziert waren mit anspielenden Bildern und Devisen zur Ehre der Sieger, und zur Verhöhnung der Besiegten. Unter andern sah man einen Löwen, der, gefesselt an seinen vier Füßen, mit eisernen Ketten, von einem Russen geführt wurde. Diese Zeichnung fand den vorzüglichsten Beifall bei den Russen, und unter ihnen auch bei einem Holländer, der einen schwedischen Lieutenant höhnisch fragte, ob er wohl sähe, wie die Russen dem schwedischen Löwen mitgespielt hätten? und was er davon dächte? — „Das sehe ich freilich," erwiederte der Schwede, „aber das freut mich doch, daß das königliche Thier wenigstens noch Etwas frei und ungefesselt hat." — Neugierig fragte der Holländer, was das denn wäre? und erhielt die Antwort: „Der Schwanz, mit welchem er die Russen noch auf den Mund schlagen kann," worauf ihn der Holländer beschämt verließ.

Die armen Gefangenen wurden nach Sibirien, nach Toholsk und andern Orten geführt, und mußten durch Handarbeiten und Künste ihr Leben fristen. Nach dem Frieden wurden sie zwar losgelassen, aber von 20,000 waren kaum noch 600 übrig.

**) Um jene Zeit erhielt Peter eine widrige Erinnerung an seine Jugendzeit, und zeigte zugleich sein herrliches Gedächtniß. Er musterte einige 100 neuangekommene Matrosen. Plötzlich sprang er beim Anblick des einen einige Schritte vor Entsetzen zurück, und befahl, den Menschen zu greifen. Dieser sank auf seine Kniee nieder und schrie: „Gnade! Gnade! ja, ich bin des Todes schuldig!" Alle sahen sich voll Erstaunen an. „Bist du nicht," rief Peter, „der Strjelitz, der mir, als ich ein Knabe war, vor dem Altare das Mordmesser in die Kehle stoßen wollte?" — Der Matrose gestand Alles, und erzählte, wie er bisher in Sibirien gelebt, wie ihn aber sein Gewissen wieder hierher getrieben habe. Peter wurde durch das Geständniß gerührt, und schenkte ihm das Leben, befahl aber, daß er sich nie wieder vor ihm blicken lassen sollte

Haus, wo sie die Kinder anziehen, und die Zimmer reinigen mußte. Hier blieb sie bis ins 18te Jahr. Da sie aber blutarm war, so nahm sie die Hand eines schwedischen Dragoners an, der sie heirathete. Einige Tage darauf mußte Johann, so hieß ihr Mann, schon fort zum Heere, und als die Russen das Schloß Marienburg einnahmen, wurde sie mit den übrigen Einwohnern als Sclavin fortgeführt, und fiel dem General Scheremetjew zu, der sie an Menschikow abtreten mußte. Als einst Czar Peter bei diesem speiste, und Kathinka mit Tischgeräthe durch das Zimmer ging, fiel ihre Schönheit ihm so auf, daß er sie gleich zu sich nahm. Er ließ ihr anständige Kleidung machen, gab ihr Dienerschaft, und sorgte für ihre Ausbildung. Weniger durch ihre Schönheit als durch ihr sehr einnehmendes sanftes Betragen, wußte sie sich sein ganzes Vertrauen zu verschaffen, bis er sie endlich gar zu seiner Gemahlin erhob *). Sie begleitete ihn auch jetzt in den Krieg. — Die Russen fielen in die Moldau ein, und zogen längs dem Pruth hinab. Plötzlich sahen sie sich von allen Seiten von ungeheuern Schwärmen von Türken und Tataren eingeschlossen. Sie konnten weder vor- noch rückwärts, und alle Lebensmittel waren ausgegangen. Der Großvezier vernichtete in einer dreitägigen Schlacht 40,000 Russen. Peter sah den Augenblick sich nähern, wo er mit allen den Seinigen verhungern oder sich den Feinden ergeben müßte. Er schrieb an den russischen Senat einen Brief, worin er seine Lage schilderte, und gestand, daß er ohne besondere göttliche Hülfe nichts erwarten könne als Tod oder Gefangenschaft. Aber der Mensch muß nie verzweifeln. Strengt er seinen Verstand im Unglück an, so zeigt ihm auch Gott gewiß einen Ausweg. So auch hier. Peter schloß sich mißmuthig in sein Zelt ein; kaum Kathinka wagte vor ihm zu erscheinen, so übellaunig war er. Da half ihm —

*) Der alte Gluck war damals schon todt, aber seine Wittwe und deren Kinder lebten in Moskau in Armuth. Kathinka ließ sie gleich nach Petersburg kommen, machte den Sohn zum Kammerjunker, die eine Tochter zur Ehrendame, und verheirathete die beiden andern an Officiere, und als der ehemalige Hauslehrer des Gluckschen Hauses sich ihr einst vorstellen ließ, erkannte sie ihn gleich, nahm ihn sehr freundlich auf, und setzte ihm eine Pension aus. Ihren ersten Mann sah sie nie wieder; er wurde wenige Jahre nach ihrer Trennung im Kriege erschossen.

seine Kathinka. Sie wußte, wie leicht die türkischen Großen sich bestechen lassen, und schickte einen Friedensboten an den Großvezier mit ihrem Juwelenkästchen und einer guten Summe Geldes ab. Das wirkte. Die Augen Mehemets wurden von den glänzenden Steinen so geblendet, daß er die hoffnungslose Lage der Russen nicht mehr sahe, und — mit ihnen so schnell einen Frieden schloß, daß Karl ihn nicht mehr zu hindern im Stande war. Auf die erste Nachricht davon warf sich Karl auf sein Pferd, jagte 15 Meilen weit in Einem Ritt bis ins türkische Lager, und bot Himmel und Hölle auf, den Vezier zu bewegen, daß er den Frieden bräche. „Vertraue mir," sprach er, „20,000 deiner Janitscharen, und ich liefere dir den Czar noch in deine Hände." — Aber Mehemet blieb dabei: „Der Friede ist geschlossen, und er muß bestehen." — Wüthend vor Zorn verließ Karl ohne Abschied das Zelt des Veziers, und verklagte ihn beim Sultan. Dieser setzte ihn ab, und verwies ihn; im folgenden Jahre schon starb er. Was hatte er nun von seiner Treulosigkeit? Der Friede mit Rußland wurde nicht umgestoßen.

Keiner hatte sich mehr über Karls Niederlage bei Poltáwa gefreut als — August II. Auf die erste Nachricht davon erklärte er den mit Karl in Altranstädt geschlossenen Frieden für erzwungen, kehrte nach Polen zurück, verband sich wieder mit dem Czaren, und verjagte bald seinen Gegner Stanislaus Leszinsky vom polnischen Throne. Auch Friedrich IV. von Dänemark erklärte den Schweden wieder den Krieg. Alle Drei fielen nun über die schwedischen Provinzen her, und wären die braven Schweden nicht so tapfer gewesen, so hätte Karl jetzt sein ganzes Land verloren. Karl saß indessen ruhig in seinem Lager bei Bender, und entwarf Riesenpläne, von denen kein einziger ausgeführt wurde. Seine Lage wurde von Tage zu Tage schwieriger. Zu seinen drei Feinden gesellten sich noch drei: Preußen, England und Holland. Alle seine Mühe, den Sultan zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu bewegen, war vergeblich. Dagegen widerstand Achmet allen Aufforderungen des Czars, ihn auszuliefern. Endlich bot Peter fünf Millionen für den König. Aber Achmet antwortete: Peter sey durch nichts in der Welt im Stande, ihn zu einem so großen Verbrechen gegen die Gastfreundschaft zu bewegen; ein türkischer Kaiser habe eine noblere Seele. Zuletzt ließ ihm Achmet geradezu

merken, ſein langer Aufenthalt ſey ihm läſtig, er möchte doch endlich an die Abreiſe denken. Aber Karl war ſo erbittert auf ihn, daß er alle ihm erwieſene Gaſtfreundſchaft vergaß, und gerade ihm zum Aerger bleiben wollte. Endlich drohte man mit Gewalt, und da Karl immer hartnäckiger wurde, und ſich mit ſeiner Handvoll Schweden — es waren jetzt 196 Mann — in Vertheidigungsſtand ſetzte, ſo befahl der Sultan dem ehrlichen Juſſuf Paſcha, ſich Karls todt oder lebendig zu bemächtigen. Mit Thränen in den Augen zog der Paſcha die Janitſcharen zuſammen. Die Kanonen donnerten; ſeine Verſchanzungen wurden erſtiegen. Da beſchloß Karl, ſich in ſeinem hölzernen Hauſe bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Er hieb ſich durch 40 Janitſcharen, die ihn umringten, bis zur Hausthüre durch. Hier raffte er einige Soldaten, Officiere und Knechte, 50 an der Zahl, zuſammen, trieb die Janitſcharen, die ſein Haus ſchon plünderten, heraus, und verrammelte ſich. Er wehrte ſich ſieben Stunden lang. Eine Menge todter und verwundeter Türken lag ſchon umher. Da gelang es den Janitſcharen endlich, das Dach in Brand zu ſetzen. Nun erſt, als ſchon die brennenden Sparren auf den König herabfielen, entſchloß er ſich, das Haus zu verlaſſen. In der einen Hand ein Piſtol, in der andern den Degen, brach er heraus, um ſich nach einem benachbarten Hauſe zu flüchten, verwickelte ſich aber mit den Sporen, und fiel zu Boden. Schnell ſprangen die Türken herzu, und ergriffen ihn. Man brachte ihn nun nach einer andern türkiſchen Stadt, wo er kürzer gehalten wurde. Dennoch blieb er noch über 1½ Jahr. Endlich — endlich, nachdem er über fünf Jahre in der Türkei geweſen war, erklärte er, er wolle abreiſen. Der Sultan benahm ſich trotz Karls Ungezogenheit ſehr edel. Er machte ihm noch zum Abſchiede große Geſchenke, und ließ ihn mit allen ſeinen Leuten bis an die Grenze auf ſeine Koſten bringen. Karl that, als wenn das Alles ſo ſeyn müßte. Der Zug ging durch Siebenbürgen und Ungarn. Karln aber ſelbſt wurde bei der langſamen Reiſe bald die Zeit lang; er beſchloß, die Reiſe ſchneller und auf einem Umwege durch Deutſchland zu machen, ſetzte ſich mit dem Generaladjutant von Roſen und dem Oberſtlieutenant Düring zu Pferde, ließ ſich einen Paß geben, worin er ſich für einen ſchwediſchen Hauptmann Karl Friſch ausgab, machte ſich durch eine große ſchwarze Pe-

rücke, einen Hut mit goldenen Treſſen und einen braunen Reiſerock unkenntlich, und nun ging die Reiſe mit ſeiner gewöhnlichen Ungeduld vorwärts. Er reiſte über Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Caſſel, Braunſchweig, Güſtrow nach Stralſund. In 14 Tagen legte er 286 Meilen zurück, und Düring blieb einmal von den ſtarken Ritten unterwegs für todt liegen, Roſen aber hatte ſchon in den erſten Tagen zurückbleiben müſſen. Endlich langte Karl in der Nacht um 1 Uhr vor Stralſund an. Die Schildwache, ja ſelbſt der wachthabende Officier wollten ihn nicht einlaſſen, weil es Nacht ſey; aber er verſicherte, ſie wären Boten, die ſehr dringende Briefe brächten, worauf der Commandant ſie einzulaſſen befahl. Seine Füße waren von den ſtarken Ritten ſo geſchwollen, daß er die Stiefeln mußte herunterſchneiden laſſen. Welche Freude war es nicht für die Einwohner, als ſie am Morgen hörten, ihr König ſey wieder da! und als er in der Stadt herumritt, jauchzte ihm Alles entgegen.

Nach dieſer Zeit lebte Karl noch vier Jahre, und ſchlug ſich während der ganzen Zeit mit ſeinen Feinden herum, ſo daß er ſeit ſeinem 15ten Jahre nicht zur Ruhe gekommen iſt. Im Jahre 1718 unternahm er die Belagerung einer kleinen Feſtung auf der Grenze zwiſchen Norwegen und Schweden, Friedrichshall. Es war ſchon Ende Novembers; die Soldaten litten ſehr von der Kälte; daher betrieb er die Belagerung mit vielem Eifer, und ſah täglich der Arbeit in den Laufgräben zu. Am 11. December, dem erſten Adventsſonntage, wohnte er noch nach ſeiner Gewohnheit des Vor- und Nachmittags dem Gottesdienſte bei. Am Abend ging er in Begleitung des Ingenieurs Megret und des Adjutanten Sickert, beide Franzoſen, nach den Laufgräben, ſtützte ſich mit beiden Armen auf die Bruſtwehr, und ſah dem Feuern aus der Feſtung ruhig zu. Die beiden Offiziere, die nicht weit davon ſtanden, wunderten ſich endlich, daß der König ſo lange bleibe, und glaubten ſchon, er ſey eingeſchlafen. Endlich gingen ſie hin und fanden ihn — todt. Eine Kugel war ihm mitten durch den Kopf gegangen. Man hat behauptet, jene beiden Franzoſen hätten ihn ermordet, und es iſt wahr, daß Sickert vier Jahre darauf im Wahnſinne ſich den Mörder des Königs nannte. Aber man glaubt ja doch ſonſt den Ausſagen eines Wahnſinnigen nicht, und der Verdacht iſt keines-

wegs erwieſen. Daß ſeine Soldaten ihn aufrichtig betrauerten, und mit zahlloſen Thränen ihn zu Grabe trugen, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Seine Unterthanen dagegen gewannen durch ſeinen Tod; denn bald darauf wurde Friede geſchloſſen, worin freilich die Schweden manche ſchöne Provinz abtreten mußten.

Karl hatte großen Verſtand, einen Muth, der an Verwegenheit grenzte, und einen ſo feſten, eiſernen Willen, daß vor ihm alle Hinderniſſe ſchwanden. Seine Haupttugenden waren Wohlwollen und Redlichkeit. Aber weil er gegen ſich ſelbſt ſtreng war, ſo ließ er auch in ſeinen Forderungen an Andere nichts nach. Fand er Hinderniſſe und Schwierigkeiten, ſo verdoppelten ſich nur ſeine Kräfte. Um überwunden zu werden, ließ er ſich eher brechen als beugen. Dieſer Eigenſinn war ſein Unglück. Er hatte ihn ſchon in ſeiner Jugend gezeigt, und fiel ihm da ein, zu behaupten, daß der Hofmaler eine Meerkatze ſey, ſo war nichts im Stande, ihn davon abzubringen. Sonſt war er ein ſehr achtungswerther Menſch, voll Gottesfurcht, frommer Ergebung, frohen und unerſchütterlichen Muthes, ſtrenger Gerechtigkeit, und durchaus unbefleckten Wandels vor Gottt und Menſchen. — Auch hatte er ein angenehmes Aeußere. Er war groß und ſchlank gewachſen, von gerader Haltung, bräunlicher Geſichtsfarbe, und ſeine blauen Augen ſtrahlten mit großer Lebendigkeit. Sein Anzug unterſchied ihn leicht von Andern. Sein Rock war von blauem Tuche mit übergoldeten Meſſingknöpfen, ſeine Unterkleider ſtrohgelb, ſeine Haare kurz abgeſchnitten und in die Höhe gekämmt; die Stulpen ſeiner Handſchuhe reichten bis an die Ellenbogen. Seine Stiefeln gingen weit über die Knie hinauf, und waren unten mit eiſernen Sporen verſehen. Um den Leib geſchnallt trug er ein einfaches Degengehäng; der Degen ſelbſt war ſehr lang und mit vergoldetem Meſſinggriff. Seinen kleinen dreieckigen Hut trug er, ſobald er vom Pferde geſtiegen war, in der Hand. Er ſprach wenig, aber mit Verſtand und mit großer Beſtimmtheit; auf ſein Wort konnte man ſich jederzeit verlaſſen.

105. Peter des Groſsen letzte Regierungsjahre.

So lange der große Czar lebte, hörte er nicht auf, neue

Einrichtungen zu machen, Mißbräuche abzuschaffen, und an der Bildung seines Volks kräftig zu arbeiten. Um neue Ideen dazu zu sammeln, reiste er für sein Leben gern in andere Länder. Einmal zog er auch nach Pyrmont ins Bad. Der Graf von Waldeck bewirthete ihn auf seinem Schlosse ganz prächtig, und fragte ihn zuletzt, wie ihm sein Schloß gefalle. „Recht gut!" antwortete Peter, „es hat nur einen großen Fehler: die Küche ist zu groß angelegt." — Was wollte wohl Peter damit sagen? — Im Jahre 1716 machte er eine größere Reise, auf der er auch sein geliebtes Holland wieder besuchte. Hier wurde er mit einer feierlichen Rede empfangen. Der Redner hatte in den pomphaftesten Ausdrücken gesprochen. „Ich danke Ihnen," antwortete Peter, „aber ich habe Sie nicht verstanden. Mein Holländisch lernte ich beim Schiffbau in Saardam; doch diese Sprache lernte ich nicht." — Peter hatte sehr recht; nichts ist widerlicher als Ziererei. — Auch jetzt strich er fleißig auf den Schiffswerften umher, und besuchte alle Sehenswürdigkeiten. Stunden lang sah er den Malern in ihrer Werkstätte zu. Dann reiste er nach Paris. Ludwig XIV. war kurz vorher gestorben (in welchem Jahre?). Sein Urenkel, Ludwig XV., ein siebenjähriges Kind, war jetzt König. Als dieser königl. Knabe Petern besuchte, nahm ihn dieser ohne Weiteres auf die Arme, küßte ihn, und sprach: „Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen, und einst löblich regieren mögen! Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich seyn." Wie mochten die Franzosen über diese Verachtung aller Etikette die Nasen rümpfen! — In Paris fand Peters Wißbegierde noch mehr Nahrung als in Holland. Aus einer Anstalt eilte er zur andern, besuchte die Fabriken, die Gelehrten und Künstler, und machte bei den letzteren große Bestellungen. Als er in die Kirche kam, wo der kluge Richelieu begraben lag, umarmte er dessen Bildsäule, und rief: „Großer Mann, dir würde ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen." Seine Spazierfahrten führten ihn auch nach St. Cyr, wo Frau von Maintenon in Ruhe lebte. Sie war unpäßlich, und verbat sich anfangs den Besuch. Aber Peter bestand darauf. „Ich muß," sagte er, „der Frau meine Hochachtung beweisen, die es so gut mit dem Könige und mit dem Reiche meinte, und, wenn sie ge-

gen die Hugenotten ſich ungerecht bewies, nur aus Einfalt und Aberglauben fehlte.“ Er trat in ihr Zimmer, zog leiſe die Vorhänge ihres Bettes auf, ſetzte ſich zu ihren Füßen aufs Bette, und fragte nach ihrem Befinden. „Mein Alter iſt meine Krankheit,“ antwortete ſie mit ſchwacher Stimme. Peter ſagte ihr, das Bewußtſeyn, die Wolhthäterin Frankreichs geweſen zu ſeyn, und der tägliche Anblick der Schaar von Mädchen, die ihr noch jetzt ihr Glück verdankten, müſſe ihr jene Krankheit gewiß erleichtern. Höchſt vergnügt kehrte Peter über Holland und Norddeutſchland nach Rußland zurück.

Hier aber wartete ſeiner ein trauriges Geſchäft, die Beſtrafung ſeines einzigen Sohnes, Alexei. Dieſer war der Sohn der erſten, verſtoßenen Frau Peters, und ſchon deswegen dem Vater verhaßt. Noch mehr wurde er es dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit zeigte, wie zuwider ihm die Verbeſſerungen ſeines Vaters wären. Die Geiſtlichen, unter denen er aufgewachſen war, hatten ihn früh ſchon gegen die Neuerungen Peters eingenommen, und dieſer ſah nun mit Kummer voraus, daß einmal nach ſeinem Tode Rußland in die alte Barbarei zurückfallen würde. Vergebens hatte er dem Sohne ausländiſche Lehrer gegeben, vergebens ihn an die liebenswürdige Prinzeſſin von Braunſchweig vermählt, vergebens ihn ein Jahr lang am Hofe ſeiner Schwiegereltern leben laſſen. Eben weil ihm ſeine Frau aufgedrungen war, haßte Alexei ſie, ſelbſt nachdem ſie ihm zwei liebe Kinder geboren hatte. Peter machte ihm über das ſchlechte Betragen gegen ſeine Frau bittere Vorwürfe; Alexei hörte ſie mit verbiſſenem Grimme an, aber nur, um ſie noch verächtlicher zu behandeln. Ob ſie gleich in Einem Hauſe wohnten, ſahen ſie ſich doch kaum einmal in der Woche, und führte eine Geſellſchaft ſie zuſammen, ſo ging er ihr mit Fleiß aus dem Wege. Die unglückliche Prinzeſſin fühlte ſich nun ganz verlaſſen; Stunden lang ſaß ſie weinend da, und härmte ſich ſo ab, daß ſie endlich in eine tödtliche Krankheit fiel. Auf ihr Verlangen beſuchte ſie Peter. Sie dankte ihm für alle Güte, welche er und die Czarin ihr erwieſen hätten, ſegnete unter tauſend Thränen ihre kleinen Kinder ein, die ſie ihrem fühlloſen Manne in die Arme gab, tröſtete ihre weinenden Kammerfrauen, und ſtarb. Peter war tief erſchüttert. Das Unglück, ein ungerathenes Kind zu

haben, ergriff ihn mit ſeiner ganzen Gewalt. „Wenn ich meine Blicke in die Zukunft werfe," — ſo ſprach er zu ihm; — „dann verdrängt der Kummer, der mir am Herzen nagt, die Freude über die bisherigen Erfolge. Und dieſen Kummer erregſt du, mein Sohn! Ich bin ein Menſch, bin ſterblich. — Wem ſoll ich die Erhaltung des Gewonnenen, wem die Vollführung deſſen, was ich begann, vertrauen? Soll ich's einem Menſchen hinterlaſſen, der ſein Pfund unter die Erde vergräbt? Wie oft habe ich dir dies vorgehalten? wie oft dich geſtraft? Auch geſchwiegen habe ich ſeit mehreren Jahren. Aber gefruchtet hat ſo wenig das Reden als das Schweigen; ich habe die Zeit verloren! Statt thätig zu ſeyn, ergiebſt du dich dem Müßiggange und ruhſt auf Polſtern!" Dann drohte er ihm, ihn von der Thronfolge auszuſchließen. „Lieber überlaſſe ich mein Reich einem würdigen Fremden, als meinem eigenen unwürdigen Sohne." Wahrlich ſehr zu bedauern war der wackere Czar! — Das Alles geſchah vor der Reiſe des Czars nach Amſterdam und Paris. Noch beim Abſchiede hatte Alexei, um Peters Mißtrauen einzuſchläfern, ihm erklärt, er wolle der Thronfolge entſagen, und in ein Kloſter gehen. Peter war damit zufrieden. Aber unterwegs erhielt er Briefe, er ſolle ſich vor Alexei hüten; dieſer gehe mit verdächtigen Leuten um; er ſolle ihn ja unter die Augen nehmen. Gleich ſchrieb Peter an Alexei: „Entweder komm in acht Tagen zu mir, oder ſchreibe mir, in welches Kloſter und an welchem Tage du treten willſt." Alexei reiſte darauf ab, aber — flüchtete nach Wien. Kaiſer Karl VI. nahm ihn in Schutz, und verbarg ihn erſt in Tyrol, hernach in Neapel. Aber der ruſſiſche Geſandte kundſchaftete ihn aus, und Peter verlangte ſeine Auslieferung. Zugleich ſchrieb Peter ſelbſt an ſeinen Sohn: „Welchen Kummer bringſt du über deinen Vater! Thue, was meine Geſandten von dir verlangen, und fürchte dich nicht. Ich verſpreche hiermit bei Gott und dem jüngſten Gerichte, daß ich dich nicht beſtrafen will, wenn du dich meinem Willen durch Gehorſam und Zurückkehr unterwirfſt. Thuſt du es aber nicht, ſo gebe ich als Vater dir meinen ewigen Fluch, und werde dich ſchon zu finden wiſſen." — Alexei ließ ſich bereden, nach Rußland zurückzukehren. Hier entſagte er feierlich der Krone (es war indeſſen Peter ein anderer Sohn geboren), und erhielt Verzeihung, unter der Bedingung,

daß er die Theilnehmer anzeige, und nichts verschweige. Das Erste that er, und eine Menge Menschen wurden dadurch unglücklich gemacht und hingerichtet. Seine eigene Mutter kam dabei in Untersuchung, und wurde nun enger eingesperrt. Aber er verschwieg Vieles, was erst nach und nach herauskam, und zugleich ergab sich, daß er die Absicht gehabt hatte, sich gegen seinen Vater zu empören, und ihm den Thron zu rauben. Das machte ihn der versprochenen Begnadigung unwürdig, und Peter setzte ein geistliches und weltliches Gericht über ihn nieder, welches ganz unparteiisch über den Schuldigen erkennen sollte. Recht schön lautete der Urtheilsspruch der Geistlichen: „Will unser Herr den Gefallenen strafen nach seinen Thaten, so hat er die Beispiele des alten Testaments für sich. Will er aber Barmherzigkeit üben, so hat er für sich das Beispiel Jesu Christi, welcher den verlorenen Sohn aufnimmt, und mehr Gefallen hat an Barmherzigkeit, als an Opfer." — Die weltlichen Richter sprachen ihm das Leben ab. Peter kämpfte nun einen schweren Kampf zwischen Regentenpflicht und Vatergefühl, wie einst Brutus *). Die Besorgniß, daß einst nach seinem Tode durch Alexei Unruhen entstehen könnten, gab den Ausschlag. Als dem ungerathenen Sohne das Todesurtheil angekündigt wurde, erschrak er so, daß er augenblicklich erkrankte, und von Stunde zu Stunde schwächer wurde. Dringend verlangte er, seinen Vater zu sprechen. Katharina redete Petern zu, ihm die Bitte zu bewilligen. Er fand ihn sehr krank. Mit thränenden Augen und gefaltenen Händen bekannte Alexei wiederholt: „Ich habe mich schwer an Gott und meinem Vater versündigt. Ich bin unwerth des Lebens, und hoffe nicht, von der Krankheit zu genesen. Nur flehe ich euch an, vor meinem Ende den Fluch, den ihr auf mich gelegt, von mir zu nehmen, mir meine Verbrechen zu verzeihen, mir den Vatersegen zu ertheilen, und für meine Seele beten zu lassen." Alle Anwesende waren tief gerührt, der Czar aber mächtig erschüttert. Als er sich etwas gefaßt hatte, gab er ihm seinen Segen, verzieh alles Vergangene, und schied von ihm in tiefer Bewegung. — Gegen Abend nahmen die Beängstigungen des Kranken zu; er begehrte dringend, noch einmal den Vater zu

*) Siehe Th. I. S 100.

ſprechen. Schwer entſchloß ſich Peter dazu; aber ſchon auf dem Wege erhielt er die Nachricht, daß Alexei geſtorben ſey. Dieſer plötzliche Todesfall regte, wie gewöhnlich, den Argwohn der Leute auf, und nun hieß es, Peter habe ihn heimlich tödten laſſen; Einer meinte, durch Aderlaß; ein Anderer, durch Gift; ein Dritter behauptete gar, es ſey ihm der Kopf abgeſchlagen worden. Das geſchah 1718.

Auf dieſes traurige Ereigniß folgte ein fröhlicheres, der Friede mit Schweden, nachdem Karl XII. vor Friedrichshall erſchoſſen war. Die erſten ruſſiſchen Staatsbehörden beſchloſſen bei dieſer Gelegenheit, die großen Verdienſte ihres Czars dadurch anzuerkennen, daß ſie ihn baten, den Titel eines Vaters des Vaterlandes, eines Kaiſers aller Reußen, und des Großen anzunehmen. Nach einigen Umſtänden willigte er ein, und zu ſeinem Ruhme muß man ſagen, daß er dieſer Titel würdig war. — Seit der Zeit nahmen ſeine Kräfte ſichtlich ab. Seine ungeheure Thätigkeit, die vielen drückenden Sorgen und Kümmerniſſe, und zum Theil auch ſeine heftigen Leidenſchaften untergruben vor der Zeit ſeine Lebenskräfte. Er ging in den letzten Jahren wenig mehr aus, las viel, und nur die Drechſelbank verſchaffte ihm dann und wann Erholung. Zu dieſer Kränklichkeit kam noch eine heftige Erkältung. Er ſah eines Abends ein Boot in Gefahr unterzugehen. Ohne an ſich zu denken, ſteuerte er ſchnell an den gefährlichen Ort, ſprang ſelbſt bis an die Bruſt ins Waſſer, und half das Boot wieder flott machen. Bald darauf fiel er in ſeine letzte Krankheit, wobei er große Schmerzen litt. Als ihn die Geiſtlichen dabei auf Jeſus, als das große Troſtmittel aller Leidenden, hinwieſen, ſprach er mit erheitertem Geſichte: „Ja, dies iſt das Einzige, was meinen Durſt ſtillt, das Einzige, was mich erquickt!“ Die treue Katharina verließ ihn keinen Augenblick. In Schmerz verſunken, hingen ihre Blicke nur an dem Sterbenden, der ſchon ſprach- und beſinnungslos dalag. Da meldete man ihr, daß im Vorzimmer die vornehmſten Beamten ſie wegen der Thronfolge zu ſprechen verlangten. „Ich bin jetzt keiner Ueberlegung fähig,“ antwortete ſie. Endlich ging ſie. „Ich nehme die Krone an,“ ſprach ſie, „aber nur um ſie dem Großfürſten (Peter II., des Alexei Sohn) zu bewahren, bis zu dem Augenblick, da es dem Himmel gefällt, mich mit

ihm zu vereinigen, der bald ach! nicht mehr seyn wird." Bald darauf verschied Peter in Katharinens Armen. Sie warf sich auf ihre Knie, und betete: „Herr, öffne dein Paradies, und nimm diese schöne Seele zu dir!" — Er starb den 25. Januar 1725.

Dritte Periode.

Von dem Tode Ludwigs XIV. bis zu Anfange der französischen Revolution, 1715 — 1789.

106. Friedrich der Grosse und seine Vorfahren.

In demselben Jahre, in welchem Johann Huß in Costnitz den Märtyrertod litt, 1415, bestätigte Kaiser Siegmund den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich I., aus dem Hause Hohenzollern, zum Kurfürsten von Brandenburg. Seit dieser Zeit sitzt dies Haus auf dem brandenburgischen, jetzt preußischen Throne. Von den Nachfolgern dieses Friedrichs ist in dieser Geschichte nicht die Rede gewesen, den schwachen Georg Wilhelm abgerechnet, weil sie in den Gang der größeren Begebenheiten wenig einwirkten. Aber mit dem Jahre 1640 zog das brandenburgische Haus mehr die Augen von Europa auf sich. In diesem Jahre kam Friedrich Wilhelm (1640 — 88), den man gewöhnlich den großen Kurfürsten nennt, zur Regierung. Er vergrößerte nicht nur sein Land bedeutend, sondern regierte es auch so gut, daß sein Andenken jetzt noch in Segen steht.

Sein Sohn und Nachfolger war Friedrich III. (1688 — 1713), ein Mann von ganz anderer Art. So wie der Vater seine Ehre darein gesetzt hatte, wahrhaft groß zu seyn, so trachtete der Sohn danach, groß zu scheinen, wie fast alle Menschen, denen es an innerer Größe fehlt. Der Titel eines Kurfürsten war ihm zu niedrig, und er ruhte nicht eher, bis der Kaiser darein willigte, daß er sich König in Preußen nennte. Nun ging erst die Eitelkeit recht an. In Königsberg wurde am 18. Januar 1701 die Krönung mit übermäßiger Pracht vollzo-

gen. Vernünftige Leute lächelten über die Eitelkeit des Mannes, und die Unterthanen seufzten; denn diese mußten das viele Geld aufbringen, welches Friedrich gebrauchte, um einen königlichen Hofstaat zu halten; und doch reichte er damit nicht, und mußte noch Schulden machen. Es ging ihm, wie so mancher Frau, die übertriebenen Luxus treibt, um „ihrem Stande Ehre zu machen," darüber in Schulden und Schande geräth, und ihre Familie unglücklich macht. Als König nannte er sich Friedrich I. Seine treffliche Frau, die ihn bei weitem übersah, hieß Sophie Charlotte; von ihr hat Charlottenburg bei Berlin den Namen. Ein Jahr, ehe er starb, hatte er noch die Freude, daß ihm ein Enkel geboren wurde, der nachmalige große Friedrich.

Friedrichs I. Sohn, Friedrich Wilhelm I., folgte 1713 und starb 1740. Welch ein sonderbarer Mann! Die Ordnung, Sparsamkeit und Thätigkeit selbst, aber tyrannisch, roh und jähzornig in hohem Grade. Das Erste, was er nach seiner Thronbesteigung that, war, daß er die vielen unnützen Hofleute abschaffte, in allen Stücken Ersparungen vornahm, und davon die Schulden bezahlte. Kein Bürger konnte mäßiger leben, als der König. Er begnügte sich mit Hausmannskost, und seine Uniform war oft abgeschabt genug. Zwar spotteten Manche über ihn; aber daraus machte er sich nichts; denn er hielt es für eine größere Schande, Schulden zu haben, als wirthlich zu leben. Bald waren auch wirklich die vielen Schulden seines Vaters bezahlt, und nun legte er zurück, damit sein Nachfolger einen Schatz vorfände. Dabei war er den ganzen Tag thätig, und kein Beamter war sicher, daß er nicht selbst nachsah, und wehe dem, der seinen Zorn rege machte! Bei dem geringsten Widerspruche hieß es: „Räsonnir' Er nicht!" und war man nun nicht mäuschenstille, so setzte es Faustschläge, Stockprügel und Fußtritte, und vor diesen Mißhandlungen waren selbst seine Frau und Kinder nicht sicher. Des Abends erholte er sich mit einigen gleichgesinnten Generalen im sogenannten Tabakscollegium. Da wurde dermaßen Tabak geraucht, daß man vor Qualm kaum die Lichter brennen sah; die Unterhaltung war dabei nicht die feinste, und der König erlaubte sich selbst oft die gröbsten Späße. Seine größte Liebhaberei waren große Soldaten. Seine Garde bestand fast aus lauter Riesen, und als sein Nachfolger sie spä-

terhin größtentheils verabschiedete, haben sich wirklich die größten davon als Riesen für Geld sehen lassen. Wo er nur einen großen Menschen witterte, da mußte er ihn haben, und hätte er ihn sollen mit Gewalt entführen lassen. Wollte ihm ein anderer Fürst eine rechte Freude machen, so schickte er ihm einige recht große Kerle. Einmal ließ er einem recht großen Bauerkerl, der aber etwas schiefe Beine hatte, diese zerbrechen und dann gerade heilen, um ihn zur Garde gebrauchen zu können, und einen andern Riesen kaufte er für 5000 Rthlr. Aber er hatte seine Soldaten nur zur Spielerei, nicht zum Kriegführen, ließ sich daher auch nur selten und höchst ungern in einen Krieg ein, und wenn er Hülfstruppen stellen mußte, schärfte er dem Fürsten von Dessau, der sie anführte, ein, sie ja zu schonen. Dieser Fürst, den man den alten Dessauer zu nennen pflegte, war ein Mann ganz nach Friedrich Wilhelms Sinn; grob wie der König, ein Feind aller Wissenschaften, und ein tüchtiger Soldat. Kein Heer war so trefflich exercirt, als das preußische, aber keine Soldaten wurden auch so fürchterlich geprügelt wegen kleiner Versehen, als die preußischen. Die Gelehrten konnte Friedrich Wilhelm durchaus nicht leiden. Er pflegte sie Tintenkleckser zu nennen, und wo er konnte, hängte er ihnen etwas an. Das waren seine schwachen Seiten. Aber auf der andern Seite verdiente er alle Achtung. Er war ein nach seiner Weise frommer Mann, und hat viele treffliche Anstalten gestiftet. Das Cadettenhaus in Berlin, das große Waisenhaus für Soldatenkinder in Potsdam und die berliner Charité hat er gegründet. Auch nahm er fremde Colonisten, die anderwärts der Religion wegen vertrieben waren, mit Vergnügen in sein Land auf, und machte außerdem eine Menge guter Einrichtungen, die zum Theil noch bestehen. Zu bedauern ist, daß er den großen Geist seines ältesten Sohnes nicht zu würdigen verstand, und daher den armen Fritz entsetzlich hart behandelte.

Friedrich der Große — das war dieser Sohn — wurde 1712 geboren. Gleich nach der Geburt wurde er einer sehr würdigen Frau, einer Französin, übergeben. Sie war die Wittwe eines französischen Oberst von Rocoules, und in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich ausgewandert. Schon seinen Vater, Friedrich Wilhelm I., hatte sie bis ins 7te

Jahr erzogen; eben so lange behielt sie den Kronprinzen Friedrich, und wußte sich seine Achtung für ihr ganzes Leben zu erwerben. Dann erhielt er einen männlichen Aufseher, auch einen Franzosen, aber einen sehr braven Mann, Duhan de Jandun, der in das junge Herz seines Zöglings eine hohe Achtung für Tugend pflanzte. Auch andere Lehrer mußten den heranwachsenden Knaben unterrichten; nur der Unterricht in der Religion war höchst mittelmäßig, und dies war die Ursache, daß Friedrich auch nachmals nicht so warm für Religion eingenommen war, als man ihm wohl hätte wünschen mögen.

Nicht leicht hat wohl Jemand eine so harte Jugend, als Friedrich sie gehabt hat. Er zeigte als Knabe und Jüngling großen Hang zu allen stillen und sanften Beschäftigungen. Lesen war sein Hauptvergnügen, aber alle Kriegsübungen waren ihm zuwider. Kaum merkte das der Vater, so bezeigte er seinen lebhaften Unwillen, und da dies nichts änderte, so fing er an, den ihm so ungleichen Sohn förmlich zu hassen *). Selbst als Friedrich schon erwachsen war, wurde er noch vom Vater nicht nur wacker geschimpft, sondern selbst bei den Haaren herumgezogen, und mit Füßen getreten. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet," pflegte er zu sagen; „er macht sich nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Dazu kam nun noch, daß der König und die Königin sich nicht vertrugen, was jederzeit auf die Kinder vom unglücklichsten Einfluß ist. Sie wollte gern, daß ihr Fritz eine englische Prinzessin heirathen sollte, und dazu war er auch geneigt; der König aber konnte seinen Schwager, den König von England, nicht leiden, und war also

*) Eines Tages war der geschickte Flötenspieler Quanz, der am dresdener Hofe lebte, und mit der Erlaubniß der Königin jährlich zwei Mal nach Berlin zum Unterrichte des Kronprinzen kommen durfte, bei demselben. Beide spielten Flöte; Friedrich hatte die Uniform ausgezogen, und dafür einen goldstoffenen Schlafrock und einen Haarbeutel angelegt. Plötzlich hörten sie den König kommen. Quanz sprang mit Noten und Flöten in ein zum Ofenheizen bestimmtes Kämmerchen, und der Prinz warf schnell den Schlafrock ab, und fuhr in die Uniform. Dennoch mußte er vom König eine scharfe Strafpredigt anhören; der Schlafrock wurde ins Feuer geworfen, und die vorgefundenen Bücher dem Buchhändler zurückgeschickt. Erst nach einer Stunde wurde der geängstete Quanz erlöst.

gegen die Verbindung. Das vermehrte nun noch den Haß des Vaters gegen den Sohn, der doch so liebenswürdig war, daß ihn Jedermann mit Wohlgefallen ansah. Oft kam es zwischen dem Könige und seiner Frau zu den lebhaftesten Streitigkeiten darüber. Einmal ließ der König verlauten: „Ihr Sohn ist ein ungerathener Junge, ein Taugenichts, dem ich eher die Peitsche werde geben lassen, als ihn verheirathen. Er ist mir ein Greuel. Aber ich will ihn schon in Ordnung bringen.“ Der arme Friedrich führte das traurigste Leben von der Welt. Er hatte nicht die mindeste Erholung. Musik, Lesen und Lernen war ihm streng untersagt. Niemand wagte mit ihm zu sprechen; ja er unterstand sich kaum, seine Mutter dann und wann zu besuchen. Sein Vater nannte ihn zuletzt nicht anders als den Spitzbuben Fritz, und zwang ihn und seine älteste Tochter, Alles das zu essen, was ihnen zuwider war; ja oft bekamen sie nicht satt zu essen, und als sich einmal seine jüngere Tochter darüber beklagte, gerieth er gegen seinen Fritz in Wuth, überhäufte ihn mit Schimpfworten, und warf ihm einen Teller an den Kopf. Die Gicht, woran er litt, machte ihn noch verdrießlicher, und wenn seine beiden ältesten Kinder zufällig seinem Polsterstuhle zu nahe kamen, so waren sie sicher, Stöße mit der Krücke zu bekommen. Kein Wunder, daß sich Beide vor ihm fürchteten, und ihm überall aus dem Wege gingen. Auch wenn er gesund war, ließ er seinen Zorn gegen sie aus, und nur, wenn er auf der Jagd war, wagten sie es, zum Vorschein zum kommen, und ihre Mutter zu besuchen. Einmal waren sie auch da, als er plötzlich dem Zimmer sich näherte. Sie hatten nur gerade so viel Zeit, daß der Prinz in einen Schrank, und die Prinzessin unter das Bette sich verkroch. Unglücklicher Weise war er sehr müde von der Jagd, legte sich aufs Bette, und schlief zwei ganze Stunden, und so lange mußten auch die beiden Unglücklichen in ihrer unbequemen Lage aushalten. Eines Tages trat der Kronprinz in seines Vaters Zimmer. Kaum erblickte ihn dieser, als er auf ihn lossprang, ihn beim Kragen faßte, und ihn wüthend mit dem spanischen Rohre so lange ausprügelte, bis ihm die Kräfte ausgingen. Solche Behandlungen erfuhr der arme Junge fast täglich; statt der Liebkosungen, die andere Söhne von ihren Eltern erhalten, bekam er Faustschläge und Stockprügel. Einmal warf der

König ihn zu Boden, ſchleppte ihn bei den Haaren zum Fenſter, ſchlang die Gardinenſchnur um ſeinen Hals, und hätte ihn im Zorne erwürgt, wäre nicht auf das Geſchrei des Prinzen ein treuer Kammerdiener herbeigekommen, und hätte ihn aus der Hand des Wüthenden gerettet. Wie glücklich die Kinder, die ſich gütiger Eltern erfreuen können!

Dieſe täglichen Mißhandlungen verſtimmten den armen Kronprinzen ſo, daß er endlich darauf dachte, ſich durch die Flucht dem grauſamen Vater zu entziehen. Auf einer Reiſe, die er 1730 mit ſeinem Vater machte, ſollte der Plan ausgeführt werden. Nicht weit von Frankfurt am Main wollte er entfliehen. Eben wollte er ſchon auf das dazu beſtimmte Pferd ſteigen, als mehrere Generale, die genau über ſeine Schritte wachten, dazu kamen, und ihn zurückführten. Alles wurde dem Könige gemeldet, der noch dazu jetzt einen Brief erhielt, welchen der Kronprinz an ſeinen Freund, Herrn von Katt in Berlin, geſchrieben, und in welchem er ihm erzählt hatte, er werde in zwei Tagen entfliehen, und hoffe ihn im Haag zu treffen, von wo ſie nach England gehen wollten. Unglücklicherweiſe war aber dieſer Brief an einen andern Katt gekommen, der ihn ſogleich dem Könige zuſendete. Dieſer befahl dem General von Waldow und dem Oberſten von Rochow, genau auf den Kronprinzen Acht zu geben. Von Frankfurt bis Weſel ging die Reiſe zu Waſſer. Sobald der König in die dazu beſtimmte Jacht trat, und ſeinen Sohn erblickte, fiel er über ihn her, faßte ihn bei den Haaren, und hätte ihn erwürgt, wäre ihm nicht der General von Waldow zu Hülfe gekommen. Der Degen wurde ihm nun abgefordert, und er als Gefangener behandelt. Dennoch gab er die Hoffnung, zu entfliehen, noch nicht auf. Als er nach Geldern kam, bat er ſeinen Aufſeher flehentlich, ihm doch zu erlauben, eine Nacht in Weſel zubringen zu dürfen. Das wurde ihm erlaubt. So kam er bis an die Schiffbrücke, die über den Rhein führt. Hier bat er, aus dem Wagen ausſteigen, und zu Fuße in die Stadt gehen zu dürfen, damit ihn Niemand erkenne. „Immerhin!“ antworteten ſeine Begleiter. Aber kaum ſah er ſich frei, als er eiligſt davon lief, um die nicht ſehr entfernte Grenze zu erreichen. Eine in der Nähe befindliche Wache hielt ihn bald auf, und brachte ihn in Sicherheit. Als er vor den König gebracht wurde,

fuhr ihn dieſer wüthend an, warum er habe deſertiren wollen? „Weil," antwortete er, „Sie mich nicht als Sohn, ſondern als einen niedrigen Sklaven behandelt haben." Hier zog der König den Degen, und hätte ihn durchbohrt, wäre ihm nicht ein Offizier in die Arme gefallen.

Nun wurde ein förmliche Unterſuchung gegen den Kronprinzen eingeleitet, und ein Kriegsgericht in Mittenwalde, einem Städtchen unweit Berlin, wohin man ihn gebracht hatte, niedergeſetzt. Der König hoffte, daß die Richter ihn zum Tode verurtheilen würden; ſo aufgebracht war er. Er nannte ihn nicht anders als den Delinquenten oder den entlaufenen Oberſtlieutenant Fritz. Niemand als ſeine nächſten Umgebungen wagten ihm zu nahe zu kommen; er wollte durchaus Blut fließen ſehen. Der unglückliche Katt war indeſſen auch eiligſt in Berlin feſtgenommen worden, und wurde ohne Umſtände zur Enthauptung verurtheilt, ſo viel Fürſprache auch von allen Seiten für ihn eingelegt wurde, da er ja nichts gethan, und nur um die Entweichung gewußt hatte. Der Kronprinz wurde vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; nur zwei Generale hatten für Begnadigung geſtimmt, aber die Vorſtellungen mehrerer angeſehenen Generale und ſelbſt auswärtiger Fürſten retteten ihn von der ihm angedrohten Todesſtrafe *). Aber der König ſchickte ihn auf die Feſtung Küſtrin. Hier ſperrte man ihn in ein kleines Stübchen ein, und erlaubte ihm nicht einmal, anders als zum Eſſen Licht zu brennen. Man gab ihm nur hölzerne Schemel; das Eſſen wurde ihm, weil Gabel und Meſſer ihm verſagt waren, geſchnitten gereicht. Zum Leſen erhielt er nichts als eine Bibel und einige Andachtsbücher. Das Härteſte war aber, daß der König ausdrücklich befahl, er ſolle der Hinrichtung ſeines Freundes Katt zuſehen. Dieſer wurde unter ſtarker Bewachung nach Küſtrin gebracht, und hier augenblicklich auf das Blutgerüſt geführt, welches vor dem Fenſter des Kronprinzen aufgeſchlagen war. Jetzt rollte die verſchloſſene Gardine des Zimmers hinauf,

*) General Buddenbrock, ein Liebling des alten Königs, riß ſich die Weſte auf, und rief heldenmüthig: „Wenn Ew. Majeſtät Blut verlangen, ſo nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch ſprechen darf!"

er ſah plötzlich das ſchwarz ausgeſchlagene Gerüſt, und wurde gezwungen, ans Fenſter zu treten. Als er Katt erblickte, wollte er ſich aus dem Fenſter ſtürzen, und als man dies verhinderte, bat er flehentlich, die Hinrichtung aufzuſchieben; er wolle an den König ſchreiben, und für den Preis der Begnadigung ſeines Freundes ſeinem Rechte auf die Thronfolge entſagen. Das dürfe man nicht, antwortete man ihm, der König ſey unerbittlich. „O mein liebſter Katt," rief er nun, „wie unglücklich bin ich! Ich bin Schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott: ich ſtände an Ihrem Platze!" — „Ach, gnädiger Herr," antwortete Katt; „wenn ich tauſend Leben hätte, ſo würde ich ſie alle gern für Sie hingeben!" In dem Augenblicke fiel er auf die Knie nieder, und rief: „Mein Gott, ich gebe meinen Geiſt in deine Hände!" und ſogleich fiel ſein Kopf zu Boden. Der Kronprinz hatte hiervon nichts mehr geſehen. Ohnmächtig war er umgeſunken, und auf ſein Bette gelegt worden. Als er wieder zu ſich kam, war er in einer ſchrecklichen Stimmung. Bald weinte er, bald ſtarrte er in dumpfer Betäubung vor ſich hin, und wollte durchaus ſterben, und nur der Gedanke an ſeine Mutter und ſeine geliebte Schweſter konnte ihn bewegen, ſich etwas zu ſchonen. Sehr wohlthätig für ſein verſtörtes Gemüth war der Beſuch eines Feldpredigers, Müller, der den unglücklichen Katt zum Tode bereitet hatte, und nun kam, um die letzten Grüße deſſelben dem Prinzen zu überbringen. Mit dieſem braven Manne unterhielt er ſich gern, ließ ihn oft zu ſich kommen, und es gelang dem Geiſtlichen nach und nach, ſein Gemüth den Gefühlen der Religion zu öffnen, und es dadurch zu beruhigen. Auch bewog er ihn, dem Könige einen ehrfurchtsvollen Brief zu ſchreiben, und obgleich dieſer noch nichts von ihm wiſſen wollte, ſo entließ er ihn doch bald aus ſeinem Gefängniſſe, befahl aber, er ſolle nicht aus der Feſtung gehen, und als unterſter Kriegsrath (ſo viel als jetzt Regierungsrath) dort arbeiten. Dadurch lernte Friedrich den Gang der Geſchäfte kennen, was ihm nachmals als König von großem Nutzen war. In den Nebenſtunden ſtudirte er ſeine Lieblingswiſſenſchaften, beſonders Geſchichte; aber freilich nur insgeheim; denn der König hatte das ſtreng verboten.

Alle dieſe erduldeten Leiden dienten dazu, ſein Herz zu veredeln, ihn zum Nachdenken über ſich ſelbſt zu gewöhnen, und

den Vorsatz in ihm zur Reife zu bringen, für die Zukunft überlegter zu handeln, und so wurde auch für ihn das Unglück eine treffliche Schule der Tugend. Nach einem Jahre erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren, bei Gelegenheit der Vermählung der ältesten Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen von Baireuth. Die Königin wußte von seiner Begnadigung so wenig, als die Prinzessin; um so angenehmer war die Ueberraschung *).

Von diesem Tage begann für den Kronprinzen eine glücklichere Zeit. Noch einmal hielt der König ihm seine Vergehen ernsthaft vor, sagte ihm aber auch zugleich, daß dies das letzte Mal sey, und daß er nun das Vergangene vergessen und vergeben wolle. Er hielt auch sein Wort; es schien, als ob mit dem letzten Sturme seine Heftigkeit sich ausgetobt hätte. Auch that Friedrich alles Mögliche, seinem Vater seinen guten Willen zu zeigen. Kein Regiment war so gut exercirt als das seinige; denn er wußte wohl, daß nichts den König so sehr erfreuen könnte, als dies. Das war aber keine Heuchelei; bei jeder Gelegenheit,

*) Die Prinzessin erzählt in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten selbst diesen Vorfall mit folgenden Worten: „Ich tanzte sehr gern. Mitten in einer Menuet unterbrach mich der Minister von Grumkow. „Mein Gott," sagte er, „es scheint, daß Sie von der Tarantel gestochen sind: sehen Sie nicht die Fremden, die eben angekommen sind?" Ich blieb schnell stehen, sah mich nach allen Seiten um, und erblickte endlich einen jungen, grau gekleideten Mann, der mir ganz unbekannt war. „Umarmen Sie doch den Kronprinzen," sagte Jener; „da steht er ja vor Ihnen." Alles Blut stockte mir vor Freude. „O Himmel! mein Bruder!" rief ich laut. „Aber ich sehe ihn ja nicht! Wo ist er denn? Zeigen Sie mir ihn um's Himmelswillen." Grumkow führte mich zu ihm. Erst als ich ihm näher kam, erkannte ich ihn, aber mit Mühe. Er war sehr stark geworden, auch sein Gesicht hatte sich geändert. Ich fiel ihm um den Hals, und war so ergriffen, daß ich nur einzelne Worte hervorbrachte. Ich weinte, ich lachte wie unsinnig. In meinem Leben habe ich keine so lebhafte Freude empfunden. Nach den ersten Aufwallungen der Freude warf ich mich dem Könige zu Füßen. „Bist du nun zufrieden?" sagte er; „du siehst, daß ich dir Wort gehalten habe." Ich nahm meinen Bruder bei der Hand, und bat den König, ihm seine Liebe wieder zu schenken. Diese Scene war so rührend, daß die ganze Versammlung bis zu Thränen gerührt wurde."

auch nachmals, zeigte er eine hohe Ehrfurcht für das Andenken ſeines Vaters, der allerdings auch viele Verdienſte hatte, und er ſprach auch in der Folge nie von den Schwächen, ſondern nur von den Tugenden deſſelben; ein herrlicher Zug aus dem Charakter Friedrichs des Großen! — Seit ſeiner Begnadigung lebte er in Ruppin, wo ſein Regiment ſtand, oder auf dem nahe gelegenen Luſtſchloſſe Rheinsberg in Geſellſchaft ähnlich geſinnter Freunde. Es iſt erfreulich, zu ſehen, wie zärtlich der alte König in der letzten Zeit ſeines Lebens ihn liebte, und wie dieſe Zärtlichkeit zunahm, je mehr der Vater ſich dem Tode näherte. Als Friedrich einmal gefährlich krank war, hörte man den König ſchmerzvoll ausrufen: „Ach! ſoll ich meinen Sohn verlieren!" Ein ander Mal, nachdem er ſich mit dem Prinzen lange freundlich unterhalten hatte, wandte er ſich an die Umſtehenden mit einem freudeſtrahlenden Geſichte: „Thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen ſo braven und würdigen Sohn gegeben hat?" Er nannte ihn nicht anders als Fritzchen, und dieſer vergoß viele Thränen bei der letzten Krankheit ſeines Vaters, und verſicherte, gern einen Arm für die Verlängerung des Lebens deſſelben hingeben zu wollen. Wie gehorſam er gegen ſeinen Vater war, beweiſt auch, daß er ſich mit einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, Eliſabeth Chriſtine, vermählte, die dieſer für ihn ausgeſucht hatte. Aus eigener Neigung heirathete er ſie nicht, ſo ſchön, liebenswürdig und geiſtreich ſie auch war. Aber der Gedanke, daß ſie ihm aufgedrungen war, ſcheint ſie ihm zuwider gemacht zu haben, ſo daß er nur ſo lange, als ſein Vater lebte, mit ihr zuſammen wohnte. Er verſicherte oft, er kenne keine Frauensperſon, die mehr Achtung verdiente, als ſeine Frau; er erwies ihr die größte Aufmerkſamkeit, auch ſpäterhin als König; aber er vermied ſie gefliſſentlich. Sie lebte im Winter auf dem königlichen Schloſſe in Berlin, im Sommer auf dem Schloſſe Schönhauſen, eine Meile von Berlin, während er in und bei Potsdam ſich aufhielt, und nie hat ſie ſeinen Lieblingsaufenthalt, ſein Schloß Sansſouci, geſehen, weil er ſie nie dahin einlud, und ſie es für zudringlich hielt, in ſeiner Abweſenheit hinzukommen. Er beſuchte ſie jährlich an ihrem Geburtstage. Dann machte er ihr einen ſteifen Glückwünſchungsbeſuch in Schuhen und ſeidenen Strümpfen. Auch aß er jährlich etwa vier Mal Sonntags mit

ſeinen Brüdern bei ihr. Wie viel reine Freuden hat der große Mann doch durch dies unglückliche Verhältniß entbehrt! *)

Friedrich II. oder der Große, auch der Einzige genannt, wurde König, als ſein Vater 1740 ſtarb, und hat den preußiſchen Thron bis 1786, alſo 46 Jahre lang, geziert. Von dem Augenblicke an war ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Regierung gerichtet. Die Zeiten der Poſſen ſeyen nun vorüber, meinte er. Jeder Unterthan erhielt die Erlaubniß, ſich ſelbſt an ihn zu wenden, und alle Sachen von Wichtigkeit mußten ihm vorgelegt werden. Seine Cabinetsſecretairs mußten täglich alle eingehende Schreiben und Vorſtellungen ordnen und ihm uneröffnet auf ſeinen Schreibtiſch legen. Einſam las er ſie durch, und ſchrieb mit einigen Worten die Antwort an den Rand. So brachte er täglich die erſten Morgenſtunden zu, und noch denſelben Tag mußten die Secretairs die Antworten aufſetzen und abſchicken. Kein Feſttag, keine Reiſe, keine Krankheit des Königs machte darin eine Aenderung. Dabei verſtand er die Kunſt, die geſchickteſten Leute zu ſeinen Beamten herauszufinden, und ſelten betrog er ſich darin. — Zu dieſer ungemeinen Thätigkeit kam ein ganz ausgezeichneter Verſtand, und der feſte Wille, ſein Volk recht glücklich zu machen. Was ließ ſich nicht bei einer ſo ſeltenen Vereinigung von großen Talenten und gutem Herzen erwarten! Und glücklicherweiſe haben dieſe Erwartungen nicht betrogen. Auch das Aeußere eines ſolchen Mannes iſt nicht gleichgültig. Er war von mittler Statur und wohlgebautem Körper, hatte eine etwas lange, aber wohlgeſtaltete Naſe, nicht zu große, aber ſchöne, blaue, feurige Augen, und ſo durchdringend, daß Keiner, auch wer das beſte Gewiſſen hatte, im Stande war, ſie lange anzuſehen, wenn des Königs Blick ihn fixirte. In ihnen malten ſich die oft ſchnell abwechſelnden Gemüthsbewegungen des großen Mannes; gleichgültig ſah er faſt nie aus. Sein Anſtand war, vorzüglich in den jüngern und männlichen Jahren, überaus edel, ſein Gang durchaus nicht ſteif, eher etwas nachläſſig, aber ſchnell

*) Sie war eine äußerſt brave Frau, die ihr Leben ganz der Frömmigkeit, der Mildthätigkeit und dem Fleiße geweiht hatte. Von den ihr jährlich ausgeſetzten 41,000 Rthlrn. verwendete ſie 24,000 für Hülfsbedürftige. Sie hatte eine auserwählte Bibliothek, Gellert war ihr Lieblingsſchriftſteller, und gern hatte ſie Gelehrte an ihrer Tafel.

und voll Würde; im höheren Alter saß er etwas gekrümmt und nachläſſig zu Pferde.

Gleich ſeine erſten Verordnungen zeigten von großer Weisheit, und erwarben ihm das Vertrauen ſeiner neuen Unterthanen. Er behielt alles Gute, was ſein Vater eingerichtet hatte, bei, und änderte nur ſolche Dinge, welche ſeinen Unterthanen eine Laſt waren. So entließ er die meiſten rieſenhaften Gardiſten, die dem Staate ſo große Summen koſteten, erklärte, daß er in Religionsſachen die größte Duldung beweiſen werde, und unterſtützte, da gerade große Theurung war, die Nothleidenden aus ſeinen Magazinen.

Noch war er keine fünf Monate König, als die Nachricht einlief, daß der deutſche Kaiſer, Karl VI., geſtorben ſey. Dieſer Fürſt hatte keinen Sohn, und war daher ſchon lange vor ſeinem Tode beſorgt geweſen, ob auch die europäiſchen Könige wohl ſeine einzige Tochter, Maria Thereſia, als Erbin ſeiner Länder anerkennen würden. Daher hatte er eine Schrift aufgeſetzt, die er die pragmatiſche Sanction nannte, und in welcher dieſer ſeiner Tochter alle ſeine Erbländer nach ſeinem Tode zugeſprochen wurden. Dieſe Schrift ließ er von allen mit ihm befreundeten Königen unterſchreiben, und um ſie dahin zu bringen, ließ er ſich manches Opfer koſten. Nun erſt war er ruhig, und dachte, jetzt könnte es ſeiner Tochter nicht fehlen. Aber kaum war er todt, ſo zeigte es ſich auch ſchon, wie vergänglich auch die ſicherſten menſchlichen Einrichtungen ſind. Alle Fürſten, die irgend einen ſcheinbaren Anſpruch auf eine öſtreichiſche Provinz hatten, kamen jetzt damit hervor; denn ſie glaubten der jungen Prinzeſſin leicht Alles abdringen zu können. Maria Thereſia war damals 23 Jahre alt, und erſt ſeit 4 Jahren an den Herzog Franz von Lothringen, den ſie über Alles liebte, vermählt, eine Frau von großer Einſicht, vieler Entſchloſſenheit und einem ſchönen Gemüth. Jetzt ſollte ſie gleich eine harte Probe ihrer Standhaftigkeit aushalten. Auch Friedrich's Vater hatte die pragmatiſche Sanction unterſchrieben; aber Friedrich glaubte nicht nöthig zu haben, ſich an etwas zu binden, was er ſelbſt nicht verſprochen hatte, war auch überdies von Karl VI. einmal hintergangen worden. Den jetzigen günſtig ſcheinenden Augenblick wollte er nicht vorbeigehen laſſen, ſeine Anſprüche

auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und ließ also in aller Eile rüsten, aber mit solcher Stille, daß fast Niemand außer ihm wußte, was er eigentlich im Schilde führte. Er nahm an allen Wintervergnügungen Theil, als wenn er nichts Wichtigeres vorhabe. Plötzlich aber reiste er im December 1740 von Berlin ab, stellte sich an die Spitze seines Heeres, und führte dies schnurstracks auf die schlesische Grenze los. Zugleich ließ er die Königin von Ungarn — dies war Maria Theresia — bitten, ihm gutwillig die verlangten Fürstenthümer abzutreten: dann wolle er ihr auch gegen alle übrige Feinde beistehen, und dafür sorgen, daß ihr Mann zum deutschen Kaiser gewählt würde. Die Antwort fiel, wie er es erwartet hatte, verneinend aus, und so rückten denn die preußischen Regimenter in Schlesien ein.

Bald fanden sich aber noch mehr Feinde ein, die alle von der bedrängten Lage der Königin von Ungarn Vortheil ziehen wollten. Die Könige von Spanien und Frankreich, und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern erklärten ihr auch den Krieg, und fielen in ihre Länder ein. Um sie recht zu kränken, und die Kaiserwürde dem östreichischen Hause zu entziehen, wählten die Kurfürsten den Kurfürsten von Baiern unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser; aber er hat ihr nicht viel zu thun gemacht, und starb auch schon drei Jahre darauf. Ganze acht Jahre mußte sie sich mit ihren Feinden herumschlagen, und zuletzt ging sie ehrenvoll aus diesem Kampfe heraus. Er dauerte von 1740 bis 48, und wird der östreichische Erbfolgekrieg genannt. Von diesem allgemeineren Kriege ist der, welchen Friedrich mit Maria Theresia führte, nur ein Theil, und wird der erste schlesische Krieg genannt. Von den Vorfällen dieser Kriege wollen wir nur einiger Hauptpunkte erwähnen.

Erster schlesischer Krieg, 1740 — 42. Ohne Schwierigkeit hatte Friedrich Schlesien eingenommen. Aber im folgenden Frühjahre schickte Maria Theresia ein bedeutenderes Heer hin, und es kam zur Schlacht bei Mollwitz (eine Meile von Brieg), der ersten, welcher Friedrich beiwohnte. Sie wurde von den Preußen gewonnen, mehr durch die Tapferkeit der preußischen Soldaten und durch die geschickten Anordnungen des Feldmarschalls Schwerin, als durch die Geschicklichkeit des Königs,

dem es an Erfahrung noch ganz fehlte. Aber dieser erste Sieg machte seinen Namen in ganz Europa berühmt, und man faßte große Hoffnungen von einem jungen Fürsten, der gleich so kräftig auftrat. Indessen fielen auch die andern Mächte über Maria Theresia her, und beeilten sich, mit Friedrich ein Bündniß zu schließen. In Schlesien war dieser von den Evangelischen mit Entzücken, von den Katholischen mit Mißtrauen aufgenommen worden. In Breslau trat sogar ein Club katholischer Damen zusammen, die mit einander rathschlagten, wie man die Stadt, die für neutral erklärt war, den Oestreichern in die Hände spielen könnte; Mönche und katholische Geistliche machten die Zwischenträger. Aber sie wußten nicht, daß Friedrich unter den frommen Schwestern auch seine heimlichen Anhängerinnen hatte, die ihn von allen Ränken unterrichteten. Er beschloß daher, den Oestreichern zuvorzukommen, und die Stadt zu besetzen. Er sammelte bei der Stadt einige Regimenter, und verlangte den Durchmarsch über die Oderbrücke, und als ihm dies bewilligt wurde, besetzten die Truppen plötzlich alle Thore, und Breslau war in seinen Händen. Daran waren jene Weiber Schuld! Frauen haben sich aber in die Politik nicht zu mischen.

Die Lage der Maria Theresia war in der That sehr peinlich; man hätte sich nicht wundern können, wenn sie, eine schwache Frau, den Muth verloren hätte. Aber sie zeigte einen männlichen Geist, und bewies, daß jedes Unglück durch standhafte Ausdauer endlich zu überwinden ist. Als die feindlichen Heere nur noch wenige Tagemärsche von Wien entfernt standen, und alle Kostbarkeiten des Hofes schon nach Preßburg geflüchtet wurden, berief sie die ungarischen Stände, die ihr mit großer Ergebenheit anhingen, nach Preßburg, und trat in Trauerkleidern mitten unter sie, die ungarische Krone auf dem Haupte, das königliche Schwert an der Seite. Majestätisch schritt sie durch den Saal, und bestieg die Bühne des Throns. In lateinischer Sprache hielt sie eine Rede voll Feuer, in welcher sie ihnen ihre bedrängte Lage vorstellte. „Verlassen von allen vorigen Freunden," — so schloß sie, — „habe ich keine andere Zuflucht, als zu eurer Treue. Ich werfe mich in eure Arme, und erwarte schleunige Hülfe." Diese Worte und die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, rissen die graubärtigen Magnaten zur Be-

geisterung hin. Sie schwangen die Säbel, und riefen mit nassen Augen: „Leben und Blut! Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!" — Sechs Tage darauf ereignete sich eine noch rührendere Scene, als die Abgeordneten der Ungarn sich vor ihrem Throne einfanden, um den Schwur des Gemahls der Königin zu empfangen. Franz rief dabei aus: „Mein Blut und mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!" Da nahm Maria Theresia ihren Sohn Joseph, einen zarten Säugling, auf den Arm, zeigte ihn der Versammlung, und Alle riefen abermals freudebegeistert: „Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!" Die ehrlichen Ungarn haben auch Wort gehalten, und ihrem treuen Beistande verdankte Maria Theresia vorzüglich ihre Errettung aus der großen Bedrängniß. Keiner ihrer Feinde machte ihr aber so viel zu thun, als Friedrich II., und er behauptete Schlesien, trotz aller Anstrengungen, ihn herauszutreiben. Zuletzt schloß sie im dritten Jahre des Krieges Frieden mit ihm in Breslau, in welchem sie ihm fast ganz Schlesien, so weit es jetzt noch preußisch ist, überließ, und nur froh war, diesen gefährlichen Feind los zu seyn.

Zweiter schlesischer Krieg, 1744 und 1745. Aber Friedrich blieb nicht lange müßiger Zuschauer. In Sachsen regierte damals August III., des starken August's Sohn, ein äußerst träger, allen Regierungsgeschäften höchst abgeneigter Herr. Diese Sorge hatte der Graf v. Brühl übernommen, ein Mann von großen Talenten für den gesellschaftlichen Umgang, sehr feinen Sitten, aber ohne gute Grundsätze, im höchsten Grade verschwenderisch und stolz. Er besaß ganz das Vertrauen seines Herrn, und wurde von diesem mit Ehren und Reichthümern überhäuft *). Dieser Brühl und Friedrich waren geschworene Feinde. Daher machte Sachsen bald Frieden mit Oestreich, und schloß endlich gar ein Bündniß mit dieser Macht. Brühl versprach, nicht eher sollten die Sachsen die Waffen niederlegen, bis Maria Theresia

*) Seine Verschwendung ging so weit, daß er keinen Rock 2 Mal anzog, und ungeachtet dessen hinterließ er bei seinem Tode ein Vermögen von mehr als anderthalb Millionen Thaler. Als der Nachfolger des Kurfürsten eine Untersuchung über seine Verwaltung anstellen ließ, fand sich, daß er über sechstehalb Millionen Thaler untergeschlagen und veruntreut hatte.

Schleſien wieder erobert habe, und der König von Preußen noch weiter beſchränkt ſeyn würde. Das erfuhr Friedrich bald wieder, und kündigte geſchwind der Maria Thereſia den Krieg wieder an. Auch dies Mal verrichteten die preußiſchen Helden herrliche Thaten. Nur eine davon mag hier ſtehen, um den Geiſt zu zeigen, der in dem trefflichen Heere herrſchte. Im Jahre 1745 ſtand der König bei Frankenſtein, der Markgraf Karl von Schwedt aber mit einer andern preußiſchen Abtheilung bei Jägerndorf und Troppau. Zwiſchen Beide hatte ſich das öſtreichiſche Heer gezogen. Friedrich ſah ein, wie dringend nöthig es ſey, den Markgrafen zu ſich heranzuziehen; aber wie ihm den Befehl dazu hinterbringen? denn die Oeſtreicher hatten ſo genau alle Wege beſetzt, daß auch nicht ein Spion ſich durchſchleichen konnte. Da erhielt General von Zieten, einer der ausgezeichnetſten Huſarengenerale, den Befehl, Alles daran zu wagen, mit ſeinem Regimente bis zum Markgrafen hindurchzudringen. Er ſollte, ſetzte der König hinzu, den Befehl ſeinem ganzen Regimente bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Huſar durchkäme, der Markgraf vom Willen des Königs unterrichtet würde. Aber Zieten bedachte, daß es grauſam wäre, ſeine braven Huſaren aufzuopfern, und entwarf einen andern Plan. Seine Leute waren an ihren rothen Dolmans bei den Oeſtreichern bekannt genug; aber ſeit einiger Zeit trugen ſie blaue Pelze und andere Mützen als vorher, ungefähr wie auch ein öſtreichiſches Regiment. Darauf baute er ſeinen Plan. Er wollte ſich durchzuſchleichen ſuchen. Als er dem öſtreichiſchen Lager nahe kam, zogen gerade mehrere Regimenter von Neuſtadt, welches ſie vergebens angegriffen hatten, wieder ins Lager zurück. Zieten ſchloß ſich an, indem er ſeinen Leuten ſtreng befahl, ganz ruhig wie im Frieden zu reiten, und weder zu ſchießen, noch den Säbel zu ziehen. Er ſelbſt zog die Tabakspfeife heraus, wie im tiefen Frieden. Voraus ſchickte er einige geborne Ungarn, die in ihrer Landesſprache die Feldwachen, auf welche ſie ſtießen, freundlich begrüßen ſollten. Auch durch ein feindliches Dragonerregiment ritten ſie ungeſtört hindurch, und ſo befand ſich Zieten bald mitten unter den Feinden. Es war ein ſchöner heller Tag. Er konnte das ganze Feld überſehen, welches ganz mit Oeſtreichern bedeckt war. Die Einen thaten dies, die Andern jenes. Je näher man dem Lager kam,

desto größer wurde die Gefahr, und Zieten ließ seine Husaren näher zusammenrücken, um sich im Nothfall durchschlagen zu können. Dennoch merkten die Oestreicher nichts, ja ein feindlicher Oberst kam ganz treuherzig zu Zieten geritten, bot ihm freundlich einen guten Tag, und erzählte ihm, daß sein Regiment auch bald nachkommen würde. Aber wie vom Donner wurde er gerührt, als Zieten seinen Husaren zurief: „Nehmt ihn gefangen! es ist ein Oestreicher.“ Eine Strecke marschirten die Husaren noch ganz ruhig, mitten durch die Oestreicher durch. Jetzt aber wandte sich der Weg, und Zieten schwenkte sich jetzt plötzlich, um bei dem Lager vorbeizuziehen. Da erkannte man ihn. „Zieten! Zieten! Preußen! Preußen!“ rief man nun auf allen Seiten. Alles gerieth in Bewegung, und obgleich die Husaren sich in starken Trab setzten, so holte man sie doch ein. Aber Zieten ließ einhauen, und schlug sich mit geringem Verluste glücklich durch. Aehnliche Thaten verrichteten auch die andern Generale, und selbst die Feinde hatten vor den Preußen Achtung.

Eine Schlacht gewann der König in diesem Kriege bei Hohenfriedeberg in Schlesien, unweit Striegau. Binnen 5 Stunden war der an Zahl überlegene Feind geschlagen. Die unerschrockenen Preußen auf dem rechten Flügel waren wider Vermuthen des Feindes durch Wasser und Morast gewatet, und hatten den Feind mit dem Bajonette angegriffen; dadurch war der Sieg entschieden worden. Besonders schlimm ging es den Sachsen, die in diesem Kriege auf der Seite der Oestreicher fochten. Daher hatten die preußischen Soldaten ein Auge auf sie, und hieben sie hier jämmerlich zusammen. Die Preußen hielten sich hier so brav, daß ein Dragonerregiment allein 66 Fahnen erbeutete.

Der ganze Krieg wurde endlich durch die Schlacht bei Kesselsdorf, unweit Dresden, entschieden. Hier war zwar Friedrich nicht gegenwärtig, aber der alte Fürst von Dessau hatte mit den preußischen Grenadieren die mit Eis und Schnee bedeckten Anhöhen, auf denen der Feind stand, so glücklich erstürmt, daß er einen glänzenden Sieg erfocht *). Am folgenden Tage

*) Dieser Fürst wurde gewöhnlich der alte Dessauer oder der alte Schnurrbart genannt. Er war wegen seiner Grobheit und Rohheit berüchtigt,

traf auch Friedrich auf dem Schlachtfelde ein, und umarmte dankbar den glücklichen Sieger. Ungehindert hielt er nun seinen Einzug in Dresden, wo er mit zuvorkommender Höflichkeit und Schonung die zurückgebliebenen sächsischen Prinzen und Prinzessinnen behandelte. Gleich darauf baten Maria Theresia und August III. um Frieden, der auch schon nach wenigen Tagen in Dresden unterzeichnet wurde. Friedrich behielt Schlesien, so weit es ihm schon im breslauer Frieden zuerkannt war, aber reicher an Achtung in den Augen des gesammten Europa. In Berlin wurde Friedrich bei seiner Rückkehr von den Einwohnern mit Entzücken empfangen, und als er durch die doppelten Reihen der Bürgercompagnien fuhr, sang man Lieder auf ihn ab, in denen er zum ersten Male der Große genannt wurde.

Bald nach dem Frieden wurde dicht vor einem Thore Potsdams das Schloß Sanssouci vollendet, welches sich Friedrich in einfachem Style hatte bauen lassen, um hier, was auch der Name andeutete, so sorgenfrei als möglich zu leben. Es steht

---

und an ihm sah man, wie übel es sey, wenn man sich in der Jugend nicht an gute Sitten gewöhnt. Nichts war ihm verhaßter als Höflichkeit. Wer ihn grüßte, dem steckte er die Zunge heraus. Konnte er einem Gelehrten oder Geschäftsmanne einen Streich spielen, so that er es mit Vergnügen. Eines Morgens fuhr er durch die Straßen von Magdeburg, und sah einen Regierungsrath in seidenem Schlafrocke und Pantoffeln am Fenster stehen und seine Tasse Kaffee trinken. Geschwind befahl er dem Kutscher, still zu halten, und ließ den Rath ersuchen, gleich und wie er wäre, an den Wagen zu kommen. Der Mann erschien mit vielen Complimenten, und fragte, was Ihro Durchl. beföhlen. Der Fürst winkte, er solle auf den Wagentritt steigen; dann packte er ihn, zog ihn zu sich in den Wagen, und befahl dem Kutscher, zuzufahren. Erst eine Stunde von der Stadt ließ er wieder halten, und deutete dem bestürzten Rathe an, er könne nun wieder nach Hause gehen. So mußte der arme Mann am hellen Tage zu seiner großen Beschämung im Schlafrocke und Pantoffeln durch die Straßen der volkreichen Stadt nach Hause wandern. Ein andermal begegnete er auf einem Spazierritte bei Halle einem Unbekannten. „Wer ist Er?" fuhr der Fürst ihn an. „Ein Tanzmeister, Ihro Durchlaucht." — „So? Kann er gut tanzen? Nun da komme Er mit!" So führte er ihn auf ein umgepflügtes Ackerfeld, und befahl ihm, eine Menuet zu tanzen, hieb ihn auch dann und wann mit der Peitsche um die Beine. Solche Streiche kamen nicht selten vor.

auf einer Anhöhe, und breite Terraſſen führen in den Garten hinab. Hier verlebte er ſeine glücklichſten Stunden, wenn es ihm auch nicht gelungen ſeyn mag, ſich völlig aller Sorgen zu entſchlagen; wie war dies auch bei ſeiner Thätigkeit möglich? In Sansſouci hatte er die Freude, den berühmten Dichter Voltaire (geb. 1694, geſt. 1778) bei ſich zu ſehen, und drei Jahre lang bei ſich zu bewirthen. Aber ſo groß auch die Vorliebe, die Friedrich für ihn hatte, war, ſo erkannte er doch bald den niedrigen Sinn dieſes ſo geiſtreichen Mannes, und wurde von ihm mit dem ſchwärzeſten Undanke behandelt. — „Guter Gott!“ ſchrieb er einſt an einen Freund über Voltaire, „wie kann doch ſo viel Genie mit ſolcher Verdorbenheit des Gemüths verbunden ſeyn!“ und ihm ſelbſt ſchrieb er einmal: „Ihr Herz iſt hundert Mal abſcheulicher, als Ihr Geiſt ſchön iſt.“

Dergleichen traurige Erfahrungen machten den König mißtrauiſch gegen die Menſchen, und er ſchloß ſich daher ſpäterhin lieber an die harmloſe Thierwelt an. Er hielt ſich immer eine Anzahl Windhunde, die beſtändig um ihn ſeyn mußten, und die er mit großer Zärtlichkeit liebte. Selbſt wenn er reiſte, wurden ſie ihm oft in einer ſechsſpännigen Kutſche nachgefahren, und als einmal einer dieſer Lieblinge in ſeiner Abweſenheit ſtarb, durfte er nicht eher begraben werden, bis er ſelbſt bei der Beerdigung zugegen ſeyn konnte. Im Garten von Sansſouci wurden ihnen Denkmäler geſetzt, die die Namen der Geſtorbenen bezeichneten.

107. Scenen aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Nach einer elfjährigen Ruhe wurde Friedrich genöthigt, wieder einen Krieg anzufangen, der ſieben Jahre dauerte, einen großen Theil von Deutſchland verwüſtete, und ihn oft an den Rand des Verderbens brachte, den er aber dennoch endlich mit großem Ruhme endigte. Er dauerte von 1756 bis 1763. Maria Thereſia, nun deutſche Kaiſerin, konnte immer noch nicht Schleſien vergeſſen. Auguſt III. von Polen ſchloß ſich ſchnell an ſie an, weil ſein Miniſter Brühl Friedrich's bitterer Feind war, und die Kaiſerin von Rußland, Eliſabeth, eine Tochter Peter's des Großen, war gegen Friedrich aufgebracht, weil er einſt über der Tafel ſich über ihre leichtſinnige Aufführung luſtig gemacht hatte. Zu dieſem Bunde geſellte ſich auch Ludwig XV.,

König von Frankreich, Adolph Friedrich, König von Schweden, und der größte Theil der deutschen Fürsten. Mit allen diesen Feinden sollte Friedrich fertig werden. Sie waren auch ihres Sieges schon so gewiß, daß sie bereits verabredet hatten, wie sie sich in seine Staaten theilen wollten. Dazu kam, daß er fast allein da stand. Nur der König von England, Georg II., gab ihm einige Hülfstruppen; eben so die Herzoge von Braunschweig und Gotha und der Landgraf von Hessen-Kassel; aber was waren diese Wenigen gegen seine zahllosen Feinde! Zum Glück war Friedrich unerschöpflich in Hülfsmitteln, und wurde von der Tapferkeit seiner Preußen herrlich unterstützt. Es fehlt hier an Raum, mehr als einige Scenen aus den vielen Ereignissen dieses merkwürdigen Krieges zu erzählen.

Durch einen treulosen Schreiber in Dresden, Namens Menzel, erfuhr Friedrich, daß Rußland, Oestreich, Sachsen u. s. w. ihn im folgenden Jahre anfallen wollten, und er erhielt durch ihn die Abschriften ihrer Verträge. „Halt!" dachte er, „du mußt ihnen zuvorkommen!" — und schnell rüstete er sich, um in Böhmen einzufallen. Ehe es sich seine Feinde versahen, stand er schon an der sächsischen Grenze, und verlangte freien Durchmarsch. Da der König von Polen ihm diesen verweigerte, so nahm er von ganz Sachsen Besitz, und August III. und Brühl mußten eiligst die Flucht ergreifen. Friedrich hielt seinen Einzug in Dresden, benahm sich hier aber mit musterhafter Mäßigung. Alles Privateigenthum des Königs ließ er unangetastet, und als er die Bildergallerie besuchte, bat er den Aufseher um die Erlaubniß, eins der Gemälde copiren lassen zu dürfen.

1. Schlachten bei Prag und Kollin, 6. Mai und 18. Junius 1757. Nachdem Friedrich vor den Augen des erschrockenen Königs von Polen, der eben auf den Königstein geflüchtet war, das ganze sächsische Heer gefangen genommen hatte, brach er im folgenden Jahre, 1757, nach Böhmen auf. Bei Prag trafen alle seine Heerhaufen zusammen, und noch an demselben Tage befahl er, den zahlreichen Feind, der die Anhöhen um die Stadt besetzt hatte, anzugreifen. Aber gleich die ersten preußischen Regimenter wurden zurückgeworfen, und vor den furchtbaren feindlichen Kanonen war es nicht möglich, durchzudringen. Ganze Rotten lagen schon reihenweise auf dem Schlachtfelde todt

da, und die Soldaten wollten nicht vorwärts. Da ſprang im entſcheidenden Augenblicke der alte Feldmarſchall Schwerin vom Pferde, ergriff ſelbſt eine Fahne, und führte mit den Worten: „Heran! heran! meine Kinder!“ die Preußen gegen die donnernden Kanonen an. Aber bald fiel er, von vier Kugeln zugleich durchbohrt, todt nieder. Ein anderer General hob die blutige Fahne auf, und warf glücklich den Feind in die Flucht. Es war ein herrlicher, aber ſehr blutiger Sieg; 16,500 Preußen waren todt oder verwundet, aber die Oeſtreicher hatten noch mehr, 24,000 Mann, verloren.

Gern hätte nun Friedrich geſchwind Prag eingenommen. Aber als er noch davor lag, und es mit Bomben ängſtigte, langte bei ihm die Nachricht an, daß ein neues Heer Oeſtreicher unter Feldmarſchall Daun bereits im Anmarſche wäre. Er ging ihm entgegen, und traf bei Kollin auf ihn. So gut auch der König ſeine Maßregeln genommen hatte, ſo mißlang ihm doch in dieſer Schlacht Alles. Zuletzt riß eine ſolche Verwirrung ein, daß er dem Feinde das Schlachtfeld überlaſſen mußte. Die erſte Schlacht, die Friedrich verlor! 8000 Mann von ſeinen beſten Infanteriſten lagen auf dem Wahlplatze. Kein Wunder, daß der König tief niedergeſchlagen war! Denn wo wollte er, wenn das ſo fort ging, endlich noch Soldaten genug herbekommen? — Ganz mit ſeinem Unglück beſchäftigt, fand man ihn am Abende nach der Schlacht im Städtchen Nimburg auf einer Brunnenröhre in tiefen Betrachtungen ſitzend, mit dem Stocke Figuren in den Sand malend, und ſo vertieft, daß er nicht hörte und ſah. Endlich fuhr er auf, wiſchte die Falten von ſeiner Stirne weg, und nahm wieder eine heitere Miene an. „Kinder!“ ſagte er zum Ueberreſte ſeiner Garde, die an dieſem Tage beſonders gelitten hatte, „ihr habt heute einen ſchlimmen Tag gehabt! Aber nur Geduld! ich werde ſchon Alles wieder gut machen.“ —

An die Eroberung von Prag war nun nicht weiter zu denken. Die Belagerung wurde ſogleich aufgehoben, und das ganze Heer zog ſich nach der Lauſitz bis in die Gegend von Görlitz zurück. Daun zog den Preußen nach, und lagerte ſich ihnen gegenüber, ohne daß Einer den Andern anzugreifen wagte. So lag man zwei Monate; da riß dem Könige die Geduld, und er

brach mit einem Theile seines Heeres auf, um auf einem andern Schauplatze aufzutreten.

2. Schlacht bei Roßbach, 5. November 1757. Während sich Friedrich bei Prag und Kollin mit den Oestreichern herumgeschlagen hatte, waren die Russen verheerend in Preußen eingebrochen, und die Franzosen vom Rheine her bis nach Sachsen bereits vorgedrungen. Dem konnte Friedrich unmöglich ruhig zusehen. Er ließ den Herzog von Bevern bei Görlitz mit einem Theile des Heeres zurück; mit dem andern marschirte er schnell nach Sachsen, die Fortschritte der Franzosen aufzuhalten. Mit diesen hatten sich noch die deutschen Reichstruppen vereinigt, eine rechte Musterkarte von verschiedenen Soldaten. Sie waren aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Fürsten zusammengesetzt, und da mancher nur einige Mann zu stellen hatte, so gab es Regimenter, die aus 10 bis 12 verschiedenen Contingenten bestanden, von denen jedes andere Waffen und Uniform trug. Gleich das erste Zusammentreffen mit den Franzosen war für die Preußen sehr ehrenvoll. Ein Prinz von Soubise, ein weichlicher, einfältiger General, hatte sich mit 8000 Franzosen in Gotha eingelegt, um sich dort recht zu pflegen. Die Herzogin von Gotha aber, eine große Verehrerin Friedrich's, ließ diesen auffordern, die sorglosen Franzosen zu überfallen *). Der König schickte seinen General Seidlitz mit 1500 Reitern hin. Soubise ahnete davon nichts, und hatte sich gerade ein köstliches Mittagsessen auf dem Schlosse bereiten lassen. Eben setzte er sich mit seinen Offizieren zur Tafel; schon wurden die dampfenden Pasteten aufgetragen, — da erschollen die Trompeten der preußischen Dragoner. Himmel! wie fuhren die Franzosen von ihren Stühlen auf! Flugs warfen sie sich auf ihre Pferde, und jagten mit verhängtem Zügel zum Thore hinaus. Seidlitz schickte ihnen einige hundert Reiter nach, und setzte sich lachend mit seinen Offizieren an dieselbe Tafel zu demselben Schmause, der für die Feinde bestellt gewesen war. Bei dieser Gelegenheit fielen den Preußen zwar nur wenige Soldaten in die Hände, aber desto mehr Kammerdiener, Köche,

*) Es geschah dies durch einen treuen Bauer, der das Zettelchen der Herzogin in seinen hohlen Backenzahn steckte, und so damit sicher ins preußische Lager gelangte.

Friſeurs, Komödianten u. ſ. w., und ganze Kiſten mit wohlriechenden Waſſern und Pomaden, eine Menge Pudermäntel, Schlafröcke, Sonnenſchirme, Papageien und dergleichen wurden erbeutet.

Mehrere Wochen darauf traf Friedrich auf die Franzoſen bei dem Dorfe Roßbach, nicht weit von Weißenfels. Den Feind anzugreifen, war mißlich; denn die Franzoſen hatten dreimal ſo viele Soldaten, als die Preußen. Dennoch wurde eine Schlacht beſchloſſen. Soubiſe war ſeines Sieges ſo gewiß, daß er fürchtete, der König, den er nicht anders als den Markgrafen von Brandenburg nannte, möchte ihm entwiſchen. Er ließ daher am 5. November ſeine Soldaten ſich in Bewegung ſetzen, um die Preußen von beiden Seiten einzuſchließen. Mit ſchallender Kriegsmuſik zogen ſich die Franzoſen bei den Preußen vorbei, und fragten höhniſch, ob das etwa die potsdamſche Wachparade ſey? Friedrich, der ſich auf die Schnelligkeit ſeiner Soldaten verlaſſen konnte, ließ dieſe ganz ruhig im Lager ſtehen, und befahl, da es eben Mittag war, daß die Soldaten ungeſtört ihr Mittagseſſen verzehren ſollten. Die Franzoſen, die das aus der Ferne mit anſahen, trauten kaum ihren Augen, und dachten, das geſchähe nur aus dumpfer Verzweiflung. Jetzt ſchlug es zwei Uhr. Nun hieß es: Zelte abgebrochen! In Reihe und Glied geſtellt! Im Hui waren die Preußen mit Allem fertig, und ſtanden zum Erſtaunen der Franzoſen ſchlagfertig da. Jetzt donnerten die Kanonen, und da zugleich Seidlitz hinter einer Hügelreihe, wo er ſich mit ſeinen Reitern verſteckt hatte, vorgeſprengt kam, und den Franzoſen in die Seite fiel, — ſo war an kein Halten mehr zu denken. Die Reichstruppen liefen ſchon bei den erſten Kanonenſchüſſen davon, und warfen Alles, was ſie am Laufen hinderte, Flinten, Torniſter, Patrontaſchen, Seitengewehre u. ſ. w., weg. Die Franzoſen hielten etwa ein dreimaliges Feuer aus; dann ſtürzten auch ſie in wilder Unordnung davon, und ſtellten ſich alle in einen unordentlichen Haufen. In dieſen hieben einige preußiſche Reiterregimenter ein, und richteten eine gräßliche Verwirrung an. In der erſten Hitze wurden viele Franzoſen niedergehauen, da ſie aber die Waffen wegwarfen, und demüthig um Gnade flehten, ſo nahm man ſie gefangen.

Indeſſen war es zum großen Glücke der geſchlagenen Feinde

ſchon dunkel geworden; dies rettete den Ueberreſt. Ein leichterer Sieg iſt wohl nie erfochten worden. Nur ſieben preußiſche Bataillone waren ins Gefecht gerathen; die andern hatten nur zuzuſehen gebraucht. Die Franzoſen hatten 10,000 Mann verloren und darunter waren allein 7000 Gefangene. Friedrich ſchickte den Fliehenden einige Reiterhaufen nach, die noch einige Tauſend einholten. Die Furcht vor den Preußen war ſo groß, daß viele in die Saale ſprangen, um den verfolgenden Huſaren zu entgehen, und ganze Haufen ſich einzelnen Reitern ergaben. Zwei Dragoner nahmen unter andern über 100 Mann auf ein Mal gefangen, und die fliehenden Reiter warfen ihre Küraſſe und großen Reiterſtiefeln fort, um nur recht geſchwind fortzukommen, ſo daß die ganze Straße nach Erfurt damit wie beſäet war. Ueberhaupt war die Beute der Preußen ſehr groß; unter andern fielen ihnen eine Menge Ludwigskreuze in die Hände, mit denen ſich nun die preußiſchen Huſaren ſchmückten. Die Begierde, die großſprecheriſchen Franzoſen zu züchtigen, war unter dem preußiſchen Heere ſo groß geweſen, daß ſelbſt ein Feldprediger mit in den Feind eingehauen hatte. In ganz Europa gönnte man den Franzoſen die erhaltene Züchtigung; denn nichts bringt mehr auf, als ſich von Menſchen ohne Verdienſt verachtet zu ſehen. Selbſt die Bundesgenoſſen der Franzoſen freuten ſich über die Demüthigung derſelben. Ein merkwürdiges Beiſpiel von dieſer Volksſtimmung zeigte ſich auf dem Schlachtfelde von Roßbach. Ein preußiſcher Reiter war im Begriff, einen franzöſiſchen gefangen zu nehmen. In dem Augenblicke, wo er Hand anlegen will, erblickt er hinter ſich einen öſtreichiſchen Küraſſier, der den Degen über ſeinem Kopfe ſchwingt. „Bruder Deutſcher!“ ruft ihm der Preuße zu: „laß mir den Franzoſen!“ — „Nimm ihn hin!“ antwortet der Oeſtreicher, und jagt davon.

Zwei Tage nach der Schlacht war von den Franzoſen und den Reichstruppen keine Spur mehr in Sachſen und den anſtoßenden Provinzen zu ſehen. Auf der Flucht wurden Viele noch von den erbitterten Bauern aufgefangen. Die, welche entkamen, eilten dem Rheine zu, und Manche machten erſt Halt, nachdem ſie dieſen Fluß erreicht hatten.

3. Schlacht bei Leuthen, 5. December 1757. Mit den Franzoſen war Friedrich nun für's Erſte fertig; jetzt mußte

er ſich wieder gegen die Oeſtreicher wenden. Dieſe hatten während ſeiner Abweſenheit das preußiſche Heer in der Gegend von Görlitz angegriffen, und dabei hatte General von Winterfeld, Friedrich's Liebling, ſein Leben verloren. Noch beim letzten Abſchiede hatte der König gezeigt, wie lieb er ihn hatte. Friedrich war vom Pferde geſtiegen, hatte ihn umarmt, und geſagt: „Bald hätte ich vergeſſen, Ihm ſeine Inſtruction zu geben. Nur dieſe weiß ich für Ihn: erhalte Er ſich mir.“ — Wie ſchmerzte ihn nun die Nachricht von ſeinem Tode. Aber bald traf ihn ein neuer Verluſt. Der Herzog von Bevern, der das preußiſche Heer von Görlitz nach Breslau geführt hatte, wurde bei dieſer Stadt zwei Wochen nach der Schlacht bei Roßbach von den Oeſtreichern geſchlagen, er ſelbſt gefangen genommen, und Breslau fiel den Oeſtreichern in die Hände. Das waren große Verluſte für Friedrich. Schleſien ſchien jetzt für ihn ſo gut als verloren; dazu war der Winter vor der Thüre. Aber in des Königs Seele ſtand der Entſchluß feſt, Schleſien noch in dieſem Jahre zu befreien. In zwölf Tagen marſchirte er von Leipzig bis an die Oder, um den dreimal überlegenen Feind, der in der Gegend von Breslau ſtand, anzugreifen. Vor der Schlacht rief er ſeine Generale zuſammen, und hielt an ſie eine kurze, aber kraftvolle Rede, die die Gemüther derſelben mit feuriger Kampfbegier erfüllte. Nachdem er ihnen ſeine Lage geſchildert hatte, fuhr er fort: „Laſſen Sie es ſich alſo geſagt ſeyn: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Karl (von Lothringen) angreifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Poſtens; alles Das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen zu überwinden wiſſen. Ich muß dieſen Schritt wagen, oder es iſt Alles verloren; wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns vor ſeinen Batterien begraben laſſen. So denke ich, ſo werde ich handeln. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie ſich auch jetzt Ihres Namens würdig beweiſen. Iſt aber Einer unter Ihnen, der ſich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten.“ That je eine Rede Wunder, ſo war es dieſe. Einige alte Generale traten vor, und verſprachen dem Könige im Namen Aller, zu ſiegen

oder zu sterben; Alle waren tief gerührt, Einigen stürzten die Thränen aus den Augen. „Leben Sie nun wohl, meine Herren!" rief ihnen der König nach: „in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." — Die Begeisterung der Generale theilte sich bald auch den gemeinen Soldaten mit. Friedrich ging selbst herum, sprach freundlich mit ihnen, und richtete ihren Muth so auf, daß sie kaum den Befehl zur Schlacht erwarten konnten.

Am 5ten December traf der König die Feinde bei dem Dorfe Leuthen, zwei Meilen von Breslau, auf der Straße nach Neumarkt, in einer meilenlangen Linie aufgestellt. Um 1 Uhr griffen die Preußen an, und um 5 Uhr war der vollkommenste Sieg bereits erfochten. Die Oestreicher waren in unordentlichem Rückzuge über Lissa, um die böhmische Grenze zu erreichen. Es war ein herrlicher Sieg, und bewunderungsvoll hatten sich die wackern Preußen gehalten. Ein Dragonerregiment nahm auf einmal zwei ganze feindliche Infanterieregimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Von dem schönen Geiste der Preußen in dieser Schlacht nur einige Züge. Ein General stieß auf dem Schlachtfelde auf einen preußischen Grenadier, dem beide Beine abgeschossen waren, der auf der Erde lag, und, so in seinem Blute schwimmend, ganz ruhig Tabak rauchte. Erstaunt rief ihm der General zu: „Kriegscamerad, wie ist es möglich, daß Ihr in Eurem schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Ihr seyd ja dem Tode nahe!" — Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde, und sagte kaltblütig: „Was ist daran gelegen? Sterbe ich doch für meinen König!" — Einem andern preußischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er raffte sich von der Erde auf, stützte sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke, und schleppte sich so zu einem Platze, wo die übrigen Regimenter vorbei mußten. Hier rief er den Soldaten mit lauter Stimme zu: „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt oder sterbt für euren König!" — Mit solchen Soldaten ließ sich freilich etwas ausrichten.

Als die Schlacht vorbei war, legten sich die ermüdeten Preußen mit dem unaussprechlich süßen Gefühle, gesiegt zu haben, auf die kalte Erde nieder. Da fing ein Soldat an, laut und langsam das schöne Lied anzustimmen: Nun danket Alle Gott!

Gleich ſtimmte die Feldmuſik ein, und in einer Minute ſang das ganze Heer das Lied andächtig mit. Es läßt ſich nichts Feierlicheres und Rührenderes denken, als dieſe Scene. Mehr als 20,000 Männer, die den Tod den Tag über in ſo manchen Geſtalten geſehen hatten, und nun noch lebten, die geſtern noch über die Zukunft beſorgt waren, und nun eben einen ſo herrlichen Sieg erfochten hatten, ſangen in der ſchauerlichen Stille der Nacht. Mit welchen Empfindungen der Rührung und des Dankes mußten ſie die Worte ſingen: Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! der große Dinge thut an uns und allen Enden! — Alle fühlten ſich durch dieſen Geſang ſo geſtärkt, daß ſie gleich wieder dem Feinde hätten entgegengehen mögen.

Noch einen köſtlichen Streich führte Friedrich denſelben Abend aus. Der Marktflecken Liſſa liegt etwa eine Stunde ſeitwärts von Leuthen. Dahin hatten ſich viele Feinde zurückgezogen. Es lag aber dem Könige daran, noch dieſen Abend die dortige Brücke über das ſchweidnitzer Waſſer zu beſetzen, und zu wiſſen, wie weit der Feind zurückgegangen ſey. Er ritt daher mit ſeinem Gefolge auf Liſſa zu, und nahm nur zwei Kanonen, und den General Zieten mit 12 Huſaren mit. Dieſe mußten voranreiten, um die Gegend auszuſpähen, und zwei Bataillons erhielten Befehl, von weitem nachzufolgen. So kam der König nach Liſſa. Er ritt in die Gaſſe hinein, wo Alles ſtill war. Nur in den Häuſern war viel Licht. Als er auf dem geräumigen Platze vor dem Schloſſe anlangte, ſo ſah man aus den Häuſern mehrere Oeſtreicher mit Stroh kommen, die von den preußiſchen Grenadieren ſchnell ergriffen wurden. Während der König noch mit den Gefangenen ſprach, hatten die Feinde die Preußen entdeckt, und machten Lärm. Die Oeſtreicher gaben aus allen Häuſern Feuer, die Preußen ſchoſſen mit Kanonen und Flinten; es entſtand ein entſetzlicher Lärm; Alles ſchrie und commandirte durch einander. Aber der König ſagte ganz gelaſſen: „Meſſieurs, folgen Sie mir! ich weiß hier Beſcheid.“ — Sogleich ritt er links über die Brücke, welche nach dem Schloſſe führt. Vor der Schloßthüre ſtieg er ab. Eben kamen viele öſtreichiſche Generale und andere Offiziere, die durch das Schießen aufgeſchreckt waren, mit Lichtern in der Hand, die Treppe heruntergeſtürzt, um ſich auf ihre Pferde zu

werfen und davon zu jagen. Da stießen sie auf den König, den sie sogleich erkannten, und ein allgemeines: Ah! war das Einzige, was sie im ersten Augenblicke vorbringen konnten. Er aber sagte ganz ruhig: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?" — Friedrich war hier in keiner geringen Gefahr. Die feindlichen Offiziere brauchten nur zuzugreifen, so war er gefangen. Aber der Schrecken, den sein Alles durchbohrender Blick ihnen einjagte, war so groß, daß sie in demüthiger Stellung ihm hinaufleuchteten, und sich ihm zu Gefangenen ergaben. Zu Friedrichs Glück hatten indessen seine Grenadiere den Ort eingenommen; sonst konnte die Sache doch noch sehr schlimm für den König ablaufen.

4. Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758. Vergebens hatte Friedrich den ganzen folgenden Sommer hindurch gesucht, den Oestreichern, die immer seine Hauptfeinde blieben, einen bedeutenden Vortheil abzugewinnen. Jetzt stand er in einem festen Lager bei Landshut in Schlesien, als die Nachricht einlief, die Russen, unter General Fermor, hätten nicht nur ganz Preußen schon weggenommen, sondern auch Küstrin grausam eingeäschert. Geschwind brach Friedrich mit einem kleinen Theile seines Heeres auf, der Mark zu Hülfe zu kommen. Bei der drückendsten Hitze machten die Preußen die angestrengtesten Märsche; denn sie brannten vor Begierde, an den wilden Russen die Verwüstung ihres Vaterlandes zu rächen. Noch sahen sie die Schutthaufen und rauchenden Aschenhügel der muthwillig zerstörten Städte und Dörfer. Als Friedrich in die Nähe von Küstrin kam, brachten seine Husaren zwölf gefangene Kosaken ein, die ersten, die er sah. Es waren zerlumpte Menschen mit wilden Mienen. Lange betrachtete er sie sehr ernsthaft, dann sprach er zu einem neben ihm stehenden Offizier: „Sehe Er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!" — So erbittert hatte man den König noch nicht gesehen, als jetzt, wo ihn der Anblick der vielen Schutthaufen, der verwüsteten Felder und der zahllosen, umherirrenden Flüchtlinge tief rührte. Er gab den strengen Befehl, keinem Russen mehr Pardon zu geben; er wollte das ganze Heer vernichtet haben.

Jetzt näherten sich beide Heere einander. „Die Preußen

geben keinen Pardon!" ſagte ein Ruſſe dem andern. „Gut!" antwortete Jeder; „wir auch nicht!" Am 25. Auguſt trafen beide bei dem Dorfe Zorndorf, einige Meilen von Küſtrin, auf einander, und eine der blutigſten Schlachten des Krieges begann*). Die Ruſſen aber benahmen ſich ſo ungeſchickt, daß ſie bald in Verwirrung geriethen, und nun brachen die preußiſchen Reiter in ihre verwirrten Glieder ein, und hieben ohne Barmherzigkeit Alles nieder, was nur ihr Schwert erreichen konnte. Am meiſten that ſich hier wieder Seidlitz hervor; bald ſah man ihn hier, bald dort, Alles vor ſich niederwerfend, und in die dichteſten Haufen eindringend. Die Preußen richteten ein gräßliches Blutbad an. Aber ſolchen Feind hatten ſie auch nie vor ſich gehabt. Wenn auch ſchon die Linien der Ruſſen in Verwirrung aufgelöſt waren, ſo blieben doch die einzelnen wie Bildſäulen unbeweglich ſtehen, ſobald ſie ihre Patronen verſchoſſen hatten, und ließen ſich, wie fühllos, ruhig niederſtoßen. So ſah man ganze Reihen leblos an der Erde liegen. Andere fielen über das Gepäck her, plünderten die Marketenderwagen, und betranken ſich in dem dort gefundenen Branntwein. Zwar ließen ihre Offiziere den Fäſſern den Boden ausſchlagen; aber das half wenig; denn die Soldaten warfen ſich nun der Länge lang auf den Boden, um den köſtlichen Nektar noch aus dem Staube aufzuſchlürfen.

---

*) Als Friedrich vor der Schlacht bei Zorndorf Anſtalt machte, über die Oder zu ſetzen, verſammelte ſich eine Menge Menſchen um ihn und klagte über die durch die Ruſſen erlittenen Grauſamkeiten. „Nun, ſeyd nur ruhig, Kinder!" ſagte er zu ihnen; „wir wollen ſie ſchon kriegen!" Auch eine Bauerfrau kam hier zu ihm, und fragte ihn: „Ew. Majeſtät, was macht denn mein Mann, der Unteroffizier Bindar, bei dem und dem Regimente?" — „Ich kenne ihn wohl!" antwortete Friedrich gütig; „er iſt Gottlob! noch geſund." — „Na, grüßen Sie ihn mir doch viel tauſendmal," ſprach ſie weiter, und überreichte dabei dem Könige einen Brotkuchen, den ſie für „ihren lieben König" gebacken habe. Friedrich nahm auch das Geſchenk der guten Frau freundlich an.

In der Nacht vor der Schlacht ruhte er nur einige Stunden auf einem Lehnſtuhle in einer Mühle (der Stuhl wird noch als theure Reliquie aufbewahrt). Als er am Morgen aus dem Hauſe unter die ihn erwartenden Generale und Adjutanten trat, grüßte er ſie freundlich, und rief: „Guten Morgen, Meſſieurs! Ich gratulire! die Schlacht iſt gewonnen."

Nachdem sich beide Theile ganz verschossen hatten, stießen sie mit Kolben, Bajonetten und Säbeln wüthend auf einander los, und die Erbitterung war so groß, daß selbst Schwerverwundete noch darauf dachten, die nahe liegenden Feinde zu ermorden. So fand man einen tödtlich verwundeten Russen, der auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn noch mit seinen Zähnen zerfleischte; und der Preuße mußte sich, weil er schon zu schwach zum Widerstande war, ruhig den Zwang gefallen lassen, bis seine Cameraden dazu kamen, und den Unmenschen niederstießen. Zwölf Stunden dauerte das Morden, bis die Nacht einbrach und beide Theile gänzlich erschöpft waren. Man zählte bei beiden Heeren an 29,000 Todte und Verwundete. Welch ein Tag!

5. Ueberfall bei Hochkirch, 14. October 1758. Nach der Schlacht bei Zorndorf war Friedrich nach Sachsen gegangen, um Dresden zu Hülfe zu kommen, welches Prinz Heinrich, des Königs Bruder, gegen die Oestreicher vertheidigte. Dann machte er sich nach Schlesien wieder auf, wo die Feinde freies Spiel hatten. So kam er bis hinter Bautzen, und lagerte sich beim Dorfe Hochkirch. Ihm gegenüber stand Feldmarschall Daun mit den Oestreichern nur einen Kanonenschuß weit; dennoch hielt sich Friedrich hier ganz sicher, weil er Dauns Vorsichtigkeit kannte, und dieser ihn noch nie angegriffen hatte. Friedrich's Stellung war so gefährlich, daß Feldmarschall Keith gegen ihn äußerte: „Wenn uns die Oestreicher in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden.“ — „Wir müssen hoffen,“ antwortete Friedrich, „daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ Dennoch beschloß er, in der Nacht vom 14. bis zum 15. October das Lager zu verändern.

Aber so lange wartete Daun nicht. In der Nacht vom 13. zum 14. October setzte sich sein ganzes Heer in Bewegung, und näherte sich vorn, von der Seite und von hinten dem preußischen Lager, wo tiefe Ruhe herrschte; denn Friedrich hatte seinen Soldaten befohlen, sich schlafen zu legen, um sich zu dem bevorstehenden Aufbruche zu stärken. Dennoch hatten einige preußische Husaren die Bewegungen der Feinde bemerkt, und benachrichtigten den König; aber dieser war so weit entfernt, einen Ueberfall zu ahnen, daß er nur auf die dringenden Bitten der Generale Seidlitz und Zieten einigen Regimentern Befehl gab,

aufzustehen und die Pferde zu satteln. Da aber bis gegen Morgen Alles ruhig blieb, so wurde der Befehl wieder aufgehoben, und die Soldaten überließen sich unbesorgt dem Schlafe.

Jetzt schlug es auf dem Kirchthurme von Hochkirch fünf Uhr. Noch war es dunkel. Da erschienen die ersten Feinde vor dem preußischen Lager. Es waren einzelne Haufen Oestreicher, die sich bei den preußischen Vorposten für Ueberläufer ausgaben. Aber bald kamen ihrer so viele, daß sie sich der Vorposten bemächtigen konnten. Das ganze östreichische Heer folgte, und rückte nun von allen Seiten ins preußische Lager ein. Schnell wurden die Kanonen weggenommen, und gegen die Zelte gerichtet, in denen die schlaftrunkenen Preußen in wildem Schrecken auffuhren. Die Verwirrung unter den armen Preußen war grenzenlos. Mehrere hundert wurden in ihren Zelten getödtet, noch ehe sie die Augen öffnen konnten. Die Uebrigen sprangen halbnackend auf, und griffen nach ihren Gewehren; aber die Wenigsten konnten in dem allgemeinen Wirrwarr die ihrigen finden, und nahmen die, welche ihnen zuerst in die Hände fielen. Das ganze Heer wäre durchaus verloren gewesen, hätte nicht die treffliche Kriegszucht die Meisten gerettet. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn Jeder davon gelaufen wäre, und sich gerettet hätte, so gut er konnte. Aber keineswegs! — Sobald das Geschrei: „Der Feind ist da!" wie ein Lauffeuer durchs Lager flog, stürzte Alles aus den Zelten, und in wenigen Augenblicken standen mehrere Regimenter in Reihe und Glied da. Diese warfen sich dem Feinde entgegen, und wo sie auf ihn stießen, warfen sie ihn mit dem gewohnten Muthe zurück. Anfangs konnte man sich in der Dunkelheit nicht erkennen; die Preußen tappten nach den Bärmützen der Oestreicher, und diese nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere. Als aber der Tag anbrach, lag ein dicker Nebel auf beiden Heeren, der durch den Pulverdampf noch vermehrt wurde. Seidlitz flog mit der Reiterei wie ein kühner Adler umher, und hieb fürchterlich ein, wo er nur auf den Feind traf.

Bald stand das Dorf Hochkirch in hellen Flammen, und die düstere Lohe erleuchtete das blutige Schlachtfeld. Auf die Behauptung des Dorfes kam Alles an; daher wurde hier am hef-

tigſten geſtritten. Die wenigen Preußen, die es vertheidigten, wurden bald überwältigt, und ſo oft auch neue Regimenter anrückten, es wieder einzunehmen, ſo blieben doch zuletzt die Kaiſerlichen im Beſitz. In allen Gaſſen des Dorfs lagen Haufen von Todten und Sterbenden. Feldmarſchall Keith bekam einen Schuß in die Bruſt, ſtürzte nieder, und ſtarb ohne einen Laut. Fünf Stunden dauerte das Gefecht; da gab Friedrich den Befehl zum Rückzuge, der auch von dem ermatteten Feinde nicht geſtört wurde. Aber in welch trauriger Verfaſſung befand ſich das preußiſche Heer! Faſt alles Gepäck, faſt alle Kanonen waren verloren, die meiſten Generale verwundet; ſelbſt der König, der im ſtärkſten Feuer geweſen, und dem ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen war, hatte eine, obwohl leichte Verwundung, und es hatte wenig gefehlt, daß er gefangen worden wäre. Schon war er vom Feinde umringt geweſen, und nur durch die Tapferkeit ſeiner ihn begleitenden Huſaren wurde er gerettet. Die niedergeſchlagenen Soldaten blickten nun auf ihn, und da ſie ſahen, daß er ein heiteres Geſicht machte, ſchöpften ſie neuen Muth, und meinten, Fritz — ſo pflegten ſie ihn zu nennen — werde ſchon den Schaden wieder gut machen. Dies Vertrauen war es eben, was das preußiſche Heer ſo ſtark machte. So beklommen es auch wohl dem Könige um das Herz ſeyn mochte, ſo bezwang er ſich doch, und ſtellte ſich heiter, als wenn der Verluſt nicht viel zu bedeuten habe. Er ſcherzte ſelbſt ſchon einige Stunden darauf über den Unfall, und ſagte zu einem ſeiner Generale: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt!“ — Der General antwortete: „Man pflegt Diejenigen im Schlafe zu ſtören, die man am Tage nicht ſprechen kann.“ — „Er hat Recht!“ ſagte Friedrich; „aber ich werde den Herren, die uns ſo geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweiſen!“ —

Die Oeſtreicher glaubten nun Schleſien ganz ſicher zu haben, und Daun ließ daher die Feſtung Neiße belagern. Aber Friedrich war unerſchöpflich in Auffindung von Hülfsmitteln. Er ſchaffte die fehlenden Kriegsbedürfniſſe ſchnell herbei, und ſprach voll Vertrauen, als er ſah, daß Daun ihn nicht verfolgte: „Daun hat uns aus dem Schach gelaſſen, das Spiel iſt noch nicht verloren. Wir wollen uns einige Tage erholen, und dann aufbrechen, Neiße zu befreien.“ Das geſchah auch wirklich. Elf

Tage nach der Schlacht hatte er schon die Feinde umgangen, war in vollem Marsche nach Schlesien, und Neiße war gerettet *).

6. Schlacht bei Cunnersdorf, 12. August 1759. So viele große Thaten die Preußen auch verrichteten, so wurde doch

*) Der Hauptmann von Archenholz erzählt in seiner Geschichte des siebenjährigen Kriegs folgenden schönen Zug einer edeln deutschen Frau, der hier zur Nachahmung eine Stelle verdient. Der Commandant von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut nahe bei der Stadt. Auf diesem befand sich seine Frau, als die Oestreicher die Belagerung anfingen. Diese hielten es für das Sicherste und Geschwindeste, sich durch eine Verrätherei der Stadt zu bemächtigen. Treskow war kurz vorher Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihm in Oestreich mit vieler Achtung begegnet, und die Gemahlin, die, um das Schicksal ihres Mannes zu versüßen, selbst nach Oestreich reiste, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die Erinnerung an die Güte der Kaiserin mußte noch in frischem Andenken seyn. Hierauf wurde ein Entwurf gegründet. Ein kaiserlicher Offizier stattete der Generalin einen Besuch ab, und brachte ihr Schutzbriefe vom östreichischen Feldherrn. Er wurde wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Bei der Tafel, ohne Zeugen, kommt zuletzt das Gespräch auf die Kaiserin. Die Generalin kann mit Maria Thereſiens Lobe nicht fertig werden. Jetzt glaubt der Offizier seinen Antrag machen zu müssen. Er verspricht ihr große Summen, Würden, und ein unverbrüchliches Geheimniß, wenn sie ihren Mann bewegen wollte, die Festung den Kaiserlichen in die Hände zu spielen. Frau von Treskow wird aufs Innigste bewegt. Kaum faßt sie sich so lange, bis Alles vorgetragen ist. Nun sprang sie auf, rang wehmüthig die Hände, und bejammerte die ihr widerfahrene Erniedrigung, wobei sie wiederholt ausrief: „Ist es möglich? Mir einen solchen Antrag?" Alle Beruhigungsgründe des Offiziers waren bei der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Sie erklärte nun aufs Bestimmteste, von den ihr ertheilten Schutzbriefen keinen Gebrauch machen, sondern lieber mit den Belagerten alle Unruhen und Gefahren und allen Mangel theilen zu wollen. Ihr Gut, das einzige Eigenthum ihrer Familie, gab sie dabei großmüthig preis. „Wir sind arm," sagte sie, „dies ist unser Alles. Durch die Ehre gezwungen, überlasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie es." Vergebens warf sich der durch diesen Edelmuth äußerst gerührte Offizier zu ihren Füßen, und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, wollte aber durchaus nicht länger in der Gewalt der Feinde Preußens seyn. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Der Offizier begleitete sie bis an die ersten Festungswerke, und verließ sie dann voll Bewunderung.

des Königs Lage mit jedem Jahre mißlicher. Wo sollte er zuletzt noch Menschen, Geld und Kriegsvorräthe hernehmen? Und kein Wunder war es, wenn dem Könige manchmal wegen des Ausganges ganz bange wurde. Im Jahre 1759 standen Friedrich und Daun wieder in der Gegend von Landshut, und beobachteten einander mehrere Monate lang, ohne daß Einer den Andern anzugreifen wagte. Zu Ende des Julius aber erhielt Friedrich die betrübende Nachricht, daß die Russen unter Soltikof wieder in die Neumark eingefallen wären, ein gegen sie ausgesandtes preußisches Heer geschlagen, und die Absicht hätten, sich mit den Oestreichern unter Laudon zu vereinigen. Geschwind beschloß er, selbst nach der Mark zu eilen. Er ließ sein Heer bei Landshut stehen, und reiste, nur von einer kleinen Bedeckung von Husaren begleitet, ab. An der Grenze der Mark traf er das geschlagene Heer, und stellte sich an seine Spitze, um die Sachen wo möglich wieder gut zu machen. Er fand die vereinigten Russen und Oestreicher eine Meile von Frankfurt an der Oder, bei dem Dorfe Cunnersdorf, aufgestellt, und griff sie sogleich an. Zuerst wandte er sich gegen den linken russischen Flügel, und ob hier gleich 100 Kanonen ein fürchterliches Feuer auf die anrückenden Preußen machten, und ganze Rotten niedergeworfen wurden, so erstiegen doch endlich die Uebriggebliebenen mit gefälltem Bajonette die Batterien, und die geschlagenen Russen suchten ihr Heil in einer verwirrten Flucht. Wie freute sich Friedrich über die gewonnene Schlacht! Er sandte Couriere nach Berlin und Schlesien ab, die herrliche Nachricht zu überbringen.

Aber nie hat sich das Schlachtenglück so schnell und schrecklich gewandt als bei Cunnersdorf. Noch standen die Oestreicher und die Russen des rechten Flügels unangegriffen, und ließen sich durch die Flucht jener Russen nicht irre machen. Dagegen waren die Preußen von der drückenden Hitze des Tages und der schweren Kriegsarbeit so ermattet, daß sie sich kaum fortschleppen konnten. Seidlitz und andere Generale riethen dringend, die Schlacht jetzt abzubrechen und den Soldaten einige Ruhe zu gönnen; aber Friedrich befahl den Angriff. Die Reiterei sprengte auf die Oestreicher an, aber Roß und Mann wurden von dem Kartätschenhagel zu Boden gestreckt. Auch der Grenadiere angestrengteste Versuche, die Anhöhen zu erstürmen, waren fruchtlos.

Wenige erreichten die steilen Hügel, und wer sich hinaufarbeitete, fand hier seinen Tod, oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt. Tausende von Todten und Verwundeten deckten bereits das Schlachtfeld; aber noch immer nicht gab Friedrich die Hoffnung auf. Er selbst setzte sich der größten Todesgefahr aus. Seine Uniform wurde von mehreren Kugeln durchlöchert, zwei Pferde ihm unter dem Leibe getödtet, und er selbst leicht verwundet. Hätte nicht die Vorsehung sichtlich über ihn gewacht, so hätte er hier seinen Tod gefunden. Eine Kugel traf seinen Leib, wurde aber glücklicherweise durch ein goldenes Etui, welches er in der Westentasche hatte, aufgehalten. Man bat ihn aufs dringendste, sich von diesem so gefährlichen Platze wegzubegeben. „Nein!" antwortete er; „wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie Ihr meine Schuldigkeit thun."

Zuletzt geriethen die Preußen in allgemeine Verwirrung. Diesen Augenblick benutzte Laudon, und fiel den abgematteten Leuten in die Seite und in den Rücken. Ein panischer Schrecken ergriff Alle. Sie liefen, ohne mehr auf den Ruf ihrer Führer zu hören, aus einander, und ließen, außer den früher eroberten, 165 Kanonen stehen. Friedrich war wie vernichtet. Er blieb unter den Letzten auf dem Schlachtfelde. Fast wäre er gefangen worden, und er wurde nur durch den Muth eines Rittmeisters gerettet, der mit seinen 100 Husaren mehreren Tausenden von Feinden die Spitze bot, die den König zu umringen schon Anstalt machten.

Welch ein Unfall! Der König schickte einen Courier nach Berlin, und befahl der königlichen Familie, sich schleunig zu entfernen. Eben war noch die ganze Stadt im Freudentaumel über die empfangene Siegesnachricht, und nun mit Einem Male die Schreckensbotschaft: Alles sey verloren; er sey außer Stande, die Stadt zu schützen; Jeder möge sich retten, so gut er könnte. Die Soldaten hatten sich vom Schlachtfelde aus so zerstreut, daß der König am Abende nur 5000 von 40,000 beisammen hatte. Er mußte die Nacht in einem Dorfe auf einem Strohlager in einer durch die Kosaken zerstörten, allen Winden offenstehenden Bauerhütte zubringen. Um ihn herum lagen auf der bloßen Erde seine Adjutanten, und schliefen nach der sauern Arbeit des Tages.

Nur sein Auge floh der Schlaf. Wirklich war auch seine Lage sehr mißlich. Der Weg nach Berlin, ja die ganze preußische Monarchie stand jetzt den Feinden offen, und er wäre gewiß verloren gewesen, wenn seine Feinde einig gewesen wären. Aber auch hier zeigte es sich wieder, daß man auch im größten Unglücke nie ganz verzagen müsse. Daun verlangte von Soltikof, nun schnell nach Berlin zu marschiren; dieser aber antwortete: „Ich habe nun zwei Schlachten gewonnen, und warte jetzt auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein agiren sollen. Ich habe für mein Theil genug gethan.“ Statt vorwärts zu gehen, ging er nun nach Polen zurück, und Friedrich war gerettet. Doch war dies Jahr 1759 auch in anderer Hinsicht ein für Friedrich unglückliches; denn Dresden fiel bald nach der Schlacht bei Cunnersdorf den Oestreichern in die Hände, weil Friedrich dem braven Commandant Schmettau in der ersten Bestürzung über die verlorene Schlacht befohlen hatte, es nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen, und endlich wurde bei Maxen, einem Dorfe unweit Dresden, durch Friedrichs eigene Schuld ein Heerhaufen von 11,000 Mann von den Oestreichern zu Kriegsgefangenen gemacht. Dennoch behauptete sich Friedrich den Winter hindurch in Sachsen.

7. Treffen bei Liegnitz, 15. August und Schlacht bei Torgau, 3. November 1760. Das Jahr 1760 ließ sich für den König von Preußen sehr unglücklich an. Während er noch in Sachsen stand, wurde sein General Fouqué, den er mit einem kleinen Heere bei Landshut zum Schutze Schlesiens zurückgelassen hatte, von Laudon durch große Uebermacht angegriffen, und nach einer äußerst tapfern Gegenwehr, wobei die Reiterei sich durchschlug, mit dem Fußvolke gefangen genommen. Wenig fehlte, daß Fouqué selbst getödtet wurde. Am Kopfe gefährlich verwundet, stürzte er zu Boden; ein östreichischer Reiter, der ihn nicht kennen mochte, wollte ihm eben den Kopf spalten, als sein treuer Reitknecht Trautschke sich auf ihn warf, und mit seinem Leibe so lange die Hiebe auffing, bis ein herbeieilender feindlicher Offizier zu Hülfe eilte. Glücklicherweise wurde der brave Diener wieder hergestellt, und dankbar belohnt. — Bald nach diesem Unfalle erlitt Friedrich einen andern. Die wichtige

Festung Glatz fiel in feindliche Hände. Friedrich hatte bis dahin Dresden belagert, aber die Nachricht vom Verluste von Glatz bewog ihn, gleich aufzubrechen, und nach Schlesien zu eilen, ehe die Kaiserlichen es ihm wegnähmen. Er war in der übelsten Laune von der Welt; seit einem Jahre hatte ihn Unglück auf Unglück betroffen, und nichts ärgerte ihn mehr, als daß er so viele Leute und Zeit vergeblich vor Dresden verloren hatte. Daher hatte er auch einem seiner besten Regimenter, welches sich nach seiner Meinung bei einem Ausfalle der Feinde nicht lange genug gewehrt hatte, die Seitengewehre, und den Offizieren desselben die Huttressen genommen, eine Strafe, welche die unschuldigen Leute tief demüthigte.

Der Marsch nach Schlesien ging mit reißender Geschwindigkeit. Es war große Eile nöthig, weil Laudon mit 50,000 Mann Breslau belagerte, und darin waren nur 3000 Mann Preußen, die noch obendrein 19,000 östreichische Kriegsgefangene zu bewachen hatten. Aber die Preußen waren von der Garde, und hatten einen General an ihrer Spitze, der allein ein Heer werth war. Dies war der General Tauentzien, der auf Laudons Drohungen, die Stadt aus 45 Mörsern zu beschießen, wenn sie sich nicht ergäbe, die feste Antwort gab: er würde den Feind auf den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten. Obgleich nun Laudon die Stadt beschießen ließ, so wehrte sich doch Tauentzien so lange, bis Friedrich zu Hülfe kam, und die Kaiserlichen vertrieb *).

Bis Liegnitz war Friedrich, immer von den Oestreichern unter Daun begleitet, gekommen, und sah sich hier fast von allen Seiten von den Kaiserlichen eingeschlossen. Er war hier in einer mißlichen Lage; denn er hatte nur noch auf drei Tage Brot bei sich, und mußte daher entweder nach Breslau oder Schweidnitz, wo er seine Vorräthe hatte, und doch hatten ihm dahin die Feinde den Weg verlegt. Dazu kam, daß er am 14. August Abends erfuhr, daß man mit Tagesanbruch sein kleines Heer von vier Seiten zugleich angreifen wollte. Er verließ daher, so-

*) Mit Recht ist daher auch sein Andenken in Breslau durch das Denkmal erhalten worden, welches ihm auf dem Platze vor dem schweidnitzer Thore aus Marmor errichtet ist.

bald es dunkel geworden war, sein Lager, befahl aber, daß die Wachfeuer sorgfältig von den Bauern unterhalten würden, damit die Feinde seinen Abzug nicht merkten, und stellte seine Truppen auf einer Anhöhe in größter Stille in Schlachtordnung. Eben hatte er sich, in seinen weißen Feldmantel gehüllt, auf die Erde zur Ruhe gelegt, als ein auf Kundschaft gesandter Husarenoffizier ihm die Nachricht brachte, daß der Feind mit Macht heranrücke. Es war Laudon, der den einen Flügel der Preußen angreifen sollte, und plötzlich zu seinem Erstaunen das ganze preußische Heer schlagfertig vor sich sah. Das Treffen begann, und nach zwei Stunden, um fünf Uhr Morgens, war Laudon schon mit Verlust von 82 Kanonen völlig geschlagen. In diesem Treffen hatte sich das Regiment, das vor Dresden in des Königs Ungnade gefallen war, ganz vorzüglich ausgezeichnet. Als nun Friedrich hinunterritt, trat der Flügelmann hervor, und bat ihn um die Zurückgabe der Seitengewehre. „Ja, Kinder!" sprach er vergnügt, „ihr sollt sie wiederhaben!"

Friedrich hatte nicht lange Zeit, sich über diesen Sieg zu freuen; denn seine Feinde schämten sich, mit ihren großen Heeren das ganze Jahr über nichts Großes gethan zu haben, und machten sich auf, Berlin zu überfallen. Es glückte ihnen auch wirklich, bis dahin vorzudringen, und die unbefestigte Stadt einzunehmen. Zum Glück war der russische Befehlshaber, General Tottleben, ein gutdenkender Mann, der die Stadt möglichst schonte. Desto härter verfuhr der östreichische General Lascy, der seine Soldaten ungescheut rauben ließ, was sie wollten. Die Wildheit der Oestreicher ging so weit, daß sie die königlichen Kutschen zerschlugen, und selbst Hospitäler, Kirchen und Gräber beraubten. Nicht besser verfuhren die Sachsen mit dem Schlosse in Charlottenburg, wo sie Spiegel, Porzellan, Tapeten, Bildsäulen und Gemälde muthwillig zerstörten. Aber plötzlich hieß es: „Friedrich kommt!" — Wie ein Gewitter rauschte er aus Schlesien herbei, und hurtig verließen die Feinde seine Residenz. Auf dieser Flucht begingen sie noch empörende Greuel, wie sie nicht ärger von den Wallensteinern verübt wurden.

Sobald der König die nichtswürdigen Rotten verjagt hatte, wandte er sich nach Sachsen, wohin sich der lauernde Daun auch schon wieder gezogen hatte, und was er durchaus behaupten

wollte. In der Absicht bezog er auf den Anhöhen bei Torgau ein festes Lager. Aber so spät es auch schon im Jahre war, so war doch Friedrich entschlossen, ihm das Land nicht so ruhig zu lassen. Am 3. November Nachmittags griff Friedrich die Oestreicher von der einen Seite an, während Zieten von der andern Seite gegen sie anrückte. Als der König aus dem Walde kam, der vor dem Feinde lag, empfing ihn ein so fürchterliches Feuer aus 200 auf einem Punkte stehenden Kanonen, daß die ältesten Offiziere so etwas nie gehört zu haben versicherten, und ganze Rotten weggerafft wurden. Binnen wenigen Augenblicken lagen 5500 der besten preußischen Grenadiere todt und verwundet da, und so oft auch neue Regimenter vorgeführt wurden, so hatten sie doch kein besseres Schicksal. Darüber brach die Nacht ein; erschöpft blieben die Preußen stehen, wo sie gerade standen; Friedrich selbst war verwundet und die Schlacht schien verloren. Daun schickte Couriere mit der Siegesnachricht nach Wien, und von blasenden Postillons eingeholt, verkündigten sie dem jubelnden Volke den Sieg von Torgau. Aber zu früh! das Kriegsglück änderte sich plötzlich. Zieten war nach hartem Kampfe so glücklich gewesen, die Anhöhen auf der andern Seite zu ersteigen, und sich darauf zu behaupten, ohne daß Friedrich etwas davon wußte. Daun hielt es für mißlich, am folgenden Tage einen neuen Angriff abzuwarten, und zog während der Nacht in größter Stille über die Elbe. Eine schreckliche Nacht! Preußen und Oestreicher irrten durch einander im Walde umher, ohne sich zu ihren Abtheilungen zurecht finden zu können. Einigen Haufen glückte es, Wachtfeuer anzuzünden, und bei diesen fanden sich sowohl Preußen als Kaiserliche ein, die — sonderbar genug! — mit einander ausmachten, sich in der Nacht friedlich zu vertragen, und sich am Morgen Dem zu ergeben, der Sieger geblieben wäre. Die armen Menschen waren durch Kälte, Hunger und schwere Blutarbeit bis auf den Tod ermüdet; Manche hatten kein Brot, Andere kein Wasser, und noch Andere liefen vor Kälte wie unsinnig herum. Am bedaurungswürdigsten waren aber die Verwundeten, die vor Kälte erstarrt die rauhe Novembernacht auf der feuchten Erde liegend zubringen mußten, ohne Verband, Labsal und Nahrung, und sehnlichst den Tod herbeiwünschten. Unmenschen von Knechten, Weibern und Soldaten vermehrten noch diese Martern,

indem sie auf dem Schlachtfelde herumstreiften, und den armen Verwundeten ihre wenigen Habseligkeiten nahmen, ja ihnen selbst die Kleider und das Hemde abrissen, und gegen die jammernden Klagen der Unglücklichen taub blieben.

Der König brachte die schaurige Nacht unter sehr trüben Gedanken in der Kirche eines nahen Dorfes zu. Hier ließ er sich seine Wunde verbinden; dann setzte er sich auf die unterste Stufe des Altars, und fertigte beim Scheine einer düstern Lampe die nöthigen Befehle zum morgen zu erneuernden Angriffe ab. Die Nacht wurde ihm und Allen unsäglich lang; er sehnte sich, die endliche Entscheidung des blutigen Kampfes herbeizuführen. Dann und wann mußten seine Leute draußen zusehen, ob es denn immer noch nicht dämmere. Ueberall hörte man Aechzen und Todesröcheln; alle Häuser und Scheunen lagen voll Schwerverwundeter, die zum Theile noch nicht einmal verbunden waren. Gegen Morgen trat Zieten in die Kirche, um dem König die Nachricht von dem erfochtenen Siege zu bringen. Ehe er aber noch zu Worte kommen konnte, überhäufte ihn Friedrich mit Vorwürfen über seinen verspäteten Angriff. Zieten schwieg ehrerbietig, bis Friedrich ausgescholten hatte; dann aber sprach er mit wenigen Worten seine gründliche Rechtfertigung aus: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen; er zieht sich zurück.“ Nie hatte der König eine herrlichere Musik gehört, als diese Worte. Er hatte sich für besiegt gehalten, und erfuhr nun plötzlich, daß er Sieger sey. Von Freude überwältigt, fiel er seinem braven General um den Hals, und einige Minuten lang konnten Beide vor Rührung kein Wort hervorbringen. Endlich eilte Zieten sehr beruhigt zu seinen Husaren zurück. „Hört, Burschen!“ rief er jubelnd aus, als er die Linie herunterritt; „unser König hat die Schlacht gewonnen, und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!“ — „Ja, ja!“ antworteten Alle, „unser König Fritz soll leben, und unser Vater Zieten, unser Husarenkönig, auch!“ — Als der König am Morgen über das Schlachtfeld ritt, und den Verwundeten seine Theilnahme bezeigte, riefen ihm schwer verwundete Offiziere und Gemeine zu: „Wir freuen uns und danken Gott, daß Ew. Majestät leben!“ Ein durch den Leib geschossener, dem Tode sehr naher Grenadier sagte: „Nun will

ich gern sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben, und daß unser König lebt!"

8. Friede von Hubertsburg, 1763. Das Jahr 1761 eröffnete sich unter traurigen Aussichten für den König von Preußen. Seine besten Soldaten waren todt oder gefangen; die großen Verluste wieder zu ersetzen, war unmöglich; die Engländer weigerten sich, ihn fernerhin mit Geld zu unterstützen, und alle seine Staaten waren gänzlich erschöpft. Das arme Sachsen mußte also herhalten, und die Noth die Härte entschuldigen, mit welcher man seine letzten Kräfte auspreßte. Friedrich wandte sich dies Mal nach Schlesien, und hier stellten sich ihm gleich so zahlreiche russische und östreichische Heere entgegen, daß er es für eine Tollheit hielt, eine Schlacht gegen sie zu wagen. Er bezog daher ein Lager bei Bunzelwitz, eine Meile von Schweidnitz, und befestigte es so, daß die überlegenen Feinde ihn nicht anzugreifen wagten. Wirklich war auch Friedrich so vorsichtig und wachsam, daß sie ihn wenigstens nicht überraschen konnten; am Tage ließ er das Heer ruhen und schlafen; aber jeden Abend wurden die Zelte abgebrochen, und die Soldaten in Schlachtordnung gestellt, als wenn der Feind in Anmarsch wäre. Erst mit der Morgendämmerung gingen Alle wieder aus einander. Diese Einförmigkeit machte die Soldaten mißmuthig, mehr aber als sie Alle war es der König. Ihm schienen die Aussichten in die Zukunft die trübsten zu seyn. Was für ein Ende sollte das Alles noch nehmen? Sein Heer wurde von Jahr zu Jahr schwächer, seine Feinde dagegen zahlreicher. Oft saß er sorgenvoll in seinem Zelte, oder suchte auch wohl Trost bei seinem Freund Zieten, der die Hoffnung, daß Alles noch einen guten Ausgang haben werde, nie aufgab. Als Zieten einst auch dies fest behauptete, fragte Friedrich schmerzlich lächelnd, ob er ihm endlich einen Bundesgenossen verschafft habe? „Nein!" antwortete der General, „nur den bisherigen, da oben; der verläßt uns gewiß nicht." — „Ach!" sagte der König, „der thut keine Wunder mehr!" — „Deren braucht's auch nicht," erwiederte Zieten gläubig, „er streitet dennoch für uns, und läßt uns nicht sinken." —

Hier im Lager von Bunzelwitz lag Friedrich bis in den September; da zogen die Russen endlich ab, und nun schöpfte er neuen Muth. „Er hat damals doch Recht gehabt," rief er

Zieten zu; „sein Alliirter hat Wort gehalten!“ Vor Laudon fürchtete er sich so sehr nicht, und wandte sich nun nach Strehlen, wo er unfern der Stadt sein Hauptquartier nahm. Hier fehlte wenig, daß er nicht durch die Verrätherei eines dortigen Gutsbesitzers, Baron von Warkotsch, gefangen genommen wäre. Schon hatte dieser mit den Oestreichern Abrede genommen, den unbesorgten König in seiner Wohnung zu überfallen, und gefangen fortzuführen, als durch die Gewissenhaftigkeit des Jägers Kappel, der den Zwischenträger machen mußte und einem lutherischen Prediger, Gerlach, sein Bedenken mittheilte, das schwarze Vorhaben noch zur rechten Zeit entdeckt wurde. Der Verräther entging zwar durch die Flucht seiner verdienten Strafe, nicht aber der Verachtung aller Gutdenkenden. Auf sein dringendes Anhalten gab ihm Maria Theresia ein kleines Almosen, wollte ihn aber selbst nicht sehen, und ließ ihm nachdrücklichst bedeuten, sich gleich fortzumachen. Er irrte noch lange dürftig und verlassen in Ungarn herum. Kappel erhielt durch den König eine kleine Versorgung, Gerlach aber ist unversorgt geblieben.

Für das durch die Vorsehung vom Könige glücklich abgewandte Unglück betrafen ihn in diesem Jahre zwei wirkliche Unfälle: die Festungen Colberg in Pommern, und Schweidnitz in Schlesien fielen in die Hände seiner Feinde, und so sah er diese von Jahr zu Jahr mehr Land gewinnen. Hätte der sonst so große König festern Glauben an eine Alles leitende Vorsehung gehabt, so würde er mit mehr Ruhe dem Ausgange entgegengesehen haben; denn bald zeigte es sich wieder, daß bei Thätigkeit und Ausdauer in der größten Noth die Hülfe nahe ist. Im Januar 1762 brachte ein Courier dem schon ganz verzweifelnden Könige die wichtige Nachricht, daß die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, am 5. Januar gestorben sey. Ihr Nachfolger war Peter III., der eben so innig den großen König liebte und verehrte, als seine Vorgängerin ihn gehaßt hatte. Seine erste Regentenhandlung war, daß er seine Heere aus den preußischen Provinzen zurückrief, und einen Waffenstillstand einging. Bald folgte ein förmlicher Friede, und diesem ein Bündniß. Eins der russischen Heere focht nun an der Seite der Preußen, denen es bisher feindlich gegenüber gestanden hatte. Welch eine Aenderung! Die Kaiserlichen trauten ihren Augen nicht, als mit

Einem Male die Russen sich von ihnen trennten, und zu den Preußen sich gesellten. Wer war froher, als Friedrich! Geschwind nahm er die Belagerung von Schweidnitz vor. Aber ehe er dies konnte, mußte er die Oestreicher von den eine Meile davon liegenden Anhöhen von Burkersdorf vertreiben, von wo aus sie die Belagerung hindern konnten. Eben wollte er schon angreifen, und hatte schon deshalb mit dem General Czernitschef, der die russischen Hülfsvölker führte, Verabredung getroffen, als ein zweiter Courier ankam, und die Trauerpost brachte, Kaiser Peter sey entthront worden, und die neue Kaiserin, Katharina II., befehle dem General Czernitschef, augenblicklich das preußische Heer zu verlassen. Friedrich erschrak; aber er wußte sich mit großer Geschicklichkeit zu helfen. Er stellte Czernitschef vor, er müsse noch einige Tage verziehen, bis die nöthigen Anstalten zur Verpflegung des russischen Heerhaufens auf dem Marsche gemacht wären, und bat ihn, bis dahin vor Jedermann den erhaltenen Befehl zu verschweigen. Das versprach der General, und nun griff Friedrich die Kaiserlichen bei Burkersdorf (zwischen Schweidnitz und Reichenbach) unverzüglich an. Zwar durften die Russen nicht mitfechten; aber das wußte Daun nicht, und war daher genöthigt, einen Theil seines Heeres den Russen gegenüber zu stellen. Friedrich erfocht hier am 20sten Julius einen schönen Sieg; aber erst im October gelang es ihm, Schweidnitz mit Sturm einzunehmen.

Katharina, eine geb. Prinzessin von Anhalt-Zerbst, war von ihrem Manne, Peter III., lange verächtlich behandelt worden, bis sie endlich ihre zahlreichen Freunde gegen den allgemein gehaßten Kaiser aufrief, sich an die Spitze der Garden stellte, ihn gefangen nahm und im Gefängnisse ermorden ließ. Dies geschah am 15ten Julius 1762, und sie bestieg nun als Kaiserin Katharina II. den Thron.

Durch diesen Regentenwechsel wurde plötzlich das erst kürzlich mit Preußen geschlossene Freundschaftsbündniß zerstört. Das Volk und der Senat wünschten den Krieg, und glaubten mit Katharina, daß Friedrich II. Petern die verhaßten Neuerungen und die üble Behandlung seiner Frau angerathen hätte. Daher wurde Czernitschef von dem preußischen Heere zurückgerufen, und es wurden die nöthigen Befehle zur Erneuerung des Krieges ge-

geben. Aber schon nach einigen Wochen änderte sich diese Stimmung wieder. Als man nämlich die Briefschaften des ermordeten Kaisers untersuchte, fand man auch die Briefe Friedrich's, und zu ihrem Erstaunen sah Katharina daraus, daß dieser dem verblendeten Kaiser eifrig seine unklugen Neuerungen widerrathen, und ihn beschworen habe, seine Frau wenigstens mit äußerer Hochachtung zu behandeln. Sie wurde dadurch bis zu Thränen gerührt, und bestätigte den Frieden.

Durch die sieben Feldzüge gegen die Preußen hatten Friedrich's Feinde endlich die Ueberzeugung bekommen, daß es doch nicht so leicht sey, ihn zu unterdrücken, als sie wohl anfangs geglaubt hatten. Schweden war dem Beispiele Rußlands gefolgt, und hatte Friede geschlossen, und die andern Feinde hatten auch den Krieg herzlich satt. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war von Maria Theresia ganz aufgegeben worden, und ihre Cassen wurden immer leerer. Die Franzosen waren bisher von dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, einem der größten Generale seiner Zeit, in Westphalen und am Rhein mit Glück bekämpft worden, und konnten die Kosten zur Fortsetzung des Kriegs auch nicht mehr aufbringen. Es näherten sich daher die kriegführenden Mächte, und nach kurzen Unterhandlungen wurde am 15. Februar 1763 durch den Frieden von Hubertsburg, einem Jagdschlosse zwischen Meißen und Leipzig, einer der merkwürdigsten Kriege beendigt.

108. Friedrich's des Grosen fernere Regierung und Tod.

Die Staaten Friedrich's und alle die andern Länder, welche der Schauplatz des Krieges gewesen waren, befanden sich im kläglichsten Zustande. Ganze Kreise waren verwüstet, und Handel und Wandel in Verfall gerathen. Ganz Hinterpommern und ein Theil der Mark waren verödet; Westphalen, Schlesien und Preußen befanden sich in keinem viel bessern Zustande, und Sachsen war ganz ausgesogen. Hier und da fand man gar keine Menschen mehr, in andern Gegenden fehlte es wenigstens an Männern, so daß Weiber das Feld bestellen mußten. Manche Striche waren so darniedergetreten, daß man keine Spur von je angebautem Acker bemerken konnte. Ein Offizier schrieb, er sey

durch sieben hessische Dörfer geritten, und habe darin nur einen einzigen Menschen gefunden, und in den preußischen Staaten rechnete man an 30,000 Menschen, die von den Russen und Franzosen wehrlos ums Leben gekommen waren. Wie viel war da nicht wieder gut zu machen! Wie viel wieder aufzubauen und zu vergüten!

Nicht leicht hat ein Fürst so viel Fleiß auf die Emporbringung seines Landes gewandt, als Friedrich. Es würde zu weit führen, alle seine trefflichen Einrichtungen aufzuzählen; hier nur Einiges davon. Vor Allem sorgte er dafür, den Ackerbau wieder emporzubringen. Das für den folgenden Feldzug aufgeschüttete Korn ließ er unter die verarmten Bauern vertheilen, und gab ihnen auch die zum Dienst unnöthigen Artillerie-Pferde zurück. Sodann erließ er nicht nur den meisten heruntergekommenen Provinzen die Abgaben auf mehrere Jahre, sondern theilte von seinen Privat-Ersparnissen selbst bedeutende Summen aus. Besonders wandte er viel darauf, unbebaute und morastige Gegenden urbar zu machen. Solche waren sonst an der Oder und an der Warthe in der Mark. Er ließ hier Gräben und Kanäle anlegen, Dämme aufwerfen, und als endlich Alles vollendet war, und er von einem Damme des Oderbruchs die nun blühende Gegend übersah, rief er freudig aus: „Ich habe eine Provinz gewonnen!" Den Gutsbesitzern gab er ansehnliche Summen, entweder als Geschenk, oder als Darlehn ohne Zinsen, um damit ihre Güter zu verbessern. Für die Bauern hatte er eine große Vorliebe; er sprach gern mit ihnen, und bestrafte jede willkürliche Bedrückung dieser Leute, die er erfuhr, mit Strenge. Wenn wohlfeile Zeiten waren, ließ er Getreide aufkaufen, und in Magazinen aufschütten; und diese öffnete er, wenn Mißwachs eintrat. Dies war in den Jahren 1771 und 1772 der Fall. Die Jahre waren vorher so fruchtbringend gewesen, daß die Bauern an manchen Orten das Korn zum Theil auf dem Felde hatten umkommen lassen, weil sie die Menge nicht zu lassen wußten, und doch trat nun eine solche Noth ein, daß man allein in Sachsen 150,000 Menschen zählte, die durch Hunger und daraus entstandene Seuchen ihr Leben verloren. Eine nützliche Warnung, auch im größten Ueberflusse mit unseren Vorräthen nicht verschwenderisch umzugehen; denn solcher Uebermuth bleibt nie unbestraft.

Jetzt ließ Friedrich seine Magazine öffnen, und verkaufte sein Korn zu billigen Preisen. Daher kam es, daß in Preußen kein Mensch durch Hunger umkam. Aber er that noch mehr. Er theilte seine Vorräthe auch dem benachbarten Sachsen mit, und wurde so der Wohlthäter und Erhalter seiner Nachbarn. Mit Freude zog er fremde Kolonisten in sein Land; allein im Magdeburgischen ließen sich 2000 neue Familien nieder. Städte, welche im Kriege abgebrannt waren, erhielten Summen zum Wiederaufbau, z. B. Landshut 200,000 Thaler, Striegau, Halle und Halberstadt jede 40,000 Thaler, und in Oberschlesien wurden 213 neue Dörfer angelegt. Jährlich pflegte er in verschiedenen Provinzen Musterungen vorzunehmen. Bei der Gelegenheit erkundigte er sich genau nach Allem, was ihm auffiel. So schnell auch sein Reisewagen über die Landstraße hinflog, so mußten doch die Landräthe und Amtleute nebenher reiten, und ihm über Alles, was er wissen wollte, Auskunft geben, und wehe dem, den er auf einer Gewissenlosigkeit oder Nachlässigkeit ertappte!

Ein Mann, welcher ihn genau kannte, schildert Friedrich's Charakter mit folgenden Worten: „Wahrheit, Offenheit, Biederkeit, eine natürliche Neigung, in allen Fällen gerecht und edel zu handeln, feuriger Trieb, sich in Allem, was brav und gut war, auszuzeichnen, und die Achtung der Menschen von einigem Werthe zu verdienen, waren von früher Jugend an die Grundzüge seines Charakters. Verstellung und Schleichwege waren ihm sehr zuwider, und er hatte eine große Abneigung gegen allen Trug, Schein, Lüge und affectirtes Wesen. Er liebte in allen Dingen das Gerade und Einfache, Bestimmtheit in den Ideen, Kürze und Klarheit in dem Vortrage Anderer, und er strebte, diese Tugenden selbst zu haben. Wortschwall, weitschweifige Reden, äußerer Prunk und unnütze Ceremonien waren ihm sehr zuwider." Hart, grausam und rachsüchtig war Friedrich nie, so leicht er auch auffahren konnte. Auch bei groben Vergehungen hat er nie harte Strafen ausgeübt, eher zu große Gelindigkeit bewiesen. Einem Kammerhusaren, der eingestehen mußte, die ihm anvertraute Privatkasse fast ganz ausgeleert zu haben, gab er das Wenige, was noch darin war, noch dazu, und entließ

ihn dann mit den Worten: „Nun lauf, daß du aus dem Lande kommst; sonst henken sie dich.“

Sein liebstes Vergnügen war, mit geistvollen Männern sich zu unterhalten, und mit den Wissenschaften sich zu beschäftigen. Er hat 38 verschiedene Werke hinterlassen, die man noch jetzt mit Vergnügen und Belehrung liest. Auch Musik hörte und trieb er gern. Auf der Flöte spielte er meisterhaft. Alle Abende war bei ihm Concert, in welchem er selbst spielte, und wozu er immer mit sehr guter Laune kam. Außerdem spielte er oft für sich allein, besonders Morgens, wo er manchmal Stunden lang zwischen seinen Geschäften, auf der Flöte phantasirend, im Zimmer auf- und abging. Dabei dachte er aber nicht an Das, was er spielte, sondern die wichtigsten Sachen wurden dabei überlegt. Gewiß hat die Musik einen sehr guten Einfluß auf sein Gemüth gehabt. Sie stimmte seine Gefühle zur Sanftheit und Milde, und diesen trefflichen Einfluß äußert sie gewiß auf Alle, die besonders sanfte und rührende Melodien lieben. Nichts beruhigt, nächst der Religion, den Kummer der Seele und die Stürme der Leidenschaften, als sie. Auch bei Friedrich zeigte sich das recht deutlich; denn als er seit seinem 67sten Jahre aufhörte, sich viel damit zu beschäftigen, wurde er reizbarer, empfindlicher und mißtrauischer.

Vorzüglich war bei ihm die große Ordnung in seiner Lebensweise und die fortwährende Thätigkeit zu bewundern. Was Müßiggang und Langeweile waren, wußte er gar nicht. Er stand früh auf, im Sommer, zu der Zeit seiner Reisen, schon um 2 Uhr, und ging dann gleich an seine Arbeiten. Entweder saß er allein an seinem Arbeitstische, oder die Kabinetsräthe statteten ihm über die Tages vorher eingegangenen Sachen Bericht ab. Dann ging es auf die Parade, die er nie versäumte. Nach derselben ritt er spazieren, ertheilte Audienzen, schrieb Briefe oder las. Schlag 12 Uhr, seltener um 1 Uhr, ging er zur Tafel, wobei er immer in der besten Laune war; denn hier hatte er immer Männer von Verstand und Kenntnissen bei sich, mit denen er sich französisch unterhielt. Meist sprach er selbst. Nach Tische unterschrieb er die Schriften, die indessen seine Räthe und Secretaire ausgearbeitet hatten, worauf er spazieren ging, las, sich vorlesen ließ, oder sich mit Gelehrten unterhielt. Um 6 Uhr

ging das Concert an; nach demſelben ſpeiſte er zu Abend, und ging regelmäßig um 9 Uhr zur Ruhe. So war ein Tag wie alle, und dieſe Ordnung ſetzte ihn in den Stand, ſo viel zu thun.

Eine Regierungshandlung nur des großen Friedrich läßt ſich nicht billigen, weil ſie mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit, die er immer anerkannt hatte, ſtritt, nämlich die Theilung Polens. Polen hatte zwar einen König, war aber dennoch eine Republik; denn der König wurde durch den Reichstag eingeſchränkt, und auf dieſem ging es immer ſo unruhig zu, daß der polniſche Reichstag zum Sprichworte geworden iſt, wenn man von einer recht tollen Verwirrung reden will. Nachdem 1763 der ſchwache König Auguſt III., der auch Kurfürſt von Sachſen war, und, wie ſchon erzählt iſt, ganz von ſeinem Miniſter Brühl beherrſcht wurde, geſtorben war, erhob ſich die Kaiſerin Katharina, und erklärte den Polen, ſie ſollten den polniſchen Magnaten Stanislaus Poniatowski zum Könige wählen. Dieſer Mann war ſonſt als polniſcher Geſandter in Petersburg geweſen, und Katharina hatte viel auf ihn gehalten. Da die Polen fragten, wie ſie darauf komme, ihnen Vorſchriften zu machen, ließ ſie gleich 10,000 Ruſſen in Polen einrücken, und — Stanislaus wurde gewählt. Von nun an durften die armen Polen nichts unternehmen, worein nicht Katharina geredet hätte, und ihr Geſandter in Warſchau benahm ſich ſo herriſch, als wenn er König von Polen wäre. Dies ungerechte Benehmen der Kaiſerin brachte die benachbarten Fürſten mit Recht auf. Nur Friedrich ſchwieg dazu, weil er erſt kurz vorher mit ihr ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen hatte.

In Oeſtreich lebte zwar immer noch die Kaiſerin Maria Thereſia; ſie hatte aber ſeit 1765 ihren Sohn Joſeph II. zum Mitregenten angenommen, und die Kurfürſten hatten ihn auch ſchon zum deutſchen Kaiſer gewählt. Dieſer Joſeph nun war ein junger, ehrgeiziger Mann, der eine Gelegenheit wünſchte, Krieg anzufangen, um darin Ruhm zu erwerben. Die Fortſchritte Rußlands in Polen und auch gegen die Türken ärgerten ihn ſehr, und er näherte ſich deswegen dem Könige von Preußen. Lange hatte er gewünſcht, den großen König einmal von Angeſicht zu ſehen, und bat ihn daher um die Erlaubniß, ihn bei Gelegenheit einer Reiſe, die Friedrich durch Schleſien machte, be-

ſuchen zu dürfen. Der König hatte nichts dagegen, und ſo kamen ſie 1769 in Neiße zuſammen. Sie unterhielten ſich hier mit offener Herzlichkeit, und ſagten einander um die Wette Artigkeiten. Friedrich äußerte, er ſehe dieſen Tag als den ſchönſten ſeines Lebens an, und Joſeph verſicherte, er denke nicht mehr an Schleſien. Im folgenden Jahre machte ihm Friedrich einen Gegenbeſuch in Mähriſch-Neuſtadt, und auch hier ſchieden ſie als die beſten Freunde. Gern hätte Joſeph den König beredet, mit ihm gemeinſchaftlich über das mächtige Rußland herzufallen; aber Friedrich erklärte feſt, er würde ſeiner Bundsgenoſſin die Treue nicht brechen. Da nun Joſeph nicht allein mit Rußland anbinden wollte, ließ er ein Heer in Polen einrücken, und mir nichts dir nichts ein Stück davon beſetzen. Die nun doppelt angegriffenen Polen ſchrieen über Gewalt, aber vergebens. Gerade um die Zeit war Friedrich's Bruder, der Prinz Heinrich, zum Beſuch in Petersburg. Gegen den äußerte Katharina, Polen ſchiene ihr ein Land, wo man ſich nur zu bücken brauche, um etwas zu nehmen. Wenn Oeſtreich ſich ein Stück zueigne, ſo hätten ja die Nachbarn ein Recht, ein Gleiches zu thun. Dieſe Rede fing der Prinz ſchnell auf, und entwarf einen Plan, wonach Rußland, Oeſtreich und Preußen ſich jedes einen Theil des unglücklichen Reichs zueignen ſollte. Friedrich erkannte, wie vortheilhaft für ihn eine ſolche Erwerbung ſeyn würde, und trat gern bei. Mehr Umſtände machte die fromme Maria Thereſia, die ſolche Ungerechtigkeit vor ihrem Gewiſſen nicht glaubte verantworten zu können; aber ihr Sohn und ihr Miniſter Fürſt Kaunitz überredeten ſie endlich, den Theilungstractat zu unterſchreiben. Das geſchah 1772. Preußen ſollte das jetzige Weſtpreußen erhalten, wodurch Oſtpreußen erſt mit den übrigen preußiſchen Ländern in Verbindung geſetzt wurde; Oeſtreich Galizien, und Rußland Lithauen. Als man den Polen ihr Schickſal bekannt machte, erſchraken ſie entſetzlich, und verſuchten zu widerſprechen; aber die Drohung der drei theilenden Mächte, daß ſie ganz Polen unter ſich theilen würden, wenn ſie nicht gleich ſich unterwürfen, brachte ſie bald zum Schweigen. Was man auch über die Polen vielleicht ſagen mag, ſo kann doch dieſe willkürliche Bemächtigung eines fremden Eigenthums nie gerechtfertigt werden.

Das unglückliche Polen war seit der Zeit der Schauplatz eines verheerenden Bürgerkrieges, bis seinem Daseyn ein gänzliches Ende gemacht wurde. Das tiefgebeugte Volk hatte nämlich endlich einen Versuch gewagt, sich von den verhaßten Russen loszumachen, während ein Theil der Großen sich an Katharina anschloß, und ihre Absichten auf Polen unterstützte. Zu Anfange des Jahres 1793 erschien eine von Katharina und Friedrich Wilhelm II. unterzeichnete Erklärung, daß beide Mächte es wegen der in Polen herrschenden Parteiungen für nöthig hielten, dies Reich in engere Grenzen einzuschließen. Vergebens weigerten sich die Mitglieder des Reichstags, zu unterzeichnen; die russischen Bajonette und Kanonen erzwangen bald Unterwerfung. Der Antheil, welchen Preußen erhielt, wurde Südpreußen genannt.

Noch einmal erhob sich nun das schmählich behandelte Volk zur Erringung seiner alten Freiheit. Der edle Kosciusko sammelte ein Heer, die Russen wurden zurückgeschlagen, und die russische Besatzung in Warschau vom erbitterten Volke ermordet. Die Polen jauchzten; aber die Freude dauerte nicht lange. Ein preußisches Heer erschien, und ein noch größeres russisches führte der furchtbare Suwarow herbei. Kosciusko wurde von den Russen geschlagen. Als er verwundet vom Pferde stürzte, rief er schmerzhaft: „Nun ist es mit Polen aus!“ Er hatte recht geahnet; denn Suwarow zog nun gegen Warschau an, um die Ermordung der Russen zu rächen. Die Bürger brachen schnell die Weichselbrücke ab, durch welche die Stadt mit dem gegenüberliegenden Praga verbunden ist. Am 4ten November 1794 ließ Suwarow Praga erstürmen; in einer Stunde waren die Russen darin, und verübten hier die scheußlichsten Handlungen der wildesten Barbarei. Mehr als 12,000 Einwohner, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, wurden von den wilden Siegern niedergehauen oder erstochen, oder im Flusse ertränkt, oder in ihren Wohnungen verbrannt. Das Mord- und Jammergeschrei tönte bis nach Warschau hinüber, und wurde von den erschrockenen Bürgern mit Entsetzen vernommen. Sie eilten daher, mit Suwarow einen Vertrag abzuschließen, wonach sie sich unterwarfen. Freilich hatten die Polen eine schwere Züchtigung verdient; denn die Warschauer hatten 18,000 Russen, meist wehrlos, er-

mordet *). Das noch übrige Polen wurde nun unter Rußland, Oeſtreich und Preußen getheilt, und das Reich hörte alſo 1795 auf. Der ſchwache König Stanislaus wurde nach Rußland geführt, wo er nach einigen Jahren ſtarb.

An dieſen beiden letzten Theilungen war indeſſen Friedrich unſchuldig. Sie geſchahen erſt nach ſeinem Tode von ſeinem Nachfolger. Von Friedrich nur noch einige Worte. Nach dem ſiebenjährigen Kriege hat er nur noch einen, aber unbedeutenden Krieg geführt, und zwar gegen Kaiſer Joſeph II., weil ſich dieſer eines Theiles von Baiern bemächtigen, und Friedrich dieſe Vergrößerung Oeſtreichs nicht zugeben wollte. Man nennt dieſen Krieg — er war 1778 — den baierſchen Erbfolge- oder einjährigen Krieg; denn er dauerte nur ein Jahr, weil Maria Thereſia durchaus Frieden wollte, ſo ſehr auch der unruhige Joſeph den Krieg wünſchte.

Friedrich ſpürte indeſſen bei herannahendem Alter immer mehr Kränklichkeit. Die vielen Regierungsſorgen, die angreifenden Mühſeligkeiten während des ſiebenjährigen Krieges hatten ſeinen Körper ſehr geſchwächt, und oft litt er durch Gichtanfälle, welche die Aerzte beſorgt machten. Seit den letzten zehn Jahren konnte er im Winter manchmal Wochen lang das Zimmer nicht verlaſſen. Als er im Jahre vor ſeinem Tode in Schleſien die gewöhnliche Muſterung abhielt, war er ſechs Stunden lang einem heftigen und kalten Regen ausgeſetzt. Davon bekam er ein Fieber, und ſeit der Zeit wurde er nie wieder ganz geſund. Endlich zeigten ſich die Spuren der Waſſerſucht, ſo daß er nicht mehr im Bette liegen konnte, ſondern die letzten ſechs Monate auf ſeinem Lehnſeſſel ſitzend zubringen mußte. Da ihm ſein Leibarzt offen erklärte, er halte die Krankheit für unheilbar, ſo ließ er den berühmten hannöveriſchen Leibarzt Zimmermann nach Sansſouci kommen, erhielt aber auch von dieſem keinen Troſt. So groß auch ſeine Schmerzen waren, ſo klagte er doch ſelten, und war in der Regel ſtill und heiter. Bis zwei Tage vor ſeinem Tode betrieb er ſeine Geſchäfte nach wie vor. Als er am 16. Auguſt 1786 Mittags aus einem betäubenden Schlummer er-

*) Rößelt's Handbuch der deutſchen Literatur, 4ter Band, unter Seume, der nur durch ein halbes Wunder der Ermordung entging.

wachte, fragte er zum erſten Male in ſeinem Leben nicht nach ſeinen Arbeiten, und dies hielten die Aerzte für ein untrügliches Zeichen des nahen Todes. Um 9 Uhr Abends trat ein fortdauernder Huſten mit ſtarkem Röcheln ein, der das Athemholen immer mehr erſchwerte, und am 17. Auguſt Morgens um 2 Uhr 20 Minuten ſtand die Maſchine des außerordentlichen Geiſtes ſtill. Sein Leben hatte über 74, ſeine Regierung über 46 Jahre gewährt. Sein Körper liegt in der Garniſonkirche in Potsdam in einem Gewölbe unter der Kanzel. Seine Unterthanen betrauerten ihn wie einen Vater, und ſelbſt Die, welche im Leben ſeine Feinde geweſen waren, empfingen die Nachricht von ſeinem Tode mit Rührung. „Wann wird," ſagte Fürſt Kaunitz, der erſte Miniſter Kaiſer Joſephs, ein berühmter Staatsmann, „wann wird ein ſolcher König das Diadem wieder zieren?" —

Da Friedrich keine Kinder hinterließ, ſo folgte ſeines älteſten verſtorbenen Bruders Sohn, Friedrich Wilhelm II., auf welchen wieder 1797 unſer jetziger König, Friedrich Wilhelm III., gefolgt iſt.

109. Entſtehung des nordamerikaniſchen Freiſtaats.

Zu der Zeit, wo Cortez Mexico eroberte, und Pizarro Peru einnahm, war der Theil von Nordamerika, der nun der Freiſtaat heißt, wo jetzt Hunderte von blühenden Städten liegen, und an 10 Millionen Menſchen wohnen, noch ganz unbekannt, und nur von Wilden bewohnt. Erſt unter der Königin Eliſabeth von England gründete der berühmte Seefahrer Walter Raleigh (ſprich Reli) die erſte Niederlaſſung auf jener Küſte, und nannte die Gegend Virginien. Aber die erſten Anbauer wurden theils ein Opfer der Beſchwerden, theils von den Wilden erſchlagen, und der kleine Ueberreſt ließ ſich von Francis Drake wieder nach England überſetzen. Doch unternahmen einzelne Schiffe neue Reiſen nach Nordamerika, und trieben einen äußerſt einträglichen Pelzhandel mit den Eingebornen, während die Franzoſen aus demſelben Grunde nach Canada ſegelten, und dort Niederlaſſungen gründeten. Aber die Ungewohnheit des Klimas und verheerende Seuchen rafften die meiſten engliſchen Coloniſten immer wieder weg, und zuletzt ſchickte man Diebe und Straßenräu-

ber hin, die man in England nicht zum Tode verurtheilen wollte, wodurch die Sitten der Coloniſten natürlich vergiftet wurden.

Zu jener Zeit aber bildete ſich in England die Religion, welche noch jetzt dort die herrſchende iſt, die hohe Kirche. Sie hatte viele Gebräuche vom katholiſchen Gottesdienſte beibehalten, und das war Manchen ein Greuel, die da meinten, man müſſe die chriſtliche Kirche ganz von dieſen Gebräuchen reinigen, die Jeſus nicht verordnet habe, und ſich daher Puritaner nannten. Da ſie aber von der herrſchenden Kirche verfolgt wurden, ſo wanderten ſie aus, und wandten ſich nach Amerika, indem ſie es vorzogen, Wälder zu lichten und Wüſteneien urbar zu machen, als ihren Glauben aufzugeben. Ihnen folgten bald Andere, die auch die Freiheit ihres Glaubens nach den Wäldern Amerika's retten wollten: Katholiken, Quäker und Andere. Unſäglich waren die Mühſeligkeiten, welche dieſe Armen im Kampfe mit dem Klima, den wilden Menſchen und Thieren und mit dem dichtbewaldeten Boden auszuſtehen hatten; aber ſo viele ihrer auch ſtarben, ſo kamen doch immer neue Anſiedler, ſo daß das Land immer bevölkerter wurde, und nach und nach Städte entſtanden. Die erſten Coloniſten hatten ſich in Virginien niedergelaſſen; die ſpätern bauten ſich nördlicher an, und nannten das Land Neu-England. Doch wollten anfangs die Colonien gar nicht recht gedeihen.

Erſt nach dem Protector Cromwell nahm der Anbau ſichtbarer zu. Es vermehrten ſich die Ankömmlinge ſo ſchnell, daß mehrere Provinzen angebaut wurden: Neuyork, Neujerſey, Carolina, Rhode-Island (ſprich Rhodeiländ), Connecticut (ſprich Connecticot), und Maſſachuſetts (ſprich Mäſſätſchuſetts, *v v — v*), und unter den neuen Anſiedlern waren viele geſchickte Fabrikanten, die ihre Kunſtfertigkeiten dem neuen Vaterlande zuwandten. Da England von dem Handel mit dieſen Colonien vielen Vortheil hatte, ſo ertheilten die Könige jenes Landes den Provinzen von Neu-England große Freiheiten. Namentlich erhielten ſie das wichtige Recht, ſich ſelbſt Abgaben auflegen zu können, und nach ihren eigenen Geſetzen zu leben, und es wurde ihnen verſprochen, mit den Engländern völlig gleiche Rechte zu behalten, als wenn ſie in England geblieben wären. Anfangs hatten ſich die verſchiedenen Glaubensgenoſſen auch in Neu-England verfolgt; end-

lich aber sahen sie ein, daß das ihrem eigenen Vortheile zuwider wäre, und ein schöner Geist der Duldung trat an die Stelle der Unduldsamkeit. Es ließen sich daher nun Menschen von allen Religionsparteien dort nieder, meist thätige Kaufleute, geschickte Handwerker und fleißige Ackerbauer, und kein Jahr verging, wo nicht ganze Schiffsladungen mit Colonisten angekommen wären. Selbst aus Süddeutschland wanderten 1709 ganze Gemeinden mit ihren Pfarrern nach der neuen Welt, um dort ihr Glück zu versuchen, und Jahr für Jahr pflegten 20 — 24 Schiffe mit Deutschen nach Amerika zu gehen. Binnen 150 Jahren stieg die Einwohnerzahl bis auf drei Millionen, die eine Küstenstrecke von 300 Meilen einnahmen, und bis 60 Meilen tief in das Innere des Landes eingedrungen waren.

Je blühender diese englischen Colonien wurden, desto neidischer wurden die Franzosen darauf, die sich, wie gesagt, nördlicher, jenseits des Lorenzflusses, in Canada angesiedelt hatten. Sie errichteten nicht nur Festungen auf dem Gebiete von Neu-England, sondern wollten auch nicht dulden, daß sich englische Colonisten am Flusse Ohio (sprich Oheio) ansiedelten, da doch diese Gegend bisher Niemandem gehört hatte. Die Colonisten gebrauchten Gewalt, und schickten den nachher so berühmt gewordenen, damals 21jährigen Obersten Washington (sprich Wäschington) mit 400 Mann ab, eine von den Franzosen am Ohio errichtete Festung zu zerstören. Washington wurde zwar geschlagen und gefangen, und seine ganze Mannschaft aufgerieben; aber es gab die Unternehmung Veranlassung zu einem siebenjährigen Seekriege zwischen Frankreich und England von 1755 — 62, woran auch Spanien Antheil nahm, und worin England so viele Siege erfocht und Eroberungen machte, daß es seit der Zeit übermächtiger zur See wurde als je vorher. In dem geschlossenen Frieden mußte Frankreich an England Canada und Newfoundland abtreten, und allen Ansprüchen auf den Ohio entsagen.

So vortheilhaft auch dieser Krieg für England ausgefallen war, so hatte er doch diesem Lande große Summen gekostet, und die hohe Schuldenmasse desselben war dadurch vermehrt worden. Dies nahm es zum Vorwande, zu verlangen, daß seine Colonien in Amerika, um derentwillen doch eigentlich der Krieg geführt

wäre, die Kosten ihrer Vertheidigung und Verwaltung selbst aufbrächten. Dabei vergaßen die Engländer, welch großen Gewinn sie aus der Handlung mit ihren amerikanischen Colonien zogen. Diese würden auch der Forderung sich wohl unterworfen haben, hätte nicht England die unweisesten Maßregeln dazu ergriffen, und willkürliche Abgaben ihnen aufgelegt. „Nein!" erwiederten die Amerikaner, „wir sind ja nicht eure Unterthanen, sondern eure Mitbürger. So wie ihr Engländer keinen Schilling Abgaben zahlt, den nicht eure Abgeordnete im Parlamente bewilligt haben, so lassen wir uns keine Schatzung gefallen, die ihr uns ohne unsern Willen auflegt. Oder laßt auch unsre Abgeordneten zu eurem Parlamente zu, damit sie da unsre Rechte vertreten." Diese Forderungen waren ganz billig, aber England war taub dagegen, weil es glaubte, von Amerika nichts fürchten zu dürfen. Die ersten Abgaben, die England den Amerikanern 1764 auflegte, wurden, obgleich mit Murren, ertragen; als aber 1765 eine Verordnung erschien, daß alle kaufmännische und gerichtliche Verhandlungen in Amerika auf Stempelpapier geschrieben werden müßten, die Stempelacte, entstand eine allgemeine Unzufriedenheit; denn täglich kamen bei diesen handeltreibenden Leuten dergleichen Verschreibungen vor. Man druckte diese Verordnung auf Papier mit schwarzem Rande, darüber einen Todtenkopf, und mit der Inschrift: Thorheit Englands und Untergang Amerika's! wurde sie in den Straßen von Neu-York ausgerufen. Aber dabei blieb es nicht. Der Widerstand gegen diese verhaßte Maßregel zeigte sich in allen Städten. An dem Tage, wo die Acte eingeführt werden sollte, wurde in mehreren Städten, wie zu einem Leichenbegängnisse, mit den Glocken geläutet, und in der einen Stadt wurde gar ein förmlicher Leichenzug gehalten. Voran schritten zwei Männer, mit gedämpften Trommeln; dann kam ein Sarg, worauf mit großen Buchstaben das Wort Freiheit stand. Auf dem Begräbnißplatze hielt Einer der gestorbenen Freiheit eine Leichenrede, und beklagte ihren frühen durch England herbeigeführten Tod. Nach beendigter Rede hieß es, man verspüre bei der Todtgeglaubten noch einiges Leben. Sogleich hieß es: die Freiheit lebe noch, und der Sarg erhielt die Aufschrift: die wiederaufgelebte Freiheit! Die Glocken wurden nun schneller und fröhlich geläutet, und ein allgemeines Freudengeschrei ange-

ſtimmt. Alles ging hier mit Ruhe und Anſtand zu. Aber nicht überall ging es ſo. Hier und da wurden die Verkäufer des Stempelpapiers gemißhandelt, und lieber brachten die Amerikaner gar keine gerichtliche Klage an, lieber machten ſie die Handelsgeſchäfte mündlich ab, ehe ſie ſich des Stempelpapiers bedienten. Der Handel mit England litt dabei beſonders, und die Gährung wurde immer bedenklicher. Unter dieſen Umſtänden hielten es die engliſchen Miniſter doch für das Klügſte, die Verordnung wegen des Stempelpapiers 1766 wieder aufzuheben, ſetzten aber gleich hinzu, ſie gäben dabei ihr Recht, die Amerikaner zu beſteuern, nicht auf.

Im folgenden Jahre, 1767, erſchien auch ſchon eine neue Acte, wonach für das Einbringen von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß aus England von den Amerikanern eine Abgabe bezahlt werden ſollte. Dies Mal waren die engliſchen Miniſter feſt entſchloſſen, nicht nachzugeben; aber eben ſo feſt beſchloſſen auch die Amerikaner, ſich nicht zu fügen. In Boſton traten die Kaufleute zuſammen, und faßten den Beſchluß, außer einigen unentbehrlichen Waaren, keine aus England einzuführen, und namentlich ſich ohne die vier beſteuerten Artikel zu behelfen, bis der Zoll aufgehoben ſeyn würde. Dieſem Beſchluſſe traten auch die andern Städte bei, und mit großer Selbſtüberwindung blieben ſie bei ihrem Vorſatze. Eben ſo aber auch die Engländer, und als die Zollbeamten einſt ein mit Wein beladenes Schiff wegen unrichtiger Angabe einem Kaufmanne in Boſton wegnahmen, entſtand ein gewaltiger Auflauf; die Zöllner wurden gemißhandelt, und entgingen mit Mühe der Ermordung. Statt durch Milde die aufgebrachten Gemüther zu beruhigen, vermehrten die Miniſter die Unzufriedenheit, indem ſie einige Regimenter und mehrere bewaffnete Schiffe nach Nordamerika ſandten, um die Zollbeamten in Ausübung ihres Amtes zu beſchützen, und endlich gar befahlen, daß alle eines Verbrechens beſchuldigte Amerikaner nach England zum Verhör geſchleppt werden ſollten. Jetzt waren die Gemüther aufs äußerſte bewegt, und es fehlte nur an einer kleinen Veranlaſſung, um den Unwillen zum Ausbruch zu bringen.

In England hatten indeſſen die Kaufleute, die bisher nach Amerika gehandelt hatten, ſehr gelitten, weil der Handel dahin

ganz darnieder lag, und sie brachten es durch ihre Klage dahin, daß die Minister jene Zölle 1770 aufhoben. Nur auf den Thee setzten sie eine kleine Abgabe, 2 Pence (1½ Groschen) vom Pfunde. Das hätten die Amerikaner leicht geben können, hätten sie nicht dadurch den Engländern das Recht, sie zu besteuern, eingeräumt. Sie vereinigten sich also, keinen Thee von den Engländern zu kaufen, und behalfen sich mit dem, welcher auf Schleichwegen eingeführt wurde. Vielleicht würde indessen zuletzt der Eifer der Widersetzlichkeit erkaltet seyn, hätten nicht die vielen Reibungen zwischen den englischen Soldaten und den Einwohnern die Erbitterung nicht allein unterhalten, sondern täglich vermehrt. Es kam selbst zu blutigen Schlägereien, wobei drei Bürger erschossen und mehrere verwundet wurden. Das hieß Oel ins Feuer gießen. Die Leichen wurden als Märtyrer der Freiheit feierlich beerdigt, und ihr Todestag zu einem jährlichen Trauerfeste bestimmt.

Durch die Festigkeit der Amerikaner, keinen Thee von England zu kaufen, hatte sich indessen die Waare in den Speichern der englisch-ostindischen Compagnie so aufgehäuft, daß diese nicht wußte, wo sie damit hin sollte. Theils um der Gesellschaft Absatz zu verschaffen, theils um die Amerikaner durch große Wohlfeilheit zum Kaufe anzulocken, gab England die sogenannte Theeacte 1773, wonach jene Compagnie keinen Ausfuhrzoll mehr an England zu bezahlen hatte, und also nun den Thee spottwohlfeil in Amerika verkaufen konnte. Aber die Amerikaner waren auf ihrer Hut. Sie betrachteten die Unternehmung als einen Plan, sie zu überlisten, und waren entschlossen, auf alle Weise die Ausschiffung zu hindern. Lieber wollten sie theuern Thee trinken, als etwas zu der Gelingung der verhaßten Theeacte beitragen. Mehrere Theeschiffe kehrten daher unverrichteter Sache wieder nach England zurück. In Boston aber bestiegen am 18. December 1773 17 Leute, die sich, um nicht leicht erkannt zu werden, als Mohawk- (sprich Mohauk-) Indianer verkleidet hatten, die noch im Hafen liegenden Theeschiffe, schlugen 342 Kisten auf, und schütteten 18,000 Pfund während einiger Stunden unter dem Beifallsgeschrei des Volks in das Meer. In England nahm man diese eigenmächtige Handlung sehr übel auf, und es wurden alsbald Schiffe geschickt, zur Strafe den Hafen von Boston ganz zu sperren. Aber die Amerikaner standen Alle für Ei-

nen Mann. Sie bildeten aus den Abgeordneten der einzelnen Provinzen eine Versammlung oder einen Congreß, der in Philadelphia, die dadurch die Hauptstadt des ganzen Landes wurde, zusammentrat, und die Angelegenheiten des ganzen Bundes leitete. Hier wurde beschlossen, vom 1sten December 1774 gar keine Waaren mehr, weder aus England, noch aus den englisch ostindischen Inseln zu kaufen, und vom 10ten September 1775 an, keine von Amerika mehr an die Engländer zu verkaufen. So war also eine völlige Handelstrennung zwischen beiden Ländern ausgesprochen, und die Widersetzlichkeit wurde immer größer. England schickte Soldaten nach Amerika, und die Amerikaner rüsteten sich. Am 18. April 1775 wurde das erste Blut vergossen, und dadurch ein Krieg begonnen, der unter verschiedenen Abwechselungen fast 8 Jahre währte, und sich mit der Freiwerdung der Amerikaner endigte. Der Raum erlaubt nicht, die vielen interessanten Vorfälle dieses Krieges zu erzählen. Obgleich den Amerikanern so viele Umstände entgegen waren, und es ihnen ganz an Kriegsübung und Kriegsvorräthen fehlte, so wußten sie doch diese Mängel durch große Anstrengung zu ersetzen; denn der Gedanke, für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen, ließ ihren Muth nicht sinken. Zwei Männern aber verdankten sie vornehmlich den endlichen Sieg über ihre Unterdrücker, dem schon erwähnten Georg Washington und Benjamin Franklin (sprich Fränklin). Ersterer leitete als Oberfeldherr den ganzen Krieg, und Letzterer belebte durch Volksschriften den Patriotismus seiner Landsleute. Dieser Mann zeigte recht durch sein Beispiel, wie weit es der Mensch durch vernünftig angelegten Fleiß, durch Sparsamkeit und Rechtschaffenheit bringen könne; denn von einem armen Buchdrucker brachte er es durch diese beiden Eigenschaften und durch Verstand bis zum angesehensten und vielleicht auch reichsten Manne im nordamerikanischen Freistaate.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg, 1775 bis 1783 wurde übrigens nicht allein in Amerika geführt, sondern auch auf den europäischen Meeren. Denn Frankreich sowohl als Spanien nahmen sich der bedrängten Amerikaner an, und erklärten England den Krieg. Im Jahre 1776 erklärte der Congreß, mitten unter den mißlichsten Umständen, die Unabhängigkeit Amerika's, und im Frieden von Paris 1783 mußte England

nothgedrungen dieſelbe anerkennen. Seitdem giebt es einen nordamerikaniſchen Freiſtaat, der anfangs aus nur 13 Provinzen beſtand, jetzt aber deren ſchon 33 zählt, und jährlich an Wohlhabenheit und Bevölkerung zunimmt.

110. Katharina II. — Maria Thereſia. — Joſeph II.

Katharina II., deren unglückliches Verhältniß zu ihrem Manne, Peter III., bereits erwähnt iſt, war 1729 in Stettin geboren, wo ihr Vater, der Fürſt von Anhalt-Zerbſt, preußiſcher General und Gouverneur war. Hier verlebte ſie, als eine unbedeutende und arme Prinzeſſin, ihre Jugendjahre in großer Stille, und hatte, wie einſt Eliſabeth von England, Zeit, ihre ſchönen Talente auszubilden. Durch Friedrich II. wurde ſie mit dem Großfürſten Peter vermählt, und nahm nun die griechiſche Religion an. Nachdem ſie ihren Mann vom Throne geſtürzt, ihn aus dem Wege geräumt, und ſelbſt den Thron beſtiegen hatte, ſuchte ſie die häßliche Art, wie dies geſchehen war, dadurch in Vergeſſenheit zu bringen, daß ſie ihr Volk durch auswärtige Kriege beſchäftigte. Ihr eigenmächtiges Verfahren gegen die Polen iſt ſchon erwähnt worden. So wenig auch die unruhigen Polen ſich ſelbſt zu regieren verſtanden, ſo war doch die Nichtachtung und Herrſchſucht, womit ſie das ohnmächtige Volk behandelte, unverantwortlich.

Zwei Male machte man den Verſuch, Katharinen vom Throne zu ſtürzen, aber beide Male vergeblich. Es lebte nämlich bei ihrer Thronbeſteigung noch ein Urenkel jenes Iwan, der ein Stiefbruder Peters des Großen geweſen war. Dieſer Prinz hieß auch Iwan, und hatte eigentlich das nächſte Recht auf die Krone. Auch war er 1740 ſchon, als zweimonatliches Kind, zum Kaiſer ausgerufen worden, aber ehe er noch verſtand, welche Würde ihn zierte, ſchon ein Jahr darauf von der Kaiſerin Eliſabeth verdrängt, und in ein dunkles Gefängniß geworfen worden. Seine hohe Geburt war ſein Unglück; denn der arme Junge hat ſeitdem nie wieder das Tageslicht geſehen. Jetzt war Iwan, als Katharina Kaiſerin wurde, drei und zwanzig Jahre alt, und kannte Niemanden weiter als die Offiziere ſeiner Wache, die von Katharinen den ſtrengſten Befehl erhalten hatten, ihn ſogleich

niederzustechen, sobald Jemand den Versuch machen sollte, ihn zu befreien. Dies geschah auch wirklich 1764. Ein Unterlieutenant, Namens Mirowitsch, drang mit 38 Soldaten bis zu seinem Kerker vor. Jetzt, glaubten die Offiziere seiner Wache, sey der Augenblick gekommen, ihn tödten zu müssen, und erstachen den unglücklichen Prinzen. — Den zweiten Aufstand erregte ein gemeiner Kosacke, Jemalian Pugatschew, der sich für Peter III. 1773 ausgab, und unglaublichen Anhang in den südlichen Provinzen fand. Bis ins zweite Jahr trieb er sein Wesen, und machte Katharinen wirklich besorgt. Da endlich wurde er geschlagen, und sein ganzer Anhang aus einander gesprengt. Er selbst entkam anfangs, indem er über die Wolga schwamm, und in eine Steppe floh. Hier fand man ihn endlich, als er eben vor Hunger an einem Pferdeknochen nagte. Mit den Worten: „du bist nun lange genug Kaiser gewesen!" bemächtigte man sich seiner, und führte ihn nach Moskau ab, wo er auf dem Blutgerüste sein Wagstück büßen mußte. Seitdem regierte Katharina zwar ungestört, aber nie ohne die Besorgniß, es möchte ihr die an ihrem Manne verübte That durch Gleiches vergolten werden, und sie hat nachmals, im Besitze der größten irdischen Herrlichkeit, oft mit wehmüthiger Sehnsucht an ihre unscheinbaren Kinderjahre zurückgedacht, wo sie in Stettin weit glücklicher lebte.

Zwei Male hat Katharina mit den Türken blutige Kriege geführt, von 1768 — 74, und von 1787 — 91. Im ersten Kriege hatte sie die unter dem türkischen Joche seufzenden Griechen durch lockende Versprechungen zur Empörung gegen ihre Zwinger gereizt. Aber so glücklich auch die Russen fast überall gegen die Türken waren, so wenig wurden die Griechen unterstützt, und endlich von den Türken ganz in die Enge getrieben. Jetzt metzelten die Türken schonungslos unter den armen Menschen, die vergebens die Russen um Hülfe flehten. „Nehmt uns nur wenigstens mit euch!" baten sie das russische Hülfsheer, als es aus Morea abzog, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Aber der russische Befehlshaber ließ die Thore vor ihnen schließen, und segelte dann ab. Nun ging das Gemetzel erst recht an; in Tripolizza wurden allein 3000 niedergemacht, und wenig fehlte, daß nicht der Befehl gegeben wurde, alle Griechen im ganzen türki-

schen Reiche ums Leben zu bringen. — Den zweiten Krieg unternahm Katharina in der Hoffnung, die Türken aus Europa zu verjagen. Daran dachte sie in allem Erste, und hatte auch deshalb über das Thor der am schwarzen Meere erbauten Stadt Cherson die Ueberschrift setzen lassen: „Hier geht der Weg nach Byzanz!" Sie hatte dies Reich ihrem zweiten Enkel bestimmt, und ihn daher Constantin taufen lassen. Wer weiß auch, ob es ihr nicht endlich gelungen wäre, wenn nicht England und Friedrich der Große Einspruch gethan hätten. Diese wollten die unverhältnißmäßige Vergrößerung Rußlands nicht zugeben, und drohten, den Türken beizustehen, wenn sie nicht gleich Friede machte. So ungern sie dies auch that, so mußte sie doch nachgeben, und mit einer kleinen Vergrößerung bis an den Dnieper zufrieden seyn.

Katharina hatte die Schwachheit, die wir auch von Elisabeth von England erzählt haben, daß sie stets einen der russischen Großen als Günstling vorzüglich auszeichnete. Keiner unter diesen hat aber eine größere Macht erhalten, und tiefer in Rußands Schicksal eingewirkt, als Fürst Potemkin. Er war der Sohn eines abgedankten Majors, und hatte als Wachtmeister der kaiserlichen Garde zu Pferde an der Entthronung Peters III. Theil genommen. Nachmals zog er die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich, und stieg nun schnell von Stufe zu Stufe, bis er von 1776 an ihr erklärter Günstling war. Seine Macht war so unbeschränkt, daß er sich Alles erlauben konnte, und Katharinen selbst beherrschte er mit empörender Rohheit. Eine Zeit lang wohnte er im kaiserlichen Palaste, und da war es nichts Seltenes, daß er im Schlafrocke, mit fliegenden Haaren und mit bloßen Füßen in ihr Zimmer kam. Einmal, erzählt man, hatte er es zu arg gemacht, und sie der Wache verboten, ihn hereinzulassen. Potemkin kam, und wurde zurückgewiesen. Wüthend holte er eine Hetzpeitsche, sprengte die Thüre mit den Worten: „Wie! man will mir doch nicht den Zutritt zu meiner Kaiserin wehren!" und drang hinein. Hier soll er die Kaiserin mit der Peitsche geschlagen haben. Daß sie solche Frechheiten geduldet habe, scheint unglaublich; aber er war ihr schon über den Kopf gewachsen, und ihr unentbehrlich geworden. Sie wußte wohl, daß viele Große ihr gram waren, und hätte sich Potemkin zu

ihnen geſchlagen, ſo hätte das für ſie ſehr gefährlich werden können. Auf der andern Seite war er ihr ſehr nützlich, indem er durch das Schrecken, womit er das ganze Reich erfüllte, jeden Gedanken an Aufruhr niederſchlug. Manchmal mag ſie im Stillen über die Tyrannei geſeufzt haben; aber ſie bedurfte ſeiner zu ſehr. Größe der Seele fehlte ihm gänzlich; er kannte nichts Höheres, als äußern Glanz, nach dem er daher gierig haſchte. Dabei war es ihm eine rechte Freude, jeden andern perſönlichen Vorzug gewaltſam niederzudrücken, vorzüglich die Großen des Reichs mit äußerſter Verachtung zu mißhandeln, und ſie ſtets fühlen zu laſſen, daß er der Allein-Mächtige ſey. Kein Ruſſe, auch der vornehmſte, war bei ihm ſicher vor den gröbſten Mißhandlungen mit Worten, ja ſelbſt mit Schlägen. Der Kaiſerin widerſprach er oft geradezu, und ſetzte eine Ehre darein, mit grenzenloſer Verſchwendung Staatsgelder zu verſchleudern *). Und doch pflegte er Die, welche für ihn Waaren lieferten, nicht zu bezahlen. Die Kaufleute, bei denen er Beſtellungen machte, hielten ſich für verloren, und knieend ſah man ſie flehen, ſie ihres Eigenthums nicht ganz zu berauben. Taub gegen alle Regungen der Menſchlichkeit war es ihm eine Luſt, Menſchen zu mißhandeln, nur um zu zeigen, daß er es ungeſtraft vermöge. Sein Stolz ging ſo weit, daß er Friedrich dem Großen, der ihm den ſchwarzen Adlerorden vielleicht ſpäter, als er es erwartet hatte, verlieh, antwortete: „Er ſey ihm zwar ſehr verbunden, doch wiſſe er in der That nicht, wie er die Menge von Orden, die er ſchon habe, gehörig neben einander ordnen ſolle.“ Einmal verſuchten ſeine Feinde, ihn zu ſtürzen, aber ohne Erfolg. Katharina hatte ihn nämlich zum Statthalter über die Halbinſel Krimm oder Taurien gemacht, und ihm eingeſchärft, dieſes fruchtbare Land

*) Außer ſeinen ungeheuren Einkünften von ſeinen Gütern und Aemtern erhielt er von Katharina große Geſchenke, z. B. regelmäßig jährlich 100,000 Rubel Zulage, an ſeinem Namens- und Geburtstage 100,000 Rubel, einen Degen für 60,000 Rubel, einmal ſtatt eines Oſtereis den Alexander-Newsky-Orden mit den koſtbarſten Diamanten, ein ander Mal bei Ueberbringung einer Siegesnachricht 100,000 Rubel und einen Lorbeerkranz von Brillanten und Smaragden, der auf 150,000 Rubel berechnet wurde u. ſ. w. Ja er konnte ſo viel Geld aus den kaiſerlichen Kaſſen erheben, als er wollte.

recht blühend zu machen. Er hatte sich auch dazu große Summen geben lassen, diese aber für sich verwendet. Seine Feinde redeten daher der Kaiserin zu, 1787 eine Reise dahin zu unternehmen, indem sie hofften, seine Betrügereien sollten dadurch an den Tag kommen. Aber er wußte sich auf eine sinnreiche Art zu helfen. Als Katharina sich mit großem Gefolge näherte, trieb er Menschen 40 Meilen weit herbei, ließ sie gut kleiden, und stellte sie hier und da am Wege auf; sie mußten pflügen und säen, oder Holz fällen u. s. w., um die Kaiserin zu überreden, daß das Land trefflich bevölkert und wohlhabend sey. Auch Heerden wurden herbeigetrieben, und mußten mehrmals vor der Kaiserin paradiren; denn des Nachts ließ er die Thiere auf Wagen weiter schaffen, damit sie am andern Tage noch einmal aufträten. Ja selbst schön gebaute Dörfer waren in der Nähe der Landstraße zu sehen; aber ein Glück für ihn war es, daß die Kaiserin nicht den Einfall bekam, sie besehen zu wollen: denn sie bestanden nur aus Breterwänden, die bemalt waren. So sinnreich wurde Katharina getäuscht, und während er sie so frech betrog, erschöpfte sie sich in Lobeserhebungen und Danksagungen, daß er ihre Befehle so treu ausgeführt habe. In der Stadt Cherson, wohin auch der Kaiser Joseph II. kam, um mit der Kaiserin sich zu besprechen, fand sie den Hafen wimmelnd von Schiffen, die auf Potemkin's Befehl herbeigesegelt waren, und statt daß seine Feinde ihren Zweck erreichten, setzte ihn diese Reise noch fester in ihrer Gunst. Darin hat er sich auch bis an seinen Tod, der ihn 1791 plötzlich traf, erhalten. Katharina lebte fünf Jahre länger, bis 1796, und hinterließ den Ruhm, viele nützliche Anstalten für ihr großes Reich entworfen, und Das ausgeführt zu haben, was der große Peter begründet hatte. So wenig sie auch wegen mancher gewaltthätigen und ungerechten Handlungen zu entschuldigen ist, so war sie doch eine große Frau. Sie suchte so viel, als sie nur vermochte, selbst zu sehen, und arbeitete unablässig mit ihren Ministern, und noch jetzt steht ihr Andenken bei den Russen in Segen. Im Kreise ihrer Familie war sie die liebenswürdigste und sanfteste Mutter von der Welt, und erzog ihre Enkel und Enkelinnen, die sich noch jetzt meist durch hohe Liebenswürdigkeit auszeichnen, so sorgfältig, als wenn sie nichts weiter zu thun gehabt hätte.

Selten kommen große Frauen auf Thronen vor, weil es an sich der weiblichen Bestimmung entgegen ist, über Länder und Völker zu gebieten. Um so merkwürdiger ist es, daß zu gleicher Zeit zwei so große Kaiserinnen herrschten. Maria Theresia ist schon oft von uns erwähnt worden, und hier nur Einiges über ihren Charakter und ihre Regierungsart nachzuholen. Seit ihrem 19ten Jahre war sie mit Franz, Herzog von Lothringen, vermählt, und führte mit ihm eine so glückliche Ehe, wie selten bei fürstlichen Personen vorkommt; denn sie hatten sich von Kindheit auf gekannt, und sich aus wahrer Neigung geheirathet. Noch während des östreichischen Erbfolgekrieges wurde er zum deutschen Kaiser gewählt, und von ihr unter dem Namen Franz I. zum Mitregenten angenommen. Er war ein guter, braver Mann, der aber freilich nicht die Fähigkeiten zum Regieren hatte, die sie besaß. Sie hatte das Unglück, ihn schon 1765, nach einer zwanzigjährigen musterhaften Ehe, zu verlieren, und war so betrübt, daß nur die Aussicht auf eine einstige Wiedervereinigung sie aufzurichten vermochte. Gleich darauf nahm sie ihren ältesten Sohn, Joseph, zum Mitregenten an, behielt sich aber die Oberherrschaft vor, und übergab ihm nur einige Zweige der Regierung. Von allen wichtigen Geschäften unterrichtete sie sich selbst, und war überhaupt ausnehmend thätig. Bis in ihre letzten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um 5, im Winter um 6 Uhr auf, und ging, sobald sie ihre Andacht verrichtet hatte, an ihre Geschäfte, mit denen sie sich fast den ganzen Tag beschäftigte. „Wenn," sagte sie in einem ihrer letzten Augenblicke, „während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen sind, so ist es wider meinen Willen geschehen; ich habe immer das Gute gewollt." Ohne Noth fing sie keinen Krieg an. Zu dem Erbfolgekriege wurde sie durch die Angriffe ihrer Feinde genöthigt. Der Verlust von Schlesien im Frieden von Breslau schmerzte sie tief, und sie konnte seitdem keinen Schlesier ohne Thränen ansehen. Daher ist ihr sehr zu verzeihen, daß sie sich zu dem siebenjährigen Kriege hinreißen ließ. An der Theilung Polens nahm sie nur mit Widerwillen Theil, weil ihr Sohn Joseph darauf bestand. Als Kaunitz und Joseph in sie drangen, schrieb sie an Jenen folgenden Brief: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit

mehr wußte, wo ruhig hingehen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beyſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreyent wider Uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunten und mich ſehen zu laſſen ſchäme. Bedenkh der Fürſt, waß wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes ſtuck von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unſer ehr und reputation in die ſchanz ſchlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum laſſe ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." (Kaunitz ſt. 1794. Sein Stamm erloſch mit ſeinem Enkel.) Sie verſtand es, edle Hoheit mit Milde und Gutmüthigkeit zu verbinden. Es war ihr eine Sache des Herzens, frohe und glückliche Menſchen um ſich zu ſehen. Die Abgaben milderte ſie ſo viel als möglich, ſchaffte die Tortur ab, und ſuchte beſonders die Lage des Landmanns zu verbeſſern. Gegen die Armen war ſie überaus mildthätig, und wendete jährlich bedeutende Summen auf, ſie zu unterſtützen *). Dafür wurde ſie aber auch von ihren Unterthanen wie eine Mutter geliebt, und als ſie im Jahre 1780 ſtarb, war die Betrübniß allgemein.

*) Eines Tages durchblickte ſie die Rechnungen des Hospitals und die Koſten der Medicamente. „Lieber van Swieten," ſagte ſie zu dem berühmten Arzte, der die Aufſicht über dieſe Anſtalt führte, „die Medicinen koſten aber ganz entſetzlich viel Geld; kann Er denn nicht hin und wieder wohlfeilere anſchaffen und brauchen?" — Van Swieten antwortete: „Ew. Majeſtät haben zu befehlen; wie es aber dann mit den armen Kranken ſtehen wird, weiß ich nicht." — „Nein, nein, lieber van Swieten," ſprach die Kaiſerin, „es war nicht ſo gemeint; ich dachte nur ſo. Wende Er nur die Medicinen ſo an, wie vorher, und ſollte es nicht zureichen, ſo gebe ich noch von meinem Nadelgelde dazu."

Kurz vorher, ehe ſie ihren Geiſt aufgab, lag ſie in einer Art von Reizloſigkeit mit geſchloſſenen Augen. Eine der herumſtehenden Frauen antwortete auf eine Anfrage über das Befinden der Kaiſerin: „Ihro Majeſtät ſcheinen zu ſchlafen." — „Nein!" erwiederte ſie, „ich könnte wohl ſchlafen, wenn ich wollte; aber ich fühle, meine Stunde kommt, und ſie ſoll mich nicht im Schlafe überfallen. Wachend will ich meiner Auflöſung entgegengehen." Eine ebenſo einfache, als erhabene Aeußerung!

Joseph II. wurde nun Alleinherrscher der östreichischen Staaten. Er war ein Mann von Kraft und Talenten, und hatte durch Reisen seine Kenntnisse ausgebildet; denn er reiste nicht, wie die Fürsten gewöhnlich, sondern im strengsten Incognito, und verbat sich alle Festlichkeiten. Er komme nicht, pflegte er zu sagen, um zu tanzen, sondern um zu lernen. Ueberall sah er merkwürdige Anstalten, Fabriken und Sammlungen an, und was er für nützlich erkannte, führte er auch in seinen Ländern ein. Ueberhaupt hat es gewiß nie einen Fürsten gegeben, der es besser mit seinen Unterthanen meinte, und einen ernstlichern Willen, sie glücklicher zu machen, gehabt hätte. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er gar zu hastig bei seinen Verbesserungsplänen verfuhr, und nicht immer untersuchte, ob sie auch ausführbar waren. Daher kam es, daß dieser so brave und liebenswürdige Kaiser von den meisten seiner Unterthanen gehaßt wurde, und daß mit seinem Tode fast alle seine Einrichtungen wieder eingingen. So verbot er 1784 alle fremde Luxusartikel, namentlich alle fremde Weine. Nur die Leute, deren Gesundheit den Gebrauch derselben nöthig machte, erhielten die Erlaubniß, sie für sich einzuführen, aber gegen eine hohe Abgabe. Wer das Gesetz übertrat, wurde ohne Ansehen der Person schwer bestraft; so ließ er mehrere Male eine Menge fremder Taschenuhren, welche hatten sollen eingeschwärzt werden, öffentlich zertrümmern, und ein ander Mal für mehr als 15,000 Gulden Waaren öffentlich verbrennen.

Bisher hatte Niemand eine Schrift dürfen drucken lassen, ohne daß sie censirt wurde, und dabei war Alles unterdrückt worden, was irgend auf die Regierung Bezug hatte. Diese Beschränkung hob Joseph gleich auf, und erklärte ausdrücklich: „Beurtheilungen, wenn sie keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten!“ Den Lutheranern und Reformirten erlaubte er freie Uebung ihrer Religion und die Erbauung von Bethäusern; auch versprach er ihnen Beförderung zu Aemtern, ohne Rücksicht auf ihren Glauben. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde ganz aufgehoben. Schon in den ersten Monaten seiner Regierung schritt er dazu, die große Menge von Klöstern zu vermindern, und die darin unthätig lebenden Mönche der Welt wiederzugeben.

Zuerſt verbot er den Mönchen und Nonnen jeden Zuſammenhang mit auswärtigen Ordenshäuſern, und die Geldſendungen nach Rom; dann ſollte kein päpſtlicher Befehl eher etwas gelten, bis der Kaiſer ihn beſtätigt habe, und zuletzt hob er von 1443 Mönchs- und 602 Nonnenklöſtern 700 auf, und entließ 36,000 Mönche und Nonnen mit einer kleinen Penſion, worin freilich einige Härte lag, weil manche derſelben ſchon alt und der Arbeit entwöhnt waren. Der Papſt Pius VI. konnte dergleichen nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, und beſchloß 1782, ſelbſt nach Wien zu reiſen, um den Kaiſer auf andere Gedanken zu bringen. Aber da kannte er ihn ſchlecht. Nicht nachzugeben, war Joſeph feſt entſchloſſen. Uebrigens erwies er ihm die größte äußere Ehre. Er reiſte ihm 6 Meilen weit entgegen, nahm ihn in ſeinen Wagen, und führte ihn ſelbſt, unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge, welcher Pius VI. links und rechts den Segen ertheilte, in Wien ein. Hier wurde dem Papſte in der Hofburg eine Wohnung angewieſen, damit man ihn immer unter den Augen behielte. Allen Geiſtlichen war ſtreng verboten, ſich mit irgend einem Geſuch an den Papſt zu wenden. Nur eine Thüre führte zu den Zimmern des Papſtes, und dieſe wurde Tag und Nacht von den kaiſerlichen Bedienten ſcharf bewacht, daß Niemand ohne Erlaubniß des Kaiſers ſich zu ihm ſchleichen konnte. Selbſt wenn er ausging, wurde er von zahlreichen kaiſerlichen Hofbedienten begleitet, und als er bei einer Unterredung mit Joſeph von deſſen Neuerungen zu ſprechen anfing, brach dieſer gleich ab, und meinte, er möge die Unterhandlung ihren beiderſeitigen Räthen überlaſſen. Alles, was Pius erreichen konnte, war, daß Joſeph in einigen unbedeutenden Stücken nachgab, und ſo reiſte er nach einem Monate nach Rom zurück. Ein Jahr darauf machte ihm Joſeph einen Gegenbeſuch.

Die Todesſtrafe ſchaffte Joſeph ganz ab, und führte dagegen Zwangarbeiten ein, die zum Theil härter als der Tod waren. Da er bemerkt hatte, daß unter ſeiner Mutter Regierung oft Leute vornehmen Standes, wenn ſie Verbrechen begangen hatten, ohne Strafe wegkamen, oder doch nur heimlich und milde geſtraft wurden, ſo befahl er, daß in Zukunft Jeder, wie er es verdiente, ohne Anſehen der Perſon beſtraft werden ſollte, und ſo ſah man bald unter den Miſſethätern auch Hofräthe,

Stabsoffiziere, Barone und Grafen mit geschorenem Kopfe, die Hände und Füße mit Ketten belastet, in groben Kitteln die Gassen kehren. Der Adel wollte über diese Beschimpfung zwar aus der Haut fahren; aber Joseph war nicht der Mann, der sich irre machen ließ, wenn er etwas für recht erkannte. Eben so streng gerecht verfuhr er bei Besetzung von Aemtern. Sonst waren die meisten durch Fürsprache, selbst von Damen befördert worden; jetzt aber verlangte Joseph Verdienste und Geschicklichkeit, und das Einmischen der Frauen war ihm erst recht ein Greuel *). Eben so streng war er aber auch gegen sich selbst.

*) An die Frau eines Landgrafen von Fürstenberg, der bisher Gouverneur von Böhmen gewesen war, sich aber dazu nicht schickte, schrieb er, nachdem sie sich für ihren Mann verwandt hatte: „Madame, Ihr Herr Gemahl ist des heiligen römischen Reichs Fürst von Fürstenberg, und einer der angesehensten Männer des Reichs, aber Gouverneur von Böhmen bleibt er nicht länger. Daß ich meine Ursachen dazu habe, können Sie sich leicht vorstellen. Bei mir steht Jeder an seinem Platze. Ihrem Sohne habe ich einen Rang bei meinem Heere zugedacht, den ich sonst nur Prinzen aus souverainen Häusern verleihe. Ueberhaupt muß ich Ihnen noch sagen, Madame, daß es künftig bei Oestreich nicht mehr so seyn kann, wie es einst gewesen, daß ich keine princes étrangers an meinem Hofe dulde, und daß jetzt mancher Edelmann ein Lieutenant wird, dessen Ahnen den Marschallsstab und die Anführung großer Heere gehabt. Ihrem Gemahl machen Sie zugleich die Erinnerung, daß ich künftig in Staatssachen seine directe Zuschrift verlange. Ich habe nicht in Gewohnheit, über die Angelegenheit meines Reichs mit — Damen zu correspondiren." — Noch schlimmer kam eine andere Dame weg, die ihn für ihren Sohn um eine Compagnie bat. „Madame," schrieb er, „ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einen seiner Unterthanen eine Stelle verleihen sollte, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Sagen Sie nicht: Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General, und ein Cavalier von einem angesehenen Hause gewesen? Und Sie versprachen sich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der so eben von seinen Reisen gekommen? — Madame, man kann der Sohn eines Generals, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Cavalier von guter Familie seyn, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sey. Ich kenne Ihren Sohn, und ich kenne, was zum Soldaten gehört. Demnach finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmanne habe, und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um

Als er alle fremde Weine verbot, schenkte er seinen ganzen Weinvorrath an das Krankenhospital, und erlaubte auf seiner Tafel nur östreichische und ungarische. Vom Morgen bis an den Abend arbeitete er mit seinen Räthen, und suchte, so viel als möglich, selbst zu sehen. Jeder seiner Unterthanen hatte Zutritt zu ihm. Den ganzen Vormittag konnte man ihn sprechen. Stets war der Gang vor seinem Arbeitszimmer mit Leuten, die etwas anzubringen hatten, besetzt, und alle Stunden ging er hinaus, um die Bittschriften anzunehmen.

So gut es nun auch der wackere Joseph mit seinen Unterthanen meinte, so wurden doch seine Absichten von den Meisten verkannt; ja Viele arbeiteten ihm recht absichtlich entgegen, und statt geliebt zu werden, wie er es so sehr verdiente, erntete er nur Haß und Undank. So war es in seinen deutschen Staaten, noch mehr aber in Ungarn und in den östreichischen Niederlanden. Ungarn war ein besonderes Königreich, und hatte noch seine eigenen Gesetze und Freiheiten; auch wurden die Gerichtsverhandlungen in lateinischer Sprache geführt. Aber Joseph wollte, daß alle seine Länder nur Ein Ganzes ausmachen sollten, und befahl daher, daß künftig in Ungarn die deutsche die allgemeine Landessprache seyn sollte. Wer binnen drei Jahren sie nicht verstände, sollte sein Amt verlieren. Eine große Härte! Wie konnte er von den alten Leuten so etwas verlangen? Außerdem wurde die ganze Einrichtung des Landes verändert, so daß die Gährung in diesem Lande, dessen Einwohner so fest am Alten hangen, immer größer wurde.

Aber schlimmer noch ging es in den Niederlanden, dem jetzigen Belgien. Hier machte er mehrere sehr nützliche Einrichtungen, die besonders einen besseren Unterricht der Geistlichkeit bezweckten. Aber gerade darüber waren die hohen Geistlichen recht

---

sich solche Dienste von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einst stolz seyn könnte. Weswegen ich Sie bedaure, Madame, ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmanne, noch zum Priester tauge, kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann, und das von ganzer Seele ist. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, es ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt hat, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen."

aufgebracht, und hetzten das schon über die Neuerung unzufriedene Volk noch mehr auf, so daß 1788 ein förmlicher Aufruhr ausbrach. Jetzt gab zwar Joseph nach, aber nun war es zu spät. Mit Gewalt konnte er nicht viel ausrichten, da seine Heere gerade gegen die Türken fochten, und zu seinem großen Schmerze mußte er erleben, wie sich seine Niederlande 1790 für unabhängig erklärten. Dies fehlte nur noch, um seine von so mancherlei Leiden der Seele geschwächte Gesundheit ganz aufzureiben. Das Gefühl, überall seine besten Arbeiten verkannt zu sehen, und Haß statt Liebe zu ernten, schlug ihn ganz darnieder. Dazu kam der unglückliche Feldzug gegen die Türken, die er mit Katharina von Rußland zugleich bekriegte, und dem er selbst beiwohnte. Die unerträgliche Hitze und die großen Anstrengungen machten, daß das kaiserliche Heer in Einem Jahre 112,000 Kranke hatte, von denen 33,000 starben. Joseph selbst kehrte im December 1788 krank nach Wien zurück. Seit der Zeit wurde er nicht wieder gesund. Im Februar 1790 wurde er so schwach, daß man täglich seinen Tod erwartete. Drei Tage vor seinem Tode hatte er den Kummer, daß die Frau seines Neffen, des vorigen Kaisers Franz, starb. Er hatte sie vorzüglich geschätzt. „Sorget," befahl er, „daß die Leiche aus der Hofkapelle bald in die Gruft komme, damit für meine eigene Leiche Platz werde." Dann schrieb er einige Briefe an seine vertrautesten Minister, und nahm von ihnen Abschied *). Dennoch arbeitete er bis den letzten Tag vor seinem Tode. Am Morgen des 20sten Februar 1790 entschlief er. Durch seinen Tod entging er einer sehr unruhigen Zeit, welche durch die französische Revolution für Europa schon angebrochen war.

*) Er pflegte in gesunden Tagen des Abends eine auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen bei sich zu haben, oder abwechselnd bei ihnen sich einzufinden. An diese Damen schrieb er eigenhändig: „Mein Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte und Freundschaft zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir mit einander zugebracht haben, zu erweisen die Gewogenheit hatten. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung, in Ansehung meiner, nicht genug mit Dank erkennen, so daß ich mit völliger Ergebung meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand."

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

Von dem Anfange der französischen Revolution, bis zur Erhebung Bonaparte's zum Consul.
1789 — 1799.

111. Ausbruch der französischen Revolution.

So große Begebenheiten auch die Geschichte enthält, so finden wir doch in ihr kein so großes Ereigniß, als die französische Revolution, wo die älteste Monarchie Europa's umgestürzt wurde, und wenn es auch anfangs schien, als betreffe sie nur Frankreich, so haben sich doch ihre Folgen über einen großen Theil der Erde ausgebreitet, und der jetzige Zustand auch unsers Deutschlands würde ohne sie ein ganz anderer seyn.

Die Ursachen dieser großen Staatsumwälzung Frankreichs lagen meist in der frühern Zeit. Ludwig XIV., der einige 70 Jahre König war, stürzte durch seine vielen Eroberungskriege und seine Verschwendung das Land in große Schulden. Diese wurden unter seinem Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV., einem höchst leichtsinnigen und unthätigen Könige, noch bedeutend vermehrt; denn er überließ die Regierung seinen Ministern, und ließ sich von nichtswürdigen Weibern leiten. Eine derselben, die Marquise von Pompadour, plünderte das Reich 20 Jahre lang, und eine andere, die schändliche du Barri, kostete Frankreich in fünf Jahren 45 Millionen Thaler. Ja, der König trieb gar einen schändlichen Wucher mit Korn, setzte einen hohen Preis fest, unter dem es nicht verkauft werden durfte, und bezahlte die Beamten in Papiergelde statt baaren Geldes. Die Verzweiflung der ärmern Classe wurde immer größer. „Ach!" seufzten die Unterthanen, „wird er denn nicht bald einem Würdigern Platz ma-

chen?" Endlich ſtarb er 1774, nachdem er 59 Jahre König geheißen hatte. Sein Enkel, Ludwig XVI., folgte ihm; der Beinahme des Erſehnten, den ihm das Volk gab, zeigte genug, wie ſehr man von ihm einen beſſern Zuſtand erwartete. Hätte es in ſeinem Willen gelegen, ſo wären die Franzoſen unter ihm auch recht glücklich geworden; denn er war die Herzensgüte ſelbſt, meinte es mit ſeinen Unterthanen gut, und hatte alle Tugenden, die einen Privatmann verehrungswürdig machen. Aber er war nicht feſt genug in ſeinen Entſchlüſſen, und zu nachgiebig gegen Die, welche ihn umgaben. Dazu kam, daß ſelbſt ein recht großer König ſchwerlich im Stande geweſen wäre, den Umſturz der bisherigen Verfaſſung Frankreichs aufzuhalten. Ueberall, nur etwa Paris, Verſailles und einige See- und Handelsſtädte ausgenommen, war bitterer Mangel. Die Bauern wurden nicht viel beſſer als Sklaven gehalten, der Landadel lebte in verſtellter Dürftigkeit, die niedern Geiſtlichen hatten kaum das kärglichſte Brot, während der Hofadel und die hohe Geiſtlichkeit in Paris und Verſailles das Mark des Landes verſchwendeten, und nur zum Vergnügen zu leben ſchienen. Ganz abgeſondert von dieſen Ständen hatte ſich indeſſen der Mittelſtand durch Wiſſenſchaften in aller Stille ausgebildet. Bei ihm waren die meiſten Kenntniſſe, die meiſten Talente und die wahrſte Bildung zu finden. Mehrere geleſene Schriftſteller, neuerlich beſonders Voltaire und Rouſſeau *), hatten die Verdorbenheit der höhern Stände

*) Von Voltaire iſt ſchon oben geſprochen worden. Er war der geiſtreichſte franzöſiſche Dichter des 18ten Jahrhunderts, voll Witz und Laune, aber von einem böſen Herzen, und ſelbſt äußerlich ein häßlicher Mann, deſſen Geſicht mit dem einer Meerkatze einige Aehnlichkeit hatte. Ueber Religion dachte und ſprach er ſehr leichtfertig; ja er meinte ſogar, ein aufgeklärter Menſch müſſe keine Religion haben: ſie ſey blos für den Pöbel da. Er iſt 1778 in Paris in hohem Alter geſtorben, bewundert wegen ſeines Geiſtes, aber verachtet wegen ſeiner Irreligioſität. Ein noch originellerer Mann war:

Jean Jacques Rouſſeau, ein Genfer von Geburt, der Sohn eines Uhrmachers. Auch er ſollte Uhrmacher werden, entlief aber ſeinem Lehrherrn, und vermiethete ſich in Turin als Bedienter. Durch Zufall verrieth er hier ſeine durch eigenen Fleiß erlangte Bildung. Bei der Tafel war einmal die Rede von gelehrten Dingen; der junge Bediente gab, zu großer Verwunderung ſeines Herrn, ſein Wort dazu, und nu

aufgedeckt, und gelehrt, daß auch das Volk von Natur gewisse Rechte habe, die man ihm nur durch Tyrannei nehmen könnte.

---

erkannte man erst seinen seltenen Geist. Zugleich bildete sich hier in ihm der entschiedene Haß gegen die Ungleichheit der Stände, der ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt hat. Er verließ Turin, und fand bei einer reichen Frau auf dem Lande ein Unterkommen. Mad. Warrens — so hieß sie — hielt ihn frei, und verschaffte ihm Gelegenheit, durch fleißiges Lesen seine Kenntnisse zu vermehren, und seine große Gelehrsamkeit auszubilden. Wir können nicht alle seine Schicksale erzählen. Bald war er hier, bald dort. Ueberall zeigte er Widerwillen gegen die Menschen, besonders die höheren Stände; er hätte sich am liebsten von allen Menschen abgesondert, und gefiel sich in der auffallendsten Behauptung. So suchte er einmal zu beweisen, daß alles Elend unter den Menschen von den Wissenschaften und Künsten herrührte, und daß es nicht eher in der Welt besser werden würde, bis die Menschen in den Zustand der Natur zurückkehrten, und wie die wilden Thiere in den Wäldern lebten. Ja er meinte, der ursprüngliche Gang der Menschen sey der auf allen Vieren. Alles das zog ihm vielen Spott zu, der ihn immer mehr verstimmte. Er hatte sich auf der kleinen Petersinsel im Bielersee niedergelassen, um hier die ganze übrige Welt zu vergessen. Als man ihn aber auch von dort wegwies, glaubte er, die ganze Menschheit hätte sich wider ihn verschworen. Dabei war er der genügsamste und gutmüthigste Mensch von der Welt. Einmal klagte er einem Freunde, er könne seine Stube gar nicht verlassen; denn eine Schwalbe hätte sich in dem Winkel seines Fensters ihr Nest gebaut, und da müsse er immer zu Hause seyn, um das Fenster zu öffnen, wenn sie heraus- oder hereinfliegen wollte. Ein ander Mal fand ihn ein Freund heftig im Zimmer auf und abgehend, mit Stolz seinen Hausrath betrachtend, und ihm entgegenrufend: „Das Alles ist mein!" Das Alles bestand blos in einem Bette, einem einfachen Tische, einigen Strohstühlen, und einem Schreibtischchen. „Hat Ihnen das nicht auch schon früher gehört?" fragte ihn der Freund. — „Nein!" antwortete R.; „denn ich habe erst heute dem Tapezierer die ganze Schuld bezahlt." Während er in seinem Alter in Paris lebte, ernährte er sich vom Notenabschreiben, konnte aber sehr böse werden, wenn man ihm mehr geben wollte, als er verlangte. Die Pompadour schickte ihm einst, um ihn sich zu verbinden, 100 Louisd'or für einige abgeschriebene Noten, erhielt jene aber zurück, mit folgendem Billet:

Madame,

Ich glaubte im ersten Augenblicke, es sey ein Irrthum Ihres Beauftragten, der mir 100 L. für die Abschriften einhändigen wollte, welche mit 12 Franken bezahlt sind. Er hat mich indessen aus dem Irrthume

Diese natürlichen Menschenrechte hatten erst kürzlich die Nordamerikaner geltend gemacht, ein gefährliches Beispiel für das französische Volk, welches lebhaften Antheil daran genommen, und jetzt den festen Vorsatz hatte, bei erster Gelegenheit ein Gleiches zu thun.

Diese Gelegenheit kam auch bald; denn der Hof lebte in seiner Sicherheit und seinem Leichtsinne so ungestört fort, als könnte es ihm gar nicht fehlen. So tugendhaft und genügsam auch der König mitten unter diesen Wüstlingen war, so ließ er doch das Sündenleben der Höflinge zu. Auch sein älterer Bruder, der Graf v. Provence (der verstorbene Ludwig XVIII.), zog sich gern zurück. Desto vergnügungssüchtiger war der Graf von Artois, des Königs jüngerer Bruder, ein leichtsinniger, ausschweifender Mensch, durch den sich die sonst vom Volke so hochgeehrte Königin, Maria Antoinette, eine Tochter Maria Theresia's, auch zum Leichtsinne hinreißen ließ, so daß sie bald nicht nur alle Achtung verlor, sondern selbst der allgemeine Gegenstand des Hasses wurde. Dazu trug vorzüglich viel bei einer der verworfensten Menschen, die je gelebt haben, der Herzog v. Orleans, ein Seitenverwandter des Königs. Dieser Mensch besaß einen ungeheuern Reichthum, den er nur zur Schwelgerei und zum Bösesthun verwendete. Er haßte den König, weil ihm dieser auf dem Wege zum Throne entgegenstand, und noch glü-

---

gerissen; erlauben Sie, daß ich auch Sie meinerseits von einem Irrthume befreie. Meine Ersparnisse haben mich in den Stand gesetzt, mir ein Einkommen von — 540 Franken, nach allem Abzug, zu sichern. Meine Arbeit trägt mir jährlich eine beinahe gleiche Summe ein; ich habe also einen bedeutenden Ueberschuß, den ich, so gut als möglich, anwende, obgleich ich eben nicht Almosen ertheile. — Wenn wider Vermuthen Alter und Schwächlichkeit meine Kräfte unzulänglich machen sollten, so habe ich einen Freund. — Paris, den 18ten Aug. 1762.

Rousseau.

Von Menschenhaß und Mißtrauen gequält starb er 1778 in Ermenonville bei Paris.

Beide Männer hatten in ihren vielgelesenen Schriften auf die Mißbräuche der Gewalt, auf die Ungerechtigkeit der Gerichte, auf die Herrschaft der Vorurtheile, und auf die widerrechtlichen Unterdrückungen der niedern Stände in Frankreich aufmerksam gemacht, und dadurch eine große Gährung in den Gemüthern hervorgebracht.

hender die Königin, welche ihren Abscheu vor ihm nicht zu verbergen vermochte. Während er gleichgültig schien, kochte in seinem Innern die Rache, und er fing damit an, die gute, aber unbesonnene Königin zu verleumden. So zogen sich also von allen Seiten gegen den sorglosen Hof Gewitter zusammen.

Die großen, durch Ludwig XIV. und XV. entstandenen, Schulden Frankreichs wurden durch den amerikanischen Freiheitskrieg, an welchem Frankreich zuletzt Theil nahm, und durch die schlechte Wirthschaft bei Hofe noch vermehrt. Im Jahre 1786 war es, wo der Finanzminister dem Könige die trostlose Eröffnung machte, daß nicht nur die Ausgabe die Einnahme bedeutend übersteige, sondern daß man auch durch Borgen den Ausfall nicht mehr decken könne. Er rieth daher, die Notabeln zu versammeln. Darunter verstand man angesehene Männer aus dem hohen Adel und aus den Staatsbeamten. Sie wurden 1787 versammelt, schrieen über die Verschwendung des Ministers, wußten sich aber auch nicht zu rathen und zu helfen, und — gingen unverrichteter Sache auseinander. Ein neuer Minister konnte eben so wenig Hülfe schaffen. Die Gährung wurde unter dem Volke immer ärger, da die neuen Abgaben, die der Minister vorschlug, mit Widerwillen aufgenommen wurden. Um das Volk zu beruhigen, versprach der König, die Reichsstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, zusammenzurufen. Das Volk frohlockte darüber, noch mehr aber, als der König, dem allgemeinen Wunsche zufolge, den Genfer Necker zum Minister machte. Dieser Mann hatte sich durch Arbeitsamkeit und kluge Unternehmungen vom Handlungsdiener schon 1780 bis zum Minister emporgeschwungen, und sich das Zutrauen des Volks erworben, war aber bald wieder entlassen worden. Jetzt aber bei der allgemeinen Noth nahm man zu ihm wieder seine Zuflucht; er nahm die Stelle an, und erneuerte das Versprechen einer Versammlung der Reichsstände. Diese Aussicht setzte alle Köpfe in Frankreich in Bewegung; denn Jeder hoffte, dadurch würde ein neuer, besserer Zustand herbeigeführt werden. Nur war die Frage, wie die drei Stände stimmen sollten. Der Adel und die Geistlichkeit verlangten, jeder Stand sollte nur Eine Stimme haben. „Nein!" erwiederte der Bürgerstand, „wir müssen nach Köpfen stimmen; denn sonst werden wir von euch,

die ihr gewiß gegen uns zusammenhalten werdet, überstimmt." Der Bürgerstand war entschlossen, nicht nachzugeben, und Jeder erkannte, jetzt sey die Zeit da, die alten Volksrechte wieder zu erhalten. Ein Heer von Flugschriften erschien, und bereitete die Gemüther vor auf die großen Veränderungen, die da kommen würden.

Am 5. Mai 1789 wurde der Reichstag feierlich in Versailles eröffnet. Zwölfhundert Abgeordnete waren dazu erschienen, alle mit dem Auftrage, der gegenwärtigen Noth des Landes abzuhelfen, die Mißbräuche abzuschaffen, und eine freie Verfassung zu fordern. Die Bessern wollten weiter nichts als das; Andere aber wollten den Thron zertrümmern; was dann geschehen sollte, wußten sie zum Theil selbst noch nicht. Zu diesen gehörte der schändliche Orleans, der sich dann des umgestürzten Thrones bemächtigen wollte. Gleich bei der ersten Versammlung entstand Uneinigkeit. Der Bürgerstand verlangte, daß sich alle drei Stände vereinigten; aber dazu waren der Adel und die Geistlichkeit zu stolz, und wollten für sich bleiben. Da aber der Landadel und die niedere Geistlichkeit auf den Hofadel und die vornehmen Prälaten eifersüchtig waren; so schlossen sie sich an den Bürgerstand an, und dieser erklärte sich endlich am 17. Junius 1789 unter allgemeinem Jubel des Volks zu einer Nationalversammlung, auf den Rath eines überaus schlauen Mannes, des Abbé Sieyes. Himmelhoch baten die beiden andern Stände den König, das nicht zuzugeben. Ludwig hielt daher eine feierliche Versammlung, bewilligte darin zwar dem Volke viele Erleichterungen, befahl aber auch, daß jeder Stand sich für sich versammeln, und Alle gleich auseinander gehen sollten. Der Adel und viele Geistliche verließen den Saal mit dem Könige, die Gemeinen aber blieben, und als der König ihnen noch einmal befehlen ließ, gleich aus einander zu gehen, faßten sie einmüthig den Entschluß, zu bleiben, und erklärten ihre Personen für unverletzlich. Jetzt Gewalt zu brauchen, schien dem Könige zu mißlich. Dadurch aber, daß er den Ungehorsam duldete, zeigte er seine Schwäche, und von nun an ging die Nationalversammlung, ohne den König zu fragen, ihren eigenen Weg. Die meisten Geistlichen und einige vom Adel, unter ihnen Orleans, hatten sich schon mit den Gemeinen vereinigt. Der König aber

hatte so alle Zuversicht auf seine Macht verloren, daß er nun selbst dem noch übrigen Theile des Adels und der Geistlichkeit befahl, sich mit den Gemeinen in Eine Versammlung zu vereinigen. So sah also die Nationalversammlung, was sie vermochte, und um die königliche Gewalt war es nun geschehen.

An allen diesen Ereignissen in Versailles hatte das Volk in Paris lebhaften Antheil genommen, und war in großer Bewegung. Ludwig hielt es daher für gerathen, ein Heer von 50,000 Mann in der Nähe zusammenzubringen, um Ordnung zu erhalten. Aber bösgesinnte Menschen, vorzüglich Orleans, sprengten aus, der König wolle Paris zerstören und die Einwohner aushungern lassen, und was des albernen Zeuges mehr war, was aber von dem aufgeregten Pöbel begierig aufgefaßt wurde, und als nun der König noch dazu Neckern, der vom ganzen Hofe für den Urheber aller dieser Verlegenheit, in der man sich befand, gehalten wurde, entließ, entstand in ganz Paris am 12. Jul. 1789 eine fürchterliche Bewegung, die mehrere Tage anhielt, und am 14. Jul. am gräßlichsten war. Der wildeste, blut- und beutegierigste Pöbel war von Orleans durch Geld und Branntwein noch mehr zu Unordnungen angefeuert worden, und wurde durch wüthende Volksredner noch mehr erhitzt. Die Soldaten thaten nichts, die Ordnung zu erhalten. Sie waren längst durch Orleans und Andere gewonnen worden, und erklärten, sie würden auf ihre Mitbürger nicht schießen. Der Pöbel bemächtigte sich der Gewehre, rannte nach der Bastille, eroberte und zerstörte sie, und ermordete in der ersten Wuth den ganz unschuldigen Commandanten und die 115 Invaliden, welche die Wache darin hatten. Die Nachricht von diesen Greueln kam nach Versailles, und setzte den König und den bessern Theil der Nationalversammlung in Schrecken. Der König selbst begab sich mitten in die Versammlung, ohne allen Pomp, wie ein Vater in den Kreis seiner Familie, erklärte, er habe bereits befohlen, daß die zusammengezogenen Soldaten von Paris entfernt, und daß Necker zurückgerufen würde. Die Versammlung möchte doch dies den Parisern bekannt machen. — Jubelnd nahm die Versammlung diese Erklärung auf, und schickte gleich eine Gesandtschaft nach Paris. Der Pöbel gerieth durch diese Nachrichten aus dem Zustande der Wildheit in den der ausgelassensten Freude, und die-

ſelben Menſchen, die kurz vorher vor Wuth und Mordluſt ſchäumten, eilten nun in die Kirche Notredame, um ein Tedeum zu ſingen! Einige meinten, warum der König nicht ſelbſt nach Paris komme? Eher könne man nicht wiſſen, ob er es ehrlich mit dem Volke meine. Kaum hörte dies Ludwig, ſo fuhr er auch, am 17. Julius, in einem einfachen Wagen, von der ganzen Nationalverſammlung zu Fuß begleitet, nach Paris. Schon unterwegs begleitete den Wagen ein fürchterliches Gewühl, aber kein Freuderuf für den König ließ ſich vernehmen. Seinen Wagen umdrängte ein mit Gewehren, Säbeln, Piken, Meſſern und Dolchen bewaffneter Haufen, Menſchen mit den verdächtigſten Mienen. Keinen Augenblick war der König vor Meuchelmord ſicher. Zitternd ſtieg er am Rathhauſe aus, wo ihm der Maire (Bürgermeiſter) die dreifarbige Kokarde (das Abzeichen der Revolution) überreichte, und erſt, als er gutmüthig ſie aufſteckte, ſchrie das Volk: „Hoch lebe der König!“ Am Abend kehrte er nach Verſailles zurück, mit der traurigen Ueberzeugung, daß es mit der Majeſtät des Thrones vorbei ſey. Jetzt ſchon entfernten ſich Viele vom Hofe, ſelbſt der Graf von Artois, weil ſie den blutigen Gang der Revolution ahneten, und wandten ſich meiſt nach Coblenz.

Dem Beiſpiele von Paris folgte bald das Land. Nichtswürdige Menſchen in der Hauptſtadt verbreiteten die Nachrichten von den hier geſchehenen Bewegungen mit Uebertreibungen ſchnell durch ganz Frankreich. Ueberall wurden die Köpfe aufgeregt; überall hieß es: die alte Ordnung ſey zu Ende; die Freiheit ſey geboren. Die Sturmglocken wurden geläutet, die Bauern griffen zu den erſten beſten Waffen, zogen gegen die Schlöſſer ihrer Gutsherren, plünderten ſie aus, verbrannten ſie, und ermordeten ihre Gutsherren oder zwangen ſie zur Flucht. Plötzlich ſah man alle Bande des Gehorſams aufgelöſt. Das war nun zwar nicht die Abſicht der Nationalverſammlung, die größtentheils aus wohldenkenden Männern beſtand; aber keiner hatte Erfahrung genug, um ein ſo wichtiges Werk, die Umformung einer Verfaſſung, zu leiten, und daher trug die Verſammlung durch ihre unüberlegten Beſchlüſſe zur Auflöſung aller Ordnung von Woche zu Woche mehr bei. So wurden der Adel und alle Vorrechte deſſelben plötzlich aufgehoben; eben ſo der Zehnten, den die Bauern bis-

her den Landgeistlichen hatten geben müssen. Wovon sollten diese Leute nun leben?

Für viele Freiheitsmänner verfuhr die Nationalversammlung doch noch zu langsam. Es wurde der Plan entworfen, den König für immer nach Paris zu bringen, um ihm durch Drohungen Alles abtrotzen zu können. Orleans und seine Helfershelfer schlossen sich an diese Partei an, weil sie hofften, bei der Gelegenheit den König, die Königin und die ganze Familie ermorden zu können. Schon am 4. October 1789 war ganz Paris in Bewegung. Es hieß, der König und die Aristokraten (so nannte man die Hofpartei) wollten Paris aushungern. Wirklich war auch gerade Brotmangel in Paris, aber nicht durch Schuld des Königs, sondern des Herzogs von Orleans selbst, der die dahin bestimmten Kornwagen durch seine Leute aufhalten ließ, um das Volk desto leichter in Wuth setzen zu können. Zugleich theilte er Geld, Waffen und starke Getränke unter den Pöbel aus. Am 5. October Morgens sammelte sich auf dem Greveplatze (vor dem Rathhause) eine Menge Weiber aller Art, geputzt und zerlumpt, mit Aexten, Spießen, Säbeln und dergleichen versehen. Unter ihnen spielten die Fischweiber die Hauptrolle. Auch Meuchelmörder in Weiberkleidern sah man unter ihnen. Nachdem sie einen furchtbaren Lärm gemacht hatten, brachen sie, unter Anführung eines gewissen Maillard, eines Lumpenkerls, tobend auf, um nach Versailles zu ziehen. Eine Schweizerschildwache, die ihnen den Weg durch den königlichen Garten der Tuilerien verwehren wollte, wurde niedergeworfen und von einem der wüthenden Weiber durchstochen. Kaum waren sie fort, so sammelte sich ein zweiter Haufen, aus bewaffneten Bürgern und ehemaligen Gardisten bestehend, die durchaus von ihrem Commandanten, la Fayette, einem rechtschaffenen, aber die Freiheit über Alles liebenden Manne, nach Versailles geführt zu werden begehrten. Nach langem Weigern setzte er sich an ihre Spitze, und führte den wilden Haufen von 40,000 Menschen nach Versailles ab. Der König ahnete von dem Allen nichts, und war vergnügt auf die Jagd gegangen. Eilig rief man ihn bei der ersten Nachricht zurück. Die Weiber verlangten, vor die Nationalversammlung geführt zu werden. Maillard und 12 Weiber wurden eingelassen,

verlangten Brot für Paris, und wurden nur dadurch beruhigt, daß man ihnen Hülfe versprach. Dann zerstreuten sich die Weiber, betranken sich, und suchten die Soldaten vom Könige abwendig zu machen. Jetzt rieth man dem Könige, ungesäumt zu fliehen, und ein Land zu verlassen, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war. Aber er blieb unbewegt; gerade jetzt, meinte er, sey er seinem verirrten Volke am nöthigsten. Auch die Königin erklärte, den König nicht verlassen zu wollen. O, wären sie doch geflohen! — Erst gegen Mitternacht kam la Fayette mit dem großen Haufen an. Er hatte diese Menschen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben, und vor der Wohnung desselben Achtung zu hegen. Auch blieb anfangs Alles ruhig, und um 12 Uhr des Nachts meldete la Fayette dem Könige, er könne sich ruhig schlafen legen; er stehe für die Erhaltung der Ruhe.

Aber um 5 Uhr des folgenden Morgens (6. October 1789) begann der Aufruhr durch die Straßen von Versailles furchtbar zu heulen. Drei Haufen Weiber und Meuchelmörder drangen nach dem Schlosse. Es gelang ihnen, durch ein Seitenthor, wo treulose Soldaten die Wache hatten, einzudringen, und nun stürmten sie, vom verkleideten Orleans angeführt, unter den gräßlichsten Verwünschungen nach dem Zimmer der Königin vor. Die adeligen Gardes du Corps, welche an diesen Tagen die einzigen Treuen waren, suchten vergebens die Rotte aufzuhalten. Sie wurden ermordet, wo man sie fand. Die Königin wurde eiligst geweckt, und hatte kaum Zeit, sich ein Nachtkleid überzuwerfen, und nach dem Zimmer des Königs zu flüchten, als schon die Mörder vor der Thüre anlangten, sie aufsprengten, und wüthend nach ihrem Bette zustürzten, in welchem sie die Unglückliche zu finden hofften. Vor Wuth, daß sie ihnen entkommen war, durchbohrten sie ihr Bette, und eilten mit schrecklichem Gebrülle nach des Königs Zimmer. Hier aber wurden sie von den pariser Bürgersoldaten aufgehalten, und zuletzt aus dem Schlosse getrieben. Ihre Wuth wandte sich nun gegen die Gardes du Corps, die auf dem Schloßhofe vor den Augen des Königs ermordet wurden. Ein scheußlicher Mensch, mit einer hohen Mütze und einem langen Barte that sich darin vor allen Andern hervor. Er ging mit aufgestreiften Armen umher, und hackte den Ermor-

deten, noch ehe sie ganz todt waren, die Köpfe ab, die der Pöbel nachher auf Stangen herumtrug *).

Vergebens gab sich la Fayette alle mögliche Mühe, dem Morden Einhalt zu thun; doch gelang es ihm, durch Hülfe der Grenadiere, einige Gardes du Corps zu retten. Der König selbst ließ sich herab, von einem Balcone herab den Pöbel um

*) Neben diesen Scheußlichkeiten fehlte es aber auch nicht an recht edlen Handlungen. Als die Mörder zuerst gegen das Zimmer der Königin vordrangen, hielt sie im Vorzimmer ein treuer Garde du Corps, Miomandre de St. Marie, auf. Da er sah, daß aller Widerstand vergebens sey, beschloß er, wenigstens die Königin zu retten. Er verriegelte die Thüre, und rief der Kammerfrau der Königin, die noch schlief, durch's Schlüsselloch zu: „Um Gotteswillen! retten Sie die Königin! Man will sie ermorden! Ich bin allein gegen 2000 Tiger!" In dem Augenblicke sprengten die Mörder die Thüre des Vorzimmers auf, und stürzten hinein. Einige stachen mit Piken nach dem treuen Miomandre. Einer aber, der mit einer Flinte bewaffnet war, rief den Uebrigen zu: „Zurück! zurück!" faßte das Gewehr verkehrt, schwang es, und schlug mit der Kolbe den braven Mann vor den Kopf, daß das Schloß weit ins Gehirn drang. Die Vorsehung fügte es, daß seine edle Aufopferung nicht ohne Erfolg war. Die Kammerfrau hatte dadurch Zeit gehabt, das Zimmer zu verriegeln, und während die Mörder in ein Nebenzimmer eindrangen, um einige Gardes du Corps zu verfolgen, erhielt die Königin Zeit, zu entkommen.

Vier Gardes du Corps eilten nach dem Schlosse, der königlichen Familie beizustehen. Ein Haufe Mörder umringte sie unterwegs. Einer wird zuerst ergriffen, und unter dem Geschrei: „Hängt ihn! hängt ihn! haut ihn nieder!" stößt und schlägt man ihn zu Boden. Man schlingt ihm einen Strick um den Hals, und schleift ihn fort. Er will sich aufraffen, erhält aber einen Schlag mit einer Keule, daß er die Besinnung verliert. Jetzt tritt das Ungeheuer mit dem Barte zu ihm heran, um ihm den Kopf abzuhacken. Da drängt sich ein Grenadier von der pariser Bürgergarde hindurch, fällt dem Kopfabhacker in den Arm, und ruft: „Erst müßt ihr mich ermorden, ihr Ungeheuer, ehe ich zugebe, daß ihr diesen Mann eurer Wuth aufopfert!" Keiner wagt, dem braven Grenadier zu widerstehen. Er aber trägt den blutenden Garde du Corps mit Hülfe eines Cameraden aus dem Gewühle nach einem sichern Orte. — Der zweite von jenen Vieren wurde nur dadurch gerettet, daß ein Theil der Mörder ihn hängen, der andere ihn aber köpfen wollte. Während des Zankens retteten ihn zwei Grenadiere. Auch der Dritte wurde gerettet; nur der Vierte wurde niedergeschossen.

Erbarmen mit ihnen zu bitten. „Hoch lebe der König!“ ſchrie der ganze Haufe, der noch vor einer Stunde der Königin das Herz aus dem Leibe zu reißen geſchworen hatte. Die gefangenen Gardes du Corps wurden unter die Fenſter des Königs getragen und umarmt. Dann verlangte der Pöbel, auch die Königin zu ſehen. Sie erſchien unter Herzklopfen auf dem Balcone, ihren vierjährigen Sohn an der einen, und ihre zehnjährige Tochter (die jetzige Herzogin von Angoulême) an der andern Hand. „Fort mit den Kindern!“ ſchrie der Haufe. Die Königin gehorchte, und ſtand nun allein da. Ein Kerl legte ſchon auf ſie an; ſie aber blieb unbewegt, und Keiner wagte, von der ſtillen Majeſtät der muthigen Frau bezwungen, auf ſie abzudrücken. Noch einmal wollte man den König ſehen. Er kam. „Pardon! Pardon für meine Leibwache!“ rief er. „Ja! ja! Pardon!“ antwortete das Volk. Ein zerlumpter Kerl, den Hut auf dem Kopfe, ſchrie ihm zu: „Wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen!“ — „Ja,“ ſchrieen Alle, „der König ſoll nach Paris!“ Kaum vermochte der unglückliche Monarch, von ſo heftigen Gefühlen ergriffen, zu antworten. „Meine Kinder!“ ſprach er endlich, „ihr verlangt mich nach Paris? Ich will gehen; aber nicht anders, als in Begleitung meiner Frau und Kinder!“ — Freudetrunken antwortete der Pöbel: „Hoch lebe der König!“ Auch die Königin verſuchte einige Worte zu ſprechen; aber ſie vermochte kein Wort hervorzubringen. La Fayette ſprach in ihrem Namen: „Die Königin iſt ſehr betrübt über Das, was ſie ſieht. Sie iſt hintergangen worden; ſie verſpricht, ſich nicht mehr hintergehen zu laſſen, und das Volk zu lieben.“ Zum Beweiſe der Zuſtimmung hob ſie ihre Arme zweimal gen Himmel, und Thränen rollten ihre Wangen herab.

Um ein Uhr brach der König nach Paris auf. Alles Gräßliche, was nur Schaudern und Entſetzen erregen konnte, begleitete dieſe Reiſe. Der König, ſeine Schweſter Eliſabeth, die Königin, beide Kinder und der Graf von Provence ſaßen im Wagen, der langſam daher fuhr. Vor ihm her trug man auf Stangen die blutigen Köpfe der getödteten Gardes du Corps; neben ihm her gingen die ſcheußlichen Weiber, die bald grinſend nach der unglücklichen Familie hinblickten, bald drohend die Fäuſte ballten, oder Läſterungen gegen die Königin ausſpieen. „Seht

da!" riefen sie oft, „seht den Bäcker, die Bäckersfrau und den Bäckerjungen!" Dies sagten sie in Beziehung auf die Brotnoth, welcher der König abzuhelfen versprochen hatte. Keinen Augenblick war die erlauchte Familie vor der Ermordung sicher; aber die Vorsehung wachte über ihr. Nach sechs bangen Stunden traf der Wagen vor dem Rathhause zu Paris ein. Man wies ihm nun das Schloß der Tuilerien zur Wohnung an, wo aber nichts zum Empfange des Hofes in Bereitschaft war, so daß die königliche Familie die erste Nacht auf geborgten Betten schlafen mußte. Vierzehn Tage darauf verlegte auch die Nationalversammlung ihren Sitz nach Paris.

Von nun an hatte der bedauernswürdige König keinen Willen mehr, und war nur als Gefangener der pariser Volksführer zu betrachten. Nicht besser war es mit der Nationalversammlung. Ueber 300 Deputirte weigerten sich, nach Paris zu gehen, und verließen die Versammlung, die nun, durch den Schutz des Pöbels kühn gemacht, eine alte Einrichtung nach der andern aufhob, ohne zu bedenken, daß man leichter einreißt, als aufbaut. Die Güter der Geistlichkeit wurden eingezogen, die Klöster aufgehoben, das ganze Reich in 83 Departements getheilt, ein Papiergeld eingeführt (die Assignaten), und dem Könige seine Domänen genommen. Zu dem Allen gab der König gezwungen seine Einwilligung, und er und die Königin zerarbeiteten sich recht, die Liebe des Volks zu gewinnen. Aber vergebens! Alles, was der König that, wurde für erkünstelt gehalten, und der Haß gegen ihn blieb.

Als der Jahrestag der Zerstörung der Bastille sich näherte, beschloß die Nationalversammlung, ihn als Nationalfest feierlich zu begehen. Das Märzfeld, eine große, in der Vorstadt liegende Ebene, wurde dazu bestimmt. Menschen aus allen Ständen halfen karren und schaufeln, den Platz zum Feste einzurichten; selbst der König legte einmal Hand an. Am Tage selbst, am 14. Jul. 1790, erschienen in der Mitte von Hunderttausenden von Zuschauern Abgeordnete aller Stände und Städte. Auf der einen Seite sah man einen Triumphbogen als Eingang, auf der andern eine Gallerie, auf welcher die Nationalversammlung und der König saßen; in der Mitte stand der Altar des Vaterlandes. Mit Feierlichkeit schwuren die Bürgersoldaten, die Nationalversamm-

lung, der König, und zuletzt die ganze Nation Gehorsam den Gesetzen, und unter Kanonendonner und dem Läuten aller Glocken umarmten sich Alle in trunkener Freude als Brüder. Ein Band schien nun alle Franzosen zu umschlingen. Es war eine feierliche, herzerhebende Scene. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß ein neuer, schöner Morgen für Frankreich aufgegangen sey? Aber leider änderte sich durch den bösen Willen Orleans und einiger gleichgesinnter Bösewichter Alles wieder, und die guten Wirkungen des gutgemeinten Festes wurden vereitelt.

Die Nationalversammlung fuhr fort, das Gebäude der alten Verfassung einzureißen. Der Adel mit allen seinen Abzeichen wurde aufgehoben; jeder Franzose sollte dem andern gleich seyn, und alle den Namen: Bürger führen. Auch dem Könige wurde ein Theil seiner Macht nach dem andern genommen; er war jetzt in den Händen der kühnen Volkshäupter, und wurde nicht weiter geschont. Wie tief seine Macht gesunken sey, erfuhr er zu seinem Schrecken am 18. April 1791. An diesem Tage wollte er sich nach dem Schlosse von St. Cloud begeben, um dort, wie gewöhnlich, mit den Seinigen die Osterfeiertage zuzubringen, und das heilige Abendmahl zu genießen. Dies benutzten der Herzog von Orleans und die seines Gelichters, die Majestät des Königs mit Füßen zu treten. Alle Rollen dazu wurden Tags vorher ausgetheilt. Um 11 Uhr Vormittags stieg der König mit seiner Familie in seinen vor den Tuilerien haltenden Wagen. La Fayette sollte ihn mit einer Abtheilung Reiterei und Bürgermiliz begleiten. In dem Augenblicke stürzte mit lautem Geschrei der Pöbel herzu, und erklärte, er werde nicht zugeben, daß der König abreise; denn er wolle nur entfliehen. La Fayette befahl den Soldaten, den Pöbel auseinander zu treiben, und dem Wagen Platz zu verschaffen; aber die Soldaten verweigerten ihm den Gehorsam. Er gerieth außer sich vor Wuth; der Bürgermeister eilte herbei, und ermahnte das Volk zur Ruhe. Vergebens! Der König drohte und bat, die Königin weinte, aber der Pöbel und die Soldaten blieben bei ihrer Weigerung. Zwei Stunden vergingen über dem Hin- und Herreden; endlich blieb dem Könige nichts übrig, als auszusteigen. „Man will also nicht zugeben, daß ich reise," sprach er; „gut! so bleibe ich denn, weil ich muß!" Er beschwerte sich folgenden Tags bei der Nationalversamm-

lung, ohne daß die Verbrecher bestraft wurden; la Fayette aber legte seine Stelle nieder; er wollte nicht Soldaten anführen, die ihrem Generale ungehorsam wären. Erst auf vieles Bitten, und nachdem die Soldaten ihm unbedingten Gehorsam zugeschworen hatten, übernahm er seine Stelle wieder.

Um diese Zeit bildete sich eine überlegene Partei in der Nationalversammlung, die Jakobiner. Es war nämlich gewöhnlich, daß solche Deputirte, die sich näher kannten, sich vor der Versammlung in einzelnen Zusammenkünften mit einander über Das, was nachher verhandelt werden sollte, besprachen. Solche Zusammenkünfte nannte man Clubs. Kein Club war aber so zahlreich besucht, als der, in welchem sich die Deputirten von Bretagne versammelten. Als gescheidte Männer bekannt, schloß man sich gern an sie an, und endlich wurde der Club für ein Privathaus zu zahlreich. Da versammelten sie sich in der Kirche des aufgehobenen Jakobinerklosters, wovon sie den Namen erhielten. Obgleich die ersten Jakobiner meist gutmeinende Männer waren, so waren doch diese Verabredungen nicht gut, weil dadurch die Freiheit der Meinung unterdrückt wurde. Denn da sie schon vor jeder Versammlung unter sich eins geworden waren, was sie durchsetzen wollten, so konnte die Meinung der übrigen Deputirten in der Nationalversammlung nicht gegen sie aufkommen. Nach und nach gingen die ärgsten Feuerköpfe zu den Jakobinern über; selbst die orleansche Partei schlich sich ein, und so ging seit 1791 alle Mäßigung in diesem Club verloren. Die wildesten Köpfe, welche Zerstörung aller Ordnung zum Zwecke hatten, trennten sich nun von den Gemäßigtern, und nannten sich Cordeliers, weil sie sich in der Kirche der vormaligen Barfüßer versammelten. Hier wurden nachmals die abscheulichen Plane zum Umsturze des Throns und zur Ermordung des Königs ausgeheckt.

So sehr auch Ludwig bisher alle Vorschläge seiner Anhänger, durch eine Flucht sich der drückenden Lage, in der er sich befand, zu entziehen, von sich gewiesen hatte, so gab er doch jetzt seine Einwilligung dazu. Die Nacht vom 20. zum 21. Jun. 1791 wurde dazu bestimmt. Nur wenige treue Edelleute wurden von dem Plane unterrichtet, und einem sichern Generale Befehl gegeben, auf der Landstraße, auf welcher der König reisen

wollte, Abtheilungen von Reitern aufzustellen, um dem königlichen Wagen von Station zu Station zu folgen. Die Flucht sollte nach einer der Festungen an der deutschen Grenze gehen. Um Mitternacht, als es im Schlosse ganz still geworden war, stieg der König, die Königin mit ihren Kindern, Elisabeth und einige Hofdamen in zwei Miethwagen, und fuhren bis vor die Stadt, wo bereits zwei schwerbepackte Reisewagen auf sie warteten. Die treuen Edelleute setzten sich als Couriere und Bedienten verkleidet auf den Bock, und nun ging es vorwärts. Anfangs glückte die Flucht. Abends langten sie in St. Menehould (sprich St. Menu) an. Der dortige Postmeister Drouet, ein schlechtdenkender Mensch und wilder Revolutionär, stutzte, als er die Königin sah. Er hatte sie sonst einmal gesehen, und da der dicke Mann neben ihr viel Aehnlichkeit mit dem Bilde des Königs auf den Assignaten hatte, so schöpfte er Verdacht. Ehe er aber noch mit sich selbst einig war, fuhren die Wagen ab. Endlich zweifelte er nicht länger, daß er die königliche Familie gesehen habe. Er setzte sich zu Pferde, jagte auf Umwegen den Wagen vor, und traf vor ihnen in Varennes ein, wo er gleich die Bürgerschaft zusammentrommeln ließ. Es wurde Sturm geläutet; die benachbarten Dorfschaften eilten herbei, und eine ungeheure Volksmasse wehrte dem Könige die Abreise. Der Maire der Stadt, der Lichtzieher Sausse, nöthigte den König, in seinem Hause abzusteigen. Anfangs leugnete Ludwig, daß er der König sey, bis mehrere Personen ihn bestimmt erkannten. „Ja!" rief er endlich, „es ist in der That euer König und Vater, der in seinen eigenen Provinzen einen Zufluchtsort suchen muß. Die Beleidigungen, die ich und meine Familie in Paris erduldet haben, und die Unmöglichkeit, in welche man mich gesetzt hat, meinem Volke Gutes zu thun, haben mich gezwungen, Paris zu verlassen. Sie wünschen meine Befehle zu vernehmen? So eilen Sie, meine Herren, daß man meine Wagen anspanne, damit ich meine Reise nach Montmedy fortsetzen kann." Anfangs willigte Sausse in die Abreise; aber der Volkshaufe, der von Minute zu Minute wuchs, widersetzte sich, und der König verbot ausdrücklich, daß die indessen angekommenen Reiter Gewalt brauchen sollten. Er wollte nicht, daß man Bürgerblut vergieße. Nach mehreren Stunden des Hin- und Herredens trafen drei

von der Nationalverſammlung abgeſchickte Commiſſarien ein, mit einem Befehle der Nationalverſammlung, den unglücklichen König nach Paris zurückzuführen. Das wurde auch ſogleich ausgeführt. Eine Rotte von 15 — 20,000 Menſchen begleitete die königlichen Wagen bis Paris, und fügte dem Könige unterwegs unzählige Beſchimpfungen zu; ja, wenig fehlte, daß nicht der König beim Ausſteigen aus dem Wagen in Paris vom Pöbel gemißhandelt worden wäre. Der Graf von Provence war glücklicher geweſen, und auf einem andern Wege entkommen.

Die verunglückte Flucht brachte den armen König um das letzte Anſehen, und die Cordeliers und Jakobiner drangen ſchon jetzt darauf, ihn abzuſetzen. Dies Mal wurden ſie noch von den Gemäßigtern überſtimmt, die nun aus dem Jakobinerclub austraten, weil ſie ſich ſchämten, mit den wilden Revolutionsmännern zuſammenzuſitzen. Es wurden nun ſtrenge Maßregeln zur Bewachung der königlichen Familie getroffen. Die Königin durfte die Thüre ihres Schlafzimmers nicht mehr zumachen, damit der wachthabende Offizier ſie beſtändig vor Augen habe. Als der König ſie einſt zumachte, öffnete der Offizier ſie ſogleich wieder, und ſagte kalt: „Sie machen ſich eine unnütze Mühe, wenn Sie die Thüre zumachen.“ Indeſſen war die neue Verfaſſung beendigt. Sie wurde dem Könige vorgelegt, und von ihm genehmigt. Sie enthielt ſehr vieles Gute, aber auch ſo viele neue Grundſätze, von denen man noch nicht wußte, ob ſie würden ausgeführt werden können, und das Verderblichſte war, daß man darin ganz deutlich den Grundſatz ausgeſprochen hatte, das Volk habe allein das Recht, unumſchränkt zu gebieten, und dem Könige nur ſo viele Macht einzuräumen, als es wollte. Als der König aus der Nationalverſammlung nach Hauſe kam, ſah er leichenblaß aus, ſo daß die Königin einen Schrei des Entſetzens ausſtieß. Er warf ſich aufs Sopha, bedeckte die Augen mit dem Schnupftuche, und rief ſchmerzlich aus: „Es iſt Alles verloren!“ Die Königin kniete vor ihm nieder, und ſuchte ihn vergebens zu beruhigen.

Die unglückliche Lage des Königs erweckte jetzt überall in Europa Mitleiden. Alle Könige nahmen warmen Antheil an ſeinen Leiden, und wünſchten ihn daraus zu befreien. Ihr gutmüthiger Eifer wurde theils durch die Bitten der ausgewanderten

Prinzen und Anderer vom Adel und der Geistlichkeit, theils durch die Eingriffe der Franzosen in das Eigenthum deutscher Fürsten noch mehr angefeuert. Denn alle die Besitzungen, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen hatten, waren von der Nationalversammlung eingezogen worden.

112. Gefangennehmung des Königs, am 10. August 1792.

Im September 1791 ging die Nationalversammlung aus einander, und an ihre Stelle trat eine zweite, nur aus 747 Mitgliedern bestehend. Jene nannte man die constituirende, weil sie Frankreich eine Constitution (Verfassung) gab, diese die gesetzgebende, weil ihr allein, nicht mehr dem Könige, das Recht zustand, Gesetze zu geben. Die Mitglieder der neuen Versammlung waren fast durchaus Feinde des Königs, junge, kraftvolle Männer, aber ohne alle Welterfahrung. Sie sollten nun das neue Schiff durch alle Klippen eines stürmischen Meeres steuern! Unter ihnen saßen auch viele der wildesten Jakobiner, die recht darauf ausgingen, den König zu quälen und noch mehr zu erniedrigen, und alle Ordnung aufzulösen, um dann die Gewalt an sich zu reißen. Alle Aemter in Paris wurden nun mit wüthenden Jakobinern besetzt. Unter ihnen zeichneten sich jetzt schon durch Wildheit aus: Robespierre, Marat, Danton, Manuel, Pethion und andere Schreckensmänner. An Parteien fehlte es auch in dieser Versammlung nicht, die sich grenzenlos haßten und angriffen; nur im Hasse gegen den König trafen sie zusammen, obgleich der gute Ludwig alles Mögliche that, seinen Unterthanen seinen guten Willen zu zeigen. So erließ er ein Schreiben an seine ausgewanderten Brüder und an die andern vielen Ausgewanderten, zurückzukehren. Natürlich kamen diese aber nicht; denn sie waren froh, ein Land verlassen zu haben, wo alle Ordnung aufgelöset war, und wußten auch, daß der König sie nur zurückrufe, weil die Nationalversammlung es haben wollte. Darauf wurden alle Güter der Ausgewanderten eingezogen und zum Besten der Nation verkauft. — Als zur Feier der Annahme der neuen Verfassung viele Festlichkeiten veranstaltet wurden, besuchte der König das Theater mit seiner Familie. Es kamen in dem Stücke die Worte vor: „Ach! wie sehr

liebe ich meine Gebieterin!" und die Schauspielerin, welche sie sprach, wandte sich dabei mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin. Sogleich erhoben die Jakobiner ein wüthendes Geschrei: „Es giebt keine Gebieterin! keine Gebieter! Hoch lebe die Freiheit!" Es entstand im Parterre eine wüthende Schlägerei, und die Wache mußte geholt werden. Der König aber verließ mit seiner Familie das Haus in tiefer Bestürzung.

Indessen zog sich über Frankreich ein Ungewitter zusammen. Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatten den ausgewanderten französischen Prinzen versprochen, ihnen beizustehen, und besonders war der edeldenkende Gustav III., König von Schweden, gegen die Franzosen aufgebracht. Schon hatte man verabredet, daß Gustav die verbündeten Heere anführen sollte, als er — am 16. März 1792 — auf einem Maskenballe in Stockholm von einem schwedischen Edelmanne, Ankarström, aus Privathaß ermordet wurde.

Die Nachricht von seinem Tode wurde in Frankreich von den Jakobinern mit Frohlocken aufgenommen, denn sie scheuten sich nicht, unverhohlen den Königsmord gutzuheißen. Viele von ihnen wünschten jetzt Krieg, damit die Verwirrung in Frankreich noch größer würde, und da sie wußten, daß sich Kaiser Franz (Leopold II., Josephs Bruder, war am 1. März 1792 gestorben) gegen Frankreich rüstete, so wollten sie ihm zuvorkommen. Ludwig, der Alles, was sie wollten, thun mußte, sprach demnach am 20. April die Kriegserklärung gegen Oestreich aus. Damit wurde eine Reihe von blutigen Kriegen eröffnet, welche mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1815, also über 23 Jahre, gedauert und ganz Deutschland zerfleischt haben. Wer mag die Summe von Menschenglück berechnen, welches in diesen Kriegen unterging? wer bestimmen, wie viele Familien ihr Vermögen oder ihre Söhne dabei einbüßten? —

Die Jakobiner arbeiteten indessen rüstig daran, den König zu stürzen. Nach der neuen Verfassung galt kein Gesetz, bis es der König bestätigt hatte. Jetzt hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß bei Paris ein Lager von 20,000 Mann schlechten Gesindels zusammenzogen, und daß alle die Priester, welchen ihr Gewissen verbot, die Verfassung zu beschwören, aus dem Lande gejagt werden sollten. Diesen Beschlüssen versagte der

König seine Zustimmung. Die Jakobiner beschlossen nun, ihm dieselbe durch einen Aufstand des Pöbels abzunöthigen. Pethion und Andere theilten unter den Pöbel der berüchtigtsten Vorstädte 60,000 Piken aus. Alle trugen eine rothe, lang herunterhängende spitze Mütze, die man die Jakobiner- oder Freiheitsmütze nannte, wodurch sich die blutgierigsten Freiheitsmänner unterschieden. Am 20. Jun. 1792 drang ein Haufe von 40,000 Menschen, aus dem niedrigsten Pöbel, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, mit tobendem Geschrei auf die Tuilerien los und stürzte die Treppe hinauf, gerade nach des Königs Zimmer. Sie hieben die Flügelthüren auf und drangen ein. Der König und die Königin hatten nur sechs Schweizer als Wache bei sich. Er trat den Bösewichtern entgegen, die, von der Majestät seiner Würde wie betroffen, unentschlossen stehen blieben. Aber neue Massen drangen nach, überhäuften beide Majestäten mit Schimpf und Hohn, setzten dem Könige eine Jakobinermütze auf, und verlangten drohend den Kopf der Königin. Andere forderten die Bestätigung jener Beschlüsse der Nationalversammlung. Aber wie groß auch die Todesgefahr für ihn war, so blieb er doch unbeweglich. Als die Anstifter des Tumults die Standhaftigkeit des Königs sahen, erschien Santerre, und führte den Pöbel ab. Auch Pethion kam, und entließ die Rotte, indem er sie lobte, wegen der „Weisheit und Würde," mit welcher sie dem Könige ihr Begehren überbracht hätten.

Diesmal also war der Streich mißlungen; aber das machte die Jakobiner nicht muthlos. Sie, namentlich Pethion, verschrieben jetzt aus Marseille, Brest und anderen Städten des südlichen Frankreichs einen Haufen der nichtswürdigsten Menschen, Galeerensclaven, Lastträger, Banditen, Henkersknechte, alles ausgemachte Bösewichter, die nun unter dem Namen der Föderirten nach Paris kamen, um zu rauben und zu plündern und den Jakobinern zu jedem Gebrechen zu Gebote zu stehen. Am 30. Jul. 1792 hielten sie ihren Einzug. Jetzt war es bei den Cordeliers (den wüthendsten Jakobinern) beschlossen, den König durch Gefängniß oder Ermordung auf die Seite zu schaffen. Auch Pethion war dafür, aber er war in hohem Grade furchtsam, und besorgte daher, wenn durch ihn der Aufruhr geleitet würde und mißlänge, so könnte es ihm den Kopf kosten. Darum wollte er

lieber der Nationalverſammlung eine Bittſchrift zu überreichen, unterſchrieben von 47 Bezirken von Paris, in welcher die Abſetzung des Königs und die Anklage gegen la Fayette verlangt wurde. Dieſer war Befehlshaber des Heeres, welches an der Grenze der Niederlande ſtand, und hatte ſich mit edlem Unwillen gegen die nichtswürdige Behandlung des Königs erklärt. Darum ſollte er geſtürzt werden. Aber die meiſten Stimmen ſprachen ihn am 8ten Auguſt los, wofür die Deputirten beim Weggehen von dem draußen ſtehenden Pöbel beſchimpft wurden. Dies machte ſie ſcheu, ſich über die noch ſchwierigere Frage, den König betreffend, zu erklären, und ſie ließen daher für jetzt die Sache ruhen. Die Cordeliers ſtifteten darum nun einen Volksaufſtand, um dennoch ihren Zweck zu erreichen.

Am Abend des 9. Auguſt wurde die Sturmglocke geläutet. Der Aufruhr wälzte ſich von den Vorſtädten St. Antoine und St. Marceau, wo das ſchlechteſte Geſindel wohnte, nach den Quartieren der Föderirten, die ſich mit jenen vereinigten. Von da ſtürmten ſie nach den Tuilerien. Hier war man nicht unvorbereitet. Die Schweizerſoldaten waren zur Gegenwehr entſchloſſen, und viele Bürgergarden waren zugegen, die das Schloß zu vertheidigen beſchloſſen hatten. Selbſt der feige Pethion war da, und gab ſich das Anſehen, als wache er über die Erhaltung der Ordnung. Aber das war nur Schein; denn er hatte dafür geſorgt, daß alle Vertheidigungsanſtalten unnütz wären. Am Morgen des 10. Auguſt 1792 wurde das Schloß von dem bewaffneten Pöbel angegriffen. Jetzt verſchwand Pethion, und ließ ſich von ſeinen Freunden arretiren, damit er für nichts verantwortlich zu ſeyn brauchte, und als nun die Gefahr am größten war, fand ſich Niemand, der Befehle geben konnte; denn Pethion war nicht da, und den Befehlshaber der Nationalgarde, einen wohlgeſinnten und zur Vertheidigung entſchloſſenen Mann, hatte man aufs Rathhaus gelockt, und ihn dort ermordet. Dennoch wäre gewiß der feige Pöbel von den braven Schweizern zurückgeſchlagen worden, hätte der König nicht ausdrücklich alles Schießen unterſagt. Jetzt erſchien Röderer, eine Magiſtratsperſon, und ſtellte dem Könige vor, die Gefahr überſteige alle Vorſtellung; der König und alle die Seinigen würden unfehlbar ermordet werden, wenn er ſich nicht in den Saal der Nationalverſammlung rettete, welche

in einem Pavillon im Tuileriengarten ihre Sitzung hielt. Dagegen setzte sich die Königin mit Heftigkeit, weil sie glaubte, man wolle nur den König von seinen treuen Vertheidigern trennen. Da trat Röderer mit funkelnden Augen vor sie hin. „Madame!" sprach er, „die Augenblicke sind kostbar. Zaudern Sie noch eine Minute, noch eine Secunde, so ist es unmöglich, für das Leben des Königs, für das Ihrige und das Ihrer Kinder zu stehen." Diese Worte machten Eindruck. „Nun gut!" rief die Königin mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes, „so müssen wir denn auch noch dies letzte Opfer bringen!"

So zogen der König, die Königin, Madame Elisabeth und beide Kinder durch die lange Reihe von Zimmern, zum Schlosse, welches sie nie wieder gesehen haben, hinaus, nach dem Saale der Nationalversammlung. Vor der Thüre desselben versperrte ein Pöbelhaufe ihnen den Weg, und hielt sie über eine Viertelstunde auf. Von allen Seiten schrie man auf sie ein: „Wir wollen keinen Tyrannen mehr! Bringt sie um! Bringt sie um!" Ein gräßlich aussehender Kerl drängte sich ganz nahe an den König, und sagte ihm die schrecklichsten Drohungen ins Gesicht. Endlich ließ man sie ein. Der König setzte sich auf einen Stuhl neben dem Präsidenten, und sprach: „Meine Herren, ich komme hierher, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen. Ich habe geglaubt, daß ich nirgends sicherer seyn könnte, als unter den Stellvertretern der Nation." Bald erhob sich aber ein wildes Geschrei: der König solle sich auf die Bank der Minister setzen. Er that es; aber auch hier, hieß es nun, dürfe er nicht bleiben; er solle in die Loge eines Zeitungsschreibers gehen. Hierhin begab er sich mit seiner Familie, und mußte nun zuhören, wie die Versammlung sich über seine Absetzung berathschlagte.

Nachdem der König die Tuilerien verlassen hatte, ließ die Bürgerwache den Pöbel ungehindert eindringen. Anfangs gaben die Schweizer Feuer, wurden aber bald überwältigt, und nun ermordet, wo man sie fand. Das Schloß wurde erobert und geplündert. Der Mord wälzte sich von Straße zu Straße. Wer als Freund des Königs und der Ordnung bekannt war, wurde in Stücke gerissen, und noch in den folgenden Tagen mordete man die Schweizer, die sich am ersten Tage versteckt hatten.

Die Nationalverſammlung, aus der aber nun faſt alle Gutgeſinnte aus Furcht vor Dolchen und aus Betrübniß über die Tyrannei der Jakobiner weggblieben, ſprach nun die Abſetzung des Königs aus, und es wurde beſtimmt, daß in der jetzigen Gefahr des Vaterlandes ein Nationalconvent zuſammengerufen werden ſollte. Nachdem die königliche Familie drei Tage lang im Hauſe der Verſammlung bewacht worden war, und die Nächte auf der Erde ſchlafend hatte zubringen müſſen, wurde ſie ihrer treuen Diener beraubt, und nach einem alten Gefängniſſe gebracht, welches einſt den Tempelherren gehörte, und davon noch der Tempel hieß. Frankreich war nun eine Republik.

Als die Nachricht von dieſen Ereigniſſen nach dem Heere kam, war la Fayette gleich entſchloſſen, mit ſeinen Soldaten nach Paris zu eilen, um den gefangenen König zu befreien; denn eine freie Verfaſſung hatte er wohl gewünſcht, nicht aber eine völlige Auflöſung aller Ordnung. Aber nicht ſo dachten ſeine Soldaten. Sie weigerten ſich, ihm zu gehorchen. Nun blieb ihm nichts Anderes übrig, als entweder auf dem Blutgerüſte zu ſterben, oder die Flucht zu ergreifen. Er wählte das Letztere und wollte über Holland nach Amerika gehen, wurde aber von den öſtreichiſchen Soldaten aufgefangen, und mußte mehrere Jahre in verſchiedenen deutſchen Feſtungen gefangen ſitzen, bis es ihm gelang, zu entkommen, und nach ſeinem indeſſen beruhigten Vaterlande zurückzukehren, wo er am 20. Mai 1834 ſtarb.

113. Schreckenszeit in Frankreich.

In den folgenden Tagen nach der Gefangennehmung des guten Königs wurde von den Jakobinern eine ſolche Menge von Edelleuten, Geiſtlichen, Magiſtratsperſonen und Gelehrten gefangen geſetzt, daß die gewöhnlichen Gefängniſſe nicht mehr zureichten. Damit aber noch nicht zufrieden, beſchloß die Verſammlung auf Dantons Vorſchlag *), alle Häuſer in Paris genau durch-

*) Dieſer Danton gehörte zu den größten Böſewichtern, welche die Revolution ausgebrütet hat. Er war ein Mann von ſtarkgebautem Körper, vielem Verſtande, und einer teufliſchen Seele, — und doch noch nicht der ärgſte. Marat und Robespierre machten ihm dieſen Rang ſtreitig. Denn ſo empfindungslos ſonſt ſein Herz war, ſo beſaß er doch

ſuchen zu laſſen, ob ſich verdächtige Menſchen darin befänden. Das war ein Geſchäft für den unmenſchlichen Robespierre. Die Thore wurden geſchloſſen, der Generalmarſch geſchlagen, alle Straßen mit Wachen beſetzt, und nun befohlen, daß Jeder bei Todesſtrafe von 6 Uhr an zu Hauſe ſeyn müßte. Das war eine fürchterliche Nacht! In der ganzen Stadt herrſchte Todtenſtille, die nur durch den Tritt der Wachen, und durch das Wimmern und Wehklagen der Familien, denen man geliebte Perſonen entriß, unterbrochen wurde. Dann wurde ein Blutrath niedergeſetzt, die armen Gefangenen zu verurtheilen. Die Hinrichtungen geſchahen durch eine beſondere Maſchine, die Guillotine. Sie war der Maſchine ähnlich, womit man bei uns Pfähle einzurammen pflegt. An dem herabfallenden Klotze war ein ſcharfes Beil, welches dem unten liegenden Unglücklichen in einem Augenblicke den Kopf abſchnitt. So konnte man in einer Stunde eine Menge ums Leben bringen. Eine entſetzliche Arbeit! — Da das Volk, an ſolche Mordſcenen noch nicht genug gewöhnt, zu murren anfing, ſo beſchloſſen die Jakobiner, die Unglücklichen mit Einem Streiche ohne förmlichen Proceß ermorden zu laſſen. Der Pöbel wurde aufgereizt, die Gefängniſſe zu ſtürmen. Gedungene Mörder zogen mit Säbeln, Keulen und Piken nach, um die Ermordung zu vollziehen. Vor jedem Gefängniſſe ſaß ein nichtswürdi-

---

eine zärtliche Liebe für ſeine Mutter und ſeine Frau, und war ſeinen Freunden unverbrüchlich treu. Mit kaltem Blute konnte er über Tauſende das Todesurtheil ſprechen; aber als ſeine Frau aus Gram über ſeine Mordſucht ſtarb, war er nahe daran, ſich vor Kummer das Leben zu nehmen.

Marat war ein häßliches Geſchöpf, ein wahrer Orang-Outang von Geſtalt, von verworfenen Sitten. Früherhin war er Arzt geweſen, jetzt aber einer der wildeſten Cordeliers. Durch pöbelhafte Aufführung und ſchmuzigen Anzug ſuchte er dem gemeinen Volke zu gefallen. Im Convente erſchien er gewöhnlich mit einem ſchmuzigen Schnupftuche, ſtatt des Hutes, um den Kopf gewunden. In ſeinen Flugſchriften predigte er unaufhörlich Aufruhr, Raub und Mord.

Robespierre war ein magerer, dürrbeiniger Menſch, mit Augen ohne alles Feuer. Nur wenn er Todesurtheile ausſprach, glänzten ſie von boshafter Freude. Seine Sprache war ſchwerfällig, ſeine Talente gering, ſein Geiſt ohne Muth und Kraft; und doch hat dies Ungeheuer ein Jahr lang Frankreich mit eiſernem Scepter beherrſcht.

ger Menſch (einer unter dieſen war der berüchtigte Maillard, (ſ. S. 369) mit der Liſte der darin ſitzenden Gefangenen. Dieſe wurden einzeln herausgeſchleppt, und von den bereit ſtehenden Mördern niedergehauen, während Andere die Leichen fortſchleppten *). Dieſe Ermordungen währten vom 2ten bis 7ten September, und man rechnet etwa 7000 Menſchen, die dabei umkamen.

*) Unter den Schreckensſcenen jener Tage hier nur zur Probe eine. Die liebenswürdige Prinzeſſin von Lamballe war, weil ſie eine Freundin der Königin war, auch ins Gefängniß geſetzt worden. Beim Ausbruche der Revolution war ſie glücklich über die Grenze gekommen. Aber als ihr die Königin eine Locke ihrer durch den täglichen Kummer ſchneeweiß gewordenen Haare — obgleich ſie erſt 36 Jahre alt war — in einen Ring gefaßt, geſchickt hatte, mit der Deviſe: „Durch das Unglück gebleicht," ſo war ſie ſogleich, wider den Rath der Königin, nach Paris zurückgekehrt, um mit ihr jedes Schickſal zu theilen. Am 3ten Sept. wurde ſie herausgeſchleppt, um, wie man ihr ſagte, in ein anderes Gefängniß, in die Abtei, gebracht zu werden. Das hieß aber ſo viel, als daß ſie ermordet werden ſollte. Man fragte ſie, ob ſie der Freiheit und Gleichheit Treue, dem Könige und der Königin aber Haß zuſchwören wollte. „Das Erſte will ich gern ſchwören," antwortete ſie, „das Letzte aber vermag ich nicht; denn mein Herz widerſpricht einem ſolchen Eide." — „Bringt Madame nach der Abtei!" rief der Richter den Mördern zu. Zwei Kerle ergriffen ſie, und führten ſie über geſchlachtete Menſchen hinweg, während ein Dritter durch einen Keulenſchlag ſie zu Boden ſtreckte. Dann hieb man ihr den Kopf ab, ſteckte ihn auf eine Pike, und ſchleifte den blutenden Körper durch die Straßen. Ein ſcheußlicher Kerl ging voran; er trug ihr Herz, hatte ſich ihre Eingeweide um den Arm gewunden, und rühmte ſich nachher, ihr Herz aufgegeſſen zu haben. Den Kopf aber trug der Pöbel nach dem Tempel; die Gefangenwärter befahlen dem Könige und der Königin, einmal ans Fenſter zu treten. In dem Augenblicke hob der Pöbel die Pike in die Höhe, und zeigte ihnen den Kopf, den Beide an den blonden Locken ſogleich erkannten. Den König ergriff ein Zittern; er mußte ſich an einen Stuhl halten; die Königin ſank ohnmächtig zu Boden.

Rührend iſt, wie eine gute Tochter ſich um die Befreiung ihres Vaters bemühte. Ein ehrwürdiger Greis, Cazotte mit Namen, ſonſt ein angeſehener Beamter, war auch ins Gefängniß geſchleppt worden. Am 2ten September wurde er vor Maillard geführt, der ihn den Mördern überlieferte. In dieſem Augenblicke ſprang ſeine Tochter, Eliſabeth Cazotte, herbei, warf ſich ihrem Vater um den Hals, und rief: „Erbarmen! Erbarmen! Ihr ſollt meinen Vater nicht tödten, ehe ihr mich nicht umgebracht habt!" Ihre Jugend und Schönheit rührten ſelbſt die

Indeſſen wurden die Mitglieder zu der neuen Verſammlung gewählt, die man den Nationalconvent nannte. Natürlich wurden faſt lauter Demokraten (Freunde der Volksherrſchaft) gewählt, und die blutgierigſten darunter, Robespierre, Marat, Danton, Orleans, Pethion, Collot d'Herbois und andere Ungeheuer, fehlten nicht. Am 21. September 1792 wurde der Convent eröffnet, nachdem die Nationalverſammlung aus einander gegangen war. Das Erſte, was er that, war, daß er die königliche Würde „für ewige Zeiten" abſchaffte, worauf der Pöbel Alles, was an den königlichen Namen erinnern konnte, Bildſäulen, Namenszüge, ſelbſt Benennungen mancher Brücken, Straßen und Plätze vertilgte. Selbſt eine neue Zeitrechnung wurde eingeführt. Man zählte nach Jahren der Republik, und zwar vom 21. September 1792 an. Statt in Wochen theilte man das Jahr in Decaden, jede von 10 Tagen. Uebrigens fehlten auch im Convente Parteiungen nicht. Die Mehrzahl gehörte zu der Partei der gemäßigten Republikaner. Dieſe wurden Girondiſten genannt, weil die Deputirten des Departements der Gironde die Hauptſprecher waren. Die andere Partei waren die Cordeliers, von denen wieder die Jakobiner beherrſcht wurden; und waren auch die Girondiſten die zahlreichſte Partei, ſo wußten doch bald die Cordeliers dadurch die Herrſchaft zu gewinnen,

---

Mörder; das Volk ſchrie: „Gnade! Gnade!" und die Mörder ließen ihn los. Eliſabeth führte unter dem Jubelgeſchrei des Volks ihren alten Vater fort. Das Volk rief: „Wer ſind deine Feinde? Nenne ſie uns, damit wir dich an ihnen rächen." — „Ach!" antwortete Cazotte, „wie ſollte ich Feinde haben? Ich habe nie Jemandem etwas zu Leide gethan." — So kehrte er nach Hauſe zurück, ſobald aber Pethion ſeine Befreiung erfuhr, ließ er ihn wieder verhaften; denn Cazotte hatte einſt in einem Briefe an den König Pethion ſo geſchildert, wie er war. Seine Tochter folgte ihm nach dem Gefängniß, wurde aber trotz der flehentlichſten Bitten nicht eingelaſſen. Man verurtheilte ihn zum Tode. Indeſſen bot Eliſabeth Alles auf, ihn zu befreien. Sie brachte einige Haufen Frauenzimmer zuſammen, die ihre Bitten unterſtützen ſollten. Vergebens! die Helfershelfer Pethions und Robespierres ergriffen ſie, und ſperrten ſie ſo lange ein, bis der Kopf ihres Vaters unter der Guillotine gefallen war. Cazotte ging mit der größten Ruhe zum Tode, ließ ſich eine Locke von ſeinem weißen Haare abſchneiden, und bat, ſie ſeiner geliebten Tochter zu geben. Nur der Gedanke an ihren Schmerz machte ihm den Tod ſchwer.

daß sie weit unverschämter und kühner waren, und die Galerien der Zuschauer mit ihren Anhängern anfüllten. Alles, was sie vorschlugen, wurde von diesen beklatscht; hingegen die Meinungen der Girondisten wurden ausgezischt, und kaum ließ man sie vor Lärmen, Zischen, Pfeifen und Pochen zu Worte kommen. So war Frankreich im Innern in Zwiespalt, während von Außen der Krieg tobte.

Der Krieg mit Oestreich hatte bereits zu Anfange des Jahres 1792 begonnen. Auch die Könige von Preußen und Sardinien nahmen Theil, und die französischen Ausgewanderten, vom Prinzen von Condé angeführt, schlossen sich an. Anfangs machten die Preußen reißende Fortschritte. Sie drangen in die Champagne ein. Hier aber überfiel sie feuchtes Wetter, die Soldaten litten an der Ruhr, und starben haufenweise, und ein geschickter französischer General, Dumouriez, hielt ihre Fortschritte auf. Von nun an folgte Verlust auf Verlust. Man hatte geglaubt, die französischen Soldaten, meist junge Bursche, ohne alle Kriegskenntniß, würden mit leichter Mühe besiegt werden können. Jetzt sah man voll Erstaunen, wie diese Leute überall siegten. Singend gingen sie in den fürchterlichsten Kugelregen; mit der kältesten Todesverachtung griffen sie die Stellungen ihrer Feinde an, welche diese für unüberwindlich gehalten hatten, und war ein Regiment dieser jungen Freiheitsschwärmer aufgerieben, so stand gleich wieder ein neues da. An Leuten fehlte es ihnen nicht; denn alle Landstraßen waren mit jungen Leuten bedeckt, die frohlockend nach den Grenzen zogen, um, wie sie sagten, ihre Freiheit gegen die Tyrannen zu vertheidigen. General Custine nahm Mainz und Frankfurt ein, und Dumouriez besiegte bei Jemappes am 5. und 6. November 1792 die Oestreicher in einer Hauptschlacht, worauf die östreichischen Niederlande, welche so schon Joseph II. den Gehorsam aufgesagt hatten, die Franzosen mit Entzücken aufnahmen. Das Glück macht leicht übermüthig; so auch die Franzosen. In ihrem Leichtsinne sprachen sie der ganzen Welt Hohn. Während sie den Völkern Freiheit und alles mögliche Glück versprachen, schmähten sie auf alle Könige, und hatten es gar kein Hehl, daß sie nächstens alle Throne umzukehren gedächten.

Ihren eigenen König hätten sie jetzt gleich hingerichtet, wenn

ſich nicht die Girondiſten widerſetzt hätten. Des unglücklichen Ludwigs Zuſtand war wirklich recht bejammernswerth. Aller ſeiner treuen Diener beraubt, einen einzigen Kammerdiener ausgenommen, war er faſt immer von den verworfenſten Menſchen umgeben, die ſich eine Freude daraus machten, ihn zu verhöhnen und ſein Herz noch mehr zu zerreißen. Die erſten Wochen ließ man die königliche Familie beiſammen, aber beſtändig von Aufpaſſern beobachtet, damit die Armen nicht einmal den Troſt hätten, ſich durch vertrauliche Geſpräche aufzurichten. Alle Tage bekamen ſie andere Wächter, weil es ja möglich geweſen wäre, daß ſich darunter ein fühlendes Herz gefunden hätte, welches durch den Anblick des ſchuldlos erduldeten Elends erweicht worden wäre. Am 29ſten September wurde dem Könige auch der Troſt, die Seinigen, die ihm im Unglücke doppelt theuer waren, jeden Augenblick zu ſehen, geraubt. Mitten in der Nacht wurde er aus dem Bette geholt, und in ein enges, mit eiſernen Gittern verſehenes Loch, fern von ſeiner Familie, gebracht, und ihm nur erlaubt, beim Frühſtück, Mittags- und Abendeſſen die Seinigen auf kurze Zeit zu ſehen. Der Convent ſtritt ſich indeſſen über ſein künftiges Schickſal. Die Jakobiner wollten ihn ohne Umſtände hingerichtet haben. „Nein!“ ſagten die Girondiſten, „man muß ja ſelbſt jeden Verbrecher hören.“ — „Gut!“ antworteten jene, „dann ſoll der Convent ihn verhören und richten.“ Und dabei blieb es, obgleich Viele ſehr richtig bemerkten, daß ja darin eine ſchreiende Ungerechtigkeit liege, daß Kläger und Richter in Einer Perſon vereinigt wären. Die Zeit brächte der König meiſt damit hin, daß er ſeinen kleinen Sohn unterrichtete, ſo lange er ihn noch bei ſich hatte. Die Frauen beſchäftigten ſich mit Nähen, ob man ihnen gleich alle Scheeren und andere ſchneidende Inſtrumente weggenommen hatte, damit ſie ſich nicht ums Leben brächten. Einmal beſſerte die Prinzeſſin Eliſabeth, die ſich durch ſtilles Dulden und Frömmigkeit beſonders auszeichnete, an dem Rocke des Königs etwas aus, und riß den Faden mit den Zähnen entzwei. „Wie iſt es doch,“ rief der König, „jetzt ſo ganz anders als ſonſt! Auf deinem hübſchen Landſitze zu Montreuil mangelte dir nichts.“ — „Ach! mein Bruder,“ antwortete die ſanfte Prinzeſſin, „wie kann ich irgend einen Mangel fühlen,

wenn ich deine Unglücksfälle theile!" So wissen sich fromme Gemüther in jede Lage zu finden.

Am 11. November 1792 hielt Ludwig eben sein Morgengebet, als er den Generalmarsch schlagen hörte. Dies und das Getümmel auf den Straßen machten ihn stutzig; er fürchtete, daß schon sein Todestag gekommen sey. Bis Mittag war er in dieser peinigenden Ungewißheit. Jetzt trat der Maire ein, und las ihm den Beschluß vor, „daß Ludwig Capet vor die Schranken des Convents gebracht werden sollte, um die ihm vorzulegenden Fragen zu beantworten." — „Capet?" erwiederte der König; „das ist nicht mein Name, wohl aber der Name eines meiner frühern Vorfahren. Aber diese Benennung steht wohl in Verbindung mit der Behandlung, die ich seit einigen Monaten zu erdulden habe." Nach diesen Worten stieg er mit dem Maire in den Wagen, und trat 2 Stunden darauf vor die Schranken. Da stand nun der gute König, sonst Herrscher eines der mächtigsten Reiche Europas, erzogen in Glanz und Ueberfluß, gewöhnt an Unterwürfigkeit, vor einer Versammlung seiner Unterthanen, die mit Hohn und Uebermuth auf ihn herabblickten. In einem einfachen braunen Oberrock, mit unfrisirten Haaren, den Hut in der Hand, mußte er stehen, während seine Kläger und Richter mit bedecktem Haupte saßen. Endlich setzte man ihm einen Stuhl hin. Die Anklage beantwortete er Punkt für Punkt mit solcher Ruhe und Klarheit, daß selbst seine erbittertsten Feinde ihm ihre Achtung nicht versagen konnten, und er unbedingt losgesprochen worden wäre, wenn man nicht seinen Tod bereits fest beschlossen gehabt hätte. Keinen Augenblick verließ ihn der königliche Anstand und die stille Majestät, die in seinem Wesen lag, und schon seine Miene zeigte deutlich das Bewußtseyn der Unschuld. Während seiner Abwesenheit war bis an den Abend seine Familie außer sich vor Bekümmerniß über sein Schicksal gewesen. Sie wußte nicht, warum er abgeführt sey, und betrauerte schon mehrere Stunden seinen Tod, als endlich eine mitleidige Seele ihnen erzählte, daß er unbeschädigt wiederkehren würde. Das geschah zwar, aber von nun an durfte er auch die Seinigen nicht mehr sehen.

Der König hatte um einen gerichtlichen Vertheidiger gebeten. Die Girondisten setzten es durch, daß ihm einer bewilligt

wurde. Er wählte sich den Rechtsgelehrten Tronchet, der sogleich, um seinem Könige diesen gefährlichen Dienst zu erweisen, von seinem ruhigen Landsitze nach der Stadt eilte. Freiwillig bot sich auch der 78jährige, ehrwürdige Herr von Malesherbes dazu an, und Beide nahmen noch einen jüngern Gehülfen, den im J. 1828 gestorbenen de Sèze, dazu. Am 26. December wurden sie vor dem Convente gehört. Malesherbes war zu gerührt, um zu sprechen; nur de Sèze las die lange Vertheidigung ab, zu welcher der König mit derselben Ruhe und Würde, wie das erste Mal, nur wenige Worte fügte. Als sie abgetreten waren, erhob sich wieder ein wüthender Kampf zwischen den Parteien im Convent. Die Maratisten wollten ihn gleich verurtheilt wissen; die Girondisten widersprachen. So währte der Streit über die Art und Weise der Verurtheilung bis zum 17. Januar 1793. Die Jakobiner hatten auf jeden Fall den Pöbel bewaffnet, der drohend den Versammlungssaal umgab; Kanonen wurden aufgefahren, und die ganze Volksmasse war in Bewegung. Nur die Freunde des armen, verlassenen Königs zogen sich in ihre Häuser zurück; ihr bloßer Anblick hätte sie in Todesgefahr gebracht. Es war von jeher üblich gewesen, daß, um einen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, zwei Drittel der Richter dafür stimmen mußten; sonst wurde ihm eine gelindere Strafe bestimmt. Aber die Maratisten konnten, trotz aller Drohungsmittel, nicht darauf rechnen, daß zwei Drittel der Conventsmitglieder für den Tod stimmen würden, und setzten daher durch, daß eine bloße Stimmenmehrheit auch hier entscheiden sollte. Auf jeden Fall hatten sie ihre Maßregeln so genommen, daß ihnen der König nicht entgehen konnte; denn wenn er losgesprochen wurde, so sollten die dazu bestellten Mörder in den Tempel dringen, und die ganze Familie ums Leben bringen. Dazu kam es aber nicht erst; denn 366 Stimmen sprachen für, 361 nur gegen seinen Tod. Hoch jauchzten die Jakobiner auf. Malesherbes hinterbrachte dem Könige zuerst die Trauerbotschaft. „Recht gut!" antwortete Ludwig; „so bin ich doch nicht länger ungewiß." Als ihm am 20. Januar erst das Todesurtheil durch eine Deputation bekannt gemacht wurde, hörte er es gelassen an. „Man thut mir Unrecht," fügte er dann hinzu, „mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe es immer gut gemeint, und aufrichtig das Wohl meiner

Mitbürger zu befördern gesucht." Dann bat er um einen dreitägigen Aufschub, um sich auf den Tod vorbereiten zu können, um einen Geistlichen, und um eine Zusammenkunft mit seiner Familie. Das Erste wurde ihm rund abgeschlagen, die beiden andern Punkte bewilligt. Zum Geistlichen hatte er sich den Abbé Edgeworth (sprich Etschworß) ausersehen. Als dieser eintrat, und ihm die Thränen flossen beim Anblicke des unglücklichen Königs, weinte auch Ludwig, die erste Erleichterung seines gepreßten Herzens. Bald aber faßte er sich wieder. „Entschuldigen Sie," sagte er, „diesen Augenblick von Schwäche. Seit langer Zeit lebe ich mitten unter meinen Feinden; allein der Anblick eines treuen Unterthanen spricht ganz anders zu meinem Herzen. Es ist ein Schauspiel, an welches meine Augen nicht mehr gewöhnt sind, und es versetzt mich wider meinen Willen in Rührung."

Da die Hinrichtung auf den folgenden Morgen festgesetzt war, so beschäftigte er sich den größten Theil des Tages mit Gesprächen über Religion. „Jetzt ist es," sprach er, „die große Angelegenheit, die mich ganz und einzig beschäftigen muß. Ja wohl! die einzige wichtige Angelegenheit, denn was sind alle andere Dinge gegen sie?" — Jetzt wurde er benachrichtigt, daß seine Familie zu ihm gebracht werden würde. Die Zusammenkunft geschah in einem kleinen Zimmer, welches eine Glasthüre hatte, so daß seine Aufseher Alles sehen konnten. Hier ereignete sich eine der rührendsten Scenen, die jemals stattgefunden haben. Auf der einen Seite Entzücken, sich nach langer Trennung einmal wiedersehen und umarmen zu können, und auf der andern der beklommenste Schmerz, sich für dies Leben verlieren zu sollen. Die erste Viertelstunde verging fast ohne Worte, weil Jeder mit seinen Gefühlen allein beschäftigt war. Man hörte nichts als Weinen und Schluchzen und den Schrei des hoffnungslosesten Schmerzes, der bis außerhalb des Thurmes gehört wurde. Alle Fünf jammerten zugleich, und die Stimmen Aller vereinigten sich zu Einem durchdringenden Schrei. Endlich hörte das Weinen auf, weil die Thränen versiegt waren, und nun begann eine ruhige Unterredung, die etwa eine Stunde dauerte, und vermuthlich Tröstungen der Religion enthielt. Ludwig entließ die Seinigen, indem er ihnen Hoffnung machte, sie folgenden Tages wiederzusehen. „Ach!" rief er, als er zu seinem Beichtvater zurück-

kehrte, und ſich in einen Seſſel warf, „welch eine Zuſammenkunft war das! Muß ich denn ſo zärtlich lieben und ſo zärtlich geliebt werden! — Doch es iſt nun vorbei. Ich will nun alles Uebrige vergeſſen, um an jene einzige Angelegenheit zu denken. Sie muß nun alle meine Empfindungen und Gedanken allein beſchäftigen.“ — Als ihm der Beichtvater ſagte, er wünſche ihm das heilige Abendmahl reichen zu dürfen, erheiterte ſich ſein Geſicht, nur beſorgte er, man würde es nicht erlauben. Nach vielen Umſtänden erhielt Edgeworth die Erlaubniß, am folgenden Morgen die heilige Handlung vornehmen zu dürfen. Von 10 bis 5 Uhr ſchlief der König ruhig.

An ſeinem Todestage, den 21. Januar 1793, unterhielt er ſich früh Morgens eine Stunde lang mit dem Beichtvater; dann las dieſer vor einem ſchnell errichteten Altare die Meſſe, und reichte ihm das heilige Abendmahl, während Ludwig andächtig auf den Knien lag. „Mein Gott!“ ſagte er nach Beendigung der Communion, „wie glücklich bin ich, daß ich meine Grundſätze habe! Ohne ſie, was ſollte jetzt aus mir werden? Aber mit ihnen wie ſüß erſcheint mir da der Tod! Ja, es giebt über uns einen unbeſtechlichen Richter, der mir die Gerechtigkeit wird widerfahren laſſen, welche die Menſchen hier mir verweigern.“

Indeſſen dämmerte der Tag, und der Generalmarſch wurde in allen Vierteln geſchlagen. Ludwig blieb ganz ruhig. Kurz darauf ritten Reiterhaufen in den Hof des Tempels; man hörte deutlich die Stimmen der Offiziere und die Hufſchläge der Pferde. Der König horchte, und ſprach gelaſſen: „Es ſcheint, ſie nähern ſich.“ Jetzt wollte er von den Seinigen den letzten Abſchied nehmen; allein ſein Beichtvater ſtellte ihm dringend vor, die herzzerreißende Scene nicht zu erneuern. „Sie haben recht,“ antwortete er; „es würde ihr den Todesſtoß geben. Es iſt beſſer, mir dieſen traurigen Troſt zu verſagen.“ Endlich klopfte man an die Thüre. Es war Santerre mit der Wache, um ihn abzuholen. Noch um einige Minuten Friſt bat er. Dann ſank er auf die Knie nieder, und ſprach: „Alles iſt nun aus! Geben Sie mir Ihren Segen, und bitten Sie Gott, daß er mir bis ans Ende beiſtehe.“ Als das Gebet beendigt war, trat er zu den Leuten, die ihn begleiten ſollten. Er übergab ihnen ſein Teſtament. „Ich empfehle der Gemeine auch meinen Kammerdiener Clery,“ fuhr

er fort, „der mir so treue Dienste geleistet hat. Sorgen Sie doch dafür, daß er meine Uhr und alle meine Sachen erhält. Auch wünsche ich, daß man ihn der Königin, meiner Frau, in Dienst gebe.“ Da Niemand antwortete, sagte er: „Nun laßt uns gehen!“ Der ganze Haufe setzte sich in Bewegung. Als er über den Hof ging, wendete er sich einige Male um, und warf einen Blick auf den Thurm, worin er das Theuerste, was er hienieden hatte, zurückließ. Dann stieg er in den bereitstehenden Wagen mit seinem Beichtvater und zwei bewaffneten Gensd'armen. Vor dem Wagen wirbelten unzählige Trommelschläger, um seine Stimme zu übertäuben. Vier- bis fünfhundert wohldenkende Königsfreunde hatten sich verbunden, den König mit Gewalt zu befreien; aber die Jakobiner hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß das unmöglich war. Bei Todesstrafe war verboten, auf dem ganzen Wege von Tagesanbruch an eine Hausthüre oder ein Fenster zu öffnen. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Bürgerwachen besetzt. Den Wagen umgab eine starke Reiterschaar; selbst Kanonen eröffneten und beschlossen den Zug.

Nach einer Stunde, um 10 Uhr, langte der Wagen auf dem Platze Ludwigs XV. an, in dessen Mitte das Blutgerüste stand. Man hatte diesen Platz ausdrücklich gewählt, weil an ihn der Tuileriengarten stößt, und der König über diesen hinweg das Tuilerienschloß sehen konnte. Der ganze Platz war mit Menschen bedeckt, selbst die Dächer waren dicht mit ihnen besetzt. Rings um das Schaffot bildeten 15 bis 20,000 Soldaten einen großen Kreis, einen engern die Reiterei unter Santerre. Sobald der König merkte, daß der Wagen still hielt, sagte er leise zu Edgeworth: „Jetzt sind wir da, wenn ich nicht irre.“ Sogleich öffnete einer der Henker den Schlag; der König stieg aus, und betrat mit festem Schritte das Blutgerüste, auf welchem die Guillotine stand. Die Henker umringten ihn, und wollten ihn entkleiden. Er aber wies sie mit Hoheit zurück, legte selbst das Kleid ab, band die Halsbinde los, und entblößte den Hals. Jetzt umringten sie ihn aufs neue, um ihm die Hände zu binden. „Was maßt ihr euch an?“ rief er unwillig. „Sie binden!“ antwortete einer. „Mich binden?“ erwiederte Ludwig; „das werde ich nie zugeben. Thut, was euch befohlen ist; aber

binden werdet ihr mich nicht." Die Henker beſtanden darauf, und machten ſchon Miene, Gewalt zu gebrauchen. Da erinnerte ihn der Beichtvater an das Beiſpiel Jeſu, und bat, nicht länger zu widerſtreben. „Ja!" rief Ludwig, „ſein Beiſpiel iſt mehr als hinlänglich, um mich der neuen Schmach zu unterwerfen. Thut, was ihr wollt," ſagte er, ſich zu den Henkern wendend, „ich werde den Kelch bis auf die Neige trinken." Jetzt trat er an den Rand des Gerüſtes. Er winkte, und die Trommler hielten ein. „Franzoſen!" rief er ſo laut, daß es über den weiten Platz hinſchallte, „ich ſterbe unſchuldig an alle den Verbrechen, deren man mich anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr vergießen wollt, nie über Frankreich komme." Er wollte mehr ſagen, aber Santerre ſtürzte mit dem Degen in der Fauſt auf die Trommler zu, und befahl ihnen, alle Trommeln zu rühren. Die Henker ergriffen jetzt ihr Opfer, und legten ihn unter das Beil. Der Beichtvater kniete neben ihm. „Sohn des heiligen Ludwig," rief er ihm ins Ohr, „ſteige hinauf zum Himmel!" Das Beil fiel, und machte im Augenblicke ſeinen Leiden ein Ende. Einer der Henker zeigte den Kopf dem Volke, welches, ergriffen von der entſetzlichen That, die es eben geſehen hatte, in tiefer Stille beharrte, bis Einige das Geſchrei: „Es lebe die Republik!" hören ließen, und Viele endlich jubelnd einſtimmten. Manche aber drängten ſich zum Blutgerüſte, um einige Tropfen ſeines Blutes aufzufaſſen, und als theure Reliquie zu verwahren. „Wenn einſt," ſagt der berühmte Necker, „die blutigen Reſte ſeiner Leiche," die man in einem Korbe in dem Magdalenen-Kirchhofe zwiſchen lebendigem Kalk verſenkte, „bis auf die letzte Spur verſchwunden ſeyn werden, wird man noch dieſe Reſte ſeines Daſeyns wie Reliquien von einem Märtyrer und Heiligen verehren, und mit Thränen der ſtaunenden Nachwelt ſagen: Dies iſt ein Tropfen von dem edlen Blute, welches Ludwig, einer der redlichſten Könige von Frankreich, das Opfer einer himmelſchreienden Bosheit, auf dem Blutgerüſte vergoß. Er war ein herzensguter König. Sein Volk liebte er, wie ein Vater ſeine Kinder, und ſeine Gegenliebe zu verdienen, war ſein größter Ehrgeiz. Das Gute that er, wo und ſobald man es ihm zeigte. Er war der leidenden Menſchheit Hülfe. Aus der Leibeigenſchaft zog er den Landmann, er be-

freite ihn vom Frohndienste. Er schaffte die Folter in seinem ganzen Reiche ab; den Hospitälern und Gefängnissen gab er eine bessere Einrichtung; die Protestanten setzte er wieder in ihre bürgerlichen Rechte ein; das Seewesen schuf er neu; wo er sah, daß seine Hülfe nöthig sey, da half er gern und willig. Sein ganzes Leben war ein fortgesetztes Wohlthun, sein Wille jederzeit der beste, sein Gewissen rein, und nie durch eine wissentliche Uebelthat befleckt, und wo er fehlte, da fehlte er aus Gutmüthigkeit. Er büßte nicht für seine eigenen Schulden; er büßte für die Schulden seiner Väter, und hätte sicher auch für diese nicht geblutet, hätte ihn nicht die Herzensgüte abgehalten, strenge Mittel gegen seine Feinde anzuwenden. Sein Volk war während seiner letzten Jahre gegen ihn verblendet, und überließ den guten König der wüthenden Verfolgung seiner Feinde. Er starb als Märtyrer seiner Bürgertugenden. Jetzt nach so vielen Jahren, da seine blutige Leiche längst vermodert ist, trauert noch das ganze Vaterland über die Blutschuld, mit welcher es durch seinen Tod beladen ward, und jeder gute Bürger spricht jetzt noch seinen Namen mit wehmüthiger Ehrfurcht aus. Zu seinem Grabe wallfahrtet man als zu dem Grabe eines Märtyrers, und huldigt unter Thränen seinen Tugenden. Das arme Opfer seiner Gutmüthigkeit!"

Ludwig war erst 39 Jahre alt, als er den Todesstreich empfing. Die Königin befand sich nach der unglücklichen Zusammenkunft mit ihm in dem bedauernswürdigsten Zustande. Sie hatte kaum Kraft genug, den armen Dauphin zu entkleiden. Sie warf sich unentkleidet aufs Bette; man hörte sie die ganze Nacht vor Fieberfrost und Schmerz zittern und wimmern. Am andern Morgen hoffte sie von Minute zu Minute, daß sie zur Zusammenkunft mit dem Könige gerufen werden würde. Sie hoffte so lange, bis das lärmende Freudengeschrei des Pöbels ihr zeigte, daß das Verbrechen vollführt sey. Dann bat sie, man möchte den Kammerdiener Clery zu ihr lassen. Sie hoffte, er würde Aufträge an sie haben. So war es auch. Der König hatte ihm aufgetragen, ihr den Trauring mit den Worten zu übergeben: er trenne sich nur mit dem Leben von diesem Ringe. Auch hatte er ein Paket mit Haaren für sie, welche den verschiedenen Personen seiner Familie angehört hatten, und ihm besonders werth

gewesen waren. Aber ihre Feinde waren hart genug, ihr diesen Trost zu versagen.

Die Nachricht von der Ermordung des Königs machte nirgends in Frankreich stärkern Eindruck, als in der Vendée, einem kleinen Districte längs dem atlantischen Meere, zwischen den Mündungen der Garonne und der Loire. Das hier wohnende arme Völkchen, welches schon bisher mit Schaudern die neuen Umwälzungen in Paris aus dem Munde der Edelleute und Geistlichen erfahren hatte, ergriff bei der Nachricht von der Hinrichtung seines geliebten Königs die Waffen, und so entzündete sich hier ein Bürgerkrieg, der viele Jahre mit äußerster Wuth zwischen den Vendéern und den Republikanern geführt wurde. Aber auch im ganzen übrigen Europa fühlte man tiefen Abscheu über das große Verbrechen. Alle Fürsten riefen sogleich ihre Gesandten ab, und ganz Europa, Dänemark, Schweden und die Türkei ausgenommen, bekriegte ein Volk, welches sich von allen Grundätzen der Rechtlichkeit losgesagt hatte. Aber je allgemeiner der Krieg gegen Frankreich wurde, desto heftiger erhob sich auch im Convente der Kampf zwischen beiden Parteien. Da sich die Jakobiner auf die höchsten Bänke des amphitheatralisch gebauten Saales zu setzen pflegten, die Girondisten aber auf den untern saßen, so nannte man jene den Berg, diese das Thal. Jener hatte den Plan, den nichtswürdigen Orleans, der sich jetzt, um dem Pöbel zu schmeicheln, nicht mehr Herzog, sondern Orleans-Egalité nannte, als Dictator an die Spitze der Republik zu stellen, und da die Girondisten widersprachen, so hatten schon die Jakobiner ihre Maßregeln getroffen, alle Girondisten und Minister ermorden zu lassen. Aber in dem Augenblicke, als schon die Mörderhaufen unterwegs waren, mißlang der ganze Streich. Die auserseheuen Schlachtopfer flüchteten und verbargen sich, und Orleans — bekam plötzlich aus Angst, daß es mißlingen könnte, einen Fieberfrost, und fiel in Ohnmacht. Nun wurde er seinen eigenen Anhängern zum Gespötte. Robespierre gab ihn auf, um sich selbst zum Dictator zu erheben. Er und Danton ließen ihn gefangen setzen und nach Marseille abführen, wo er so lange in Ketten lag, bis es Robespierren gefiel, ihn wieder nach Paris zu rufen, um ihn da hinrichten zu lassen. Wenige dieser Böswichter haben die Revolution überlebt; fast alle starben, wie sie

es verdienten, eines gewaltsamen Todes. — Jetzt gingen Robespierre und Danton mit raschen Schritten auf die Herrschaft los. Sie errichteten ein Revolutionstribunal, welches über Alle, die ihnen verdächtig waren, ein schnelles Todesurtheil aussprechen sollte, und einen Wohlfahrtsausschuß, dem alle Gewalt übertragen wurde. Er bestand aus neun Personen, alles Jakobiner, und Robespierre wurde Präsident! Nun konnte er recht seinem Blutdurste und seiner kalten Grausamkeit nachhängen; es war, als wenn eine Tigerseele in einen Menschenkörper gefahren wäre. Danton und Marat standen ihm getreulich zur Seite. Marat äußerte einmal im Convente, es müßten erst 250,000 Köpfe fallen; eher sey an die Rettung der guten Republik nicht zu denken. Vergebens machten die Girondisten Versuche, sich gegen den Berg zu behaupten. Am 22. Jun. 1793 wurden 22 gemäßigte Deputirte und mehrere andere Personen von derselben Partei, durch Hülfe des bewaffneten Pöbels, gefangen gesetzt und bald darauf hingerichtet. Andern gelang es, sich in die Provinzen zu retten. Bordeaux, Toulon, Marseille und Lyon erklärten sich gegen die blutige Herrschaft der Jakobiner. Sie jagten ihre jakobinischen Magistrate weg, und wählten sich solche, die gemäßigt dachten, und so sah man auf vielen Punkten Frankreichs den Bürgerkrieg gähren.

Um diese Zeit wurde Marat mitten in seinen verbrecherischen Entwürfen von einem muthvollen 25jährigen Mädchen, Charlotte Corday, aus Caen in der Normandie, ermordet. Mehrere ihrer theuersten Verwandten waren auf sein Anstiften hingerichtet worden. Sie entwarf den Plan zur Rache, die durch das Lesen der römischen Geschichte noch mehr genährt wurde. Sie reiste nach Paris, wurde zwei Mal im Hause Marat's abgewiesen, erhielt endlich am 13. Jul. Zutritt, und als er eben die Namen einiger nach Caen geflüchteter Deputirten, die sie ihm zum Schein genannt hatte, mit den Worten aufschrieb: „all diese sollen ihre Empörung auf dem Blutgerüste büßen!" — zog sie ein Messer aus dem Busen, und stach es ihm so schnell ins Herz, daß er mit dem Schrei: „mir das?" augenblicklich todt zu Boden sank. Ruhig ließ sie sich verhaften, und starb vier Tage später mit großer Heiterkeit. War ihre Handlung recht? — Uebrigens wurde durch den Tod Marat's in der Sache nichts

geändert. Robespierre war im Gegentheil recht froh, seiner entledigt zu seyn. Es wurde jetzt eine neue Verfassung entworfen und angenommen. Wie konnte aber eine so flüchtig verfertigte Arbeit Bestand haben? Ueberdies band sich auch Robespierre nicht weiter daran. Einer großen Gefahr, die ihm durch Dumouriez drohte, wurde er jetzt glücklich überhoben. Dieser General war von den Oestreichern zurückgedrängt worden. Das galt als ein Verbrechen. Es wurden sogleich vier Conventsdeputirte mit dem Kriegsminister in sein Lager geschickt, ihn gefangen zu nehmen. Allein er war auf den Fall gefaßt; er ließ seinerseits die Herren verhaften, und schickte sie an die Oestreicher, mit denen er damals gerade in Unterhandlung stand. Er hatte nämlich den Plan, sein Heer mit dem östreichischen zu vereinigen, und beide sollten dann nach Paris marschiren, und die Jakobiner verjagen. Der Plan hätte viel Böses verhindert, wenn er nicht gescheitert wäre. Aber seine Truppen weigerten sich, ihm zu gehorchen. Er mußte nun eiligst fliehen, und entkam nur mit genauer Noth in Gesellschaft einiger treuen Offiziere, unter denen sich auch der Sohn des Herzogs von Orleans befand, derselbe, der im August 1830 den Thron unter dem Namen Ludwig Philipp I., König der Franzosen, bestieg. Späterhin ging Dumouriez nach England, wo er im J. 1823 in hohem Alter gestorben ist.

Auf allen Grenzen waren die französischen Heere unglücklich; im Innern wüthete der Bürgerkrieg, und in Paris herrschte Mord und Verwirrung. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Frankreich bald dem Allen unterliegen müßte? Aber ein außerordentliches Mittel rettete es wider alle Erwartung. Robespierre und seine Consorten richteten in dieser drohenden Gefahr eine revolutionäre Regierung ein, die bis zum Frieden dauern sollte. Die neue Verfassung wurde aufgehoben, der Convent seiner Macht beraubt, und dagegen alle Gewalt zweien Ausschüssen, dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschuß, ertheilt. Diese neue Macht sollte von Niemandem abhängen, kein Gesetz sie binden, ihr Alles erlaubt seyn, willkürlich sie über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger gebieten dürfen. Welche furchtbare Regierung! Und das Schrecklichste war, daß an der Spitze derselben die blutgierigsten moralischen Ungeheuer standen. Welche Greuel waren von ihnen nicht zu erwarten? — Diese Besorgniß

traf leider auch ein. Frankreich wurde zwar gegen die andringenden Feinde gerettet, aber nur durch Ströme von Blut, und gewiß gab es nicht leicht eine Familie, welche in jener Schreckenszeit nicht eins oder mehrere ihrer Mitglieder unter der Guillotine oder im Kriege verloren hätte.

Der Schrecken sollte die innern und äußern Feinde zermalmen. Daher nennt man diese Regierung den Terrorismus. Im Innern herrschte Robespierre; die Führung des Kriegs überließ er einem geschickten Offiziere, dem General Carnot. „Ganz Frankreich," so lautete der Befehl, „wird ein einziges großes Lager; jeder Einwohner gehört dem Kriegsdienste an. Sobald die Sturmglocke gezogen wird, steht das Volk in Masse auf. Unverheirathete und Wittwer ohne Kinder ziehen an die Grenzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel zu; die Weiber sorgen für die Kleider der Soldaten, und die Kinder zupfen Charpie." Wie unklug! Wer sollte denn die ungeheuern Menschenmassen anführen? Woher sollten die Lebensbedürfnisse kommen? Wer sollte Acker und Gärten bebauen, wer in Fabriken arbeiten, wer die kleinen Kinder warten, wer die Wirthschaft führen? Das sah man auch bald ein, und theilte nun die ganze Masse in drei Abtheilungen, wovon nur die eine, junge Leute von 18 — 25 Jahren, gegen den Feind marschiren mußte. Nun ergoß sich stromweise die junge Mannschaft an die Grenzen, von wildem Muthe beseelt; die Generale führten sie von Sieg zu Sieg; denn sie mußten siegen, wenn ihnen ihr Leben lieb war. In ganz Frankreich waren 200,000 Arme Tag und Nacht beschäftigt, Waffen und Pulver zu bereiten. Bald hatte der Krieg eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die andringenden feindlichen Heere sahen sich plötzlich aufgehalten, und ehe ein Jahr verging, waren die französischen auf allen Punkten siegreich.

Auch im Innern wurden die unzufriedenen Städte bald unterworfen; Marseille zuerst, später Lyon, Toulon und andere Städte. Ueberall wurden die empörendsten Grausamkeiten an den wehrlosen Bürgern verübt. Man schickte, nachdem schon Alles unterworfen war, die teuflischsten Menschen als Deputirte hin, um Rache zu üben. Nach Lyon kam der Unmensch Collot d'Herbois. Vor der Revolution war er hier als Schauspieler einmal ausgepfiffen worden; dafür wollte er nun eine blutige

Rache nehmen. Es wurde über die unglückliche Stadt das Urtheil ausgesprochen: daß sie von Grund aus zerstört, und die Einwohner als Königlichgesinnte zur Strafe gezogen werden sollten. Die Zerstörung fing an, und nach fünf Monaten zeigte nur noch ein ungeheurer Schutthaufen, wo diese Stadt, voll der schönsten Gebäude, mit mehr als 100,000 Einwohnern, der Sitz der blühendsten Sammet- und Seidenmanufacturen, gestanden hatte. Indessen hatte Collot die reichsten Einwohner einkerkern lassen, und ließ sie nun hinrichten. Anfangs starben ihrer täglich unter der Guillotine; aber diese Todesart ging ihm zu langsam; er ließ sie daher zu Hunderten vor die Mündungen der Kanonen stellen, und mit Kartätschen niederschmettern, oder von der Brücke in die Rhone stürzen *). — Ein anderes Ungeheuer, Carrier, wüthete auf ähnliche Weise in Nantes gegen die gefangenen Vendéer. Die gewöhnlichen Todesarten genügten seiner Bosheit nicht; er sann auf neue Martern. So ließ er eigene Fahrzeuge mit Fallthüren bauen, die er mitten auf der Loire öffnen ließ, wodurch die Unglücklichen in den Fluß hinabstürzten. Auch wurden wohl zwei und zwei auf seinen Befehl zusammengebunden, und so ins Wasser geworfen. Die Soldaten, welche in die Vendée eindrangen, verfuhren hier, so wollte er es, mit empörender Unmenschlichkeit. Städte, Dörfer und Schlösser wurden verbrannt, und die Einwohner ermordet; die ganze Vendée schwamm in Blut. Nicht viel besser ging es in Bordeaux, obgleich diese Stadt sich schon früher dem Convente wieder unterworfen hatte. Eben so in Marseille, wo die vornehmsten Bürger haufenweise unter der Guillotine bluteten. Toulon hatte sich aus Angst den Engländern und Spaniern in die Arme geworfen. Nach einer harten Belagerung, bei welcher die Geschichte zuerst des jungen Napoleon Bonaparte erwähnt, wurde die Stadt eingenommen, die Fremden ließen sie im Stich, und die armen Einwohner wurden wie die der übrigen Städte behandelt, wobei Bonaparte keine ehrenvolle Rolle spielte. Er ließ die Königlichgesinnten zu Hunderten durch Kartätschenfeuer ermorden, und dann wurde die Stadt der Erde gleich gemacht.

*) Siehe mein Handbuch d. Geographie für höhere Töchterschulen, Th. II. S. 190.

Während die französischen Heere Siege auf Siege erfochten drückte eine eiserne Tyrannei das Volk zu Boden. Wer nicht Jakobiner war, wurde für verdächtig erklärt; wer sich durch Talente, Tugend, Gelehrsamkeit oder Wohlhabenheit auszeichnete, war keinen Augenblick sicher, ins Gefängniß gebracht zu werden, und wer hier einmal war, wurde nicht leicht wieder frei, sondern endigte unter der Guillotine, die jetzt den ganzen Tag in Bewegung war. Es schien, als wären die gräßlichen Zeiten unter Tiber, Caligula und ähnlichen Ungeheuern wiedergekommen. Die öffentlichen Gefängnisse reichten nicht mehr hin; jedes öffentliche Gebäude wurde zum Kerker eingerichtet. Täglich wurden größere oder kleinere Haufen ohne weitere Untersuchung auf Karren nach dem Richtplatze geführt. Eine Thräne, die man über die Hinrichtung eines theuren Verwandten vergoß, und die von den lauernden Kundschaftern bemerkt wurde, oder ein Blick des Mitleids, auf ein vorbeigeführtes Schlachtopfer geworfen, war schon hinlänglich, Jemand auf die Liste der Geächteten zu bringen. Gutgekleidete Leute wurden für verdächtig gehalten, und konnten froh seyn, wenn sie dem Gefängnisse und dem Tode entgingen. Menschen dagegen mit schmuziger Wäsche, in zerlumpten und schmuzigen Kitteln, mit ungekämmten, fliegenden Haaren, eine Jakobinermütze auf dem Kopfe, mit zerrissenen Beinkleidern, wurden als ächte Vaterlandsfreunde gepriesen. Man nannte solche Lumpenkerle Sansculotten, und sie hielten diese Benennung für einen Ehrentitel. So war es nicht allein in Paris, sondern in allen Städten. Ueberall waren Revolutionstribunale und Guillotinen.

Vor allen suchten Robespierre und Danton sich Derer zu entledigen, die sie für ihre offenen oder heimlichen Feinde hielten. So wurden an einem Tage 42 Conventsdeputirte, an einem andern gar 73 guillotinirt. Nun wurde auch der unglücklichen Königin der Proceß gemacht. Nach der Hinrichtung des Königs hatte sie anfangs noch im Tempel gefangen gesessen, wo man fortfuhr, sie auf alle Weise zu kränken. Am 3. Juli 1793 erschienen Magistratsbeamte, und theilten ihr den Beschluß mit, daß der Dauphin von der Familie getrennt, und in ein noch engeres Gefängniß gebracht werden solle. Der Kleine warf sich in die Arme seiner Mutter, und bat mit Thränen und lautem Ge-

ſchrei, ihn doch nicht von ihr zu trennen. Die Königin war wie vom Donner gerührt. Sie wehrte ſich wie eine Löwin, der man die Jungen rauben will. Sie ſtellte ſich vor das Bette, in welchem das Kind lag, und ſchwur, eher zu ſterben, ehe ſie es fahren ließe. Die Beamten drohten und ſchimpften; eine Stunde war darüber vergangen. Jetzt erklärten ſie, ſie müßten das Kind todt oder lebendig haben. Das ſchlug an. Eliſabeth und die junge Prinzeſſin kleideten ihn an, weil es der Königin dazu an Kraft gebrach. Dann führte ſie ihn ſelbſt den Beamten zu, nachdem ſie ihn in einem Strome von Thränen gebadet hatte; denn ſie ſah voraus, daß ſie ihn nie wiederſehen würde. Von nun an wurde ihr und den Prinzeſſinnen auch alle Bedienung entzogen; ſie mußten ihr Gefängniß ſelbſt ausfegen, und ſelbſt die Betten machen. Am 2. Auguſt wurden ſie unvermuthet des Morgens um zwei Uhr geweckt. Es waren Beamte, welche der Königin den Beſchluß vorlaſen, ſie nach der Conciergerie zu bringen, einem finſtern, und für ſchwere und gemeine Verbrecher beſtimmten Gefängniſſe. Ohne die Farbe zu verändern, hörte ſie das Urtheil an, während die Prinzeſſinnen laut ihren Schmerz äußerten. Man durchſuchte ihre Taſchen, und nahm, bis auf ein Schnupftuch, Alles, was ſie hatte. Dann ermahnte ſie ihre Tochter zur Standhaftigkeit, wies ſie an, ihre Baſe als ihrer zweiten Mutter zu folgen, und verließ ſchnell das Gefängniß. In der Conciergerie erhielt ſie das ſchmuzigſte, feuchteſte und ungeſundeſte Loch; man unterſagte ihr alle Arbeit, ſelbſt das Stricken, unter dem Vorwande, daß ſie ſich mit den Stricknadeln das Leben nehmen könnte. Am 13. October wurde ſie vor das Revolutionsgericht geführt, und am 16. October auf demſelben Karren, der alle Verurtheilte hinausführte, nach der Guillotine geſchleppt, wo ſie mit ſtandhaftem Muthe ihre langen Leiden endigte *).

*) Die Kammer, welche der Königin zum Gefängniß diente, iſt jetzt zu einer Capelle eingerichtet. Man ſieht hier eine Grabſäule von weißem Marmor, an deren Fuß die Worte der Königin, welche ſie vor ihrem Tode an die Prinzeſſin Eliſabeth ſchrieb, eingegraben ſind: „Möge mein Sohn nie die letzten Worte ſeines Vaters, die ich ihm hier ausdrücklich wiederhole, vergeſſen: er trachte nimmer danach, unſern Tod zu rächen; ich vergebe allen meinen Feinden das Böſe, daß ſie mir zugefügt haben.“

Am 6. November 1793 hauchte auch Orleans seine schwarze Seele aus. Selbst von seinen ehemaligen Anhängern tief verachtet, war er auf Robespierre's Befehl aus dem Gefängnisse von Marseille nach Paris gebracht worden. Hier sah er sich von aller Welt verlassen. Sein Todesurtheil hörte er mit stumpfer Gleichgültigkeit an; das Leben war seiner schuldbewußten Seele eine Last. Er starb ohne Erschütterung, mit der Gleichgültigkeit eines gänzlich abgespannten Gemüths. Von nun an war das Morden durch die Guillotine an der Tagesordnung; auch Frauen, selbst Kinder starben darunter. Endlich erklärte Danton: jetzt sey Revolution genug; man müsse endlich stille stehen. Dem widersprachen die wildesten Jakobiner, und meinten, die Revolution sey noch lange nicht zu Stande. Robespierre freute sich über diesen Zwiespalt des Berges, und wußte lange nicht, zu welcher Partei er sich schlagen sollte. Plötzlich aber ließ er am 12. März 1794 die ärgsten Schreier der ersteren Partei gefangen nehmen und hinrichten. Auch mit Danton war seine Freundschaft bald zu Ende, seitdem er wußte, daß Danton des Mordens überdrüssig war, und ihn stürzen wollte. Schon hatte Danton den Tag dazu bestimmt, als Robespierre in der Nacht vorher sich Dantons und anderer Jakobiner am 31. März 1794 bemächtigen ließ. Der Proceß dauerte nur einige Tage. Danton starb mit Verwünschungen Robespierre's, dem er einen ähnlichen Tod weissagte. Einige Wochen darauf starb den Märtyrertod auch Ludwigs XVI. Schwester, die tugendhafte Elisabeth. Sie war ein stetes Vorbild aller Tugenden. Seit ihrem 15ten Jahre hatte sie sich ganz Gott gewidmet, und alle irdischen Wünsche und Gedanken fahren lassen.

Nun stand der schreckliche Robespierre auf der größten Höhe. Er beherrschte den Wohlfahrtsausschuß, und dieser wieder ganz Frankreich. Der Convent wurde gar nicht mehr befragt. Alles zitterte vor Robespierre, dessen bloßer Name schon die Zungen lähmte. Uebrigens hatte Dantons Beispiel gelehrt, daß Keiner seiner sogenannten Freunde mehr vor ihm sicher sey, und daß Der am meisten zu fürchten habe, welcher ihm am nächsten stehe. Dennoch wagte Keiner ihn anzugreifen, so lange er noch vom Volke geachtet wurde; denn dieses lobte an ihm seine Mäßigkeit und Einfachheit. Ob ihm gleich alle Reichthümer zu Gebote

ſtanden, ſo ſchwelgte er doch nicht. Er wohnte noch in demſelben kleinen Hauſe, in dem er früher gewohnt hatte, und kleidete ſich eben ſo einfach als ſonſt. Aber durch ſeine Angriffe gegen die Religion machte er ſich endlich verächtlich. Von Religion konnte bei den Revolutionsmännern überhaupt nicht die Rede ſeyn; wie hätten ſie ſonſt ſolche Greuel begehen können? Aber auch über den äußern Anſtand ſetzten ſie ſich bald hinweg. Die kirchlichen Geräthe wurden hinweggenommen, der Katholicismus abgeſchafft, und die Abgeordneten von Paris erklärten, ſie brauchten keine Prieſter, keine Kirchen, keinen Gottesdienſt mehr. Dagegen ſollten der Vernunft künftig Altäre gebaut, und die große Notredamekirche zum Tempel der Vernunft eingerichtet werden; und doch ſtand es mit der Vernunft dieſer Leute gerade ſo ſehr ſchwach. Am 10. November 1793 wurde auch ein großes Feſt der Vernunft gefeiert, an welchem der ganze Convent feierlich nach dem neuen Vernunfttempel zog. Das Beiſpiel wirkte; in ganz Frankreich ſchaffte man die chriſtliche Religion ab, und bekannte ſich zum Dienſte der Vernunft. Fromme Gemüther zogen ſich in die Stille zurück, und feierten hier ihren Gottesdienſt, die Verblendung des großen Haufens beklagend. Hier und da murrte auch ſelbſt das gemeine Volk; die Macht der erhaltenen religiöſen Erziehung ließ ſich doch nicht mit einem Male vernichten. Da trat Robespierre am 4. Mai 1794 auf, hielt eine lange, abgeſchmackte Rede, und erklärte darin, er wollte hiermit dem Urheber der Natur ſeine Exiſtenz, und der menſchlichen Seele die Unſterblichkeit wiedergeben. So unklug auch das franzöſiſche Volk war, ſo lachte doch Jeder über die Albernheit des Dictators, und von nun an wurde er allgemein verächtlich. Hätte dieſes moraliſche Ungeheuer Mitleiden verdient, ſo hätte man ihn jetzt bemitleiden müſſen; denn er ſelbſt befand ſich auf dem Gipfel der Macht in einem betrübten Zuſtande. Seine Einbildungskraft führte ihm fürchterliche Schreckbilder vor, weil er Keinem mehr traute, und die Furien ſeines Gewiſſens ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er ſah um ſich nichts als die blutigen Leichen ſeiner unzähligen Schlachtopfer, und Dolche, die gegen ſeine Bruſt gezückt würden. Er hörte nichts als das Wimmern und Angſtgeſchrei der Unſchuldigen, die in die Gefängniſſe und zum Richtplatze geführt wurden, auch mitunter Stimmen aus Gräbern,

die ihm fluchten, und ihn zu ſich riefen. Gelb und bleich irrte er ohne Raſt umher, und wußte zuletzt kaum noch, was er that. Jeden, den er ſah, ſtarrte er als einen Verräther an, und traute ſich zuletzt kaum noch, ohne Begleitung auszugehen. Jetzt verbreitete ſich das Gerücht: er wolle 47 ſeiner mächtigſten Anhänger ſtürzen. Schnell traten dieſe zuſammen, und beſchloſſen, ihm zuvorzukommen.

Am 27. Jul. 1794 hatten Robespierre und ſeine Gehülfen beſchloſſen, den Angriff gegen jene 47 auszuführen. St. Juſt, einer der böſeſten Menſchen, trat auf, und äußerte, man müſſe, um die Gebrechen der Republik zu heilen, einige krebsartige Glieder abſchneiden. Bei dieſen Worten erhoben ſich hundert Stimmen gegen ihn, und Tallien und Billaud von Varennes klagten Robespierren an, nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben. Dieſer ſtürzte, bleich wie der Tod, auf den Rednerſtuhl, verſuchte, ſich zu vertheidigen, ſprach Anfangs nichts als Worte ohne Sinn, und endlich wurde ſeine Stimme durch das Geſchrei: „Herunter mit dem Tyrannen!" zum Schweigen gebracht. Nun wurde die Verhaftung Robespierre's und ſeines Anhangs beſchloſſen. Dies gelang auch Anfangs; aber der Theil des Pöbels, der ihm anhing, befreite ihn wieder, und nun begann ein verzweifelter Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dem Convente und Robespierre, der ſich mit den Seinigen auf dem Rathhauſe befand. Den ganzen Tag und den folgenden läutete die Sturmglocke; bewaffnete Haufen zogen durch die Straßen, und lange blieb es ungewiß, welche Partei obſiegen würde. Endlich, erſt am andern Tage, gelang es dem Convente, den größten Theil der bewaffneten Bürger zu gewinnen. Das Rathhaus wurde erſtürmt; Robespierre's Bruder, ein nichtswürdiger Menſch, ſprang zum Fenſter hinunter, und brach ein Bein; er ſelbſt ſchoß ſich eine Piſtole vor den Kopf, zerſchmetterte ſich aber nur einen Kinnbacken, und wurde, in ſeinem Blute ſchwimmend, gefangen fortgeführt. Ein Anderer verſuchte ſich den Kopf an der Mauer einzuſtoßen, und noch Andere wurden aus Schränken, Kaminen und geheimen Gemächern, wohin ſie ſich verſteckt hatten, zuſammengeholt. Am folgenden Tage ſchon, den 28. Jul. 1794, ſtarben alle dieſe Erzböſewichter, 22 an der Zahl, unter der Guillotine, Robespierre mit der gemeinſten Feigheit. Schon als er auf

dem Karren durch die Straßen geführt wurde, saß er einem Todten ähnlich da, starrte vor sich hin, und hörte nicht mehr die Verwünschungen, die das Volk gegen ihn ausstieß, das, laut jubelnd und ihn verwünschend, nebenher lief. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker das Tuch herunter, das er sich um sein verwundetes Gesicht gebunden hatte. Die zerschmetterte Kinnlade fiel herab, und er stieß einen Schmerzensschrei aus, das Alle erschraken, und schaudernd betrachtete Jeder die durch den Todeskampf und den satanischen Ausdruck seines Gemüths verzerrten Züge.

Nun öffneten sich die Gefängnisse; unzählige unschuldige Schlachtopfer, die jede Stunde den Tod erwartet hatten, wurden der Freiheit wiedergegeben, und der Terrorismus hatte sein Ende. Während desselben waren 2774 Personen guillotinirt worden, darunter ein Greis von 97 Jahren und ein Knabe von 14.

114. Fortgang der Revolution.

So wie ein durch Sturm aufgeregtes Meer lange noch, auch wenn der Orkan bereits vorüber ist, Wellen schlägt, so fehlte doch noch viel, ehe Frankreich beruhigt wurde. Die Einrichtungen blieben fürs Erste die alten, nur daß man in allen Dingen gemäßigter verfuhr. Das aber gab den Jakobinern Muth, neue Versuche zu machen, wieder ihr Haupt zu erheben, bis endlich nach mehreren hartnäckigen Kämpfen das Ungeheuer danieder lag. Während dieser Kämpfe erhielt auch der unmenschliche Carrier sein Todesurtheil; eine Menge anderer Jakobiner wurden hingerichtet, und einige, die hundertfach den Tod verdient hatten, z. B. Collot d'Herbois, wurden aus dem Lande geschafft. Darüber verging der übrige Theil des Jahres 1794 und die erste Hälfte von 1795. Auch erließ der Convent nun manche gute Verordnungen. Lyon und Toulon wurden wieder aufgebaut, Jedem die Religionsfreiheit zugestanden, und endlich die Revolutionstribunale abgeschafft. Nun schritt man auch zu einer neuen Verfassung, der dritten seit 6 Jahren. Es sollte ein Rath von 500 Männern das Recht haben, Gesetze vorzuschlagen, ein Rath von 250 (der Rath der Alten) die Vorschläge prüfen, und annehmen oder verwerfen, und fünf Directoren die Regierung selbst übernehmen. Der Geist der

Mäßigung machte nun auch, daß der blutige Krieg in der Vendée beendigt wurde. Was die empörendſte Grauſamkeit gegen die armen Vendéer nicht hatte bewirken können, das bewirkte die Menſchlichkeit, mit der man gegen ſie verfuhr. Es wurde ihnen Friede angeboten, den ſie gern annahmen, und ſo war im Jahre 1795 das ganze Innere von Frankreich beruhigt. Zwar brach nachmals der Krieg in der Vendée noch einmal los, wurde aber nicht mehr mit ſolcher Erbitterung, wie vordem, geführt, und zu Anfange des Jahres 1796 ganz beendigt.

Am 9. Jun. 1795 ſtarb der unglückliche Dauphin, den die königlich Geſinnten ſeit ſeines Vaters Hinrichtung Ludwig XVII. genannt hatten, in ſeinem Gefängniſſe im Tempel. Nach ſeiner Trennung von ſeiner Mutter hatte das arme Kind zwei Tage und zwei Nächte hinter einander geweint, und immer nach ſeiner Mutter und Schweſter verlangt. Sein Wärter war ein Schuſter, Namens Simon, ein Ausbund eines böſen Menſchen. Er quälte es auf eine unglaubliche Weiſe, beſonders wenn es nach ſeiner Mutter weinend verlangte, und ſuchte es planmäßig zu verderben. Es mußte die ſchändlichſten Lieder ſingen, und die ſchrecklichſten Flüche und Läſterungen gegen Gott und ſeine Familie ausſprechen. Er zwang ihn über die Maaßen zu eſſen und Wein zu trinken, ließ ihn oft aus bloßem Muthwillen mitten in der Nacht aufſtehen, und prügelte ihn ohne Urſache fürchterlich aus; auch mußte das Kind gegen ſeine eigene Mutter falſche Beſchuldigungen angeben. Endlich befreite man ihn zwar von ſeinem Peiniger, ließ ihn nun aber ganz allein, und ganz in Schmuz und Ungeziefer verkommen. Sechs Monate lang wurde ihm ſein Bette nicht gemacht, ein ganzes Jahr lang ihm kein friſches Hemde, keine friſchen Strümpfe angezogen, nie ſeine Stube gelüftet. Da war es denn kein Wunder, wenn ſein Körper ungeſund wurde, und ſeine Geiſteskräfte ganz erſchlafften. Den ganzen Tag brachte er unthätig zu, und kam Jemand in ſein Gefängniß, und fragte ihn etwas, ſo ſchwieg er, weil er für nichts mehr Intereſſe hatte. Der arme Knabe! — Nach Robespierre's Sturz wurde er zwar beſſer behandelt; aber das Uebel war ſchon zu ſehr eingeriſſen. Er bekam ein ſchleichendes Fieber, und ſtarb am 9. Jun., erſt zehn Jahre alt. Nach ſeinem Tode blieb ſeine Schweſter, die jetzige Herzogin von Angoulême, noch

ein halbes Jahr lang im Tempel; dann, gerade 17 Jahr alt, wurde sie gegen einige von den Oestreichern gefangene Franzosen ausgewechselt, und war nun froh, ein Land zu verlassen, wo ihre theuren Verwandten hatten bluten müssen.

Im Felde hatten die Franzosen mit großem Glücke gefochten. Junge, kühne, talentvolle Generale führten sie von Siege zu Siege. Einer unter ihnen, Pichegru, wandte sich gegen die Niederlande. In raschem Siegeslaufe dringt er bis an die Arme des Rheins vor, die unter verschiedenen Namen sein Wasser ins Meer führen. Hier halten ihn die Fluten der Ströme und der künstlichen Ueberschwemmungen auf, und schon glaubt er, wieder umkehren zu müssen, als ein plötzlich eintretender heftiger Frost das Wasser erstarren macht. Ungehindert geht er nun über die harte Eisrinde, und hat in wenigen Tagen ganz Holland inne. Das geschah im Winter von 1794 — 95. Die Holländer, schon vorher zum Theil Feinde des oranischen Hauses, nehmen sie mit offenen Armen auf, werden von ihnen als Brüder begrüßt, und die bisher vereinigten Niederlande unter dem Namen Batavien zu einer unabhängigen Republik nach französischem Muster erklärt; aber zugleich bitten sich die neuen Brüder von ihren holländischen Freunden — 100 Millionen Gulden zur Erstattung der Kriegskosten aus. Wie Mancher wünschte nun wieder die vorige milde Regierung des Erbstatthalters zurück; aber dieser war bereits mit seinem Sohne (dem jetzigen Könige der Niederlande) nach England geflüchtet.

Viele der europäischen Fürsten hatten den Krieg gegen Frankreich nur unternommen, in der Hoffnung, den damals noch lebenden König zu retten, und der Ausbreitung jakobinischer Grundsätze ein Ziel zu setzen. Jetzt war aber der König todt, und die Jakobiner gestürzt. Ueberdies waren sie des Krieges herzlich überdrüßig, und es herrschte unter ihnen viele Uneinigkeit. Daher suchte einer nach dem Andern sich vom Kriegsschauplatze wegzuschleichen. Zuerst gingen der Großherzog von Toskana, dann gar der König von Preußen ab. Dann traten auch Hessen und Spanien dem Frieden bei. Das geschah 1795. So blieben fast nur Rußland, Oestreich, England und ein Theil von Deutschland auf dem Kriegsschauplatze. Rußland konnte oder wollte aber wegen großer Entfernung nicht viel thun, und Oestreich focht am Rhein

und in Italien mit abwechselndem Glücke. Dagegen war England zur See überall siegreich, und nahm den Franzosen eine Colonie nach der andern weg.

Einen Hauptverlust hatten die Franzosen schon 1792 erlitten, nämlich die Insel St. Domingo. Bekanntlich war diese Insel unter die Franzosen und Spanier getheilt. Sie ist überaus fruchtbar, und brachte im Jahre 1774 den Franzosen für fast 24 Millionen Thaler an Zucker, Caffee, Indigo, Baumwolle und anderen Waaren ein. Alle Plantagen aber, ob sie gleich den Weißen gehörten, wurden von schwarzen Sclaven bearbeitet, und diese armen Menschen mit empörender Härte behandelt. Als die Nachricht von der französischen Revolution dorthin kam, dachten die Mulatten (schwarzgelbe Menschen, deren Väter Weiße, und deren Mütter Negerinnen sind), die bis dahin zwar keine Sclaven gewesen waren, aber doch keine bürgerlichen Rechte gehabt hatten, nun sey eine Gelegenheit da, die Lehre von Freiheit und Gleichheit gegen die Weißen durchzusetzen. Sie schlossen sich an die Negersclaven an, unterrichteten sie in der neuen Lehre von den allgemeinen Menschenrechten, und machten Miene, gegen die Weißen aufzustehen. Anfangs unterstützte auch die unkluge Nationalversammlung die Ansprüche der farbigen Menschen, hob aber bald die gegebene Erlaubniß, an den Volksversammlungen Theil zu nehmen, auf. Da empörten sich die wilden Sclavenhorden, zerbrachen überall ihre Fesseln, fielen über ihre Herren her, ermordeten alle Weiße, die sie fanden, und übten, von Rachedurst getrieben, die unmenschlichsten Grausamkeiten aus. Das geschah 1792. Zwar versuchten die Franzosen mehrmals, die Insel wieder zu erobern. Aber vergebens. Die Neger wählten sich Generale, unter denen der teuflische Dessalines und der menschlichere Mulatte Toussaint l'Ouverture sich vorzüglich hervorthaten, bis nach Beider Untergang *) der Neger Christoph sich unter dem Namen Heinrich I. zum Könige machte, während in dem südlichen Theile der Insel der Mulatte Petion eine Republik stiftete. Nach dem Tode Petions

*) Toussaint wurde in Frankreich im Gefängnisse ermordet, nachdem er sich dem französischen Heere ergeben hatte; Dessalines wurde auf der Insel drei Jahre nachher umgebracht.

und dem Selbſtmorde Heinrichs vereinigte im J. 1822 der gemäßigte Boyer beide Theile, und regiert den Staat unter dem Titel eines Präſidenten mit vieler Milde.

Mit neuem Nachdruck wurde von Seiten Frankreichs und ſeiner Feinde der Feldzug von 1796 eröffnet. Auf zwei verſchiedenen Schauplätzen traten die Heere auf, in Deutſchland und Italien. Dort ſtellte ſich der Bruder des deutſchen Kaiſers, der treffliche Erzherzog Karl, an die Spitze der deutſchen Truppen, um die Franzoſen unter Jourdan und Moreau zu bekriegen. Aber anfangs ging es ſehr unglücklich. Faſt in allen Gefechten geſchlagen, mußten ſich die Deutſchen immer weiter zurückziehen, während die Franzoſen in Deutſchland eindrangen, den Markgrafen von Baden und den Herzog von Würtemberg zum Frieden zwangen, und bis nahe an die öſtreichiſche Grenze vorrückten. Jetzt aber änderte ſich die Scene plötzlich. Je näher die Oeſtreicher ihrer Grenze kamen, deſto mehr wuchs ihr Muth, und deſto häufiger ſtrömten ihre Verſtärkungen herbei. Erzherzog Karl griff nun raſch den Feind an, warf ihn überall, Schlag auf Schlag, zurück; die durch die Räubereien der Franzoſen aufgebrachten Landleute in Heſſen und Franken fielen über die Fliehenden her, und erſchlugen ihrer eine Menge. Nur Moreau, ausgezeichnet als Feldherr und als Menſch *), bewerkſtelligte mit

*) Wie menſchlich und edel Moreau ſelbſt gegen ſeine Feinde war, davon nur zwei Beiſpiele. Einſt wurde der öſtreichiſche General Spanochy von den Franzoſen gefangen. Der Erzherzog Karl, der ihn beſonders liebte, da er ſein Erzieher geweſen war, bewarb ſich bei Moreau um ſeine Freilaſſung, und ſchrieb: er wiſſe wohl, daß eine ſolche Bitte ungewöhnlich ſey; allein vielleicht mache ſie dies Mal eine Ausnahme von der Regel, indem er ſich für den Freund ſeiner Jugend, für ſeinen Erzieher, verwende — Die Antwort war: „Spanochy iſt auf ſein Ehrenwort entlaſſen, und in zwei Mal 24 Stunden haben Sie ihn in Wien.“ Als der Erzherzog ſeinem Freunde entgegeneilte, begegneten ihm hinter Linz mehrere Verwundete, die aus Mangel an Fuhrwerk mühſam von ihren Cameraden fortgetragen wurden, da die Pferde zum Transport der Kanonen unentbehrlich waren. „Spannt die Kanonen aus!“ befahl der edle Prinz; „es iſt beſſer, daß ſie in die Hände des Feindes fallen, als dieſe braven Krieger.“ — Die Kanonen wurden auch wirklich von den Franzoſen genommen; als aber Moreau den Zuſammenhang der Sache erfuhr, ſandte er das Geſchütz den Oeſtreichern

ſeinem Heere einen regelmäßigen Rückzug bis über den Rhein Aber jetzt wurde Karl nach Italien abgerufen, wo es ganz anders ſtand.

Hier hatte ein 27jähriger General, Napoleon Bonaparte, ein Mann von Geiſt, Kraft und Kühnheit, aus Ajaccio in Corſika gebürtig, den Oberbefehl bekommen. Ihm gegenüber ſtand an der Spitze der Oeſtreicher und italieniſchen Truppen der alte Beaulieu. Mit jugendlichem Ungeſtüm griff Bonaparte ſie an, warf ſie zurück, zwang den König von Sardinien, um Frieden zu bitten, war binnen vier Wochen Herr der Lombardei, und erfüllte mit ſeinem Ruhme ganz Europa. Jetzt baten die italieniſchen Fürſten um die Wette um Frieden, und erhielten ihn auch, aber nur unter ſchweren Bedingungen. Manche mußten Ländereien abtreten, alle Geld bezahlen, und die meiſten, was bisher unerhört war, ihre ſchönſten Gemälde und Bildſäulen aus ihren Sammlungen hergeben. Nun ging es auf die Feſtung Mantua los, die mitten im Mincio liegt, und daher ſchwer zu erobern war. Er ſetzte Alles daran, ſie einzunehmen, und die Oeſtreicher, ſie zu vertheidigen. Kaiſer Franz ſchickte ein Heer nach dem andern, die Franzoſen von da wegzutreiben; aber Bonaparte ſchlug ſie nach einander. Den ganzen Winter über wurde um dieſe Stadt gekämpft, bis ſie ſich endlich ergeben mußte, im Februar 1797. Nun wandte ſich Bonaparte gerade

---

mit den Worten zurück: „Was aus Menſchenliebe geopfert wurde, kann bei civiliſirten Kriegern nicht als Beute gelten.“

Während des Feldzugs 1796 nahm Moreau in einem Pfarrhauſe in Baiern ſein Quartier. Der Pfarrer hatte ſein ſämmtliches Silbergeſchirr für die Tafel des Obergenerals hergegeben. Wie erſchrak er, als Moreau alles Silber abräumte, und in ſein Schlafzimmer trug! Er hielt das mühſame Erſparniß vieler Jahre für verloren, als ein Adjutant Moreaus alles Geſchirr dem Pfarrer mit dem Auftrage des Generals zurückbrachte, blecherne oder hölzerne Löffel oder geringeres Geräth ſtatt des ſilbernen herzugeben, weil er wohl für ſich, nicht aber für die vielen Leute, die aus- und eingingen, einſtehen könnte. Der erſtaunte Pfarrer gab Alles dem Adjutanten mit der Bitte zurück, daß der General es aufbewahren möge, da er keinen ſicherern Platz im Hauſe wiſſe; worauf Moreau dem Pfarrer das Silber in einen in ſeinem Schlafzimmer befindlichen Kaſten legen, und den Schlüſſel zu ſich nehmen ließ.

nach Oeſtreich ſelbſt; wer ſollte ihn aufhalten, den Unbeſiegbaren? — Keinem traute man das zu als dem Erzherzoge Karl. Geſchwind wurde er aus Deutſchland vom Laufe ſeiner Siege abgerufen, und gegen Bonaparte geſchickt. Aber auch er vermochte nicht, deſſen Fortſchritte aufzuhalten. Bonaparte drang von unten in Oeſtreich ein. Hier verzweifelte man, ihm widerſtehen zu können, und — ſchloß mit ihm einen vorläufigen Frieden, der am 17. October 1797 in einen förmlichen Frieden verwandelt wurde. Dieſer wurde geſchloſſen in Campo Formio, einem Schloſſe nahe bei Udine im Venetianiſchen. Oeſtreich mußte hier große Opfer bringen. Es verzichtete auf ſeine Niederlande, die nun an Frankreich kamen, trat Mailand und Mantua ab, und verſprach heimlich, nichts dagegen zu haben, daß Frankreich das ganze linke Rheinufer einnehme. Dagegen erhielt Oeſtreich das Gebiet der Republik Venedig, die, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie ſie dazu kam, aufgelöſt und verſchenkt wurde. Aber ſo machte es Bonaparte ſeitdem immer: er nahm und verſchenkte Länder, die ihm gar nicht gehörten, wie es ihm beliebte. Aus den in der Lombardei gemachten Eroberungen bildete er jetzt eine ciſalpiniſche Republik, die dem Namen nach unabhängig war, in der That aber Alles thun mußte, was Frankreich ihr vorſchrieb. Eben ſo ging es mit Genua, welches er in eine liguriſche Republik umſchuf.

Nun waren nur noch Rußland, Portugal, England und das deutſche Reich mit Frankreich im Kriege. Die beiden erſteren Mächte verhielten ſich jetzt wegen ihrer Entfernung ganz ruhig. Gegen England aber ſchien nun Frankreich alle ſeine Kräfte wenden zu wollen. Es wurde ein großes Heer an der England gegenüber liegenden Küſte geſammelt, und franzöſiſche Schreier verkündigten, nächſtens würden ihre Heere ſiegreich in London einziehen, und dem engliſchen Reiche ein Ende machen. Während deſſen, daß Aller Blicke nach Breſt gewendet waren, wurde von Toulon aus durch Bonaparte eine Eroberung unternommen, die ganz Europa überraſchte. Doch davon nachher, wenn wir erſt erzählt haben werden, was bis zum Jahre 1799 in Europa vorging.

Gleich nach dem Frieden von Campo Formio ſtarb Friedrich Wilhelm II., König von Preußen. Er hatte die Hoff-

nungen, mit denen man ihn auf den Thron seines großen Vorgängers steigen sah, nicht erfüllt. Da er von Natur zur trägen Sinnlichkeit Neigung hatte, so bemächtigten sich seiner bald ränkevolle Weiber und Günstlinge, und verleiteten ihn zu vielen Ausschweifungen und Geldausgaben, welche den Staat in Schulden stürzten. Er starb am 17. Nov. 1797. Sein ältester Sohn, Friedrich Wilhelm III., bestieg nun den Thron. Gleich seine ersten Schritte zeigten, wie sehr er Willens war, seine Unterthanen recht glücklich zu machen.

Doch, wieder auf Frankreich zu kommen, so wurde aus der Landung auf England nichts; vielleicht hatten die Franzosen durch die großen Anstalten nur die Augen der Völker von Toulon abwenden wollen. Dagegen zeigte das Directorium, wie wenig ihm das Völkerrecht heilig sey. Der damalige Papst Pius VI hatte durch schwere Opfer den Frieden mit Frankreich erkauft, um nur sein Land zu behalten. Aber das Directorium war lüstern danach, und benutzte einen Vorwand, es ihm wegzunehmen. Es entstand, vermuthlich auf Anstiften der Franzosen, ein Volkstumult in Rom, wobei die Wohnung des französischen Gesandten, Joseph Bonaparte's, eines Bruders Napoleons, etwas beschädigt, und ein französischer General durch seine eigene Unvorsichtigkeit erschossen wurde. Gleich verließ Joseph Rom. Die Entschuldigungen des erschrockenen Papstes wurden nicht gehört, ein Heer nach dem Kirchenstaat gesandt, und dieser nebst Rom in Besitz genommen. Nun erklärten die Franzosen im Februar 1798 Rom für eine römische Republik, und führten den alten, schwachen Papst mit Gewalt nach Frankreich, wo er im August 1799 in Valence starb.

Nicht besser verfuhr das Directorium mit der Schweiz. Auch hier waren Parteiungen entstanden. Einige wollten die alte Verfassung behalten, Andere wünschten eine der französischen ähnliche. Das sahen die Franzosen mit Vergnügen, und beschlossen gleich, daraus Vortheil zu ziehen. Sie gaben vor, sie müßten sich ihrer Freunde in der Schweiz annehmen, und rückten ein. Zwar wurden nun alle Eidgenossen zur Vertheidigung aufgerufen; aber es war kein rechter Ernst und keine Einigkeit unter ihnen. Sie wurden nach einiger Gegenwehr geschlagen, und Bern, Freiburg und Solothurn besetzt. Jetzt wollten sie die

ganze Schweiz umkehren. Da traten die Waldstädte, die einst so mannhaft gegen Oestreich und Burgund gekämpft hatten, zusammen, den treulosen Angriff abzutreiben. Aber — es waren nicht mehr die alten Schweizer. Es fehlte auch hier an Einigkeit und Vertrauen, und auch sie mußten nun den Einmarsch der verhaßten Franzosen dulden, die die alte Eintheilung in 13 Cantons aufhoben, und die Schweiz nach französischem Muster in eine einzige Republik verwandelten, die nun ganz von Frankreich abhängig blieb.

Kaiser Franz hatte den Frieden von Campo Formio so schnell und übereilt geschlossen, daß dabei das arme deutsche Reich ganz übergangen war. Das mußte nun also für sich allein mit den Franzosen unterhandeln. In Rastadt, einer kleinen Stadt im Badenschen, eine Stunde vom Rhein, kamen deutsche und französische Unterhändler zusammen. Das Erste, was die unverschämten Franzosen verlangten, war, daß die Deutschen ihnen alle Länder, die sie auf dem linken Rheinufer gehabt hatten, abtreten sollten. „Aber," sagten die, welche dabei verloren, „wie kommen wir denn dazu, allein verlieren zu sollen?" — „Ihr sollt ja entschädigt werden," antworteten die Franzosen, und als man fragte: wovon? so machten sie den Vorschlag, den geistlichen deutschen Fürsten, z. B. den Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, dem Erzbischofe von Salzburg u. s. w., mir nichts, dir nichts, ihre Länder zu nehmen, und davon die Entschädigungen zu bestreiten. Was wollten die Deutschen machen? Sie willigten endlich ein; aber kaum war eine Bedingung bewilligt, so waren die Franzosen schon wieder mit einer neuen da, und machten die Deutschen nur einige Schwierigkeit, so wurde ihnen gleich gedroht, und sie daran erinnert, daß sie wehrlos wären. Dabei zogen die Franzosen die Unterhandlungen bis ins zweite Jahr hin, und wenn die Deutschen klagten, so warfen sie ihnen vor, sie, die Deutschen, wären Schuld daran, weil sie sich nicht schnell genug in alle Forderungen fügten. Endlich glaubten diese Alles überstanden zu haben, und nahmen den ihnen dictirten Frieden an. Allein nun trat Kaiser Franz wieder auf, um den Krieg mit Frankreich zu erneuern. Das übermüthige Betragen der Franzosen gegen den Papst, die Schweiz und in Rastadt bewies ihm, daß man bei ihnen auf keine Treue und keinen

Glauben rechnen könne. Er schloß sich wieder an England und Rußland, und dieses an Neapel an. Auch die Deutschen, die schmählich gekränkten Deutschen, griffen wieder zu den Waffen, und so entstand eine neue Verbindung gegen Frankreich, welche man die zweite Coalition nennt.

Aber ehe noch dieser Krieg ausbrach, fing das französische Directorium einen neuen in Italien an. Der König von Neapel, Ferdinand, wußte wohl, daß auch er nächstens an die Reihe kommen würde, sein Land zu verlieren, und trat daher insgeheim mit England und Rußland in Verbindung, um den Franzosen zuvorzukommen. Sogleich kündigten diese den Krieg nicht nur ihm, sondern auch dem ganz unschuldigen König von Sardinien an, der obendrein erst kurz vorher sein Land dem französischen Schutze übergeben hatte, und daher ganz wehrlos war In wenigen Tagen (im December 1798) war daher auch sein Land eine Beute des französischen Heeres, und nun ging dieses gegen Neapel. Es giebt vielleicht in ganz Europa keine schlechteren Soldaten als die neapolitanischen. Das bewies sich auch hier. Wie scheue Rehe jagten die Franzosen sie vor sich her. Der König Ferdinand mußte schnell nach Sicilien flüchten; Neapel wurde von den Franzosen besetzt, und das Land zur parthenopeischen Republik erklärt (Parthenope war der älteste Name von Neapel). Ebenso bemächtigten sie sich ohne Umstände Toscana's und Lucca's.

Das geschah zu Anfange des Jahres 1799, während man noch in Rastadt unterhandelte. Hier wurde die Unterhandlung mit einer scheußlichen und fast unerhörten Mordthat beschlossen. Die östreichischen Vortruppen waren schon bis in die Gegend von Rastadt vorgerückt, und daher die Abreise der französischen Gesandten, die noch eine Stunde bis an den Rhein auf deutschem Gebiete reisen mußten, mißlich, wenn sie nicht freies Geleit bekamen. Sie baten daher den hier commandirenden Oberst darum. Ehe sie aber noch bestimmte Antwort bekamen, erhielten sie Befehl, binnen 24 Stunden Rastadt zu räumen. Die meisten anwesenden Gesandten riethen ihnen zwar, die Abreise bis auf den andern Morgen zu verschieben; aber sie bestanden darauf, noch denselben Abend mit ihren Familien abzugehen. Als sie aber um neun Uhr Abends erst einige hundert Schritte über die Vorstadt

hinaus waren, sprengten Szekler Husaren herbei, welche die Postillons befragten, ob sie die französischen Gesandten führten? Auf erhaltene Bejahung öffneten sie die Schläge der Wagen, rissen die drei Gesandten heraus, und hieben sie vor den Augen ihrer Frauen und Kinder nieder. Dann bemächtigten sie sich ihrer Briefschaften, und jagten davon. Roberjot, Bonnier und Jean Debry hießen die Unglücklichen. Letzterer war nur schwer verwundet worden; er verbarg sich die Nacht über, und kehrte am andern Morgen nach Rastadt zurück. Recht edelmüthig benahmen sich dabei die deutschen Gesandten, besonders der preußische. Obgleich die Franzosen ihnen das Leben so sauer gemacht hatten, nahmen sie den Verwundeten unter ihren Schutz, setzten eine Beschwerde über die Verletzung des Völkerrechts auf, und baten den Kaiser, die Sache genau zu untersuchen. Das wurde auch versprochen, ist aber nie geschehen. Daß der rechtliche Kaiser oder sein Bruder Karl den Mord befohlen hätten, läßt sich nicht denken. Da aber der Husarenoberst nicht bestraft worden ist, so ist zu vermuthen, daß er Befehl gehabt habe, sich der Briefschaften zu bemächtigen, und daß die wilden Husaren den Befehl bis auf die Ermordung der Gesandten ausgedehnt haben.

115. Krieg der zweiten Coalition. — Bonaparte in Aegypten und Syrien.

Dies Mal zeigte der russische Kaiser Paul I., Katharinens Sohn und Nachfolger, mehr Ernst gegen die Franzosen, und schickte den furchtbaren Bestürmer von Praga (siehe S. 340), den General Suwarow, sich mit den Oestreichern zu verbinden. Nichts hier von den vielen Märschen, Gefechten und Schlachten! So viel sey genug, zu sagen, daß sich Russen, Oestreicher und Franzosen in Deutschland, der Schweiz und Italien herumschoben. So sehr auch Masséna und Moreau sich Mühe gaben, den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, so waren ihnen doch fast überall die Verbündeten überlegen, die Sieg auf Sieg erfochten. Erst im September 1799 änderte sich das Kriegsglück in der Schweiz. Die Russen erhielten bei Zürich von Masséna eine Niederlage, und zogen sich nach Deutschland zurück, und der wankelmüthige Kaiser Paul, unzufrieden, daß die Oestreicher nicht überall seinem Suwarow den Oberbefehl eingeräumt hatten,

rief sein Heer wieder nach Rußland zurück. Dagegen blieb Erzherzog Karl am Rheine Sieger, ebenso wie General Melas in Italien, und am Ende des Jahres waren die Franzosen aus Deutschland und Italien getrieben.

Jetzt aber wollen wir erst nachholen, was Bonaparte indessen ausgeführt hatte. Das Directorium war auf kein Land mehr erbittert als auf England. „Wie?" dachte man, „wenn es doch gelänge, den Engländern ihre reichen Besitzungen in Ostindien zu entreißen! das würde ihnen einen tödtlichen Schlag geben." Geschwind schickte man geheime Unterhändler an den mächtigen König der Maratten, Tippo Saib, der schon lange die Fortschritte der Engländer mit besorgten und neidischen Augen betrachtet hatte, und forderte ihn auf, die englischen Besitzungen in Ostindien anzufallen. Indessen wollten die Franzosen Aegypten erobern, und von da aus ihm in der Eroberung Ostindiens beistehen. Welch ein riesenhafter, abenteuerlicher Plan! Tippo Saib ließ sich bereden, fing Krieg an, wurde aber geschlagen, und beim Sturme auf seine Hauptstadt Seringapatnam, wobei sich Oberst Wellesley (sprich Wellsli), jetzt Herzog von Wellington, vorzüglich hervorthat, getödtet. Bonaparte hatte indessen 36,000 Mann Kerntruppen bei Toulon gesammelt, und segelte am 20. Mai 1798 ab. Er nahm außerdem eine Anzahl tüchtiger Gelehrten und Künstler mit, welche die Alterthümer Aegyptens genau untersuchen sollten. Mehrere Flotten vereinigten sich mit der seinigen. Es war ein herrlicher Anblick! Vierhundert große Seeschiffe, von günstigem Winde getrieben, glitten in majestätischer Pracht dahin, und glichen einer großen schwimmenden Stadt. Die Soldaten waren voll Muth, träumten von nichts als Siegen, und konnten den Augenblick der Landung kaum erwarten. Zunächst ging es auf Malta los; damals noch im Besitze des Malteserordens (s. Seite 116. 2. Theil). Die Insel wurde aufgefordert, sich zu ergeben, und ob sie gleich durch ihre Festigkeit Monate lang hätte widerstehen können, so ließen doch die Ritter, theils aus Feigheit, theils aus Verrätherei, die Franzosen ein *).

*) Die Franzosen fanden in der Kirche große Kostbarkeiten, z. B. die silbernen Bildsäulen der 12 Apostel, eine große silberne Lampe. Bona-

Indessen hatten die Engländer eine Flotte unter dem Contreadmiral Nelson, einem der ersten Seehelden, abgeschickt, die französische Flotte aufzusuchen. Bonaparte's großes Glück war es, daß er Nelson entkam, und ungestört seine Soldaten bei Alexandrien in Aegypten landen konnten. Das geschah am 2. Jul. 1798. In dem Augenblicke, als er an das Land fuhr, entdeckte man im Osten ein Schiff, welches man für ein feindliches hielt. „O Glück!" rief er aus, „wirst du mich verlassen? Nur noch vier Tage, und Alles ist gerettet!" — Sein Wunsch wurde erhört; es war ein französisches Schiff, und Nelson erschien erst vier Wochen später, nachdem er die französische Flotte im ganzen mittelländischen Meere aufgesucht hatte, ohne sie finden zu können. Indessen war Bonaparte ohne Schwierigkeit ans Land gestiegen, ließ Alexandrien mit Sturm nehmen, und rückte schnell auf die Hauptstadt Kairo oder Kahira vor. Es lag ihm daran, daß die Türken ihn nicht als Feind behandelten. Darum machte er bekannt, er wolle mit der Pforte keinen Krieg haben, wolle auch nicht Aegypten erobern, sondern nur die Mamelucken bestrafen, welche die französischen Kaufleute bedrückt hätten. Das war aber ein leeres Vorgeben; auch wußte die Pforte das sehr wohl, erklärte gleich den Krieg gegen Frankreich, und trat mit England in Verbindung. Bald empfanden auch die Franzosen, daß es eine andere Sache sey, in Europa Krieg zu führen, als hier. Schon ehe sie Kairo erreichten, wäre ein großer Theil des Heeres in einer Sandwüste fast verschmachtet, wo sie mehrere Tage lang ohne Speise und Wasser zubringen mußten. Dazu kam, daß die erbitterten Mamelucken sie durch beständige Angriffe ermüdeten. Auf ihren herrlichen Pferden flogen sie plötzlich herbei; so wie sich nur ein Franzose um einige Schritte vom Haufen trennte, hieben sie ihn nieder, und verschwanden eben so schnell, als sie gekommen waren. Nur dadurch suchte Bonaparte ihnen entgegenzuarbeiten, daß er einen Haufen von Kameelen kaufte, und seine Reiter darauf setzte; nun konnte man doch die schnellfüßigen Mamelucken verfolgen.

parte befahl, Alles wegzunehmen, und zu Gelde zu schlagen, so flehentlich auch die Einwohner baten, ihnen die theuren Andenken zu lassen, und obgleich sie ihm den Werth in baarem Geld zu ersetzen sich erboten. Selbst von den Reliquien ließ er die Edelsteine abreißen.

Am 21. Jul. 1798 erblickten die Franzoſen bei Sonnenaufgang zum erſten Male die hohen Pyramiden, welche Kairo gegenüber auf dem weſtlichen Nilufer liegen. Aber hier hatte ſich einer der tapferſten Mameluckenbeys, der wilde Murad, gelagert, und erwartete ſie. Bonaparte entflammte ſeine Soldaten durch wenige kraftvolle Worte. „Bedenkt," ſprach er, indem er auf die Pyramiden zeigte, „daß von der Höhe dieſer Denkmäler 4000 Jahre auf uns herabblicken." Murabbey erlitt eine vollkommene Niederlage *), und Kairo wurde nun am 22. Jul. beſetzt **). Bis hierher war faſt Alles glücklich gegangen; aber vier Wochen darauf kam Nelſon zum zweiten Mal nach der ägyptiſchen Küſte, und wie freute er ſich, die lange geſuchte franzöſiſche Flotte endlich zu finden. Sie lag bei Abukir, einem Vorgebirge, vor Anker, und wurde vom Admiral Brueys befehligt. Nelſon fing die Schlacht ſogleich an, die 18 Stunden lang bis tief in die Nacht währte, und mit dem Verluſte faſt der ganzen franzöſiſchen Flotte endigte. Brueys ſelbſt wurde er-

*) Hier in der Schlacht bei den Pyramiden, ſo wie ſpäterhin noch einmal beim Ueberfall einer Karavane, erbeuteten die Franzoſen ſo viele köſtliche Shawls, die bei uns zum Theil 800 Rthlr. gekoſtet hätten, daß ſie dieſelben als Packleinewand gebräuchten. „Wie Schade!" wird Manche ſagen.

**) Vor der Ankunft der Franzoſen in Kairo bewies eine Muhamedanerin einen recht ſeltenen Edelmuth. Sie ſah ein, daß der Pöbel bei Annäherung der Franzoſen die dort lebenden, ganz unſchuldigen fremden Kaufleute ermorden würde, und bat daher ihren Mann um die Erlaubniß, ſie unter ihren Schutz nehmen zu dürfen. Als ihr dies geſtattet wurde, verſammelte ſie alle jene Kaufleute in ihrem von einer feſten Mauer eingeſchloſſenen Hauſe, erwies ihnen dabei die größte Aufmerkſamkeit, und wies den Frauen derſelben den Garten mit einem geräumigen Gartenhauſe an. Man glaubte erſt, ſie thue es aus Eigennutz, damit Bonaparte, wenn er nach Kairo käme, ihr Haus nicht ausplündern laſſe; aber ſie erklärte ſtandhaft, ſie würde bei Annäherung der Franzoſen ſogleich die Stadt verlaſſen. Das that ſie nachher auch wirklich, verſah aber vorher ihre Schützlinge mit Lebensmitteln für einen ganzen Monat. Ohne ihre Fürſorge würden auch wirklich alle die fremden Kaufleute ihr Leben eingebüßt haben. Der Pöbel beging am Tage vor dem Einzuge der Franzoſen große Ausſchweifungen, und trachtete namentlich allen Fremden nach dem Leben.

schossen. Eins der größten französischen Schiffe, welches vom Feuer ergriffen war, flog mit fürchterlichem Krachen in die Luft, und erleuchtete auf einige Augenblicke die schauderhafte Scene; denn 500 Menschen, die sich noch darauf befanden, wurden noch ein Mal so hoch als unsere höchsten Thürme in die Luft geschleudert. Ein rührendes Beispiel der kindlichen Liebe gab auf demselben Schiffe der Sohn des Capitains Casa Bianka. Der Vater wurde schwer verwundet; man konnte ihn daher von dem brennenden Schiffe nicht wegbringen. Sein Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mensch, wurde von den Matrosen bestürmt, sich schleunigst zu retten, ehe das Feuer die Pulverkammer ergreife. „Rettet euch!" antwortete er, „Ihr könnt dem Vaterlande noch nützlich seyn; ich aber kann meinen Vater nicht verlassen." So blieb er, und fand seinen Tod in den Flammen. Durch die Vernichtung seiner Flotte war nun Bonaparte mit seinem Heere abgeschnitten von allen Hülfsquellen, und eingeschlossen in einem feindlichen Lande. Seine Versicherungen, daß er mit dem Sultan im allerbesten Vernehmen stehe, glaubte ihm kein Mensch, und alle Einwohner verschworen sich gegen die Franzosen, die so hinterlistigerweise das Land angefallen hatten. Zwar gelang es dem Generale Desair, einem talentvollen jungen Manne, Oberägypten, von dessen großen Denkmälern im ersten Theile S. 11 und den folgenden gesprochen worden ist, zu erobern; aber das war von keinem Bestande, weil die thätigen Mamelucken unaufhörlich die Franzosen beunruhigten, ihre Couriere auffingen, ihnen die Zufuhr abschnitten, und das ganze Land gegen sie zum Widerstande aufreizten. Obgleich nun Bonaparte in Aegypten alle Hände voll zu thun hatte, und selbst in Kairo ein fürchterlicher Aufruhr ausgebrochen war, der nur mit Mühe gestillt werden konnte, so war er doch tollkühn genug, zu Anfange des Jahres 1799 einen Feldzug über die Landenge von Suez nach Syrien zu unternehmen, um den alten Dghezzar, den die Pforte zum Pascha von Syrien und Aegypten ernannt hatte, und der in der festen Seestadt Akre oder St. Jean d'Acre seinen Sitz hatte, zu bekriegen. Dieser alte Eisenkopf war ein wüthender Franzosenfeind, und wollte von keinen Unterhandlungen wissen.

Anfangs machte Bonaparte gute Fortschritte. Er eroberte Gaza, und nahm Jaffa mit Sturm ein. Zwei Tage lang

wurde in der unglücklichen Stadt geplündert und mit kaltem Blute gemordet. Das Abscheulichste aber kommt noch. Bonaparte hatte kurz vorher eine andere Stadt erobert, und der türkischen Besatzung freien Abzug versprochen. Bald aber besann er sich, daß die Türken leicht wieder Dienste nehmen und gegen ihn fechten könnten. Er brach ihnen daher sein Wort, und behielt sie als Gefangene bei sich. Ihre Zahl stieg durch die in Jaffa gemachten Gefangenen bis auf 4000 Mann. Sie loszulassen schien ihm jetzt doppelt gefährlich, und sie ferner mit sich führen wollte er auch nicht, weil ihn die Lebensmittel dauerten, die er ihnen geben sollte. Also befahl er, sie sämmtlich todtzuschlagen. General Kleber, ein rechtschaffener Mann, widersetzte sich dieser Barbarei aus allen Kräften; aber Bonaparte blieb dabei. Die unglücklichen Schlachtopfer wurden auf einen freien Platz am Meeresufer geführt, dort in einzelne Haufen gestellt, und theils durch Flintenschüsse, theils durch Bajonetstiche getödtet. Welche Barbarei! aber die Strafe blieb nicht aus. Die Nachricht von dieser schauderhaften That durchflog schnell das Land, und entflammte den Haß seiner Feinde bis zur Wuth. Auch verbreitete sich von dem Tage an die Pest im französischen Heere, und richtete in demselben große Verwüstungen an. Jetzt belagerte Bonaparte die Stadt Akre. Acht Mal ließ er seine Soldaten gegen die Mauern und Thürme Sturm laufen; aber der alte Dghezzar-Pascha vertheidigte, von der englischen Flotte unter Sidney Smith unterstützt, die Stadt so gut, daß alle Versuche gegen sie scheiterten. Schon näherten sich mehrere türkische Heerhaufen, um sie zu entsetzen, und die Franzosen, der großen Beschwerden überdrüßig, fingen an zu murren. So ungern auch Bonaparte sich dazu entschloß, so mußte er doch nun umkehren, nachdem er noch einmal einen wüthenden Blick auf den verhaßten Steinhaufen, der ihm den Kern seines Heeres gekostet, geworfen hatte. Seine Kanonen konnte er nicht mitnehmen, und ließ sie daher ins Meer stürzen. Es fehlte selbst den Wagen an Pferden, die vielen hundert Kranken fortzuschaffen. Da gab er Befehl, die Armen sämmtlich zu — vergiften, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen. Eine fürchterliche Menschlichkeit! Auf dem Rückwege zerstörten die Franzosen alle Häuser, die ihnen erst

Obdach gegeben hatten, mit empörendem Muthwillen, und langten endlich, um die Hälfte geschwächt, in Kairo wieder an.

Jetzt wurde die Lage der Franzosen immer schlimmer. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, vom Vaterlande abgeschnitten, näherten sich nun noch obendrein englische und türkische Heere, um ihnen das Garaus zu machen. Bonaparte hatte indessen durch geheime Boten erfahren, wie es in Frankreich stände. Er wußte, daß er auf keine Unterstützung von dort rechnen könnte, daß die bestehende Regierung in Frankreich verhaßt sey, und daß die französischen Heere in Deutschland und Italien nichts als Niederlagen erlitten hätten. Schnell war sein Entschluß gefaßt, nach Frankreich zurückzukehren. In aller Stille ließ er zwei Fregatten ausrüsten, schiffte sich, ohne von seinen treuen Kriegsgefährten Abschied zu nehmen, ein, nahm seine zuverlässigsten Freunde: Berthier, Lannes, Murat (nicht mit Muradbey zu verwechseln), Marmont, Bessieres und Andere mit, und kam, unentdeckt von den zahlreichen englischen Kreuzern, glücklich nach Frankreich, wo er im Hafen von Frejus am 9. October 1799 ans Land stieg, und, ohne Quarantaine zu halten, nach Paris eilte. Ueber das bis auf 15,000 Mann geschmolzene Heer in Aegypten hatte er indessen dem braven Kleber den Oberbefehl hinterlassen, der aber keine andere Aussicht hatte, als sich mit allen seinen Leuten den Türken und Engländern zu Gefangenen zu ergeben. Dennoch that er sein Möglichstes, schlug auch selbst zwei Mal die an Zahl weit überlegenen Feinde, wurde aber plötzlich, als er mit einem andern Offizier auf der Gartenterrasse vor seinem Hause spazieren ging, von einem Türken erdolcht. Wer den Meuchelmord veranstaltet hatte, ist nicht ausgemacht. Viele vermutheten auf Bonaparte, weil ihn dieser tödtlich haßte. Der feige und ungeschickte General Menou übernahm nun den Oberbefehl; aber jetzt ging Alles mit Macht rückwärts, und das Ende war, daß im Sommer 1801 die noch übrigen Franzosen eine Capitulation schlossen, wonach sie die Erlaubniß bekamen, nach Frankreich zurückzufahren. — So endigte sich die Unternehmung auf Aegypten.

Zweite Periode.

Von der Erhebung Bonaparte's zum Consul, bis zum Wiedererwachen Europa's, 1799 — 1813.

116. Bonaparte als Consul. Friedensschlüsse von Luneville und von Amiens.

Bisher war Frankreich von fünf Directoren, von einem Rathe der 500 und einem Rathe der Alten regiert worden. Die Männer, die das große Wort hatten, waren zwar nicht blutdürstig, und ließen ihre Feinde nicht unter der Guillotine sterben, sondern deportirten sie, d. i. sie schickten sie auf wüste Inseln, meist aber nach der ungesunden Insel Cayenne in Südamerika. Aber sie waren uneins und ränkesüchtig, und verloren daher das Zutrauen des Volks. Darauf baute Bonaparte seinen Plan, die Regierung umzustürzen. Er war mit Jubel in Paris empfangen worden; das machte ihn kühn. Er brachte mehrere der einflußreichsten Männer, namentlich den schlauen Sieyes, auf seine Seite, bewog die erschrockenen Directoren, abzudanken, und ließ sich von seinen Anhängern in den beiden Räthen zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernennen. Viele in den beiden Räthen aber erkannten, daß er durch Hülfe der Soldaten eine neue Herrschaft einführen wollte, und beschlossen, sich zu widersetzen. Als Bonaparte am 10. November 1799 in den Saal des Rathes der 500 eintrat, entstand ein verwirrtes Geschrei: „Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Dictator!" Mehrere rannten mit Dolchen auf ihn los, und nur durch Hülfe einiger Grenadiere, die ihm zu Hülfe kamen, wurde er gerettet. Draußen aber sammelte er seine Soldaten; Murat, früherhin Koch, jetzt General, Bonaparte's Schwager, und späterhin König von Neapel, stürmte mit ihnen auf Bonaparte's Befehl in den Saal, und zwang alle Mitglieder durch die Bajonette, sich aus Thüren und Fenstern zu retten. Nun wurde eine neue Verfassung, die vierte seit zehn Jahren, eingeführt. Es wurden drei Consuln ernannt; Bonaparte

wurde der erſte von ihnen, und zwar auf zehn Jahre. Ein Erhaltungsſenat aus 80 Mitgliedern ſollte über die Rechte und Freiheiten des Volks wachen, ein Tribunat, welches Bonaparte aber nachmals abſchaffte, über die vorgeſchlagenen Geſetze berathſchlagen, und ein geſetzgebendes Corps aus 300 Mitgliedern die Geſetze beſtätigen.

Nun machte der thätige und unternehmende Bonaparte ſchnell Anſtalten, im neuen Jahre 1800 die Verbündeten mit beſſerem Erfolge anzugreifen, als im vorigen Jahre geſchehen war. Er ſammelte ein Heer aus den beſten Leuten, die er finden konnte, und zog damit im Mai durch die Schweiz nach den höchſten Alpen zu. Er ſelbſt ging über den großen Bernhard, wo ſonſt nur einzelne Wanderer mühſam reiſen. Mit ungeheuerer Anſtrengung ſchleppte man hier die Kanonen und Laſtwagen hinauf; viele Pferde gingen darüber zu Grunde, und nur dadurch, daß ſich die Soldaten ſelbſt anſpannten, brachte man ſie endlich auf die Höhe. Und nun wieder das Herabfahren! — Welche Arbeit! Andere Haufen gingen über den kleinen Bernhard, den Simplon und den Gotthard. Man benachrichtigte den öſtreichiſchen General Melas, der in Italien bei Turin ſtand, davon. Aber er lachte darüber, und meinte, man ſolle ihm doch nicht ſolche Dinge überreden wollen, und während er immer noch nach den Seealpen ſchaute, ob der Feind da bald erſcheinen würde, ſtand ihm Bonaparte ſchon im Rücken. Nun erſt erkannte Melas ſeinen Irrthum. Geſchwind wandte er ſich um; aber ſchon hatten die Franzoſen die ganze Lombardei überſchwemmt, und die Oeſtreicher von Deutſchland abgeſchnitten. Jetzt konnte ihn nur eine Hauptſchlacht retten. Sie fiel am 14. Jun. beim Dorfe Marengo bei Aleſſandria vor. Schon hatten die Oeſtreicher geſiegt; da erſchien General Deſaix mit friſchen Truppen auf dem Schlachtfelde, ſtellte ſchnell die Ordnung wieder her, und die Franzoſen erfochten einen ſo vollkommenen Sieg, daß, obgleich Deſaix ſelbſt ſein Leben verlor, durch dieſen einen Schlag die ganze Lombardei für Oeſtreich verloren war, und die cisalpiniſche Republik wiederhergeſtellt wurde.

In Deutſchland ging es für die armen Oeſtreicher nicht beſſer. Moreau führte hier wieder die Franzoſen an, drängte die Oeſtreicher aus einer Stellung in die andere, und ſchlug endlich

am 3. December den Erzherzog Johann, einen Bruder des Kaiſers, beim Dorfe Hohenlinden in Baiern vollſtändig. Nun nahm man zum Erzherzog Karl ſeine Zuflucht. Er ſollte ſchnelle Hülfe ſchaffen. Aber wie war das bei der allgemeinen Muthloſigkeit möglich? Er war froh, daß Moreau einen allgemeinen Waffenſtillſtand einging, während deſſen man am Frieden arbeiten wollte. Daſſelbe geſchah in Italien. Am 9. Februar 1801 wurde auch ſchon der Friede von Luneville unterzeichnet, der den Frieden von Campo Formio beſtätigte, aber noch beſtimmte, daß der Herzog von Parma Toscana, welches zum Königreich Hetrurien erhoben wurde, erhalten ſollte. Der bisherige Großherzog aber und die deutſchen Fürſten, welche auf dem linken Rheinufer Beſitzungen verloren, ſollten in Deutſchland ſelbſt entſchädigt werden, alſo nicht etwa auf Koſten der Franzoſen, ſondern der Deutſchen ſelbſt. Dies Mal hatte Kaiſer Franz das deutſche Reich mit in den Frieden eingeſchloſſen.

So waren denn wieder Ströme von Blut vergebens gefloſſen, um Frankreichs Anmaßung zu demüthigen; ja es war im Gegentheil noch vergrößert aus dem Kampfe davon gegangen. Der König von Neapel erhielt nun auch Frieden, der aber mit großen Opfern an Geld, Ländereien und Kunſtwerken erkauft werden mußte. Auch der Kirchenſtaat wurde fürs Erſte wiederhergeſtellt. Die Cardinäle wählten einen neuen Papſt, einen braven, würdigen Mann, der ſich Pius VII. nannte.

Wenige Wochen nach dem Frieden von Luneville war der Kaiſer von Rußland, Paul I., ermordet worden. Er war ein heftiger, mißtrauiſcher und veränderlicher Mann, der nur nach Launen handelte und ſelbſt nicht recht wußte, was er wollte. Sich ſelbſt hielt er für überaus klug, und hatte einen übertriebenen Begriff von ſeiner Würde. Daher befahl er, daß Jedermann, der ihm begegnete, auf die Kniee fallen, ja ſelbſt, die in Kutſchen oder zu Pferde ſaßen, aus- und abſteigen mußten, um ihm knieend ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Sogar vor ſeinem Schloſſe mußte Jeder tief den Hut abziehen. Wer ihm nur irgend verdächtig ſchien, wurde nach Sibirien geſchickt. Er gab eine Menge neuer Verordnungen, die zum Theil lächerlich waren; z. B. verbot er runde Hüte, kurze Weſten und lange Beinkleider, weil dieſe Trachten in Frankreich aufgekommen waren, und

er die Franzoſen haßte; kurz, man glaubte zuletzt, daß es mit ſeinem Verſtande nicht recht richtig ſey. Die Unzufriedenheit mit ihm wurde immer größer, beſonders da er die Garden und den Adel beleidigte, und ſo bildete ſich eine Verſchwörung gegen ihn. Zu den Verſchwornen gehörten die Gebrüder Subow, Graf Pahlen, die Generale Benningſen und Ouwarow. Graf Pahlen war der Liebling Pauls. Er hatte ihn mit Ehren und Landgütern überhäuft, und ihm ſein ganzes Vertrauen geſchenkt. Den Tag vor der Ermordung ſchrieb die Schauſpielerin Chevalier, auf welche Paul viel hielt, an den Kaiſer, und entdeckte ihm die ganze Verſchwörung. Er ließ ſogleich Pahlen kommen. „Da lies!“ ſprach er. Der Graf las und erſchrak, faßte ſich aber ſchnell. „Es iſt Alles wahr, Sire!“ ſagte er; „aber ſeyn Sie ohne Sorgen. Ich gehöre zu der Verſchwörung, und leite Alles. Nur um Sie nicht zu beunruhigen, habe ich geſchwiegen. Laſſen Sie nur die Sache zur Reife kommen, damit ich die Verräther zu den Füßen Ihres Thrones legen kann.“ Paul ließ ihn gehen. Pahlen eilte zu den Verſchwornen, und dieſe begaben ſich gleich am folgenden Tage, am 23. März. 1801, beim Anbruche der Nacht in des Kaiſers Palaſt, und ſprengten ſein Schlafzimmer auf. Dieſer, vom Lärme geweckt, ſprang aus dem Bette und griff nach ſeinem Degen. Die Verſchwornen aber entwanden ihm denſelben, und warfen ihn zu Boden; dann band ſich Benningſen ſeine Schärpe ab, legte ſie ihm um den Hals, und erwürgte ihn mit Hülfe der Andern. Als Alexander I., ſein älteſter Sohn, der nun zum Kaiſer ausgerufen wurde, die Nachricht von der Schandthat erhielt, fiel er aus einer Ohnmacht in die andere, wagte aber nicht, die Mörder ſeines Vaters, die zum Theil noch in hohen Würden leben, zu beſtrafen. Höchſt erſchütternd war für ihn der Augenblick, als in der Schreckensnacht ſeine Mutter, geiſterbleich und entſtellt, ſich ihm näherte, um ihm, als ihrem nunmehrigen Kaiſer und Herrn, fußfällig zu huldigen. Um 9. Uhr des andern Morgens trat er aus den innern Gemächern des Winterpalaſtes hervor in die Audienzſäle, die von Menſchen angefüllt waren, deren Herzen ihm erwartungsvoll entgegenſchlugen. Er ſah ſehr bleich aus; ein ſchmerzliches Gefühl ſprach aus den ſchönen, edeln Zügen des dreiundzwanzigjährigen Herrſchers. Sein ſchönes blondes Haar war in Unordnung, gegen den damaligen

Gebrauch noch unfrisirt; die Schauder der Mordnacht waren noch sichtbar. Alexander war ein höchst edler, milder, gütiger, gerechter Fürst, der schon als Großfürst sich selbst das Gelübde gethan hatte, seine Unterthanen wie ein Vater zu regieren, und möglichst glücklich zu machen. Leider haben seine Höflinge und Beamten es ihm unmöglich gemacht, seinen edeln Zweck ganz zu erreichen, so daß er, der mit jugendlicher Inbrunst alles Edle umfaßte, in den letzten Jahren seiner Regierung oft mit Trauer darauf zurücksah, wenn er bedachte, wie viel er gewollt hatte, und wie wenig davon ausgeführt war. Er hat von 1801 — 1825 regiert.

Kurz vorher hätte auch Bonaparte beinahe sein Leben eingebüßt. Einige Unzufriedene — die wahren Anstifter hat man nicht entdeckt — wollten ihn am Abende des 24. December 1800, als er in die Oper fuhr, in die Luft sprengen. Sie hatten dazu zwei kleine Pulverwagen so gestellt, daß sie die Straße verengten. Bonaparte kam, aber sein betrunkener Kutscher jagte glücklich zwischen ihnen durch, und als die Explosion der sogenannten Höllenmaschine vor sich ging, war er bereits außer Gefahr. Bonaparte benutzte diese Verschwörung, um Viele, denen er nicht traute, los zu werden. Manche wurden verhaftet, und 129 nach Cayenne geschickt.

In England hatte zu Anfange des Jahres 1801 der bisher vielgeltende Minister Pitt seine Stelle niedergelegt, und der friedliebende Fox sie übernommen. Daher hielt es nicht schwer, daß England und Frankreich sich versöhnten. Der Friede wurde am 25sten März 1802 in Amiens geschlossen, und England gab dadurch die meisten eroberten Colonien in Westindien den Franzosen zurück. Da sich Frankreich um diese Zeit auch mit Rußland und Portugal versöhnte, so genoß Europa einmal eine allgemeine Ruhe. Aber sie währte nicht lange, weil der ehrgeizige Bonaparte gerade die Friedenszeit recht zu neuen Bedrückungen seiner schwächern Nachbarn zu benutzen pflegte.

Zunächst wandte er den Frieden dazu an, sich in Frankreich mächtiger zu machen. Seine Freunde mußten von seinen großen Verdiensten um das Vaterland vieles Gerede machen, und endlich rückten sie mit dem Vorschlage heraus, ihm das Consulat auf Lebenszeit anzutragen. Aber über eine solche Hauptver-

änderung mußte erſt das Volk befragt werden, und dabei wurde mit rechter Argliſt verfahren. In allen Gemeinden wurden Liſten eröffnet, worein Jeder ſeine Stimme ſchreiben konnte. Wer gar nicht ſtimmte, deſſen Stimme wurde für bejahend angenommen. Seine Freunde ſorgten nun dafür, daß recht viel bejahende Stimmen zuſammenkamen. Manche ſchrieben ihre Stimmen in mehrere Liſten nieder, und Die, welche unzufrieden mit der Neuerung waren, ſtimmten lieber gar nicht, um ſich nicht erſt Unannehmlichkeiten zu machen. Die Folge davon war: daß faſt alle eingegangene Stimmen bejahend ausfielen. Als der Senat nun Bonaparte feierlich den Beſchluß mittheilte, that dieſer, als wenn es ihm ein rechtes Opfer koſtete, die neue Ehre anzunehmen. „Das Leben eines Bürgers," ſagte er, „gehört dem Vaterlande; das Volk will, daß das meinige ihm ganz und gar geweiht ſeyn ſolle; ich gehorche ſeinem Willen." Der Heuchler! Uebrigens iſt nicht zu leugnen, daß er manche recht gute Einrichtungen machte. So ertheilte er den Ausgewanderten eine Amneſtie (Vergeſſenheit des Vergangenen), errichtete den Orden der Ehrenlegion, den Alle erhalten ſollten, die ſich um das Vaterland verdient machten, ſetzte Summen zur Verbeſſerung der Landſtraßen und zur Anlegung von Canälen aus u. ſ. w.

117. Neue Schritte Bonaparte's zur unumſchränkten Herrſchaft.

Wie eigenmächtig Bonaparte zu verfahren Willens ſey, zeigte er unter Anderm dadurch, daß er ohne Weiteres das Herzogthum Piemont, das Hauptland des Königs von Sardinien, eines ihm ganz unſchädlichen Mannes, mit Frankreich vereinigte, und den unſchuldigen König auf die Inſel Sardinien einſchränkte. Ueberhaupt hielt er Alles zu thun für erlaubt, wozu er die Macht hatte, ein Grundſatz, nach welchem auch jeder Räuber verfährt. Mit England brach nach kaum einjährigem Frieden im Mai 1803 der Krieg ſchon wieder aus. Eine Anzahl von franzöſiſchen Handelsſchiffen wurde von den wachſamen Engländern weggenommen. Bonaparte wußte ſich vor Zorn nicht zu laſſen. Um ſich zu rächen, ſchickte er den General Mortier nach Hannover, und ließ das Land wegnehmen. Vergebens beriefen ſich die Einwohner darauf, daß ſie ja nicht England gehörten, ſondern eine

Privatbesitzung des Königs von England wären, und daher auch zum Kriege gegen Frankreich nichts beigetragen hätten. Dann sammelte er auch ein Heer an der Küste des Canals, und machte alle Anstalten, eine Landung in England zu unternehmen. Während dessen dürstete er recht danach, den Thron von Frankreich wieder aufzurichten, und sich darauf zu setzen. Nur war die Sache mißlich, da nur wenige Franzosen eine Alleinherrschaft wünschten, und diese gönnten dieselbe nicht ihm, sondern den vertriebenen Bourbons; fast alle dagegen waren für eine republikanische Regierung leidenschaftlich eingenommen. Für seinen Plan war ihm eine Verschwörung recht gelegen, die im Februar 1804 in Paris entdeckt wurde. Der verdiente General Pichegru war schon seit mehreren Jahren aus seinem Vaterlande verbannt, und hatte von Bonaparte die Erlaubniß, dahin zurückzukehren, nicht erhalten können; daher haßte er ihn bitter. Jetzt kam er heimlich nach Paris, in der Absicht, ihn zu stürzen. In derselben Absicht kam dahin, in Verabredung mit ihm, General Georges, ein tapferer und wohlverdienter Mann, ein Freund der Bourbons und Todfeind Bonaparte's. Ob Beide auf freien Antrieb, oder durch Bonaparte's Ränke gelockt, dahin gekommen sind, ist nicht ausgemacht. Pichegru fand zwei Mal Gelegenheit, mit Moreau zu sprechen, und suchte ihn für ihre Sache zu gewinnen; Moreau aber lehnte, so wenig er auch Bonaparte's Freund war, jede Theilnahme ab. Durch seine Spione bekam der Oberconsul bald von der ganzen Verschwörung Nachricht, und ließ alle Drei plötzlich verhaften. Daß Moreau mit in den Handel hineingezogen werden konnte, war ihm sehr erwünscht; denn das war ihm der furchtbarste Mann in ganz Frankreich. Denn er genoß sowohl wegen seines Kriegsruhms, als wegen seines edeln Charakters die allgemeinste Achtung, war ein Abgott des Heeres, und machte aus seiner Verachtung gegen Bonaparte wegen dessen unbegrenzter Eitelkeit und Herrschsucht gar kein Geheimniß.

Ehe aber die drei Verhafteten noch vor Gericht gestellt waren, verübte Bonaparte eine unerhörte Gewaltthat. Der junge Herzog von Enghien, ein Enkel des auch ausgewanderten Prinzen Condé, hielt sich, selbst mit Erlaubniß der französischen Regierung, in dem Städtchen Ettenheim im Badenschen auf. Plötzlich gingen im März 1804 zwei Haufen französischer Solda-

ten über den Rhein, und nahmen den Herzog nebst mehreren andern Ausgewanderten gefangen. Er wurde darauf, mit Postpferden Tag und Nacht reisend, nach dem Schlosse Vincennes, unweit Paris, geschleppt, sogleich vor ein von Murat angeordnetes Kriegsgericht gestellt, und ihm Schuld gegeben, er habe Plane gegen die Freiheit Frankreichs entworfen, und um die Verschwörung Pichegru's gewußt. Obgleich diese Beschuldigung durch nichts erwiesen wurde, und der Herzog, dem bei dem Verhöre vor Müdigkeit die Augen zufielen, Alles leugnete, so wurde er doch noch in derselben Nacht in den trocknen Schloßgraben geführt, vor ein offenes Grab gestellt, ihm eine Laterne an die Brust geheftet, und erschossen, am 20. März 1804. Allgemein empörte diese That, und zeigte, daß man von Bonaparte's Willkür Alles erwarten könne.

Dann wurde der Proceß jener Drei vorgenommen. Da Bonaparte nicht wagte, den kühnen Pichegru, der über sein früheres Leben Manches hätte entdecken können, vor das öffentliche Gericht zu stellen, so ließ er ihn von vier Mamelucken in seinem Gefängnisse erdrosseln, und gab vor, er habe sich selbst entleibt. Auch Moreau war von Bonaparte zum Tode bestimmt; als aber an dem Tage, wo das Urtheil gefällt werden sollte, das Volk und die Soldaten in drohender Bewegung waren, und eine allgemeine dumpfe Gährung bemerkt wurde, wagte Bonaparte nicht, es aufs Aeußerste zu treiben. Er ließ ihn zwar zum Tode verurtheilen, verwandelte aber sogleich die Strafe in eine zweijährige Haft, und da Moreau nach Nordamerika zu wandern wünschte, so ertheilte ihm Bonaparte sehr gern die Erlaubniß dazu. Georges aber wurde hingerichtet.

Nun stand Bonaparte's Lieblingswunsche, sich zum Kaiser der Franzosen zu machen, nichts mehr im Wege. Seine besoldeten Schmeichler stellten die Sache so vor, als wenn die Franzosen ihn bitten müßten, die Kaiserkrone anzunehmen. Der feile Senat willigte darein, und so wurde sie ihm denn übertragen. Der Papst mußte eigens dazu nach Paris kommen, um ihn am 2ten December 1804 in der Notredamekirche zum Kaiser zu salben. Aber damit noch nicht zufrieden, machte er sich auch zum König von Italien. Es wurde nämlich der cisalpinischen Republik unter den Fuß gegeben, ihn sich zum König aus-

zubitten. Er gewährte die Bitte gnädigſt, und ernannte ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnois (ſprich Boharnä) zum Vicekönig. Seit der Zeit theilte er mit vollen Händen Kronen und Länder an die Glieder ſeiner Familie aus. Einem unbekannten italieniſchen Principe de Bacciochi (ſprich Batſchjocki), der ſeine Schweſter Eliſa geheirathet hatte, gab er das Fürſtenthum Lucca und Piombino, ſeinem andern Schwager Murat das Großherzogthum Berg, und ſeinem Freunde Berthier das Fürſtenthum Neufchatel.

118. Krieg Oeſtreichs und Rußlands gegen Frankreich 1805. Rheinbund 1806.

Oeſtreich hatte ſich nun durch einige Jahre der Ruhe wieder erholt, und trat, aufgebracht über die grenzenloſen Anmaßungen Bonaparte's, mit Rußland und England in eine neue Verbindung, die dritte Coalition. Im September 1805 brach der Krieg aus. Aber die Ungeſchicklichkeit des öſtreichiſchen Feldherrn, des General Mack, verdarb gleich Anfangs Alles. Er ließ ſich bei Ulm von den Franzoſen einſchließen, und verlor ſo den Kopf, daß er mit dem größten Theile ſeines Heeres (der übrige ſchlug ſich unter dem Erzherzog Ferdinand glücklich durch) ſich dem Feinde ergab. Schnell drangen die an ſich ſchon überlegenen Franzoſen durch Baiern nach Oeſtreich vor. Die Hauptmacht der Ruſſen war noch unterweges, und die noch übrigen öſtreichiſchen Heerhaufen waren zu ſchwach, den Andrang aufzuhalten. So langten denn die Franzoſen ſelbſt in Wien an. Der Kaiſer war über die Donau nach Mähren gegangen, und hatte ausdrücklich dem Fürſten Auersberg befohlen, die Donaubrücke zu verbrennen, ſobald ſich die erſten Franzoſen in Wien ſehen ließen. Aber der ſchwache Mann ließ ſich von Murat überreden, daß ſchon ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ſey, und während Beide noch mit einander ſprachen, ließ Murat ganz ruhig die Brücke beſetzen. Nun ergoſſen ſich die franzöſiſchen Haufen auch über Mähren. Eben kam das ruſſiſche Heer — Kaiſer Alexander war ſelbſt dabei — in Mähren an, und vereinigte ſich mit den Oeſtreichern. Beim Städtchen Auſterlitz kam es am 2ten December 1805 zur entſcheidenden Schlacht. Napoleon — ſo hieß er, ſeitdem er Kaiſer war — erfocht einen glänzenden Sieg. Mehrere Tau-

send russischer Garden fanden ihren Tod, indem sie sich über einen gefrornen See zu retten suchten, und Napoleon das Eis unter ihnen durch Kanonenkugeln zerschmettern ließ. 30,000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde; ein schreckliches Opfer, dem Ehrgeiz eines Mannes gebracht! Die Hoffnungen Oestreichs waren nun dahin. Napoleon bot Frieden an, und Franz war bereit dazu. Er wurde am 26. December 1805 in Preßburg geschlossen. Daß Oestreich große Opfer bringen mußte, verstand sich von selbst. Es mußte Venedig an das Königreich Italien abtreten, und auf Tyrol und alle Besitzungen in Schwaben verzichten, womit sich Baiern und Würtemberg bereicherten, deren Beherrscher, zum Lohn ihrer Anhänglichkeit an Frankreich, noch dazu die Königswürde erhielten. Die Russen zogen nun ruhig wieder nach Hause.

So glücklich auch Napoleon zu Lande war, so schlecht ging es ihm zur See. Er hatte eine große französische Flotte, die noch durch eine spanische verstärkt worden war, auslaufen lassen. Aber Admiral Nelson, der schon bei Abukir als sein feindlicher Gegner ihm erschienen war, traf bei dem Vorgebirge Trafalgar, unweit Cadiz, am 21sten October auf sie. Zwar wurde Nelson, als er, mit allen Ordenszeichen, um besser von den Seinigen gesehen zu werden, bekleidet, mitten in Pulverdampfe auf dem Verdecke stand und Befehle gab, von einem Franzosen aus dem Mastkorbe erschossen; aber die Schlacht wurde für die Engländer so glorreich gewonnen, daß seitdem weder französische noch spanische Schiffe sich mit ihnen zu messen gewagt haben.

Mit Oestreich war Napoleon nun fertig. Aber der König von Neapel hatte einen englischen und russischen Heerhaufen in seinem Königreiche landen lassen; Grund genug, daß Napoleon erklärte, Ferdinand habe aufgehört zu regieren. Joseph Bonaparte wurde mit einem französischen Heere hingeschickt, nahm schnell Neapel ein, der König mußte wieder nach Sicilien fliehen, und Joseph wurde von seinem Bruder zum König von Neapel ernannt. In Sicilien dagegen behauptete sich Ferdinand. Einen andern Bruder, Louis, einen guten, aber schwächlichen Mann, versorgte Napoleon in Holland. Die bisherige batavische Republik mußte ihn sich bei Napoleon zum Könige ausbitten, und nun gab es also plötzlich ein Königreich Holland. Jetzt trat

Napoleon mit einem neuen Plane hervor. Er ſtiftete am 1. Auguſt 1806 den Rheinbund, d. i. er erklärte, die kleinern deutſchen Fürſten ſollten eine Verbindung ausmachen, deren Haupt er ſelbſt ſeyn wollte, und käme es zu einem Kriege, ſo ſollte Einer dem Andern beiſtehen. Dadurch wurde alſo das deutſche Reich aufgehoben; die Verbindung, die früherhin zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und den Fürſten geweſen war, hörte nun ganz auf, und der Name eines deutſchen Kaiſers hatte alſo keinen Sinn mehr. Franz II. legte daher dieſen Titel ab, erklärte ſich zum Kaiſer von Oeſtreich, und nannte ſich in dieſer Beziehung Franz I.

119. Krieg Preuſsens und Ruſslands gegen Frankreich 1806 und 1807. Eroberung Portugals 1807 und Spaniens 1808.

Länger glaubte Preußen, das ſchwerbeleidigte, nicht ſchweigen zu dürfen. Napoleon hatte ihm bisher geſchmeichelt, damit es nicht im vorigen Jahre mit Oeſtreich gemeinſchaftliche Sache machen möchte, und jetzt behandelte er es ganz geringſchätzig. Ein allgemeiner Unwille gegen ihn herrſchte im ganzen preußiſchen Staate, und der König Friedrich Wilhelm III. kündigte den Krieg an. Aber das preußiſche Heer war nicht mehr das unter Friedrich dem Großen. Die Soldaten hatten kein Vertrauen zu ihren Offizieren, und dieſe wieder nicht zu ihrem Feldherrn, dem alten Herzoge von Braunſchweig; vielleicht waren auch manche Generale bereits mit franzöſiſchem Gelde beſtochen. Gleich beim erſten Zuſammentreffen bei Saalfeld wurde der talentvolle Prinz Louis von Preußen erſtochen, ein böſes Vorzeichen, und als es am 14. October 1806 zur Schlacht von Jena und Auerſtädt kam, erlitten die Preußen eine unerhörte Niederlage, und der Herzog von Braunſchweig wurde tödtlich verwundet. Das Heer wurde faſt gänzlich zerſtreut, die einzeln fliehenden Heerhaufen von den Franzoſen unabläſſig verfolgt, und endlich gefangen genommen. Das Traurigſte war aber die Feigheit und Verrätherei, womit die meiſten preußiſchen Commandanten ohne Gegenwehr, oder nur nach einer ſehr unbedeutenden, die ihnen anvertrauten Feſtungen den Franzoſen öffneten. Wie ein verheerender Strom überſchwemmten dieſe die preu-

ßischen Provinzen; Napoleon hielt höhnend seinen Einzug in Berlin. Auch das Kurfürstenthum Hessen hatte er ohne Kriegserklärung als gute Prise weggenommen. Am schmählichsten war aber, daß er sich selbst dazu herabließ, die preußischen Polen gegen ihren Landesherrn aufzuwiegeln. Die Polen hatten lange ungern dem Könige von Preußen gehorcht, und, von Natur unbeständig, machten sie sich gleich von der bisherigen sehr milden Herrschaft los, und huldigten dem „großen Napoleon". Ein kleiner Ueberrest des preußischen Heeres hatte sich mit dem Könige nach West- und Ostpreußen gerettet. Hier sammelte sich auch ein russisches Hülfsheer unter Benningsens Anführung. Bei Preußisch-Eylau, einen 5 Meilen von Königsberg entfernten Städtchen, trafen die Franzosen mit den Russen und Preußen am 7. und 8. Febr. 1807 zu einer sehr blutigen Schlacht zusammen. Beide Theile fochten bis zur Erschöpfung, und zogen sich dann, ohne etwas entschieden zu haben, beiderseits zurück. Nachdem sie aber neue Kräfte gesammelt hatten, und die wichtige Festung Danzig den Franzosen in die Hände gefallen war, rückten die Letztern wieder vor, und lieferten bei Friedland in Ostpreußen am 14ten Juni 1807 den Russen eine Schlacht, welche den ganzen Krieg entschied. Die Russen wurden geschlagen, die drei Monarchen: Alexander, Friedrich Wilhelm und Napoleon, kamen in Tilsit zusammen, und schlossen hier am 7. und 9. Jul. 1807 einen Frieden. Alexander verlor darin nichts, aber der König von Preußen mußte beinahe die Hälfte seiner Länder abtreten, und eine schwere Kriegscontribution versprechen, die seine Kräfte ganz überstieg. Bis sie abgezahlt sey, behielten die Franzosen die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau besetzt. Aus einem Theile der von Preußen abgetretenen Länder, und aus Hessen und Hanover machte Napoleon ein Königreich Westphalen mit der Hauptstadt Kassel, und verlieh es seinem jüngsten Bruder Hieronymus, einem ehemaligen Kaufmannsdiener.

Nun glaubte Napoleon, es könnte ihm nicht fehlen, ganz Europa zu beherrschen. Sein Uebermuth kannte keine Grenzen mehr; es machte ihm ein rechtes Vergnügen, andere Fürsten herabwürdigend zu behandeln. Am meisten aber ärgerte ihn England, weil er diesem Inselreiche durchaus nicht beikommen konnte.

Er wollte ihm aber doch so viel als möglich schaden, und versuchte daher, es von dem festen Lande von Europa ganz auszuschließen. Allen Fürsten, die ihm gutwillig oder gezwungen gehorchten, machte er es zur ausdrücklichen Bedingung, allem Handel mit den Engländern zu entsagen; wo sich ein Engländer nur blicken ließ, wurde er gleich auf seinen Befehl ins Gefängniß geworfen; überall ließ er alle englische Waaren wegnehmen und vernichten, und verbot, daß kein Schiff mehr nach England fahren dürfte, wenn es nicht als ein feindliches betrachtet seyn wollte. Dadurch verlor freilich England viel, aber noch mehr verloren alle andern Länder von Europa; denn Handel und Wandel lag nun danieder. Am härtesten traf das die Länder, die ohne Handel mit den Engländern nicht wohl bestehen konnten. Dahin gehörte Portugal, dessen Prinzregent (denn die Königin konnte wegen Geistesschwäche nicht selbst regieren) dem Handel mit England nicht entsagen wollte. Gleich schickte Napoleon den General Junot mit einem Heere durch Spanien dahin. Portugal war auf Gegenwehr nicht gefaßt, und wurde schnell erobert, der Hof aber verließ einen Tag früher, als die Franzosen in Lissabon einzogen, diese Stadt, und ließ sich in Rio Janeiro in Brasilien nieder. Das geschah im November 1807.

Nun warf Napoleon sein Auge auf Spanien. Hier war Karl IV. König, ein höchst schwacher Mann, der sich ganz von seiner Frau leiten ließ, und diese that wieder Alles, was ihr Günstling Godoy, der den Titel Friedensfürst führte, und sich durch sein schönes Guitarrenspiel vom Garde-Lieutenant bis zum unumschränkten Minister emporgeschwungen hatte, nur haben wollte. Er wurde natürlich von den spanischen Granden höchlich beneidet, die den Sohn des Königs, den Prinzen von Asturien, für sich gewannen, indem sie ihm zuflüsterten, sein Vater wolle nicht ihm, sondern dem Friedensfürsten den Thron zuwenden. Diesen Zwiespalt sah Napoleon gern, und fachte ihn noch mehr an. Plötzlich ließ der König im October 1807 seinen Sohn gefangen setzen, weil, wie er sagte, derselbe ihn habe vom Throne stoßen wollen. Die Wahrheit war aber, daß der Prinz nur den Friedensfürsten zu stürzen den Plan gemacht hatte. Da nun Napoleon merkte, daß die Spanier sich durch sein Vorgeben nicht irre machen ließen, lenkte er wieder ein, bewog den Prinzen, zwei

demüthige Briefe an seine Eltern zu unterschreiben, und darin um Verzeihung zu bitten. Der alte schwache König begnadigte ihn, und der Haß gegen den Friedensfürsten wurde von Tage zu Tage ärger. Indessen hatte Napoleon in aller Stille neue Heerhaufen in Spanien einrücken lassen, und es verlautete, er habe die Absicht, Spanien dem Könige Karl zu nehmen, der nach Amerika auswandern wollte; und als nun wirklich der Hof in Aranjuez (sprich Aranchues) Anstalten zu einer Reise traf, brach plötzlich ein fürchterlicher Volkstumult am 18. März 1808 aus. Godoy wurde vom Volke fast ermordet, und sein Palast in Madrid zerstört. Der erschrockene König entsagte zu Gunsten seines Sohnes dem Throne, den nun dieser unter dem Namen Ferdinand VII. bestieg, und alles Volk jauchzte. Aber auch Napoleon war vergnügt; denn nun gab es Verwirrung. Er ließ Murat mit einem Heere bis Madrid vorrücken, und dem alten Könige zusetzen, die Thronentsetzung für erzwungen zu erklären; dem jungen aber ließ er sagen, er würde bald selbst nach Madrid kommen, aber es gern sehen, wenn ihm Ferdinand entgegenkäme. Dieser reist sogleich ab; da er ihn aber nicht unterwegs trifft, so überreden ihn seine französischen Begleiter, bis Bayonne in Frankreich, wo Napoleon war, zu gehen. Hier empfängt ihn Napoleon freundlich, um ihn sicher zu machen; dann aber verlangt er, auf den Thron von Spanien zu verzichten; die Bourbon's hätten aufgehört zu regieren. Als Ferdinand sich weigert, läßt er auch den alten König nach Bayonne kommen, der die Thronentsetzung nochmals für gezwungen erklärt, und seine Rechte an Napoleon abtritt. Dem jungen Könige wird nun mit dem Tode gedroht, wenn er dies nicht auch thue. Endlich entschließt er sich auch dazu, und Vater und Sohn werden nun nach Frankreich abgeführt, und dort an verschiedenen Oertern gefangen gehalten.

Napoleon erklärte nun seinen Bruder Joseph zum König von Spanien, und ertheilte dagegen Neapel seinem Schwager Murat, dessen Land wieder einem Sohne des Königs von Holland gegeben wurde. Aber die Spanier fühlten sich über die ihrem Könige gespielte Verrätherei von gerechtem Unwillen ergriffen, und verwarfen den aufgedrungenen König. Es brach ein Aufruhr gegen ihn aus; sie griffen zu den Waffen, und führten

einen 6jährigen Kampf gegen die Franzoſen. Napoleon ſchickte ſeine beſten Heere und ſeine geſchickteſten Feldherren gegen die Spanier, glaubte mehr als ein Mal ſchon das Land bezwungen, und immer brach die Empörung wieder aus. Die Engländer nahmen ſich der bedrängten Spanier an. Wellington kam ihnen zu Hülfe, und ihm gelang es endlich, die Franzoſen aus Spanien gänzlich herauszuſchlagen.

Ungerechtigkeiten zu begehen, war Napoleon jetzt ſo alltäglich geworden, daß er ſie fortan ohne Scheu beging. Italien gehörte ihm nun ganz, bis auf Hetrurien und den Kirchenſtaat. Hetrurien nahm er dem jungen Könige und ſeiner Mutter, einer Schweſter Ferdinands, ohne Umſtände weg, ließ ſie nach Frankreich abführen, und verſprach ihr eine Entſchädigung, die ſie nie erhielt. Rom aber ließ er im Februar 1808 hinterliſtiger Weiſe beſetzen, hob dann die weltliche Macht des Papſtes ganz auf, ließ den alten ehrwürdigen Mann am 6. Jul. 1809 mitten in der Nacht auf empörende Weiſe mit Gewalt fortführen, und in Frankreich als Gefangenen verwahren. Späterhin wurde der Kirchenſtaat, ſo wie es ſchon mit Hetrurien geſchehen war, mit Frankreich vereinigt, und Rom zur zweiten Hauptſtadt des Reiches, welches nun von der holländiſchen Grenze bis an die neapolitaniſche reichte, erklärt; eine unförmliche Ausdehnung!

120. Krieg Oeſtreichs gegen Frankreich, 1809. Fernere Schritte Napoleons zur Alleinherrſchaft von Europa.

Allen dieſen empörenden Ungerechtigkeiten hatte keine Macht Grenzen ſetzen können, weil, Rußland und England allein ausgenommen, alle übrige europäiſchen Mächte bereits unterworfen waren. Oeſtreich hatte zu thun gehabt, nach und nach die großen Verluſte im letzten Kriege wiederherzuſtellen. Endlich glaubte es ſtark genug zu ſeyn, noch einen, den vierten, Kampf zu wagen, obgleich es dies Mal allein ſtand, Napoleon dagegen die Kräfte Italiens, Frankreichs und des Rheinbundes zu Gebote ſtanden. Der Krieg begann im April 1809, und verſprach einen guten Ausgang. Der Erzherzog Karl hatte dies Mal den Oberbefehl, drang in Baiern ein, und ſtieß bei Eckmühl auf Napoleon. Karl wurde — geſchlagen, und mußte bei Regens-

burg über die Donau ziehen. Jetzt eilten die Franzosen auf dem kürzesten Wege, auf dem rechten Donauufer, auf Wien los, während Karl auf dem linken einen großen Umweg zu machen hatte, wenn er die Stadt retten wollte. Natürlich kam Napoleon etwas früher an, und Wien mußte sich ergeben. Jetzt erließ er, wie 1806 an die Polen, einen Aufruf an die Ungarn, sich loszureißen von Kaiser Franz, und einen eignen König zu wählen. Aber die großherzige Nation beantwortete den unedeln Antrag dadurch, daß sie sich kräftig rüstete, ihrem Könige Franz beizustehen. Napoleon setzte nun über die Donau, und lieferte dem Erzherzoge Karl bei Aspern, Wien gegenüber, eine zweitägige blutige Schlacht, am 21sten und 22sten Mai. Napoleon verlor, und hätte beinahe sein ganzes Heer eingebüßt. Denn Karl hatte das plötzlich angeschwollene Donauwasser benutzt, und große Balken hineinwerfen lassen, welche die Schiffbrücke der Franzosen zertrümmerten, und so wurde ihnen der Rückweg abgeschnitten. Mit Mühe stellten sie endlich die Brücke wieder her, und zogen eiligst nach Wien zurück. Napoleon erneuerte am 5ten und 6ten Jul. den Angriff, diesmal mit seiner ganzen Macht. Die Schlacht war auf dem Marchfelde, nicht weit von Aspern, bei Deutsch-Wagram. Nach heldenmüthigem Kampfe wurden die Oestreicher besiegt, und dadurch der Krieg entschieden, ob sie gleich in Italien mit Glück gegen den Vicekönig Eugen gekämpft hatten. Dagegen hatte sich für das Haus Oestreich das treue Volk der Tyroler erhoben. An ihrer Spitze standen Andreas Hofer, ein Gastwirth, Speckbacher und Andere, und da die Tyroler gute Schützen sind, und alle Steige kannten, so waren sie den Baiern und Franzosen gefährliche Feinde *). Aber ein Waffen-

*) Welch ein schöner Geist der Tapferkeit Jung und Alt damals in Tyrol beseelte, für ihren Kaiser zu streiten, zeigt auch folgender Zug: Als Speckbacher einst zum Treffen ausgezogen war, fand sich während des ersten Handgemenges Anderl, sein zehnjähriger Sohn, unbewaffnet bei ihm ein, und ließ sich nicht abweisen, dem Gefechte beizuwohnen. Als ein Sturm auf eine Brücke gemacht werden sollte, wurde dem Vater für den Kleinen bange, und da die Ermahnungen, zurückzugehen, nichts halfen, so mußte er ihn schlagen. Der Knabe ging aber nur so weit zurück, bis ihn der Vater nicht mehr sehen konnte, hielt sich hinter den Schützen am Waldrande, und schnitt mit seinem Messer die

ſtillſtand und der Friede von Wien, den am 14ten October Napoleon und Franz mit einander ſchloſſen, zwangen die braven Tyroler, ſich den Franzoſen wieder zu unterwerfen. Sie erhielten Verzeihung; nur die Anführer nicht. Speckbacher hatte ſich mit großer Gefahr über die Gebirge nach Oeſtreich gerettet. Aber Hofer wurde auf einem Schneeberge im Januar 1810 in einer Sennhütte entdeckt. Ein falſcher Freund hatte ſeinen Aufenthalt

---

Kugeln aus, die in den Boden fuhren, und die er am Aufwirbeln des Staubes erkannte. Am andern Morgen in größter Frühe kam er zum Vater mit ſeinem Schatze, und übergab ihm ſein Hütchen voll Kugeln, weil er gehört habe, die Tyroler litten Mangel daran. Mit vieler Mühe konnte man ihn durch das Vorgeben, daß Speckbacher bald nachfolgen würde, bewegen, nach Hauſe zu gehen. Man ſorgte nun dafür, ihn auf eine entfernte Alp zu ſchicken, weil ihm nicht zu trauen war; aber auch dort entwiſchte er bald der Wachſamkeit ſeiner Hüter. Späterhin hörte einmal Speckbacher, als er in St. Johann ſich mit Schreiben beſchäftigte, Trommel- und Pfeifenſchall. Er trat ans Fenſter. Es waren tyroler Schützen. Gleich hinter der Muſik ſah er einen bewaffneten Knaben einherziehen, ſo daß er halb ärgerlich ſagte: „Nun werden die Gerichte mir bald Kinder nachſchicken!" Da kam der Knabe ehrerbietig auf ihn los, und küßte ihm die Hand, und er erkannte ſeinen Sohn Anderl, der von der Alp entlaufen war, und ſich ſchon ſeit einem Monate den Landesvertheidigern zugeſellt hatte. Die Schützen hatten ihn, da er baarfuß zu ihnen gekommen war, ganz wie ihres Gleichen ausſtaffirt, ihm ein graues Mäntelchen und einen grünen Hut, auch einen leichten Stutzen (Büchſe) gegeben. Er wollte dem Vater, bis er allein mit ihm war, nicht eingeſtehen, daß er hungrig ſey, obwohl er in 24 Stunden nichts gegeſſen hatte. Von dieſer Zeit an blieb der Kleine in der Nähe des Vaters. — Mehrere Wochen darauf wurde Speckbacher von den Feinden von allen Seiten angegriffen. Er und Anderl wurden gefangen; ihm gelang es endlich durch ſeine Rieſenſtärke, ſich loszureißen, und eine ſteile Felſenwand zu erklettern, aber der Junge wurde fortgeführt. Unterwegs ſagten ihm die Baiern, ſein Vater ſey todt, und zeigten ihm deſſen Mantel, Hut und Säbel. Als er dieſe Stücke erkannte, weinte er bitterlich; ſonſt zeigte er immer feſten Muth. Der König von Baiern ließ ihn zu ſich kommen, und fragte ihn, was er glaube, daß mit ihm geſchehen würde? „Umbringen wird man mich wie meinen Vater!" antwortete er. Der König beruhigte ihn, und that ihn in eine Erziehungsanſtalt. Der brave Speckbacher erhielt nach dem Kriege vom Kaiſer Franz ein Landgut im Oeſtreichiſchen geſchenkt; da lebt er noch, und mit ihm vermuthlich auch Anderl.

dem Feinde verrathen. Man führte ihn nach Mantua ab. Wo er in Tyrol durchkam, lief das Volk herbei, weinte und segnete ihn. In Mantua ließ ihn Napoleon zum Erschießen verurtheilen. Die dort eingesperrten Tyroler erfüllten das ganze Gebäude des Gefängnisses mit dumpfem Heulen und Jammern, und als er bei ihren Kerkerthüren vorbeigeführt wurde, lagen sie alle auf den Knieen, beteten und weinten. Als er auf dem Richtplatze niederknieen sollte, sprach er: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben.“ Dann rief er selbst: „Gebt Feuer!“

Im Frieden von Wien verlor Oestreich an 2000 Quadratmeilen. Jetzt gaben alle Gutgesinnten die Hoffnung auf, von der Tyrannei Frankreichs errettet zu werden. Mit Oestreich war die letzte Stütze gefallen; denn Preußen erlag fast unter den Lasten, die Napoleon ihm unaufhörlich auflegte, mußte sich gehorsam in seine Launen fügen, und von dem entfernten Rußland war keine Hülfe zu erwarten. Zwei Männer, die im Jahre 1809 redlich Alles daran setzten, Deutschland von dem Unterdrücker zu befreien, verdienen wenigstens noch genannt zu werden. Ein preußischer Husaren-Major von Schill, der sich schon 1806 ausgezeichnet hatte, führte seine an ihm hängenden Soldaten unversehens von Berlin fort, um zu den Oestreichern überzugehen. Da er aber von den Sachsen nicht durchgelassen wurde, wendete er sich nach Norddeutschland, wurde alsbald von allen Seiten von Franzosen, Westphälingern, Holländern und Dänen verfolgt, in Stralsund überfallen, und dort niedergehauen. Glücklicher war der Herzog Wilhelm von Braunschweig, ein Sohn des bei Auerstädt gefallenen. Er hatte ein Freicorps, die schwarze Schaar, für die Oestreicher errichtet, sich tapfer mit den Franzosen, die er glühend haßte, herumgeschlagen, und schlug sich nun, da er in den Waffenstillstand nicht mit eingeschlossen wurde, durch ganz Deutschland durch, entkam auch bis an die Niederweser, wo er sich einschiffte, um nach England zu gehen.

Gleich nach Napoleons Rückkehr nach Paris nahm er eine Trennung seiner Ehe mit seiner guten Frau Josephine vor. Sie hatte ihm von manchem Unrechte, welches er begehen wollte, bisher zurückgehalten, durch ihr sanftes Wesen seine Wildheit gezügelt, und genoß daher die allgemeinste Liebe und Achtung.

Aber theils wünschte er Kinder zu haben, die er von ihr nicht hatte; theils hoffte er durch eine Heirath mit der Prinzessin eines alten Hauses mehr Ansehen zu erhalten; kurz, er erklärte, er müsse die süßesten Gefühle seines Herzens aufopfern, nur auf das Heil Frankreichs hören, und darum seine Ehe trennen." Mit gebrochenem Herzen gehorchte Josephine, und zog sich nun nach Malmaison zurück, wo sie 3½ Jahr darauf starb. Napoleon trug seine Hand Marien Louisen, einer Tochter des Kaisers Franz, an. Dieser mußte wohl darein willigen, hoffte auch vielleicht durch diese Verbindung bei Abzahlung der Kriegscontribution Erleichterung zu erhalten. Aber vergebens! Napoleon erließ keinen Thaler. Am 2. April 1810 wurde die Ehe vollzogen, und ein Jahr darauf ihm ein Söhnchen geboren, welches schon in der Wiege den Titel eines Königs von Rom erhielt, und mit vielen Schmeichelreden bewillkommnet wurde. † 1832.

In Schweden ereignete sich im Jahre 1809 eine gewaltsame Thronveränderung. Der von Ankarström ermordete Gustav III. hatte einen Sohn hinterlassen, Gustav IV. Adolph, einen sonderbaren Mann. Was er sich einmal in den Kopf setzte, das wollte er auch durchsetzen, und dabei berechnete er nie, ob die Umstände und seine Kraft es auch zuließen. So fing er 1808 mit seinem Schwager, dem Kaiser Kaiser Alexander, einen Krieg an, opferte dabei viele Menschen auf, und verlor ganz Finnland. Damit noch nicht zufrieden, bekriegte er auch den König von Dänemark. Alle Vorstellungen, die man ihm darüber machte, dienten nur dazu, ihn noch hartnäckiger zu machen. Vergebens stellte man ihm vor, daß das Geld zur Fortsetzung des Krieges nicht aufzubringen sey. Die Unzufriedenheit wurde immer größer, besonders nachdem er drei Garderegimenter cassirt hatte, weil er glaubte, sie hätten nicht genug ihre Schuldigkeit gethan. Jetzt entstand eine Verschwörung. Das gegen die Dänen stehende Heer brach gegen Stockholm auf. Als der König die Empörung erfuhr, wollte er mit einigen Regimentern den Rebellen entgegengehen. Da begaben sich am 13. März 1809 Feldmarschall Klingspor und General Adlerkreuz zu ihm, und nahmen ihn gefangen. Sein Oheim, der Herzog Karl von Südermannland, übernahm die Regierung, und wurde bald darauf, als Karl XIII., zum König ernannt; der unglückliche

Gustav aber mußte für sich und seine Nachkommen der Krone entsagen, und sich mit einer Pension ins Ausland begeben. Jetzt lebt er gewöhnlich in Basel, und nennt sich Gustavson. Mit Rußland und Dänemark wurde nun bald Frieden geschlossen, aber die Schweden mußten darin ganz Finnland an die Russen abtreten; ein großer Verlust! Da der neue König schon alt war, und keine Kinder hatte, so wählten die schwedischen Reichsstände den jungen und talentvollen Prinzen von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Thronfolger. Aber schon im Mai 1810 endete ein plötzlicher Tod sein Leben. An seiner Stelle wurde Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, ein Marschall Napoleons, aber ein Mann von Verstand und edlem Charakter, zum Thronfolger erwählt. Er kam auch bald, benahm sich mit großer Klugheit, und wurde im Februar 1818, da Karl XIII. starb, unter dem Namen Karl Johann, König.

In demselben Jahre 1810 zeigte Napoleon, wie er selbst von seinen Brüdern strengen Gehorsam verlange. Louis, König von Holland, hatte nach seinem ausdrücklichen Willen allem Handel mit England entsagen müssen. Da der gutgesinnte König aber einsah, daß seine Unterthanen dadurch zu Grunde gehen müßten, so machte er Gegenvorstellungen, und als diese nichts halfen, so sah er dem Schleichhandel der Holländer mit England nach. Gleich rückte ein französisches Heer ein, besetzte die holländischen Küsten, und französische Zollbedienten drückten den Handel der Holländer nun ganz danieder. Zugleich mußte Ludwig den südlichen Theil seines Königreichs an Frankreich abtreten. Immer ärger wurden die Mißhandlungen, welche sich die Franzosen gegen die Holländer erlaubten. Da glaubte Louis es seiner eignen Ehre und seinen Unterthanen schuldig zu seyn, lieber sein Land aufzugeben, als ferner sich die Tyrannei seines Bruders gefallen zu lassen. Er legte seine Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes am 1. Jul. 1810 nieder, und reiste nach Grätz in Oestreich, wo er fortan als Privatmann lebte. Napoleon aber erklärte die Abtretung für ungültig, und vereinigte Holland mit Frankreich.

Im November 1810 wurde eben so willkürlich auch das Walliserland zu Frankreich geschlagen, und im December desselben Jahres vereinigte er damit auch den nordwestlichen Theil

von Deutschland, weil die Mündung der Elbe und Weser zu Frankreich gehören müßten. Dadurch wurden die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck französisch, der Herzog von Oldenburg ganz unschuldigerweise seines Landes beraubt, und die französische Grenze reichte nun bis an die Ostsee.

121. Krieg Rußlands gegen Frankreich, 1812.

Während Napoleon so fortfuhr, die Grenzen Frankreichs immer weiter zu stecken, so mußte er immer noch gegen die Spanier kämpfen, die von den Engländern kräftig unterstützt wurden. Spanien war ein rechtes Grab für die französischen Soldaten. Ganze Heere wurden aufgerieben, und mußten durch neue ersetzt werden. Wäre Napoleon nicht durch sein übriges Glück so verblendet gewesen, so hätte er jetzt gewiß jeden andern Krieg vermieden, und alle Kräfte gegen Spanien gewendet. Aber zugleich fing er auch an, sich gegen Rußland zu rüsten, weil Alexander seinen Unterthanen erlaubt hatte, englische Waaren ins Land zu bringen, und er nun einmal die Engländer durchaus nicht auf dem festen Lande dulden wollte. Das ganze Jahr 1811 verging über den gegenseitigen Rüstungen. Aber im Frühjahre 1812 ergoß sich ein so großes und zugleich ausgesuchtes Heer gegen Rußland, wie man noch nie gesehen hatte. 600,000 Mann Franzosen, Oestreicher (denn selbst Kaiser Franz hatte ein Hülfsheer geben müssen), Preußen, Sachsen, Baiern, Würtemberger, Badener, Westphälinger und andere Deutsche, Polen, Holländer, Italiener, Spanier und Portugiesen, mit Allem reichlich versehen *), zogen durch Deutschland nach Rußland. Alexander eilte, sich mit den Türken und Persern, mit denen er damals Krieg führte, zu vertragen, und rüstete sich so gut er konnte. Aber freilich waren seine Heere der Macht seines Feindes nicht gewachsen. Die Russen zogen sich daher langsam und fechtend in das Innere ihres Landes zurück. Napoleon schickte einen Theil des Heeres unter

*) Außer dem übrigen Troß sah man besondere Krankenwagen, Brückengeräthschaften, ganze Viehheerden, Fuhrwerke, hinten und vorn zu bespannen, Handwerker aller Art, Wäscherinnen und Krankenwärterinnen, Gärtner, Feuerspritzen, Schläuche zu Wasserleitungen, ja selbst Kisten mit Glastafeln voll Sämereien, um in den russischen Steppen den Boden zu besäen.

Oudinot auf die Straße nach Petersburg. Aber hier vertrat ihm Wittgenstein den Weg, und vertheidigte sich so gut, das trotz mehrerer Schlachten die Franzosen hier nicht weiter als bis zur Düna kamen. Besser gelang es Napoleon selbst, der mit seiner Hauptmacht gerade auf Moskau losging. Zwei Tage lang wurde zwischen den Franzosen und den Russen unter Barclay de Tolly und Bagration am 17. und 18. August 1812 bei Smolensk blutig gefochten; 40,000 lagen todt oder verwundet auf dem Wahlplatze. Aber die Stadt ging meist in Feuer auf, und die Russen mußten sich zurückziehen. Jetzt übernahm der alte Kutusow den Oberbefehl über die Russen. Auch er ging immer weiter zurück, nahm aber alle Viehheerden mit, und machte das ganze Land, so weit er zog, zur Wüste, damit die Franzosen nichts fänden. Am 5ten und 7ten September lieferte er den Franzosen die große Völkerschlacht an der Moskwa oder bei Mosaisk. Eine blutigere Schlacht hat selten die Geschichte gesehen; 80,000 Leichen sollen das Schlachtfeld bedeckt haben! Die Schlacht blieb unentschieden. Aber Kutusow zog es vor, noch weiter zurückzugehen, und lieber Moskau preiszugeben, als eine neue Schlacht zu liefern. Jetzt verließ Alles, was nur laufen oder fahren konnte, Moskau. Von 350,000 Menschen blieben kaum 30,000 zurück. Graf Rostopschin, Befehlshaber der Stadt und ein wüthender Franzosenfeind, machte, ehe er die Stadt verließ, alle Anstalten, Alles zu vernichten, was den Franzosen von Nutzen seyn könnte.

Sieben Tage nach der Schlacht, am 14. September 1812, erreichte Napoleon die Thore der Stadt. Sie standen offen, die Straßen waren leer, ganz wie einst in Rom beim Anzuge der Gallier. Kein Magistrat kam ihm entgegen; eine fürchterliche Stille lag über der ganzen ungeheuern Stadt. Napoleon hatte seinen Soldaten die Plünderung Moskau's als Belohnung für ihre Anstrengungen verheißen; aber Rostopschin hatte schon seine Maßregeln genommen, ihm das zu vereiteln. Schon in der Nacht vom 14ten zum 15ten September stieg eine Feuersäule auf, bald mehrere an verschiedenen Orten der Stadt. Die Franzosen plünderten, und achteten daher wenig auf den Brand. So brannte es den ganzen 15ten hier und da. Aber am 16ten Morgens erhob sich ein heftiger Wind. Hierauf hatten Rostop-

schin's Sendlinge nur gewartet. Jetzt legten sie an 500 Stellen zugleich Feuer an; prasselnd schlug die Lohe himmelan, und der Sturm peitschte die Flamme so schnell von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, daß binnen einer Stunde die ganze unermeßliche Ebene längs dem Flusse nur ein Feuermeere war. Prasselnd wälzten sich die Feuerwogen durch die Luft, und immer gräßlicher wurde der Sturm durch die von der Hitze ausgedehnte Luft. Keine Beschreibung kann das Gräßliche des Schauspiels darstellen. Seit Troja's, Karthago's und Jerusalem's Zeiten hatte man nichts Aehnliches gesehen. „Die Wuth der Flammen," sagt ein Schriftsteller, „die Angst der Fliehenden, die Wehklage der Verbrannten, das Gebrüll, Geschrei, das Toben der Pferde, Rinder, Hunde und Katzen, die wüthend und wild in die Flammen hinein- oder aus den Flammen herausstürzten; dazu die viehische Gier der Plünderer, der Mörder und Räuber, welche Schaaren von Flüchtlingen verfolgten und niederhieben, Thüren, Fenster, Gewölbe mit den Kolben einstießen, oder durch Dächer und Fenster schossen; aller dieser Jammer, diese Noth, diese viehische, in Mord und Zerstörung sich auflösende Wuth der Menschen, gleichsam im Bunde mit dem furchtbarsten Elemente, — welch ein Bild des Entsetzens und Grausens!" Viele Franzosen verbrannten während der Plünderung, weil sie sich aus den brennenden Straßen nicht herausfinden konnten. Napoleon selbst mußte die Stadt verlassen, und konnte sich nur noch mit großer Mühe und Gefahr durch die brennenden Balken einen Weg bahnen. Erst nachdem sich der Brand etwas gelegt hatte, kehrte er nach dem Kreml, dem Palaste der alten Czaren, zurück. Fast alle die herrlichen Paläste, die reichen Kirchen mit ihren goldblitzenden Thürmen, die kostbaren Sammlungen sanken in Asche; nur ein kleiner Rest blieb stehen. Der fürchterliche Brand währte bis zum 17ten; dann erst erlosch er nach und nach, weil es an Stoff fehlte. Vierzehn Tage lang wurde noch geplündert, und in den Kellern ungeheure Reichthümer gefunden. Im französischen Lager sah man die kostbarsten Shawls und seidenen Zeuche, die leckersten Confecte und eingemachte Früchte, goldene und silberne Geschirre, den glänzendsten Hausrath; aber an Brot und Fleisch fehlte es dagegen. Die russischen Bauern, statt in Moskau für Geld ihre Waaren loszuschlagen, zerstörten diese lieber.

Es war für die Franzoſen nicht möglich, in Moskau einen Markt einzurichten. Sie murrten, und das bewog Napoleon, mit den Ruſſen Unterhandlungen anzuknüpfen.

Napoleon hatte gehofft, von Moskau aus den Ruſſen Geſetze vorſchreiben zu können. Er bot ihnen auch jetzt Frieden an; Alexander aber zog ihn damit hin, bis der Winter vor der Thüre war. Jetzt war ein ſchleuniger Rückzug nöthig, wenn nicht Moskau das Grab der Franzoſen werden ſollte. Am 26. October trat er ihn an, aber unter welchen unglückweiſſagenden Umſtänden! Schon jetzt waren die Pferde Gerippen ähnlich, die Soldaten entmuthigt, und die wohlgenährten Ruſſen drängten nach. Napoleon wollte auf einer andern Straße ziehen; aber die Ruſſen warfen ihn auf die zurück, welche auf dem Herwege verwüſtet war, während ſie ſelbſt ſeitwärts zogen. Von allen Seiten wurden die Franzoſen von Koſacken umſchwärmt, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Zu dem Hunger, der, vom Anfange des Rückzugs an, am Leben der Menſchen und Pferde nagte, kam vom 7. November an noch eine fürchterliche Kälte. Meiſt ohne Pelze, mit Lumpen nur bedeckt, fielen ſie ſchaarenweis erſtarrt zu Boden, und wurden alsbald vom Schnee wie mit einem großen Leichentuche bedeckt. Tauſende von Raben zogen ihnen nach, um die Leichen zu zerfleiſchen, und ehe noch die Ermatteten todt waren, wurden ihnen ſchon von den Stärkern die Kleider abgeriſſen. Das Gepäck mußte, aus Mangel an Pferden, bald ſtehen bleiben, und gierig fielen die Hungrigen über die gefallenen Pferde her. In Smolensk hofften ſie Vorräthe zu finden; aber theils war wenig da, theils ließen ihnen die nacheilenden Koſacken keine Zeit zum Ausruhen. Nun eilten von drei Seiten ruſſiſche Heere herbei, den täglich mehr ſchmelzenden franzöſiſchen Heerhaufen den Rückzug über die Bereſina, einen Nebenfluß des Dniepers, abzuſchneiden. Von den 600,000 waren nur noch — 40,000 übrig. Zwar gelang es Napoleon, zwei Brücken über den Fluß zu ſchlagen; aber noch war kaum die Hälfte hinüber, als die breitere einbrach, und das Geſchütz und die Wagen wandten ſich daher nach der ſchmäleren, die mit keinem Geländer verſehen war. Dazu kam, daß man das Hurrah der anrennenden Koſacken, und das Sauſen der ruſſiſchen Kanonenkugeln hörte. Jetzt ſtürzte ſich Alles in wildeſter Verwirrung

nach der Brücke; Jeder wollte der Erste seyn; Jeder kämpfte um sein Leben. Der Soldat warf den Offizier, der Freund den Freund ins Wasser; wer zu Boden fiel, war verloren; denn ohne Erbarmen wälzte sich die ganze Menschenfluth über ihn hin, bis er zertreten war. Wie Viele wurden nicht von den Rädern der Kanonen und Wagen zerquetscht, und die über den eistreibenden Strom sich retten wollten, erstarrten oder ertranken. Das geschah am 27sten November. Zuletzt brach die Brücke ein, und was noch jenseits war, meist Schwache, Weiber und Kinder, fiel den Russen in die Hände. An 5000 hatten allein bei diesem Uebergange das Leben eingebüßt *).

Jetzt eilte Napoleon auf einem einfachen Schlitten, in mehrere Pelze gehüllt, den Trümmern seines Heeres schnell vorauf. Gräßlich war indessen das Elend seiner unglücklichen Soldaten. Nie — nie hatte ein Heer ein ähnliches Unglück betroffen. Blau und bleich, wie Schatten, zum Theil durch Hunger und Kälte ohne Verstand und Sprache, wandelten sie daher. Nur wenn der Ruf: Kosack! erscholl, setzte sich die gespenstergleiche Schaar in Trab. Des Nachts war an Wachtfeuer nur selten zu denken. Daher drängten sie sich zu Zehn bis Zwanzig wie Thiere dicht auf einander, um sich vor Kälte zu schützen. Solche Haufen wurden häufig am Morgen von den Russen todt gefunden. Aehnliche schauerliche Todtenversammlungen traf man des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer. Hatten einige Holz gefunden und Feuer angemacht, so hockte eine Menge dieser Gestalten herum; Manche krochen grinsend und gefühllos ins Feuer hinein, und verbrannten elendiglich. Andere fand man hinter Gemäuer, in

*) Man sah Mütter mit ihren Kindern auf dem Arme sich in den Fluß stürzen und im Strome die Kinder so lange in die Höhe halten, bis die Kräfte nachließen und Beide ertranken. Eine Mutter hatte eines kleinen Kahns sich bemächtigt, und suchte ihre beiden Kinder über den Strom zu retten. Aber eine große Eisscholle stieß dagegen, der Kahn schlug um, und Mutter und Kinder fielen ins Wasser. In dem Augenblicke warf sich ein junger Artillerist in den Fluß, erreichte schwimmend das eine Kind, und brachte es glücklich ans Ufer, während die Mutter und das andere Kind ihren Tod unter den Eisschollen fanden. Der brave Jüngling behielt die kleine Waise bei sich; aber ob er den Kleinen und sich selbst bis Frankreich gerettet habe, ist nicht bekannt.

Scheunen, selbst in Backöfen todt, weil ihnen die Kraft gefehlt hatte, weiter zu gehen. Um todte Pferde herum war man sicher, Leichen zu finden; Manche hielten noch das Messer in der Hand, womit sie sich Stücke ausgeschnitten hatten. Von Theilnahme war auch die letzte Spur verschwunden. Vergebens streckten die Hingesunkenen, denen die Kraft zum Aufstehen fehlte, die Hände nach den Vorübergehenden aus, die sie lieber umkommen ließen, ehe sie sich einen Augenblick verweilt hätten. Die Kälte nahm von Tage zu Tage fürchterlicher zu, und löste allen Gehorsam auf. Soldaten von allen Regimentern liefen durch einander. Pferde hatte die Reiterei längst nicht mehr, Stiefeln und Schuhe sah man nur noch bei Wenigen, sondern mit Stücken von Tornistern, Hüten und Kleidern hatten sie sich die Füße umwunden. Unzählige hatten die Füße, Hände, Ohren und Nasen erfroren; bei Manchen hatte der Brand schon die Glieder geschwärzt, und so wüthend machte sie der Hunger, daß selbst Menschenfleisch von Einigen gegessen wurde. Zuletzt warfen fast Alle die Waffen weg; auch dem Tapfersten war jetzt der Muth gesunken.

Bis an den Niemen verfolgten die Kosacken sie unaufhörlich. Von Allen waren nur 25,000 Mann übrig, und diese kaum mehr Menschen zu nennen. Langsam zogen sie durch Polen und Deutschland; Wenige sahen ihr Vaterland wieder. Ueber die Gesunden erhielt der Vicekönig Eugen den Oberbefehl, und sammelte die zerstreuten Schaaren bei Magdeburg. Das war das schauderhafte Ende des mit so großen Hoffnungen unternommenen russischen Feldzugs!

Dritte Periode.

Von dem Wiedererwachen Europa's bis auf die zweite französische Revolution, 1813 bis 1830.

122. Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1813 und 1814.

Längst schon sehnte sich das niedergedrückte Europa nach Befreiung von der französischen Zwingherrschaft. Da aber alle

Verſuche, das Joch abzuſchütteln, fehlgeſchlagen waren, ſo duldete zuletzt Jeder das Unvermeidliche, und ſah ſehnſüchtig einer beſſern Zeit entgegen. Dieſe ſchien jetzt nun nahe zu ſeyn. Wenn es je gelingen ſollte, ſo mußte das Werk jetzt angefangen werden. Preußen ging hier mit ſeinem Beiſpiele voran. Das ganze Volk war bereit, die Waffen zur Befreiung zu ergreifen. Die Ruſſen wurden als Brüder und Befreier empfangen. Friedrich Wilhelm ſchloß mit ihnen einen Waffenſtillſtand und endlich ein Bündniß, und forderte am 16ten März 1813 ſein Volk zur Theilnahme auf. Da ſah man, mit welcher Liebe die wackern Preußen an ihrem Könige hingen. Männer von jedem Alter und Stande meldeten ſich zum Kriegsdienſte. Viele verließen Amt, Weib, Kind und gemächliches Leben daheim, und traten als gemeine Soldaten ein. Ein allgemeiner Jubel tönte durch das ganze Land. England lieferte bereitwillig die noch fehlenden Kanonen und Montirungen, und Jeder hoffte, auch die andern deutſchen Fürſten würden gemeinſchaftliche Sache machen. Aber der Gemeingeiſt war längſt erſtorben. Sie wollten erſt abwarten, ob es den Preußen gelingen würde, dann wollten ſie zu dem Sieger ſich ſchlagen. Nur die braven Mecklenburger, Hamburger und Lübecker ſchloſſen ſich an die Preußen an.

Gleich die erſten Gefechte mit den Franzoſen fielen glücklich aus. Aber nun kam Napoleon mit einem neugeſammelten Heere. Unweit Lützen, bei Groß-Görſchen, traf man am 2. Mai 1813 zuſammen. So tapfer auch die Preußen und die wenigen Ruſſen, die bis jetzt in Deutſchland waren, fochten, ſo ſiegte doch Napoleon's Uebermacht. In einer zweiten Schlacht, bei Bautzen, am 20ſten und 21ſten Mai, ging es nicht beſſer. Die Ruſſen und Preußen mußten, da Oeſtreich noch immer ſich zu erklären zögerte, ſich nach Schleſien zurückziehen, und hier wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, der für beide Theile ſehr erwünſcht war, weil beide ihre Verſtärkungen an ſich ziehen wollten. Indeſſen hatte ein ruſſiſcher Heerhaufen Hamburg befreit, und war von den entzückten Einwohnern mit grenzenloſem Jubel empfangen worden. Aber bald kehrten die Franzoſen verſtärkt zurück. Marſchall Davouſt nahm die Stadt ein, und legte ihr eine übertriebene Schatzung auf.

Napoleon benutzte den Waffenſtillſtand gut, die Verbünde-

ten aber noch beſſer. Sie zogen Oeſtreich und den Kronprinzen von Schweden auf ihre Seite, und ein Mann, der allein ein ganzes Heer werth war, Moreau, kam aus Nordamerika, wo er eine geliebte Frau und Tochter und ein ſchönes Landgut verließ, um den Verbündeten mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Am 17. Auguſt 1813 begann der Kampf aufs neue, und zwar von drei Seiten zugleich. Von Berlin rückte Karl Johann von Schweden, von Schleſien Blücher, und von Böhmen der Fürſt Schwarzenberg heran; in allen drei Heeren waren Preußen, die zwei Kaiſer aber und Friedrich Wilhelm begleiteten das böhmiſche Heer. Den erſten Sieg erfocht bei Großbeeren unweit Berlin am 23. Auguſt der Kronprinz von Schweden. Gleich darauf, am 26ſten, ſiegte Blücher an der Katzbach. Nur das böhmiſche Heer erlitt an demſelben und am folgenden Tage eine Niederlage vor Dresden beim fürchterlichſten Regen, der alle Wege faſt unzugänglich machte. Schmerzlicher als die Niederlage ſelbſt war Moreau's Tod. Er hielt auf einer Anhöhe unweit Dresden neben Kaiſer Alexander, einer franzöſiſchen Batterie gegenüber, als plötzlich eine Kanonenkugel das Pferd niederwarf und ihm ſelbſt beide Beine zerſchmetterte. Man brachte den blutenden Helden ſogleich nach Böhmen zurück, wo er aber wenige Tage darauf ſeinen Geiſt aufgab. Ein einfaches Denkmal zeigt die Stelle, wo ihn das Unglück traf. Eilig zog das Heer über das Erzgebirge zurück. Napoleon ſchickte den General Vandamme in den Rücken der Geſchlagenen, und hielt ſie ſchon für vernichtet, als Vandamme bei Culm unweit Töplitz am 30ſten gänzlich geſchlagen und ſelbſt gefangen wurde. Welch ein Jubel! — Indeſſen ſtand Napoleon mit ſeiner Hauptmacht in Dresden, und rannte wie ein Verzweifelnder bald auf den einen, bald auf den andern Feind los. Ein Heer, welches er noch einmal gen Berlin ſandte, wurde bei Dennewitz am 6. September unweit Jüterbogk vom General Bülow aufs Haupt geſchlagen.

Zu Anfange des Octobers endlich ſetzten ſich alle verbündete Heere in Bewegung, näherten ſich einander, und ſuchten Napoleon den Rückweg nach Frankreich abzuſchneiden. Jetzt erſt zog er ſich nach Leipzig. Hier trafen auch die Verbündeten zuſammen, und rings um die Stadt wurde am 16., 18. und 19. die große Völkerſchlacht bei Leipzig geliefert. Es war ein

großer herrlicher Sieg, den die Verbündeten erfochten! Napoleon mußte nun eilig nach Frankreich fliehen; kaum 80,000 Mann brachte er mit über den Rhein, und auch diesen erreichte er erst, nachdem er sich bei Hanau durch ein östreichisches und baiersches Heer, unter General Wrede hatte durchschlagen müssen. Nun wurden auch die Festungen, welche die Franzosen noch in Polen und Deutschland hatten, belagert und nach und nach eingenommen, und ein preußisches und russisches Heer ging unter General Bülow nach Holland, und befreite es von den verhaßten Franzosen. Gleich im ersten Freudentaumel schickten die braven Holländer nach England, wo der Sohn ihres 1795 vertriebenen Erbstatthalters lebte, und baten ihn, schleunigst als König zurückzukommen. Wilhelm I. kam, und wurde mit rauschender Freude empfangen. Auch in Italien hatten sich die Sachen günstig geändert. Ein östreichisches Heer rückte ein, und trieb den Vicekönig immer weiter zurück. Der wenig umsichtige Murat hielt es nun für klug, da das Glück Napoleon den Rücken wendete, seinen Schwager auch zu verlassen, und schloß sich, wenigstens zum Scheine, an die Verbündeten an, benahm sich aber so unthätig gegen die Franzosen, daß man ihn schon damals für einen Verräther hielt.

Um dieselbe Zeit war auch Portugal und Spanien durch Wellington frei geworden. Immer weiter mußten die Franzosen zurückweichen. Endlich erreichte Wellington sie bei Vittoria im nördlichen Spanien, und brachte ihnen hier am 21. Jun. 1813 eine solche Niederlage bei, daß sie in wilder Flucht über die Pyrenäen zurückeilten.

Gleich nach der Schlacht bei Leipzig waren die Verbündeten, für die sich nun ganz Deutschland erklärte, gegen den Rhein hin marschirt, und rüsteten sich, den Krieg nach Frankreich zu tragen. Zu Anfange des Jahres 1814 setzten sie über den Rhein, während ein anderer Theil durch die Schweiz ging. Anfangs ging Alles gut, weil nur wenige französische Truppen sich sehen ließen. Aber zu Ende des Januars erschien Napoleon mit seinen Garden, überfiel Blücher am 29. Januar bei Brienne, und nahm ihn fast gefangen, wurde aber am 1sten Febr. bei la Rothière von ihm wieder zurückgeschlagen. Jetzt trennten sich Blücher und Schwarzenberg, und versuchten auf zwei verschiedenen Straßen Paris

zu erreichen, jener nördlicher, dieſer ſüdlicher. Napoleon ſtellte ſich zwiſchen Beide, ihnen gegenüber, rannte, wie im vorigen Jahre bei Dresden, bald auf den Einen, bald auf den Andern los, und drückte jedes Mal den, auf welchen er traf, durch ſeine Uebermacht zurück. Darüber vergingen mehrere Wochen. Faſt täglich fielen blutige Gefechte und Treffen vor, in denen bald die Franzoſen, bald aber die Verbündeten ſiegten. Aber plötzlich änderte Napoleon ſeinen Plan. Nach einem zweitägigen Treffen bei Arcis ſur Aube, worin Schwarzenberg ſeine wüthenden Angriffe zurückſchlug, wandte er ſich von Paris ab, und ging gegen den Rhein zu, alſo dahin, wo die Verbündeten herkamen. Er wollte die Beſatzungen aus den Feſtungen in der Gegend des Rheins an ſich ziehen, und den Verbündeten in den Rücken fallen. Beſonders mochte er wohl hoffen, dieſe würden nun auch gleich umkehren, und dadurch Paris von aller Gefahr befreit werden. Aber ſie ließen ſich nicht irre machen, ließen ihn ziehen, und wandten ſich gegen Paris, welches nur von Marmont und Mortier durch ein mäßiges Heer und die bewaffneten Bürger vertheidigt wurde. Am 30. März erſchienen die Verbündeten vor den Thoren der großen Stadt, und griffen ſie unverzüglich an. Beſonders heftig wurde am Montmartre, einem Berge mit einem Steinbruche an der nördlichen Seite der Stadt, geſtritten, bis die Bürgerſchaft zu capituliren begehrte. Die vereinigten Monarchen willigten darein, und am Morgen des 31. März hielten ſie an der Spitze ihrer Heere ihren Einzug in Paris. Es war ein herrliches, ſtolzes Schauſpiel, als ſie, unter dem Zuſchauen einer ungeheuern Menſchenmaſſe, umgeben von ihren Generalen und vielen Prinzen, durch die Straßen zogen, hinter ihnen her die ſiegreichen Truppen, die Reiterei 15 Mann, und das Fußvolk 30 Mann neben einander, in der ſchönſten Haltung, unter kriegeriſcher Muſik, mit dem ſtolzen Gefühl, den Unbeſiegbaren endlich beſiegt zu haben, und nun den Schimpf, den die Franzoſen ihnen in Wien, Berlin und Moskau zugefügt hatten, ihnen wiedergeben zu können. Der nichtswürdige Pöbel jauchzte den Monarchen eben ſo zu, wie er Napoleon zugejauchzt haben würde, hätte dieſer geſiegt gehabt. Weiber und Mädchen ſchwenkten weiße Tücher aus den Fenſtern, und warfen Blumen unter die Sieger.

Napoleon war indeß, sobald er erfuhr, daß sich die Verbündeten nach Paris gewendet hätten, schnell umgekehrt, um die bedrohte Hauptstadt zu retten, wohl wissend, daß, wenn sie fiele, Alles verloren sey. Noch war er sieben Meilen von ihr entfernt, als ihn die Nachricht traf, daß sie bereits capitulirt habe. Er befand sich jetzt in Fontainebleau, südlich von Paris. Lange war er unschlüssig, was er thun sollte, ob nach Paris eilen und die Feinde angreifen, oder mit ihnen unterhandeln. Da erhielt er die Trauerpost, daß der feile Senat, der ihm im Glücke stets geschmeichelt, ihn jetzt abgesetzt hätte. Ueberall wandte ihm jetzt das Glück den Rücken; denn auch Wellington war siegreich über die Pyrenäen in das südliche Frankreich eingedrungen, und schlug endlich am 10. April den Marschall Soult in der Schlacht bei Toulouse. Bordeaux hatte schon vier Wochen früher den Engländern und dem Herzoge von Angoulème, dem ältesten Sohne des ehemaligen Grafen von Artois, die Thore geöffnet.

Nun zeigte sich wieder recht die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe. Napoleon erhielt die kleine Insel Elba an der toskanischen Küste mit einer guten Pension zum Aufenthaltsorte, und während er dahin abging, landeten die Bourbons an der französischen Küste, um das väterliche Reich wieder in Besitz zu nehmen. Auf seiner Reise von Fontainebleau bis nach der Provence, wo er sich einschiffte, erfuhr Napoleon die Veränderlichkeit der menschlichen Gunst. In den südlichen Provinzen zeigten ihm überall die Einwohner bittern Haß, und nur mit genauer Noth entging er persönlichen Mißhandlungen. Seine Frau, Marie Louise, und der kleine König von Rom wurden nach Schönbrunn bei Wien gebracht, seine übrigen Verwandten erhielten an verschiedenen Oertern, die man ihnen größtentheils im Oestreichischen anwies, anständige Pensionen. Ludwig XVIII., der ehemalige Graf von Provence, hatte sich seit 1807 in England aufgehalten, und dort nur von der englischen Freigebigkeit gelebt. Jetzt hielt er am 3. Mai seinen Einzug in Paris, und bestieg den Thron seines unglücklichen Bruders. Mit ihm schlossen die Verbündeten am 31. Mai den Frieden von Paris, worin Frankreich die meisten seit der Revolution eroberten Länder zurückgeben mußte, aber doch noch sehr glimpflich wegkam. — Der Kronprinz von Schweden hatte übrigens nach der Schlacht bei Leipzig keinen

Theil weiter am Kriege gegen Napoleon genommen, ſondern ſich gegen Dänemark gewandt. Es war ihm nämlich dafür, daß er ſich an den allgemeinen Bund gegen Napoleon anſchloß, verſprochen worden, daß er Norwegen erhalten ſollte. Dänemark aber hatte ſich an Napoleon angeſchloſſen; alſo hatte der Kronprinz einen Vorwand, Dänemark anzugreifen. Die Dänen wurden ſchnell zurückgeworfen, und mußten um Frieden bitten. Er wurde bewilligt, aber nur unter der Bedingung, daß Norwegen an Schweden abgetreten würde. Dafür bekam der König von Dänemark Schwediſchpommern und Rügen, welches er jedoch nachmals gegen Lauenburg an Preußen abtreten mußte.

123. Wiener Congreſs. — Wiedererſcheinen Napoleons 1815. — Murats Unternehmung gegen Oeſtreich.

Wie viel gab es nun nicht auszugleichen! Durch Napoleons unbegrenzte Eroberungsſucht war ja Alles aus ſeinen Fugen gekommen, und es fragte ſich nun, wie viel von den alten Einrichtungen wieder erneuert, und was umgeändert werden ſollte. Sie beſchloſſen daher, zuſammen nach Wien zu gehen, und dort freundlich ſich darüber zu beſprechen. Dieſe Zuſammenkunft nennt man den Wiener Congreß. Er fing erſt im November 1814 an, weil Alexander und Friedrich Wilhelm mit ihren gefeierten Helden, namentlich dem allgemein verehrten Blücher, erſt eine Reiſe nach England machten, wo man ſie mit großem Enthuſiasmus aufnahm. Dann wurde in Wien den ganzen Winter unterhandelt. Doch nichts hier von der dort beſchloſſenen Ländervertheilung. Die Länder erhielten meiſt den Umfang, welchen ſie jetzt noch haben. Freilich gab es darüber manchen Streit, und ſchon fing man an zu fürchten, daß wohl die Eintracht der Monarchen geſtört werden könnte, als — plötzlich die Nachricht erſcholl, daß Napoleon von Elba entwiſcht und in Frankreich gelandet ſey.

So war es auch wirklich. Sein unruhiger Geiſt hatte ihm auf der kleinen Inſel keine Ruhe gelaſſen; am 26. Februar 1815 war er in Begleitung von etwa 11 — 1200 Mann alter Soldaten von Elba abgeſegelt, und am 1. März bei der kleinen Stadt Cannes in der Provence gelandet. Die auf die neue Regierung der Bourbons geſetzte Hoffnung war nicht durchgehends erfüllt

worden; daher wendete ſich der größte Theil der Franzoſen, namentlich ſeine Anhänger, ſogleich wieder zu ihm hin. Er wurde mit Frohlocken empfangen; mit jedem Schritte vorwärts wuchs ſein kleines Häufchen; Soldaten und Generale wetteiferten, zu ihm überzugehen, und der arme Ludwig ſah ſich plötzlich von faſt Allen, die ihm erſt vor Kurzem Treue geſchworen hatten, verlaſſen. Jedes Regiment, welches er gegen Napoleon ausſandte, diente nur dazu, deſſen Haufen zu vergrößern, und nachdem Ludwig am 19. März Paris verlaſſen, und ſich nach Gent begeben hatte, hielt Napoleon am 20. ſeinen Einzug in die Hauptſtadt, wieder unter dem Zujauchzen der wetterwendiſchen Menge. In einem Augenblicke ſtellte er ſeine Regierung wieder her, ſchaffte die Einrichtungen Ludwigs wieder ab, und erklärte den verbündeten Mächten: er ſey zwar wieder da, werde aber den pariſer Frieden treulich erfüllen, habe auch ganz ſeinen Eroberungsabſichten entſagt. Aber wer konnte glauben, daß er mit einem Male ſeine Natur abgelegt habe? Die noch in Wien verſammelten Monarchen vereinigten ſich ſchnell über die noch ſtreitige Ländertheilung, und erließen nun gegen ihn eine Erklärung, daß ſie nicht eher die Waffen niederlegen würden, bis ſie ihn der Möglichkeit beraubt hätten, wieder Unruhen anzufangen. Schnell rüſteten ſich nun beide Theile.

Aber ehe noch der Kampf auf Tod und Leben beginnen konnte, entſtand ein Krieg, den man nicht erwartet hatte, in Italien. Obgleich Murat, oder, wie er als König von Neapel hieß, Joachim I., ſich im vorigen Jahre nicht eben ſehr zuverläſſig für die Sache der Verbündeten gezeigt hatte, ſo hatte man ihm doch Neapel gelaſſen. Aber ſein böſes Gewiſſen machte, daß er ſich einbildete, man wolle ihm ſein Königreich nehmen, und ohne Ueberlegung, wie er immer war, faßte er den Entſchluß, alle fremde Fürſten aus Italien zu vertreiben, und es zu einem Reiche und ſich zum Könige deſſelben zu machen. Schon rüſtete er ſich, die Oeſtreicher, die ſeit dem pariſer Frieden den größten Theil der Lombardei beſaßen, anzugreifen, als er erfuhr, daß Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt ſey. „Deſto beſſer!“ dachte er, „nun werde ich deſto eher freie Hand bekommen.“ Mit Ungeſtüm und Gewalt drang er durch den Kirchenſtaat gegen die Lombardei vor. Aber die Oeſtreicher empfingen

ihn am 4. April 1815 wohlgerüstet, und schlugen ihn zurück. Bekanntlich giebt es keine feigeren Soldaten in ganz Europa als die neapolitanischen. Sie ergriffen daher die Flucht, und wurden nun von den Oestreichern verfolgt. Wo sie sich nur zu setzen wagten, bekamen sie Schläge. Zuletzt eilte ihnen gar eine östreichische Heeresabtheilung vor, und schnitt ihnen den Rückweg nach Neapel ab. Kurz! nachdem der Krieg erst 6 Wochen gedauert hatte, waren dem Könige Joachim kaum noch 4 — 5000 Mann übrig. Jetzt versuchte Murat zu unterhandeln; aber man wollte nichts mehr von ihm wissen. Auf einem Umwege floh er nach Neapel, packte von Kleinodien ein, was in der Eil mitzunehmen war, verkleidete sich, und fuhr nach der Insel Ischia (sprich Iskia), und von da nach Frankreich. Zwei Tage darauf hielten die Oestreicher ihren Einzug in Neapel, und stillten sogleich einen Aufruhr, den die wilde Rotte der Lazzaroni erregt hatte, um den königlichen Palast zu plündern. Bald darauf kehrte unter großem Jubel des Volks der alte Ferdinand aus Sicilien nach Neapel zurück.

124. Bezwingung Napoleons durch die Schlacht bei Belle Alliance. — Murats Ende.

Jetzt zogen die Verbündeten von allen Seiten furchtbar gegen die französischen Grenzen zusammen, und man wartete nur, bis alle, auch die entfernten Russen, beisammen seyn möchten, um loszubrechen. Am frühsten standen schlagfertig Wellington mit den Engländern, Holländern, Hannoveranern und Braunschweigern, die der nun aus England zurückgekehrte Herzog Wilhelm von Braunschweig anführte, und Blücher mit den Preußen. Napoleon hatte indessen Alles aufgeboten, ein großes Heer zusammenzubringen, und da es an Pferden für die Reiterei fehlte, selbst die Postpferde in Beschlag genommen. Am 12. Jun. 1815 verließ er Paris, und griff die Preußen unvermuthet an. Ehe diese sich sammeln konnten, hatte er schon ihre Vortruppen zurückgeworfen, und als sich Blücher am 16. Jun. bei Ligny, einem Dorfe unweit Fleurus, setzte, wurde dieser nach heftiger Gegenwehr geschlagen, und wäre, da sein Pferd erschossen wurde, beinahe gefangen worden. Wellington war noch zu weit zurück, um den um Hülfe bittenden Blücher unterstützen zu können.

Nur einen Theil seines Heeres schickte er schnell vor, und dieser schlug sich an demselben Tage gegen Ney bei Quatre Bras, und behauptete sich; aber der tapfere Herzog von Braunschweig wurde dabei durch eine Kugel getödtet.

Nun wendete sich Napoleon gegen Wellington, der bei Brüssel stand, aber jetzt den Franzosen rasch entgegenrückte. Bei den Dörfern Mont St. Jean und Waterloo (wir nennen die Schlacht die von Belle Alliance von einem Hause, bei welchem nach der Schlacht Wellington und Blücher sich umarmten) trafen am 18. Jun. 1815 beide Heere in fürchterlichem Kampfe zusammen Napoleon war den Engländern sehr überlegen, deren Reihen von Stunde zu Stunde dünner wurden, und endlich zu wanken anfingen. Er hatte schon am frühen Morgen an den mehrere Meilen davon stehenden Blücher Boten geschickt, und um Hülfe gebeten. Händereibend ging er umher. „Ach!" rief er, „wenn doch nur die Preußen oder die Nacht käme!" Kaum hatte er ausgesprochen, als ihm zur Seite aus dem Wald fremde Truppen traten, schnell sich ordneten, und die Anhöhe herab auf die Franzosen zu sich bewegten. Es waren die Preußen, die den Weg meist im Trabe laufend zurückgelegt hatten, und nun zur höchsten Zeit erschienen. Napoleon erblaßte. Schon hatte er geglaubt, den Sieg zu haben. Da stellte er sich an die Spitze der Garden und machte einen fürchterlichen Angriff auf die Reihen der Engländer. Dies entschied. Die Engländer widerstanden, und aus den Gliedern der Garden ließen sich Stimmen hören: sauve qui peut (rette sich, wer da kann)! Es überfiel sie plötzlich eine panische Furcht. Das französische Heer löste sich in eiliger Flucht auf, und zerstreute sich. Nur die alten Garden standen, und als auf sie von allen Seiten die Engländer eindrangen, und sie zur Uebergabe aufforderten, riefen sie: „Die alte Garde stirbt, und ergiebt sich nicht!" und ließen sich Mann für Mann niedermachen.

Napoleon war unter den Fliehenden. Er hatte sich in seinen Wagen geworfen; da dieser aber von den nachsetzenden Preußen eingeholt wurde, mußte er, mit Zurücklassung seines Hutes und Degens, zu Fuß flüchten, und wenig fehlte, daß er gefangen wurde. Alle seine Kleinodien, die er aus Eitelkeit mit sich geführt hatte, fielen den Preußen in die Hände. Unerwartet

kam er nach Paris, und war der erste Verkündiger der ungeheuern Niederlage. Er legte nun zum zweiten Male die Krone nieder. Die verbündeten Heere drangen indessen ungehindert nach Paris zu, die Stadt capitulirte, und die siegreichen Truppen hielten am 7. Jul. ihren Einzug. Am folgenden Tage war auch Ludwig XVIII. wieder da, der sich Wellington's Heer angeschlossen hatte. Lange war Napoleon unschlüssig gewesen, was er thun sollte. Da aber die Verbündeten Paris sich näherten, und er keinen Tag mehr sicher war, flüchtete er nach Rochefort, um sich hier nach Nordamerika einzuschiffen. Aber englische Schiffe beobachteten den Hafen, und da er keine Möglichkeit sah, heimlich zu entrinnen, so lieferte er sich dem Capitain Maitland (sprich Mätland) aus, der das englische Schiff Bellerophon commandirte. Dieser führte ihn nach der englischen Küste, wo Napoleon vom Könige von England in Uebereinstimmung mit den Verbündeten die Weisung erhielt, das Schiff Northumberland zu besteigen, und darauf nach St. Helena zu schiffen. So sehr er sich auch anfangs sperrte, so mußte er doch zuletzt nachgeben. Am 8. August segelte er von der englischen Küste bei Plymouth (sprich Plimmuß) ab, und traf an dem verhängnißvollen 18. October auf der Insel ein.

Ludwig XVIII. bestrafte bei seiner zweiten Thronbesteigung mehrere Schuldige, die an ihm treulos geworden waren, mit Recht. Unter ihnen war besonders Marschall Ney, der eine Zeit lang sich verborgen hatte, endlich aber entdeckt, und nun nach Urtheil und Recht erschossen wurde. Andere wurden Landes verwiesen, oder zur Gefangenschaft verurtheilt, meist aber nach einiger Zeit begnadigt. So gelind auch die Verbündeten selbst dies Mal mit Frankreich verfuhren, so mußte es sich doch im zweiten pariser Frieden am 2. October 1815 härtere Bedingungen gefallen lassen als bei dem ersten. Jedes Volk nahm zuerst aus den pariser Kunstschätzen diejenigen Stücke heraus, die Napoleon ihm früher geraubt hatte. Frankreich mußte einige Grenzfestungen abtreten, 700 Millionen Franken Kriegskosten-Entschädigung zahlen, und sich gefallen lassen, daß die Verbündeten auf französische Kosten ein Heer auf 3 — 5 Jahre in den Grenzprovinzen zurückließen, um über die Ruhe in Frankreich zu wachen.

So war also Napoleon politisch todt; denn die Engländer

bewachten ihn so gut, daß er nicht entweichen konnte, und er lebte noch fast sechs Jahre auf der unwirthbaren Insel in Gesellschaft weniger treuer Freunde. Seine Brüder und anderen Verwandten wurden aus Frankreich entfernt, und in den Ländern der Verbündeten unter Aufsicht genommen. Man war großmüthig genug, ihnen die großen Schätze, die sie gerettet hatten, zu lassen. Nur dem Exkönig von Neapel, Murat, ging es unglücklich. Er hatte sich, wie erzählt worden ist, von Neapel nach Frankreich gerettet, und hoffte, von Napoleon in Schutz genommen zu werden. Dieser aber wies ihn verächtlich ab. Nach Napoleons Abdankung wußte er gar nicht wohin. Eine Zeit lang irrte er in den Thälern der Seealpen herum; endlich schiffte er sich nach Corsika ein. Seine Frau hatte ihm indessen beim Kaiser Franz die Erlaubniß ausgewirkt, sich in Oestreich niederzulassen. Aber der Thor wollte noch einmal sein Glück versuchen. Er brachte in Corsika einige Abenteurer zusammen, fuhr mit ihnen nach der Küste von Calabrien hinüber, landete bei dem Städtchen Pizzo, und forderte die Einwohner auf, sich zu ihm zu schlagen. „Ich bin ja euer König Joachim!“ rief er unaufhörlich. Aber man wollte von ihm nichts wissen. Im Gegentheil nahmen ihn die Einwohner gefangen, und König Ferdinand ließ ihn am 13. October 1815 — erschießen, wie Murat einst den Herzog von Enghien unschuldig hatte erschießen lassen. Recht rührend ist der Brief, den er wenige Stunden vor seinem Tode an seine Frau und seine Kinder, die er zärtlich liebte, schrieb: „Liebe Caroline, meine letzte Stunde ist gekommen. In wenigen Augenblicken bin ich nicht mehr. Vergiß mich nicht. Keine Ungerechtigkeit befleckt mein Leben. Lebt wohl, mein Achilles! meine Lätitia! meine Louise! Zeigt Euch meiner würdig in der Welt. Ich lasse Euch ohne Thron und Vermögen mitten unter zahlreichen Feinden. Bedenkt, was Ihr seyd und gewesen seyd, und Gott wird Euch segnen. Verwünscht mein Andenken nicht, und wißt, daß mich in diesen letzten Augenblicken meines Lebens nichts mehr schmerzt, als fern von meinen Kindern sterben zu müssen. Empfangt den väterlichen Segen, empfangt meine Thränen und Umarmungen, und gedenkt ewig Eures unglücklichen Vaters.“

125. Begebenheiten der Jahre 1816 — 1830.

Das Jahr 1816 ging damit hin, daß jeder Fürst die ihm zugetheilten Länder ordnete, und mit den alten Provinzen in Verbindung brachte. Und wie viel war nicht zu ordnen, nach so langen Jahren der Willkühr und der Unordnung!

Für England trug sich am 6. November 1817 ein trauriges Ereigniß zu. Der König Georg III. war seit vielen Jahren seines Verstandes beraubt, und sein ältester Sohn war daher Prinz-Regent. Dieser hatte ein einziges Kind, eine Tochter, damals 21 Jahre alt, die Prinzessin Charlotte. Auf ihr beruhte die Erbfolge. Seit 1½ Jahren lebte sie in glücklicher Ehe mit dem Prinzen Leopold von Coburg, dem Manne ihrer eignen Wahl. Beide waren gleich tugendhaft, lebten nur für einander, thaten Gutes, wo sie nur konnten, und die Engländer sahen mit Entzücken der Zeit entgegen, wo dies edle Fürstenpaar sie regieren würde. Wie freuten sich Alle bei der Nachricht, daß sie einen Sohn geboren habe! aber gleich darauf kam die erschütternde Nachricht, sie sey wenige Stunden darauf durch Schuld der nachlässigen Aerzte verschieden. Ihr Mann war ganz außer sich. Er war unzertrennlich von dem Zimmer, wo er so glückliche Tage mit ihr verlebt hatte, und befahl, daß Alles so liegen bleiben sollte, wie es bei ihrem Leben gelegen hatte.

Im Jahre 1818 kamen die Kaiser Franz und Alexander und der König Friedrich Wilhelm zu einem Congresse in Aachen zusammen. Theils der Wunsch, sich wiederzusehen, theils die Nothwendigkeit, über manche Dinge sich zu besprechen, führte sie dahin. Namentlich sollte entschieden werden, ob es noch länger nöthig sey, das verbündete Heer, welches in Frankreich zurückgeblieben war, da zu lassen. Die Franzosen baten himmelhoch, es abzuführen, und die Milde der drei hohen Fürsten gewährte ihnen die Bitte.

Das Jahr 1819 verging ohne bedeutende Begebenheiten. Desto stürmischer war das Jahr 1820. Ferdinand VII. war 1814, als Napoleon das erste Mal überwältigt war, frei geworden, und nach Spanien zurückgekehrt. Das Volk empfing ihn mit Jubel, die Cortes aber — so hießen die Abgeordneten der Provinzen, welche bisher die Regierung geführt hatten —

legten ihm eine 1812 von ihnen entworfene Verfassung vor, die er erst bestätigen sollte. Aber dadurch sollte seine Gewalt sehr beschränkt werden. Er weigerte sich deshalb, stellte seine unumschränkte Gewalt wieder her, und bestrafte die Cortes mit großer Härte. Nach der traurigen Erfahrung, die er seither gemacht hatte, hätte man glauben sollen, würde er recht klug regiert haben. Aber das Gegentheil. Er verfuhr mit empörender Willkür, und wer heute bei ihm in Gnaden stand, mußte vielleicht schon morgen ins Gefängniß wandern. Die Unzufriedenheit war daher allgemein. Da brach im Januar 1820 in dem Heere eine Verschwörung aus. Der Aufruhr griff schnell um sich. Madrid wurde von den Verschworenen besetzt, und der geängstigte König sah sich genöthigt, die Verfassung der Cortes von 1812 am 3. März anzunehmen. Nun war es um seine Macht geschehen. Seitdem hieß er zwar noch König, hatte aber fast nichts mehr zu sagen, und mußte sich in Alles fügen, was die Cortes verlangten.

Ueberhaupt nahm der Glaube immer mehr überhand, daß die Völker sich selbst regieren und die Macht ihrer Fürsten beschränken müßten, als wenn die französische Revolution nicht hinlänglich bewiesen hätte, wie die eigenmächtige Beschränkung der rechtmäßigen Gewalt zu nichts als Unordnung führt. So hatte sich seit mehreren Jahren in Italien eine Secte, die Carbonari, gebildet, die darauf ausging, dem Könige von Neapel seine Macht zu nehmen, und eine freie Verfassung einzuführen. Am 1. und 2. Jul. 1820 brach durch sie eine Revolution in Neapel aus. Der furchtsame König mußte der Regierung entsagen, sie seinem Sohn übertragen, und sich gefallen lassen, daß die spanische Verfassung auch in Neapel eingeführt würde. Auch auf Sicilien, in Palermo, entstand ein Aufruhr. Der Vicekönig wurde weggejagt, und eine Volksherrschaft eingeführt.

Etwas Aehnliches geschah im August 1820 in Portugal. Seit 1807 war der Prinz-Regent, der seit 1816 König war, und Johann VI. hieß, in Brasilien, und ließ Portugal durch einen Statthalter regieren, mit dem aber die Einwohner schlecht zufrieden waren. Das Beispiel von Spanien steckte sie an, und am 24. August 1820 empörte sich auch hier das Heer. Die

Verschworenen entwarfen eine Verfassung, schickten sie dem Könige zur Annahme, und dieser unterschrieb aus Furcht, daß sich sonst Portugal ganz von ihm losreißen werde. Um dies zu vermeiden, kam er im folgenden Jahre nach Lissabon zurück, und war mehrere Jahre, wie der König von Spanien, ein Sklave der Cortes.

Diesem vielfachen Unfuge konnten die verbundenen hohen Fürsten nicht länger zusehen. Zuletzt waren sie ja selbst nicht mehr sicher vor der Revolutionssucht. Sie kamen am 20. October 1820 daher in Troppau in Schlesien zusammen, und luden auch den alten Ferdinand von Neapel dazu ein. Mit Mühe und Noth gelang es diesem, von den Carbonari Erlaubniß zur Abreise zu bekommen.

Im Januar 1821 hielten sie aufs neue in Laibach in Oestreich einen Congreß, wohin auch Ferdinand, der im December von Neapel abgereist war, kam. Hier protestirte er gegen seine Abdankung, erklärte seine Einwilligung in die neue Verfassung für erzwungen, und Kaiser Franz schickte ein Heer gegen Neapel, um die Revolution zu unterdrücken. Gleich beim ersten Erscheinen der Oestreicher liefen die feigen Neapolitaner aus einander, und baten um Gnade. Ferdinand kehrte zurück, und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein.

Aber während noch die Oestreicher mit der Beruhigung Neapels und Siciliens sich beschäftigten, empörten sich die Soldaten des Königs von Sardinien in Piemont, und zwangen auch ihn, der Krone zu entsagen. Allein die Freude dauerte nicht lange. Ein östreichisches Heer war bald bei der Hand, und machte den Unruhen ein schnelles Ende.

Am 5. Mai 1821 starb Napoleon als Gefangener auf St. Helena. Es war ihm hier zwar nichts abgegangen; aber das ewige Einerlei, die Unthätigkeit und Abgeschiedenheit war seinem unruhigen Geiste so zur Last, daß er hier 5½ sehr unglückliche Jahre zugebracht hat.

Noch ehe die Unruhen in Neapel und Piemont ganz beruhigt waren, brachen neue auf einem andern Schauplatze aus. Ein vornehmer Grieche, Alexander Ypsilanti, erließ eine Aufforderung an alle Griechen, das türkische Joch abzuschütteln.

Es war wahr, daß die Griechen mit großer Härte und Verachtung von den Türken behandelt wurden; nur war es doch sehr mißlich, sich ohne alle Unterstützung von außen gegen sie zu empören. Vermuthlich hoffte Ypsilanti auf russischen Beistand; aber er irrte sich. Die fremden Mächte mischten sich zunächst nicht hinein, und wenn auch der russische Kaiser den Griechen wohlwollte, so konnte er doch nicht so schnell den Türken den Krieg erklären. Mit empörender Grausamkeit wütheten nun die Türken nicht nur gegen die Empörer, sondern selbst gegen die unschuldigsten Griechen, die sich in Constantinopel aufhielten, und dies bewog endlich den Kaiser Alexander, mit dem Sultan zu brechen. Jeden Augenblick erwartete man den Ausbruch des Krieges; aber die Engländer und Oestreicher gaben sich so viele Mühe, die streitenden Kaiserhöfe mit einander zu versöhnen, daß es nicht erst zum Kriege kam.

Indessen war Ypsilanti mit seiner tapfern Schaar von den Türken bald überwältigt, und die Moldau und Walachei fürchterlich verwüstet worden. Dagegen standen nun auch die Griechen in Morea auf, und vertrieben die Türken aus der Halbinsel, und nach und nach kam es zu einer allgemeinen Empörung der Griechen gegen ihre Unterdrücker. Der Krieg währte vom März 1821 bis 1827. Von beiden Seiten wurden die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt, und bald gewannen die Griechen, bald die Türken. Unter allen verübten Greueln der Türken war keiner fürchterlicher als die Verwüstung der Insel Scio im Archipel. Ein Haufe bewaffneter Griechen war hier 1822 gelandet, und von den griechischen Einwohnern mit Entzücken aufgenommen worden. Aber bald darauf kam eine große türkische Flotte, landete ein ganzes Heer, und nun begann ein fürchterliches Gemetzel unter den Griechen. Nach einer hartnäckigen Gegenwehr wurden diese ganz überwältigt; erst ermordeten die Türken alle Bewaffnete, dann fielen sie auch über die Wehrlosen, die Weiber und Kinder, her. Mehrere Tage lang wurde gemordet, geplündert und gebrannt, und der Leichen waren so viele, daß es an Händen fehlte, sie zu begraben. — Eben so grausam verfuhren die Türken mit der Insel Cypern, dessen griechische Einwohner sich früher gegen ihre Herrschaft empört hatten. Ob sie nun gleich seit acht Monaten ganz ruhig gewesen waren, so

hatten die Türken doch die Sache nicht vergessen. Erst forderten sie ihnen alle Waffen ab, und dann fielen sie wüthend über sie her, mordeten Männer, Weiber und Kinder auf alle Art, und machten auf die Fliehenden wie auf wilde Thiere Jagd. Alles wurde verwüstet und zerstört. Eine Anzahl Weiber und Kinder wurden in ein Haus gesperrt, eine Zeit lang den Qualen der Angst und des Hungers preisgegeben, und endlich mit dem Gebäude verbrannt. An 7000 Familien wurden ausgerottet, und 23 Tage lang sah man auf der Insel die Rauchsäulen von den brennenden Dörfern aufsteigen.

Aber diese Greuelscenen dienten nur dazu, den Muth der Griechen noch mehr zu entflammen, und sie verrichteten Thaten, die ihrer berühmten Vorfahren im Alterthume würdig waren. Marco Bozzaris, der in einem Gefechte den Heldentod starb, sein Bruder Notos Bozzaris, Niketas, Guras und viele Andere zeichneten sich zu Lande durch unerschütterliche Tapferkeit aus, während die Seehelden Sachturis, Miaulis und Kanaris die großen türkischen Schiffe mit ihren Brandern verfolgten und in die Luft sprengten; denn auf den Inseln Ipsara im Archipel, Hydra und Spezzia neben Morea wurden unaufhörlich griechische Schiffe gebaut. Leider erlitt Ipsara 1823 einen fürchterlichen Schlag. Die große türkische Flotte überfiel sie plötzlich, setzte Truppen ans Land, und überwältigte den kleinen Haufen Griechen, der auf der Insel war. Nach einem verzweifelten Kampfe warfen sich die entschlossenen Griechen in das feste Kloster S. Nikolo, und als nun die Türken von allen Seiten stürmten und schon eindrangen, sprengten die Tapfern das Gebäude und zugleich sich und die stürmenden Türken in die Luft.

Die Halbinsel Morea war indessen fast ganz in den Händen der Griechen; nur noch wenige feste Plätze waren von den Türken besetzt. Da bewog der Sultan Mahmud den Ali Mehemed, Pascha von Aegypten, seinen Sohn Ibrahim 1824 mit einem Heere Aegypter und Araber nach Morea zu schicken, um die Griechen zu unterwerfen. Wohl hätte es diesen gelingen mögen, die Feinde abzuhalten, oder zu besiegen, wenn ihre Heerführer einig gewesen wären. Aber der Zwiespalt unter ihnen begünstigte die Landung; die Halbinsel wurde theilweise bezwungen, mehrere Plätze ihnen abgenommen, und endlich rückte Ibrahim

1825 vor die Festung Missolunghi, welche am Eingange des Meerbusens von Korinth, Morea gegenüber, liegt, und schon seit längerer Zeit vergebens von einem Türkenheere belagert worden war. Ibrahim schwor, sie einzunehmen, und sollte das ganze Heer darüber zu Grunde gehen. Mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit wehrten sich die Griechen. Unzählige Stürme wurden abgeschlagen, und Hunderte von türkischen Leichen vor den Wällen begraben. Aber immer stärker wurde der Andrang, und immer schwächer die Mauern; jeden Tag mußten sie fürchten, überwunden zu werden. Darum weihte sich die Heldenschaar dem Tode. Indessen gingen ihnen die Lebensmittel aus, und sie sahen den Augenblick kommen, wo sie vor Hunger dem Feinde sich würden ergeben müssen; deshalb entschlossen sie sich, in einer finstern Nacht mit Weibern und Kindern den Schreckensort zu verlassen, und sich durch die Feinde durchzuschlagen. Dies führten sie aus am 23. April 1826. Aber die Feinde waren von dem Vorhaben unterrichtet worden, und ihrer gewärtig. Daher fanden die Meisten, besonders viele der Wehrlosen, ihren Tod, und nur ein Theil von ihnen erreichte kämpfend das Gebirge. Die Kranken aber und die Greise waren in der Festung zurückgeblieben, entschlossen, diesen Tag nicht zu überleben, und als nun die Aegypter eindrangen, sprengten sie sich mit ihnen in die Luft.

Sultan Mahmud, der mit einer auf diesem Throne seltenen Kraft verfuhr, hob im Junius 1826 plötzlich das Corps der Janitscharen auf, und führte die europäische Soldatenordnung ein. Die in Constantinopel stehenden Janitscharen empörten sich zwar, aber Mahmud bezwang sie durch seine andern Truppen, ließ Tausende von ihnen niederhauen, Andere mit ihren Casernen verbrennen oder hinrichten, und bewirkte so, was keinem seiner Vorgänger gelungen war. Die Folgen dieser Veränderung sind noch nicht zu berechnen.

Nachdem die Spanier ihren König Ferdinand durch alle Stufen der Erniedrigung geführt hatten, nahm sich der König Ludwig XVIII. seiner an, und sandte 1823 ein Heer nach Spanien, welches bis Cadix vordrang, wo man den König gefangen hielt, ihn befreite, und ihm seine königliche Gewalt wiedergab. Aber auch jetzt unterließ dieser Mann, durch eine milde Verfassung und durch eine Amnestie die Gemüther zu beruhigen. Die

Unzufriedenheit währte daher fort, und die hier und da ausbrechenden Empörungen konnten nur durch Waffengewalt unterdrückt werden.

In Frankreich ſtarb Ludwig XVIII. 1824 im September. Sein Bruder Karl X., ſonſt Graf von Artois genannt, folgte ihm.

Rußland erlitt zu Ende des Jahres 1825 einen ſchmerzlichen Verluſt. Kaiſer Alexander ſtarb in Taganrog auf einer Reiſe. Ihm folgte, da der ältere Bruder, Großfürſt Conſtantin, der Thronfolge entſagt hatte, der zweite, Nikolaus.

Als König Johann VI. von Portugal von Braſilien nach Europa zurückkehrte, hatte er in Braſilien ſeinen älteren Sohn, Don Pedro, als Regenten zurückgelaſſen. Dieſer aber erklärte ſich für unabhängig, trennte dadurch Braſilien von Portugal, und nahm den Titel eines Kaiſers an; ob mit der geheimen Genehmigung ſeines Vaters oder nicht, läßt ſich nicht mit Gewißheit ausmachen. Nachdem König Johann einige Jahre unter der Herrſchaft der Cortes hatte leben müſſen, wurde er durch die Ränke der Königin und den Unternehmungsgeiſt ihres zweiten Sohnes, Don Miguel, davon befreit, und die unumſchränkte Regierung wiederhergeſtellt. Als der König 1825 ſtarb, verzichtete Kaiſer Peter auf die Thronfolge in Portugal zu Gunſten ſeiner Tochter Donna Maria, die künftig mit dem Prinzen Miguel vermählt werden ſollte, und gab Portugal eine neue Verfaſſung, die mit großer Freude aufgenommen wurde. Aber Miguel, ein unruhiger und ehrgeiziger Mann, machte ſich 1828 zum König von Portugal, und erklärte, er wolle ſeine Nichte nicht heirathen. Zwar ergriff ein Theil des Heeres die Waffen für Don Pedro; aber ſie wurden von Miguels Anhängern bezwungen, und theils eingekerkert, theils genöthigt, das Land zu verlaſſen.

Die bisherigen Colonien der Spanier in Amerika vollendeten ihre Losreißung vom Mutterlande. Es entſtanden daraus mehrere anſehnliche Republiken: Mexiko, Guatimala, Columbia, Peru, Chili u. ſ. w. Nur die Inſeln mußten noch dem Mutterlande gehorchen. Die neuen Republiken machten ſchon in der kurzen Zeit große Fortſchritte. Eine neue Thätigkeit belebte den Handel; es wurden Schulen und Fabriken angelegt, und die Häfen den Schiffen aller Nationen geöffnet. Es iſt der Einfluß

nicht zu berechnen, denn diese jungen Staaten, deren Riesenkraft sich schnell entwickeln wird, sobald nur erst die Parteiungen aufhören, auf Europa im Laufe der Zeit haben werden.

Die Griechen kämpften vom Jahre 1821 — 1827 ohne alle Unterstützung der europäischen Mächte ganz allein gegen die Uebermacht der Türken, und wer nicht den Gang der göttlichen Vorsehung aufmerksam beobachtete, wurde bange, ob sie auch wohl nicht endlich unterliegen würden. Da endlich nahmen sich 1827 die Mächte Rußland, Frankreich und England ihrer an. Diese drei sandten Flotten ins mittelländische Meer, und verlangten, daß Griechen und Türken das Blutvergießen einstellten. Da aber Sultan Mahmud davon nichts hören wollte, so griffen die vereinigten Flotten die türkische Flotte im Hafen von Navarin, auf der Westküste des Peloponnes, am 20. October 1827 an, und zerstörten die letztere fast gänzlich.

Die Griechen erhielten zugleich nun einen Präsidenten an dem Grafen Capo d'Istria, einem geborenen Griechen, der aber bisher Staatsmann in russischen Diensten gewesen war, und sich durch Mäßigung und Weisheit ausgezeichnet hatte. Dieser treffliche Mann that durch seine Erscheinung den unseligen Streitigkeiten der Griechen-Häuptlinge größtentheils Einhalt, und führte Ordnung in den Theilen Griechenlands ein, welche von den Türken bereits gesäubert waren.

Im Jahre 1828 kam es, was man lange erwartet hatte, endlich zu einem Kriege zwischen den Russen und Türken. Die Russen setzten über die Donau, konnten aber nicht weiter als bis an den Hämus vordringen, weil hier die unüberwindliche Festung Schumla sie aufhielt. Dagegen gelang es ihnen, die Festung Varna am schwarzen Meere nach langem Widerstande zu erobern.

Zugleich schickte der König Karl X. von Frankreich ein Heer zu Schiffe nach Morea, um den Griechen beizustehen, und das Heer des Ibrahim Pascha, der immer noch in Morea war und hier Alles zur Wüste machte, zu vertreiben. Ibrahim wich dem Sturme aus, und zog sich mit seinem Heere wieder nach Aegypten zurück. Jetzt erst konnte sich das unglückliche Morea nach und nach von seinem tiefen Elende erholen. Die drei verbündeten Mächte thaten aber noch mehr: sie erklärten dem Sul-

tan, daß sie Griechenland, so weit es jetzt frei wäre, unter ihren Schutz nähmen, und nicht dulden würden, daß er Soldaten dahin schickte. Zwar wollte er von dieser Zumuthung nichts wissen, aber bald mußte er wohl nachgeben.

Im Jahre 1829 setzten die Russen den türkischen Krieg mit großem Glücke fort. Ihr Oberfeldherr, Graf Diebitsch, der dafür den Beinamen Sabalkanski erhielt, zog über den Balkan, warf die Türken auseinander, und zog siegreich in Adrianopel ein. Schon machte er sich bereit, auf das nur noch wenige Tagereisen entfernte Constantinopel loszugehen, — da überwand die dringende Noth den Stolz des Sultans. Er sandte Friedensboten, und überließ sich ganz der Großmuth des Kaisers Nikolaus. Und er that wohl daran; denn Nikolaus bewilligte ihm im Frieden von Adrianopel so leidliche Bedingungen, wie er sie weder erwartet noch verdient hatte, und das Benehmen der russischen Krieger war so großmüthig, daß die Einwohner der Türkei sie als ihre besten Freunde betrachteten. Die Moldau und Walachei wurde unter russischen Schutz gestellt, und — die Griechen wurden für selbstständig erklärt. So triumphirte also endlich auch hier die gute Sache, und die Griechen sahen sich, zur Freude Europa's, nach langem blutigen Kampfe endlich frei.

Das Jahr 1830 führte wichtige Ereignisse herbei. Die russische, französische und englische Regierung vereinigten sich, den Prinzen Leopold von Coburg, den Wittwer der Prinzessin Charlotte von England, zum souverainen Fürsten von Griechenland zu ernennen. Zwar nahm er diese Würde anfangs an, bald aber erklärte er, vor den unvermeidlichen Schwierigkeiten zurückbebend, er könne sich nicht entschließen, nach Griechenland zu gehen. Die Entscheidung des endlichen Schicksals von Griechenland blieb also noch ausgesetzt.

Der Dey von Algier war seit mehreren Jahren wegen einer dem französischen Consul zugefügten Beleidigung mit Frankreich gespannt. Da er alle Genugthuung verweigerte, rüstete Frankreich eine große Macht aus, Algier unmittelbar anzugreifen. Unter Anführung des Generals Bourmont und des Admirals Duperré verließ die Flotte Toulon, landete nach geringem Widerstande, und schon nach wenigen Wochen mußte der Dey

capituliren. Er wurde für abgesetzt erklärt und außer Landes, nach Italien, geschafft, die ihm untergeordneten Häuptlinge unterwarfen sich nach und nach, und in dem Schlosse, der Kassauba, fanden die Franzosen sehr große Schätze. Das geschah im Jun. und Jul.

Vierte Periode.

Von der zweiten französischen Revolution bis auf die neueste Zeit, 1830 — 35.

126. Ereignisse in Frankreich.

Seit 1824 war Karl X. König von Frankreich, ein Mann ohne Grundsätze wahrer Religiosität, den Jesuiten ergeben, voll Anhänglichkeit an die äußeren Formen der Kirche, je mehr sein Gewissen ihm eine in Sündhaftigkeit zugebrachte Jugend vorwarf, die von seinem Bruder, Ludwig XVIII., gegebene Charte im Herzen verabscheuend, und auf allmälige Erneuerung des alten französischen Hofwesens bedacht. Um so wachsamer waren alle Freunde der Freiheit auf jeden Schritt seiner Minister, und mit eifersüchtiger Strenge verlangte die Kammer der Deputirten die genaue Befolgung der Charte.

Im Anfange des Jahres 1830 hatte Karl Minister gewählt, welche dem Volke verhaßt waren, weil es wußte, daß sie nicht allein unfähig, sondern auch geneigt wären, die Freiheiten des Volks zu unterdrücken. Vergebens sprachen die meisten Zeitungen ihren Unwillen über sie, am meisten über den Premierminister, den Fürsten Polignac, aus, einen alten Höfling vom Hofe Ludwigs XVI. Aber dem Volke zum Trotze war der König entschlossen, seine Minister beizubehalten. Am 2. März 1830 versammelten sich die Kammern, und der König eröffnete sie mit einer Rede. Es ist Gebrauch, daß jede der beiden Kammern einige Zeit darauf dem Könige, als Antwort auf diese Rede, eine Adresse überreicht. Die Deputirten thaten dies am 18ten März. In der Adresse, für welche 221 Deputirte gestimmt hatten, wurde dem Könige unumwunden gesagt, daß man mit Leidwesen sähe,

daß die Absichten der Regierung und die Wünsche des Volks nicht mehr mit einander übereinstimmten, und daß die Minister das Vertrauen der Nation nicht besäßen. Der König nahm diese Adresse höchst ungnädig auf, vertagte die Kammer der Deputirten, und löste sie endlich ganz auf. Auf den 3ten August sollte eine neue zusammentreten.

Indessen sah das Volk immer deutlicher, daß der König fest entschlossen sey, seine Minister zu behaupten, und die Wünsche des Volks zu verachten. Auf der andern Seite schien das Volk eben so entschlossen, den Kampf mit der Regierung zu wagen, und jene 221 Deputirte wurden für die neue Kammer durchgängig wieder gewählt, so viele Mühe die Minister sich auch gaben, die Wahlen zu ihren Gunsten zu leiten. Ganz Europa sah mit Erwartung auf die Eröffnung der neuen Kammer hin. Siehe! da erschienen am 26. Jul. sechs königl. Verordnungen, durch welche die Preßfreiheit aufgehoben, die zum 3ten August einberufene Kammer noch vor ihrem Zusammentreten aufgelöst, die Wahlfreiheit beschränkt, und noch andere Eingriffe in die Charte gemacht wurden. Diese Verordnungen waren ein offener Fehdebrief, welchen die Minister dem ganzen Volke hinwarfen. Im ersten Augenblicke zeigte sich überall eine dumpfe Betäubung und Bestürzung, die aber bald einem allgemeinen Unwillen Platz machte. Jeder erkannte, so konnte, so durfte es nicht bleiben. Die Zeitungen forderten laut zum Widerstande auf; dafür ließen die Minister noch an demselben Tage die Herausgeber derselben von Gensd'armen ins Gefängniß führen, und ihre Pressen zerschlagen. Die dadurch unthätig gewordenen Buchdrucker, die aus den Fabriken entlassenen Arbeiter sammelten sich auf den Straßen; müßige Haufen gesellten sich dazu, und der Schwarm zog nach dem Palais royal, dem Sammelplatze des Volks aus allen Ständen. Hier sprangen Volksredner auf die Stühle, und riefen das Volk laut zum Widerstande auf. Ueberall hörte man das Geschrei: „Hoch lebe die Charte! Nieder mit den Ministern!" — Plötzlich hieß es: „Auf! Nach dem Hotel Polignac!" Sogleich stürzte der Haufe nach dem Hotel des Premierministers, und zerschlug hier die Fenster.

Diese Bewegungen waren aber nur das Vorspiel zu größeren Unruhen. Am Morgen des 27. sammelten sich große Volks-

haufen, zum Theil mit Stöcken und Steinen bewaffnet, selbst schon mit Säbeln, Pistolen und Jagdflinten versehen, durchzogen die Straßen, und fluchten nicht mehr allein auf die Minister, sondern auch auf den König. Im Palais royal wurde laut gerufen: „Es lebe die Republik! Nach St. Cloud! Nieder mit den Bourbons!" Die Minister, zum Widerstande entschlossen, ließen 12,000 Garden, Schweizersoldaten und andere Truppen mit vielen Kanonen gegen das Volk anrücken. Im Palais royal kam es zuerst zum Kampf. Die Gensd'armen schossen auf das Volk, das die Schüsse mit einem Steinhagel erwiderte. Jene holten neue Soldatenmassen zu Hülfe; aber der Andrang des Volks wurde immer wüthender, und erst als ganze Regimenter herbeieilten, die Reiterei einhieb, und die Kanonen mit Kartätschen schossen, wurde das Volk scheinbar auseinander gesprengt. Aber selbst in der Nacht zogen noch Volkshaufen umher, rissen die königl. Wappen und Namenszeichen ab, plünderten die Pulver- und Waffenvorräthe, und thürmten Verrammelungen auf. Die hohe Geistlichkeit, die Polizei und andere Diener der königl. Gewalt benutzten die Dunkelheit der Nacht, um die Stadt zu verlassen. Paris wurde vom Könige in Belagerungszustand erklärt, und dem Marschall Marmont der Oberbefehl übertragen. Aber auch das Volk bereitete sich zum Widerstande vor.

Am 28. Jul. hörte man den ganzen Tag das Läuten der Sturmglocken von den Thürmen. Das Volk riß das Straßenpflaster auf, um damit die Soldaten zu werfen oder sich zu verrammeln. Dagegen rückten die Garden vor, die Reiterei jagte durch die Straßen, und dumpf hallten die Kanonenschüsse, durch welche Kartätschen auf das dichtgescharte Volk geschleudert wurden. Dazwischen rannten aus allen Häusern bewaffnete Bürger herbei, um sich zu einer Nationalgarde zu sammeln, die früher zum großen Aerger der Pariser durch den König Karl aufgelöst worden war, und bald standen 18,000 Bürger bewaffnet da. Mehrere gutgesinnte Deputirte, die gerade in Paris anwesend waren, begaben sich, um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, mitten durch das Gewehrfeuer zum Marschall Marmont, baten ihn dringend, den Befehl zu den Feindseligkeiten gegen das Volk zurückzunehmen, und verbürgten sich für die Wiederherstellung der Ruhe, wenn die Verordnungen zurückgenommen, die Minister

entlaſſen, und die Kammern auf den 3ten Auguſt zuſammenberufen würden. Der Marſchall begab ſich zum Fürſten Polignac, der aber jene Bedingungen entſchieden zurückwies. Als jener den Deputirten dieſe Antwort brachte, ſprach der Banquier Lafitte, der im Namen der übrigen Deputirten das Wort führte: „Alſo Bürgerkrieg!“ Marmont verbeugte ſich mit Kummer im Geſicht, und die Deputirten traten ab.

Jetzt konnte nur der Kampf der Waffen entſcheiden, der auf verſchiedenen Plätzen und Straßen immer heftiger wurde. Während die Soldaten aus Flinten und Kanonen ſchoſſen, warf das Volk mit Steinen und antwortete mit Schüſſen, und Balken, Dachziegel, ja ganze Schornſteine wurden auf jene herabgeſtürzt. Am heftigſten war das Blutvergießen auf dem Greveplatze, wohin Marmont mit 7000 Mann und 8 Kanonen vordrang. Dreimal wurde das Rathhaus erſtürmt und wieder verloren, bis ſich endlich die Bürger darin behaupteten.

Am 29ſten Jul. wurde das Gefecht mit noch größerem Ungeſtüm erneuert. Auch hatten ſich die gerade in Paris anweſenden Deputirten auf dem Rathhauſe verſammelt, und eine einſtweilige Regierung ernannt, die eine Proclamation erließ, durch welche ſie dem Könige und ſeinen Miniſtern den Gehorſam aufkündigte. Die Nationalgarde rief den alten Marquis de la Fayette *) zu ihrem Oberbefehlshaber aus, und dieſer greiſe Feldherr zog, von einer ungeheuren jauchzenden Volksmenge begleitet, nach dem Rathhauſe, um ſich von der neuen Regierung beſtätigen zu laſſen.

Während dies auf dem Greveplatze geſchah, waren die Soldaten bis nach den Tuilerien und dem Louvre zurückgedrängt worden, und wurden hier von dichtgedrängten, wüthenden Volksmaſſen angegriffen. Endlich gegen Mittag war das Louvre von dem Volke erſtürmt. Jetzt drang es von da gegen die Höfe der Tuilerien an. Zweimal wurden dieſe mit Sturm genommen, zweimal warfen die Truppen das Volk wieder hinaus, bis es zum drittenmal ſich darin behauptete, und auf dem Dache des Palaſtes die dreifarbige Fahne aufſteckte. Das geſchah Mittags um 1 Uhr. Von nun an hörte man nur noch einzelne Schüſſe;

*) Geſt. im März 1834 in hohem Alter, nach einem ruhmgekrönten Leben.

die Soldaten gingen haufenweise zum Volke über, und um 2 Uhr schwieg das Feuer überall. Man umarmte sich voll Entzücken, und überall waren nur dreifarbige Cocarden, das Zeichen der Revolution, sichtbar.

Was den Bürgern besondere Ehre machte, war die Mäßigung, mit der sie ihren Sieg benutzten. Kein Mensch, der für die Regierung gefochten hatte, wurde, wenn er die Waffen niederlegte, getödtet oder gemißhandelt. Selbst in den königlichen Gebäuden wurde fast nichts gestohlen; man begnügte sich, im ersten Siegesrausche Vieles zu zertrümmern, unter andern das Portrait des Königs, und Vieles, was Einzelne fortgetragen hatten, wurde in den folgenden Tagen zurückgeliefert. Das edle Gefühl der Freiheit, das Bewußtseyn, für eine heilige Sache gekämpft zu haben, brachte die unedlen Begierden der Habsucht und der Rachsucht zum Schweigen.

Indessen sahen die Verständigen wohl ein, daß eine regelmäßige Regierung eingerichtet werden müßte. Die Deputirten in Paris beschlossen, den Herzog von Orleans, zwar einen Seitenverwandten des Königs, aber einen als rechtlich und freisinnig bekannten Mann, nach Paris einzuladen, und ihn zu bitten, das Amt eines Reichsverwesers zu übernehmen. Die in Paris anwesenden Pairs stimmten ein, und der Herzog erschien noch denselben Abend in Paris. Am andern Morgen, den 30. Jul., erließ er eine kräftige Proclamation, die sich mit den Worten schloß: „Die Charte wird fortan eine Wahrheit seyn!“ Er begab sich, von den Deputirten umgeben, von seiner Wohnung, dem Palais royal, nach dem Rathhause, und ließ hier eine Bekanntmachung vorlesen, durch welche er dem Volke mehr Freiheit und eine gesetzmäßigere Verfassung versprach. Er umarmte den alten la Fayette, den Liebling des Volks, schwenkte die dreifarbige Fahne, und wurde vom lauten Jubel des Volks begrüßt.

Karl X. wurde nun förmlich seiner Würde entsetzt, und späterhin beschlossen, daß weder er noch einer seiner Familie den französischen Boden wieder betreten dürfte. Dieser durch seine Minister und durch seine eigene falsche Ansicht irregeleitete König hatte sich indessen in St. Cloud, ½ Meile von Paris, aufgehalten, und hier Niemand vor sich gelassen, der ihm den wahren Stand der Dinge hätte eröffnen können. Erst am 30. Nachmit-

tags erfuhr er die Wahrheit. Jetzt wollte er die Minister entlassen und die Verordnungen zurücknehmen; aber nun war es zu spät. Ein Regiment nach dem andern fiel von ihm ab; überall erklärten sich die Nationalgarden gegen ihn, und die neue Regierung weigerte sich, mit ihm zu unterhandeln. Zu spät sah dieser verblendete Monarch ein, daß ein König in der Liebe seines Volks seine größte Macht habe. Am 31sten Jul., Morgens um 3 Uhr, brach er, von seiner Familie und wenigen Hofleuten begleitet, von St. Cloud auf. Da man ihn in Versailles nicht aufnehmen wollte, wandte er sich nach Rambouillet. Vergebens schrieb er von hier aus an den Herzog von Orleans, und versprach die Rücknahme der Verordnungen. Im Gegentheile meldete man ihm, daß sich bereits ein Heer in Bewegung setze, um nach Rambouillet zu marschiren. Dies bewog ihn, am 2ten Aug. der Krone, zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrichs von Bordeaux, zu entsagen. Ungeachtet dessen hoffte er noch immer, seine alten Freunde würden sich für ihn erheben. Er blieb daher in Rambouillet, und fing an, einige Soldaten um sich zu sammeln. Das Volk in Paris, über die Unverschämtheit empört, machte Anstalt, hinauszuziehen, und den Hof aus Rambouillet zu vertreiben. Schon setzten sich 40 — 50,000 Menschen in Bewegung. Dies wirkte schleunig. Als der König erfuhr, daß sich der ungewünschte Besuch nähere, reiste er am 3ten Aug. 10 Uhr Abends schnell ab, entließ die Garden, die ihm noch treu geblieben waren, und gab die Krondiamanten heraus. Die neue Regierung gab ihm sichere Männer mit, die ihn bis nach Cherbourg, wo er sich nach England einschiffen wollte, begleiten, und vor jeder Beleidigung schützen sollten. Er reiste möglichst langsam, um Zeit zu gewinnen, immer noch auf einen Wechsel der Dinge hoffend. Erst am 16. Aug. segelte er mit seiner ganzen Familie und mehreren Hofleuten ab. Er landete an den Südküsten Englands, und wurde in Lulworth-Castle (sprich Lollworß-Kessel), dem Schlosse eines reichen Engländers, fürs Erste gastlich aufgenommen. Von da reiste er späterhin nach Edinburg ab, um in dem Schlosse neben dieser Stadt, Holy-rood-House (sprich Holirihdhaus), wo einst Marie Stuart wohnte, seine Tage zuzubringen. Seit 1832 wohnt er in Prag.

Indessen hatte der Reichsverweser, Herzog von Orleans, am

3ten Aug. die Kammern eröffnet. Schon nach drei Tagen wurde hier der Vorschlag gemacht, dem Herzoge die Krone von Frankreich anzutragen. Die meisten Deputirten stimmten dafür; doch erhoben sich kühn auch einige Stimmen zum Besten der abgesetzten Familie. Als endlich die Abstimmung für den Herzog entschieden hatte, zog die ganze Kammer, von der Nationalgarde begleitet, nach dem Palais royal, und zeigte dem Herzoge den Beschluß der Kammer an. Es war eine rührende Scene, als der Herzog, umgeben von seiner zahlreichen blühenden Familie, den Redner Lafitte umarmte, Thränen in allen Augen glänzten, und die Tausende, welche die Höfe des Palastes einnahmen, die Luft mit Jubelgeschrei erfüllten. Das Volk bat, daß der neue König sich zeige. Er trat mit dem General la Fayette auf den Balcon, und wurde mit lautem Jubelruf empfangen. Das Jauchzen vermehrte sich noch, als auch seine Frau mit den Kindern heraustrat. Am andern Tage wählte auch die Pairskammer den Herzog zum König, und überreichte ihm den Beschluß in feierlicher Procession.

Am 9ten Aug. verkündigte der Donner der Kanonen, daß der Reichsverweser sich der Kammer der Deputirten nähere. Ein lauter Jubel empfing den Eintretenden. Er beschwur feierlich die neue Charte, welche dem Volke mehr Freiheiten als die vorige gewährte, nahm den Namen Philipp Ludwig I. an, und wurde mit tausendfachem Freudengeschrei des begeisterten Volks zurückbegleitet. Und wirklich hatte man eine glückliche Wahl getroffen. Der neue König, damals 57 Jahre alt, hatte in der Schule des Unglücks gelernt. Sein Vater, jener berüchtigte Orleans-Egalité, war unter der Guillotine gestorben; er selbst hatte mehrere Jahre im Gefängniß gesessen, und war kaum durch die Flucht dem Tode entgangen. Er war ein zärtlicher Familienvater und ein Freund des Volks.

König Karl war öffentlich aus Frankreich gegangen und ungestraft entlassen worden; nicht so seine Minister, weil nur sie, nicht der König, verantwortlich sind. Vier derselben: der verhaßte Polignac, Peyronnet, Chantelauze und Guernon-Ranville, wurden auf der Flucht in ihrer Verkleidung erkannt, nach dem Schlosse Vincennes als Gefangene gebracht, und das Volk verlangte laut ihre Bestrafung, weil sie durch jene

sechs Verordnungen die Charte verletzt hätten. Die Erbitterung des Volks gegen sie war so groß, daß man durchaus ihren Tod verlangte, und hätte nicht die Nationalgarde sie kräftig geschützt, so wären sie gewiß ein Opfer der Volkswuth geworden. Indessen wurden sie als Hochverräther angeklagt, von der Pairskammer gerichtet, und deshalb nach dem Palast Luxembourg, wo sich dieselbe versammelt, gebracht. Während des Processes befand sich das Volk in großer Aufregung. Die Heftigsten darunter wollten durchaus Blut fließen sehen, und hatten sich verbunden, sie zu ermorden, wenn sie nicht verurtheilt würden. Fürchterlich tobte das Volk in den nach dem Palast führenden Straßen, und hoffte dadurch die Richter einzuschüchtern. Aber auch hier zeigte die Nationalgarde ihre Kraft, und hielt das Volk in Schranken. Am 21. Dec. wurde das Urtheil gesprochen. Sie wurden zwar nicht am Leben bestraft, aber zu lebenslänglichem Gefängniß und zum Verluste ihrer Titel und Würden verurtheilt, und nach der Festung Ham, unweit der belgischen Grenze, gebracht.

So war zwar die Revolution Frankreichs scheinbar beendigt, aber noch lange schlugen die dadurch aufgeregten Wogen der Volksbewegung, und eine gänzliche Ruhe war fürs Erste noch nicht zu erwarten. Bald zeigten sich auch neue Bewegungen der verschiedenen Parteien. Die eine derselben, und dies war die bedeutendste und loyalste, war mit der neuen Regierung zufrieden; aber eine zweite wünschte eine Republik. Dazu gehörten besonders die jungen Studenten, die besser gethan hätten, die Wissenschaften zu treiben, und sich erst Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, als von der Staatsverwaltung zu sprechen, von der sie nichts verstanden. Auch andere schlechtdenkende Leute, die Unordnungen wünschten, um dabei plündern zu können, gehörten dazu, und benutzten jede Gelegenheit, Volksbewegungen zu veranlassen. Eine dritte Partei sehnte sich nach der vertriebenen Königsfamilie zurück, und wurde die Partei der Karlisten genannt. Um diese Unruhen und Parteienkämpfe zu unterdrücken, war von Seiten der neuen Minister eine große Wachsamkeit und Kraft nöthig; aber wenn sie auch guten Willen hatten, so fehlte ihnen doch der gehörige Nachdruck, und wirklich waren sie in einer schlimmen Lage. Denn waren sie streng gegen die Tumultuanten, so schrie man über Tyrannei und Ver-

letzung der Volksfreiheiten; und waren sie nachsichtig, so erhob die Hyder der Empörung keck ihr Haupt. Der mehrerwähnte Lafitte war Premierminister; aber es fehlte ihm die nöthige Charakterfestigkeit, den Parteien dreist entgegenzutreten, und als im Febr. 1831 bei einem neuen Aufstande des Volks gar eine Kirche und der Palast des Erzbischofs gänzlich verwüstet wurden, ohne daß die bewaffnete Macht kräftig einschritt, ernannte der König den reichen Banquier Périer zu seinem Nachfolger. Selten hat sich ein Minister in einer schwierigern Lage befunden; denn er machte es keiner Partei recht. Aber selten hat auch ein Staatsmann so viel Geistesstärke und Talent als er entwickelt. In der Versammlung der Kammer donnerte er durch die Kraft seiner Beredtsamkeit seine Gegner nieder, und die Empörer verfolgte er ohne Nachsicht, so daß unter seinem Ministerium (seit März 1831) das allgemeine Vertrauen nach und nach wiederkehrte, und auch die fremden Mächte mit Frankreich in freundschaftliche Beziehung traten. Zwar wurde er von der Partei der Republikaner bei jeder Gelegenheit heftig angegriffen; allein er stand unbeweglich wie ein Fels im Ungewitter. Doch konnte nicht fehlen, daß die tägliche so große Anstrengung aller Geisteskräfte die Gesundheit des großen Ministers untergraben mußte, und als im Frühjahre 1832 die Cholera auch nach Paris kam, wurde er davon ergriffen, und starb am 16ten Mai an den Folgen der Krankheit. Allgemein, in Frankreich wie im übrigen Europa, wurde sein Hintritt bedauert, und bei seinem feierlichen Leichenbegängniß sprachen selbst Männer, die bisher zu seinen politischen Gegnern gehört hatten, laut ihre Betrübniß aus. „Empfange," sprach Einer derselben, „empfange im Scheiden wenigstens das Lebewohl Derer, die sich im letzten Abschnitte deines Lebens mit Bedauern von dir getrennt sahen. Deine Gegner auf der Rednerbühne waren sie dennoch die Freunde des Menschen und des guten Bürgers. Auch sie weinen heute an deinem Grabe, und werden stets dein Andenken ehren. Lebe wohl, Périer! lebe wohl!" Ein Anderer sprach: „Erhaltung des Friedens nach außen hin, Vertheidigung der Ordnung im Innern, gleiche Anwendung des Gesetzes, dies sind die großen Dienste, die du dem Vaterlande geleistet hast. Dieses freiwillige Herbeiströmen aller Bürger, diese allgemeine Trauer der großen Stadt

ist die schönste Leichenrede für dich. Ruhe denn in Frieden, du Mann von Herz und Muth, du großer Bürger! Lebe wohl! Dein Name wird unter uns fortleben; er wird stets von deinen Zeitgenossen mit Ehrfurcht, von der Nachwelt mit Bewunderung ausgesprochen werden!"

In der That zeigte sich auch bald, daß Périer fehlte; denn plötzlich erhob sich ein Aufstand in Marseille. Die Herzogin von Berry, die Mutter des Enkels Karls X., hatte in Frankreich mit den Karlisten Einverständnisse unterhalten, und zu ihrem und ihres Sohnes, des Herzogs von Bordeaux, Gunsten hatten diese den Aufstand vorbereitet; wäre er gelungen, so wäre sie gelandet; denn wirklich zeigte sich bereits ein Schiff in der Nähe des Hafens, auf welchem sie sich befand. Aber die Thätigkeit der Soldaten und der Nationalgarde unterdrückte den Aufstand schnell, und nun wandte sie sich nach der Vendée, wo bereits während der ersten Revolution der Bürgerkrieg gewüthet hatte. Auch dies Mal stand das Volk dieses durchschnittenen Ländchens für den kleinen Herzog sogleich auf, und nur mit großer Anstrengung und nach vielem Blutvergießen konnte der Aufstand einigermaßen beseitigt werden.

Zu gleicher Zeit brach in Paris selbst eine gefährliche Bewegung aus, zu der sich die Karlisten und die Republikaner vereinigt hatten. Es war nämlich einer der Gegner Périers, der General Lamarque, gestorben. Sein Leichenbegängniß sollte den unruhigen Köpfen Gelegenheit geben, einen Versuch zum Umsturze der Regierung zu machen. Als der Leichenzug am 5ten Jun. 1832 sich in Bewegung setzen wollte, spannten sich an 300 junge Leute vor den Trauerwagen, und eine zahllose Menge Volks drängte sich nach mit dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" Unterwegs erhoben Einzelne aufrührerisches Geschrei, und bald wurde von den Unruhestiftern auf die Soldaten geschossen, welche zur Erhaltung der Ordnung dem Zuge beigegeben waren. Junge Studenten, die in ihre Schulen eingeschlossen waren, um sie zu verhindern, an den Unruhen Theil zu nehmen, hatten sich gewaltsam befreit, und gesellten sich nun, zum Theil halb angekleidet, zu dem tobenden Haufen, in dessen Mitte man rothe Mützen auf hohen Stangen tragen sah. Da nun die Soldaten dem Lärmen Einhalt thun wollten, erhob sich ein wüthendes

Geschrei gegen sie; man schoß nach ihnen, man warf mit Steinen, und nöthigte sie dadurch zur Gegenwehr. So entstanden bald in mehreren Straßen Gefechte; das Volk riß das Pflaster auf, und machte Verrammelungen; man schoß aus Fenstern und von Dächern; hier siegten die Soldaten, dort die Unruhestifter, während die Lärmtrommel die Nationalgarde in die Waffen rief. Die meisten Bürger zeigten ein lobenswerthes Betragen, und bekämpften die Rebellen, meist Pöbel und junge Leute, mit Nachdruck. Zwar brach über dem Gefecht die Nacht ein; dennoch dauerte der Kampf fort, und furchtbar hallten die dumpfen Schüsse durch die sonst stille Nacht. Am andern Tage, den 6ten Jun., wurden die Gefechte mit erneuerter Wuth fortgesetzt; neue Regimenter aus der Umgegend und die bewaffneten Bürger der benachbarten Städte rückten zur Unterstützung der Ordnung in Paris ein. Am heftigsten wurde an einem Kloster gefochten, in welches sich ein zahlreicher Haufe der Empörer geworfen hatte, und das von ihnen stark befestigt war. Da sich die Unsinnigen nicht ergeben wollten, so wurde das Thor endlich mit Kanonen eingeschossen, und das Gebäude mit Sturm genommen, wobei es natürlich sehr blutig herging. Erst gegen Abend war der Pöbel fast überall überwunden und die Ruhe wiederhergestellt.

Dies Mal hatte zwar der bessere Theil des Volks obgesiegt, und auch in der Vendée unterwarfen sich nach und nach die Karlisten; doch erst dann legten sich hier die Bewegungen, als (im Nov. 1832) die Herzogin von Berry verhaftet wurde. Man fand sie in Nantes in einem Hause, in welchem sie sich in einem engen Raume hinter einem Kamine versteckt hatte. Erst als sie in Gefahr war, zu verbrennen, kam sie zum Vorschein. Man brachte sie nach der kleinen Festung Blaye (sprich Blei) an der Mündung der Gironde, unweit Bordeaux, wo sie mit vieler Auszeichnung behandelt wurde. Endlich ließ man sie frei, und schickte sie nach Italien, von wo sie sich unter den Schutz ihres Verwandten, des Kaisers von Oestreich, begab, der ihr das Schloß in Brandeis ohnweit Prag anwies, wo sie noch in der Stille lebt.

Das Jahr 1833 verging in Frankreich ziemlich ruhig. Aber im Apr. 1834 waren die Pläne der Republikaner und Karlisten, die sich dazu wieder vereinigt hatten, reif, und zu gleicher Zeit

brach in Paris, in Lyon und in einigen kleineren Städten ein gefährlicher Aufruhr aus. In Paris wurde die bewaffnete Macht der Aufrührer bald Herr, obgleich erst nach manchem Blutvergießen. Die Rebellen wehrten sich mit vieler Wuth, schossen aus den Fenstern, und die Häuser, in denen sie sich verrammelt hatten, mußten mit Gewalt erstürmt werden. Weit gefährlicher war der Aufstand in Lyon. Hier hatten die Unruhestifter die vielen Fabrikarbeiter zu gewinnen gewußt, indem sie ihnen Hoffnung auf bessere Zeiten vorgespiegelt hatten. Die in der Stadt liegenden Regimenter waren zu schwach, den Aufstand zu unterdrücken; es wurden aber geschwind neue herbeigerufen, und nun begann ein verzweifelter Kampf, der mehrere Tage währte. Die Empörer mußten in den verschanzten Häusern angegriffen und mehrere dieser Gebäude mit Kanonen eingeschossen werden; besonders blutig war das Gefecht an den Brücken und auf den Höhen der Stadt, wohin sich die Rotten zuletzt zurückzogen. Erst nachdem viele Menschen von beiden Seiten geblieben waren, unterlagen die Ruhestörer. Möchte dies der letzte Versuch dieser Menschen gewesen seyn, die Bessergesinnten des oft zerrütteten Frankreichs zu beunruhigen und die rechtmäßige Gewalt umzustürzen!

127. Die Revolution in Belgien 1830.

Auch auf andere Völker hatte die französische Revolution Einfluß. Hatte auch keins Ursache, sich selbst zu helfen, war auch in keinem andern Staate das Volk so muthwillig zum Widerstande aufgereizt worden, so nahmen doch mehrere zur Empörung geneigte Völker ein Beispiel an Frankreich.

Zunächst erhob sich Belgien, der südliche Theil des Königreichs der Niederlande. Der gute König Wilhelm I. von Holland hatte die aufrichtige Absicht, sein Volk möglichst glücklich zu machen, und wirklich blühten Handel und Gewerbe, namentlich in Belgien, mehr als seit Jahrhunderten. Aber von jeher waren die Belgier ein unruhiges, empörungssüchtiges, undankbares Volk. Sie haßten ihre holländischen Nachbarn aus dem Grunde ihres Herzens, und wirklich giebt es vielleicht nicht zwei so nahe wohnende, und doch so gänzlich verschiedene Völker. Der Holländer ist bedächtig, am Alten hängend, treu, seinem Könige aufrichtig ergeben, und der evangelischen Kirche zugethan;

der Belgier dagegen leichtsinnig und beweglich, nach Neuerungen strebend, treulos und in den Banden der katholischen Geistlichkeit. So viel auch der brave König für die Belgier gethan hatte, so erkannten sie doch seine Güte nicht, sondern zeigten ihm bei jeder Gelegenheit bösen Willen und Widerstand, und die Zeitungen sprachen die frechsten Lästerungen gegen ihn aus. Einige der ärgsten Schreier, die geradezu Aufruhr gepredigt hatten, de Potter und Tielemans, ließ der König des Landes verweisen (1830); aber das vermehrte noch die Unzufriedenheit, und jene Menschen wurden als Opfer der Freiheit betrachtet.

In dieser Stimmung kam die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution nach Belgien. Alles frohlockte, und sprach laut davon, so müßte man es auch machen. Besonders wandte sich der Haß gegen den in Brüssel wohnenden Justizminister van Maanen, einen sehr achtungswerthen Mann, der aber kräftig jeder Ungerechtigkeit steuerte.

Die unruhigen Köpfe in Brüssel bereiteten die Revolution vor, und scheueten sich nicht, den dazu bestimmten Tag vorher zu verkündigen. Am 23. Aug. 1830 las man an den Straßenecken von Brüssel: „Montags Feuerwerk, Dienstags Illumination (zum Geburtstag des Königs), Mittwochs Revolution.“ An dieser Mittwoche, den 25. Aug., wurde im Theater die Stumme von Portici gegeben. Alle Stellen, in denen der Aufstand in Neapel lebhaft geschildert wird, wurden heftig beklatscht, und nach Beendigung des Stücks stürzten große Volkshaufen, die sich schon vor dem Schauspielhause versammelt hatten, nach der Druckerei einer ihr gehässigen Zeitung, und zertrümmerten hier Alles. Ein anderer Haufe plünderte die Vorräthe eines Schwertfegers, warf dem Justizminister die Fenster ein, und zerstörte das Haus des Polizeidirectors gänzlich, ohne daß die aufgestellten Soldaten das Geringste dagegen unternahmen. Um 3 Uhr des andern Morgens wurde das Haus des Justizministers ausgeplündert, alle Mobilien zertrümmert, und zuletzt das Gebäude verbrannt. Erst gegen 6 Uhr Morgens zogen beträchtlichere Truppenmassen durch die Straßen, und fingen an, auf das Volk zu feuern; aber ohne Erfolg, denn das Volk riß das Straßenpflaster auf, und warf mit Steinen. Mehrere Häuser verhaßter Beamten wurden zerstört, die Laternen und die Schilder mit

königl. Abzeichen zerschlagen, und einzelne Fabrikgebäude zertrümmert. Erst nachdem die rechtlichen Bürger die Waffen ergriffen, und eine Nationalgarde errichteten, wurde der aufgeregte Pöbel im Zaum gehalten.

Diese Unruhen in Brüssel regten wie durch einen elektrischen Schlag auch das Volk in den andern belgischen Städten auf. In Lüttich, Mons, Löwen, Brügge, Gent, Antwerpen u. a. bewaffneten sich die Bürger, und hier und da wurden große Ausschweifungen begangen. Um diesem Treiben ein Ende zu machen, versammelte der Befehlshaber der Nationalgarde in Brüssel die angesehensten Bürger, und man beschloß, eine Deputation an den König zu schicken, die ihm die Wünsche des Volks vortragen sollte. Der König empfing sie zwar freundlich, erklärte aber mit Würde, daß er die Bitten zwar in Erwägung ziehen wolle, aber nicht im Voraus Das gewähren könne, was ihm gewissermaßen mit der Pistole auf der Brust abgefordert würde. Indessen reiste der Prinz von Oranien (der Kronprinz) selbst nach dem Schlosse Laeken, bei Brüssel, ab, und begab sich sogar, nur von wenigen Offizieren begleitet, nach Brüssel, ermahnte zur Ruhe, und versprach, daß dann keine Truppen einrücken sollten; auch wollte er dem Könige den Wunsch der Belgier, daß ihr Land eine besondere Verwaltung erhielte, vortragen. Die Bürger dagegen versprachen Ruhe und Gehorsam; der Prinz ging nach dem Haag zurück, und für den Augenblick schien die Ruhe hergestellt, besonders als der König den Justizminister van Maanen zurückrief.

Dennoch wurden die Aussichten in Brüssel bald wieder sehr kriegerisch. Die Nationalgarde wurde nach Art der pariser eingerichtet, und nahm viel unruhiges Gesindel in sich auf. Auch kam ein Haufe wilder Lütticher nach Brüssel, verlangte gänzliche Lossagung von der königlichen Herrschaft, und fing an, in den Straßen Verrammelungen aufzuwerfen. Die Nationalgarde wurde vom Pöbel entwaffnet, und wilde Volksführer wurden an die Spitze gestellt, so daß allen guten Bürgern bange wurde. Viele Gutdenkende forderten jetzt selbst den König auf, Soldaten nach Brüssel zu schicken, um der Pöbelherrschaft ein Ende zu machen.

Demnach näherte sich Prinz Friedrich der Niederlande der Stadt Brüssel. Nachdem er die ihm entgegengezogenen Belgier

zurückgeworfen hatte, rückte er am 23sten September (1830) vor die Stadt, erstürmte das Thor, und mit Wuth wurde nun in den Straßen bis zum Abend gefochten. Der Pöbel wehrte sich verzweifelt; jedes Haus war zur Festung gemacht, und aus den Fenstern warf man Steine und Raketen, und goß siedendes Oel und Wasser auf die Soldaten hinab. So währte der Kampf mehrere Tage ohne Erfolg. Da befahl der Prinz den Rückzug.

Mit Macht griff nun die Empörung in ganz Belgien um sich. Die belgischen Regimenter fielen ab, und die Festungen des Landes, einige wenige ausgenommen, geriethen ohne Schwertschlag in die Hände der Empörer. Der Riß zwischen Holland und Belgien wurde immer unheilbarer. Der König selbst gab die Belgier auf, und diese erklärten sich für unabhängig. In Brüssel trat ein Nationalcongreß zusammen, dessen Mitglieder selbst nicht recht wußten, was sie eigentlich wollten. Einige wünschten eine Republik, Andere wollten den Prinzen von Oranien zum Regenten, noch Andere einen auswärtigen Prinzen, während wieder Andere für eine Vereinigung mit Frankreich stimmten. Die Mehrheit erklärte endlich das Haus Oranien auf ewige Zeiten für ausgeschlossen; aber was nun weiter geschehen sollte, darüber konnte man nicht einig werden. Uebrigens verfiel das sonst so blühende Land zusehends. Unter der bisherigen Regierung waren Fabriken, Handel und Wissenschaften befördert worden, und das Land befand sich in größerem Wohlstande als seit Jahrhunderten. Das undankbare Volk hatte das aber nicht erkannt, und wurde nun bestraft; denn die meisten Fabriken standen still, und der so blühende Handel Antwerpens und anderer Städte schien sich ganz wegziehen zu wollen.

Nun war noch die Frage, wie die künftige Grenze zwischen Holland und Belgien festgesetzt, und wie die gemeinschaftlichen Schulden vertheilt werden sollten. Um dies zu entscheiden, bedurfte man unparteiischer Schiedsrichter. Dies Geschäft übernahmen die in London residirenden Gesandten Rußlands, Oestreichs, Preußens, Frankreichs und Englands, die sich dazu zu einer Conferenz vereinigten. Fürs Erste bewirkten sie zwischen Holland und Belgien im Nov. 1830 einen Waffenstillstand, und unterhandelten dann mit beiden Staaten. Da aber jeder derse-

ben möglichſt viel dem andern entziehen wollte, und die Saiten hoch ſpannte, ſo kam nichts zu Stande.

Während deſſen fuhren die Belgier fort, ſich unter einander über die Wahl eines neuen Königs zu ſtreiten. Zuerſt wählten ſie den Herzog von Nemours, einen Sohn des neuen Königs von Frankreich. Dieſer aber gab eine entſchieden abſchlägige Antwort, und nun fiel im Jun. 1831 die Wahl auf den Prinzen Leopold von Coburg, den Wittwer der Prinzeſſin Charlotte von England, der die Krone annahm, und am 21. Jul. 1831 in Brüſſel ſeinen Einzug hielt.

Jetzt erſt kehrte einige Ordnung in das zerrüttete Land zurück; aber noch eine harte Prüfung hatte es zu beſtehen. Der König von Holland nämlich, der unaufhörlichen Neckereien der Belgier überdrüßig, kündigte ihnen im Aug. 1831 den Waffenſtillſtand auf, und ließ ſeine Holländer in Belgien einrücken. Nun iſt dies bei weitem bevölkerter als Holland, und die übermüthigen Belgier hatten ſtolz auf die Holländer herabgeſehen. Dafür wurden ſie nun gezüchtigt. Denn Schlag auf Schlag wurden ſie zurückgeworfen, und leiſteten ſo wenig Gegenwehr, daß die ſiegreichen Holländer in Kurzem ſchon in der Nähe von Brüſſel ſtanden, und das geſchlagene Heer vor ſich hertrieben. Jetzt wäre Belgien ganz in den Händen des Königs Wilhelm geweſen, wenn nicht — die Franzoſen den Holländern ein Halt! zugerufen hätten. Sie hatten ſchon immer eine große Parteilichkeit für die Belgier gezeigt, und ſobald die Holländer den Krieg erneuert hatten, war auch ein franzöſiſches Heer unter Marſchall Gérard in Belgien zum Schutze dieſes Landes eingerückt. Gérard kündigte nun dem Könige von Holland an, er würde Gewalt gebrauchen, wenn jener nicht ſogleich die Feindſeligkeiten einſtellte, und ſein Heer zurückriefe. In dieſen ungleichen Kampf konnte ſich der König natürlich nicht einlaſſen, und ſo mußten denn die Holländer zufrieden ſeyn, den prahlenden und doch feigen Belgiern vor den Augen von ganz Europa eine derbe Lection gegeben zu haben.

So trat alſo wieder der ungewiſſe Zuſtand zwiſchen Holland und Belgien ein. Die Conferenz in London erließ Befehle über Befehle, die aber bald der eine bald der andere Theil hartnäckig verwarf. Daher iſt bis jetzt noch nichts entſchieden. Holländer

und Belgier stehen gerüstet einander gegenüber und es ist noch ungewiß, wann und wie die Auseinandersetzung zwischen ihnen erfolgen werde. Ganz sichtlich wurde Belgien von der Conferenz begünstigt. Besonders zeigte Frankreich eine auffallende Parteilichkeit für Belgien, seitdem der König Leopold sich mit einer Tochter des französischen Königs vermählt hatte, und zuletzt verlangten England und Frankreich, daß der König von Holland sogleich die Bedingungen annehmen sollte, welche die Belgier angenommen hatten. Wilhelm weigerte sich, weil jene Bedingungen sich mit der Ehre Hollands nicht vertrügen. Sogleich segelten die Flotten Frankreichs und Englands in die Nordsee, um die holländischen Küsten zu blockiren, und ein französisches Heer unter Marschall Gérard rückte in Belgien ein, um die Holländer aus der Citadelle von Antwerpen, die sie noch besetzt hielten, zu vertreiben. Die Flotten richteten nicht viel aus, weil die Winterstürme — es war im Dec. 1832 — sie bald zur Rückkehr zwangen. Das französische Heer belagerte die Citadelle zu gleicher Zeit, und griff sie mit unerhörter Gewalt an. Aber mit unerschütterlicher Tapferkeit vertheidigte sich der brave holländische General Chassé, und beide Theile überschütteten sich mit einem Hagel von Kugeln aller Art. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung standen die Franzosen bereits dicht am Festungsgraben, und feuerten so fürchterlich auf die Wälle los, daß das Mauerwerk stückweise umherflog. Da erst ergab sich Chassé, weil ihm sein ganzer Mundvorrath verbrannt war. Die Citadelle von Antwerpen war nun zwar den Holländern entrissen, aber sie behielten Maastricht noch besetzt, und der König blieb fest dabei, die geforderten Bedingungen nicht anzunehmen. So stehen die Sachen noch. Beide Völker führen zwar keinen Krieg mit einander, aber sie haben auch noch keinen Frieden geschlossen; der Handel zwischen ihnen stockt, und darunter leiden beide Theile.

128. Revolution in Polen, 1830.

Seit 1814 war Polen als ein besonderes Königreich mit Rußland verbunden, und stand unter einem Statthalter, dem Großfürsten Constantin, einem Bruder des Kaisers Nicolaus, einem heftigen Manne, durchfahrend und despotisch. Allerdings konnte es nicht fehlen, daß nicht einzelne Ungerechtigkeiten und

Gewaltthaten von Seiten des Großfürsten vorkamen; aber auf der andern Seite befand sich Polen unter Rußlands Scepter in einer glücklicheren Lage denn je. Der Flor des Landes hob sich von Jahr zu Jahr zusehends. Es wurden Fabriken angelegt, der Handel wurde blühend, die sonst so elenden Landstraßen waren fahrbar gemacht, der bisherige zum Sclaven herabgewürdigte Bauer erhielt Menschenrechte, und wurde gegen den herrischen Adel durch die Gerichte geschützt. Aber eben dies war dem Adel eine Last, daß er nicht mehr, wie ehedem, willkührlich schalten und walten durfte. Daher hatten sich schon hier und da Spuren von Unzufriedenheit gezeigt; es waren Verschwörungen gebildet worden, welche die Absicht hatten, Polen unabhängig zu machen, ohne daß die Polen bedachten, daß weder die Lage des Landes mitten zwischen mächtigen Staaten, noch der unbeständige, streitsüchtige Charakter der Einwohner eine solche Unabhängigkeit gestatteten, und daß sie für eine Selbstständigkeit gar nicht reif wären. Mit Undankbarkeit verkannten die Polen die großen Wohlthaten, welche ihnen Kaiser Alexander und Nicolaus erwiesen hatten, und als der Letztere im Frühjahre 1829 mit der Kaiserin und dem Thronfolger nach Warschau kam, um sich krönen zu lassen, hatten sich bereits mehrere überspannte junge Polen verschworen, der kaiserlichen Familie sich zu bemächtigen, und einen Aufstand zu erregen. Der Plan war nur an der Uneinigkeit der Verschwörer gescheitert, er wurde aber nicht aufgegeben, und als der Kaiser im Sommer 1830 einen Reichstag in Warschau hielt, wurde ihm bei allen seinen wohlgemeinten Vorschlägen der böseste Wille entgegengesetzt.

Indessen hatte sich die Cholera, eine in Ostindien einheimische Seuche, seit 1817 Europa genähert, und war zu Anfange des Oct. 1830 in Moskau ausgebrochen, wo sie große Verheerungen anrichtete. Der Kaiser begab sich sogleich selbst dahin, um dem Volke Muth einzuflößen, und die nöthigen Krankenanstalten errichten zu lassen. Bald darauf brach die polnische Revolution aus, die um so schmählicher war, da sie nicht, wie in Frankreich, von den geachtetsten Männern, sondern von einem Haufen junger, unerfahrener Leute ausging, und dennoch die Nation zur Theilnahme daran fortriß. An der Spitze der Verschwörung stand Lelewel, ein überspannter Mann, früher

Professor in Wilna, aber wegen seiner geheimen Umtriebe von seinem Amte entfernt. Er stand aber nur im Hintergrunde, und ließ die jungen Leute handeln, meist Studenten, Unteroffiziere, Militärschüler und Lieutenants. Am thätigsten unter ihnen war der Unterfähndrich Peter Wysocki (spr. Wisotzki), ein von wüthendem Haß gegen Rußland erfüllter Jüngling.

Am 29. Nov. 1830 bei eingetretener Dunkelheit versammelte sich eine Anzahl Studenten und Fähndriche in einem kleinen Gehölz in der Nähe des Schlosses Belvedere, in welchem der Großfürst wohnte. Alle hatten geschworen, den Großfürsten zu überfallen, und sich seiner todt oder lebendig zu bemächtigen. Von 44 waren aber nur 18 gekommen. Dennoch begiebt sich der kleine Haufe um 6½ Uhr nach dem Belvedere. Während die Fähndriche das Hinterthor besetzen, damit der Großfürst nicht entwische, stürzen sich 6 Studenten, von einem Fähndrich und einem Lehrer der Militärschule geführt, ins Schloß; die Thorwache, die schon vorher gewonnen war, läßt sie in den Schloßhof, die verschlossene Schloßthüre wird gesprengt, und mit dem Geschrei: „Tod dem Tyrannen!" stürzt die Rotte in das Innere ein. Ein ihnen auf der Treppe begegnender General wird mit dem Bajonett durchrennt; über seine Leiche schreiten sie weiter vor, hauen einen Präsidenten mit 13 Wunden zu Boden, und dringen in das Zimmer des Großfürsten ein, den sie aber nicht finden, weil ein treuer Kammerdiener ihn versteckt hat. Ohne ihn zu finden, eilen sie dann wieder hinaus ins Freie.

Indessen war Wysocki in den Saal, in welchem die übrigen Fähndriche eben Unterricht erhielten, gestürzt, mit dem Rufe: „Polen, die Stunde der Rache hat geschlagen; heute müssen wir siegen oder sterben!" Der Lehrer der Jünglinge, welcher hätte verständiger seyn sollen, schreit: „Zu den Waffen!" Alle stimmen in das Geschrei ein, stürzen hinaus, versehen sich mit Waffen, und rennen nach den russischen Casernen, um die Soldaten zu entwaffnen. Die Empörer zogen indessen in der Stadt in einzelnen Haufen umher, riefen den Pöbel zur Ermordung aller Russen auf, und nun ereigneten sich Scenen, wie sie selbst in Paris und Brüssel nicht vorgekommen waren. Man suchte überall die vornehmen russischen Offiziere und Beamten auf, und ermordete sie, wo man sie fand, mehrere im Kreise ihrer jammernden Fa-

milien, manche ſogar mit kannibaliſcher Grauſamkeit. Einige Bataillons hatten ſich bald anfangs auf die Seite der Rebellen geſchlagen und kämpften mit den anrückenden ruſſiſchen Soldaten, deren aber nur wenige in Warſchau lagen. Es war eine ſchauerliche Nacht. An mehreren Stellen wurde gefochten; dumpf hallten die Schüſſe durch die Nacht hindurch; man hörte das Mordgeheul des zum Theil betrunkenen Pöbels, das Geſchrei der Verfolgten und das Stöhnen der Sterbenden. Die Ruſſen wurden endlich überwältigt, und zogen ſich mit dem Großfürſten aus der Stadt; einige Abtheilungen der polniſchen Truppen bewieſen muſterhafte Treue und begleiteten ſie.

Auch am folgenden Tage, den 30ſten, hatten die zügelloſen Pöbelhorden freies Spiel, und kein Einwohner war ſeines Lebens und ſeines Eigenthumes ſicher. Nun erſt beſann man ſich, daß es leicht ſey, den Pöbel aufzuregen, aber ſchwer, ihm die Waffen wieder aus den Händen zu winden, und als nun die Vornehmen ſich ſelbſt der Gefahr bloßgeſtellt ſahen, traten einige derſelben zuſammen, bildeten einen Verwaltungsrath, ließen einige der Blutgierigſten aus dem Pöbel, die zu plündern fortfuhren, niederſchießen, und ſuchten dadurch, daß ſie ſich der Revolution bemächtigten, eine Ausſöhnung mit Rußland herbeizuführen. Das ſuchten aber die jungen Brauſeköpfe zu verhindern; ſie hielten in ihrer Unkenntniß und in ihrem Mangel an Erfahrung für möglich, daß das alte polniſche Reich wiedergeſtellt, und dem mächtigen Rußland gegenüber beſtehen könnte. Beide Parteien, die gemäßigte wie die überſpannte, ſahen ſich nach einem Manne um, der Anſehen genug hätte, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, und Aller Augen fielen auf den General Chlopicki (ſprich Chlopitzki), der früher unter Napoleon in Spanien ſich ausgezeichnet, und bisher in freiwilliger Zurückgezogenheit gelebt atte. Er nahm die Stelle eines Oberbefehlshabers an, und da er ein gemäßigter und verſtändiger Mann war, ſo ſuchte er den Fortſchritten des Aufſtandes nach und nach entgegenzuarbeiten, weil er die traurigen Folgen der mit Mord begonnenen Revolution vorausſah. Gewiß wäre es ihm auch gelungen, hätten nicht jene jungen Leute unter Lelewels Anführung es zu verhindern gewußt. Sie bildeten einen Revolutionsklub, der an die Zeiten Robespierre's mahnte, und verhinderten jede Ausſöhnung, indem die Schreier wüthende Re-

den gegen Rußland hielten, nur die vorgekommenen Mißbräuche mit Uebertreibung aufzählten, und auf gänzliche Losreißung drangen. Für den Augenblick konnte der ruſſiſche Kaiſer den Aufſtand nicht gewaltſam unterdrücken, da er bei der Größe des ruſſiſchen Reichs Zeit brauchte, um ein mächtiges Heer zu ſammeln; Conſtantin hatte dazu zu wenig Soldaten bei ſich, und hatte ſich deshalb mit denſelben nach Rußland zurückgezogen.

Dieſe Parteien, die in Polen nie gefehlt haben, und ſich auch jetzt gleich zu Anfange der Revolution zeigten, machten es nöthig, daß die Gewalt in Einer Perſon vereinigt würde. Chlopicki, der es mit ſeinen Landsleuten aufrichtig gut meinte, und die faſt allgemeine Liebe, die man zu ihm hatte, erkannte, faßte den Entſchluß, ſich zum Dictator aufzuwerfen, um das Unweſen der jungen Tollköpfe zu unterdrücken. Am 5ten December befahl er, daß ſich alle Regimenter verſammeln ſollten. Dann ritt er an der Spitze einer Schwadron, von allen ſeinen Adjutanten begleitet, nach dem Gebäude, in welchem die Regierung ihre Sitzungen hielt, ſtieg ab, und trat mit den Adjutanten in den Saal. Man überreichte ihm ſogleich die ſchon bereit liegende Ernennung zum Oberbefehlshaber; er aber warf die Schrift auf den Tiſch, und rief: „Ich will keine Ernennung! Da ich ſehe, daß keine Einigkeit in der Regierung iſt, ſo ergreife ich die Dictatur, und erkläre Den, welcher mir nicht gehorcht, für einen Verräther; nur das Wohl des Vaterlandes werde ich bei meiner Handlungsweiſe befragen!" So verließ er als Dictator den Saal, in welchem Alle ſtumm und beſtürzt ihm nachſahen. Dann ritt er nach dem Platze, auf welchem die Soldaten verſammelt waren, theilte ihnen das Geſchehene mit, und wurde mit einem rauſchenden Lebehoch begrüßt. Allerdings hätte Chlopicki, wenn man ihm nicht entgegengearbeitet hätte, nach und nach die Polen wieder zur Vernunft bringen, und mit dem Kaiſer wieder verſöhnen können. Aber dazu war die Aufregung des leichtſinnigen Volkes zu groß, das ſchon von der Beſiegung der Ruſſen und von Unabhängigkeit träumte.

Am 18ten Dec. verſammelte ſich der polniſche Reichstag; denn mit großer Begeiſterung hatten ſich die Polen überall erhoben, ohne in ihrem Leichtſinne zu bedenken, theils daß ſie der ruſſiſchen Herrſchaft die zunehmende Blüthe ihres Landes und

eine beſſere Verwaltung verdankten, theils daß ein Kampf mit jenem Coloß wohl nicht leicht zu ihrer Selbſtſtändigkeit, ſondern zum Ruin ihres Landes und Volkes dienen würde, theils endlich, daß die Vorſehung wohl den Aufſtand eines unterdrückten hochherzigen Volkes nicht ſelten mit Erfolg ſegnet, nicht aber eine muthwillig unternommene, mit Mord begonnene Empörung.

Anfangs ſuchten ſich die Verſtändigeren von dem Unternehmen, deſſen traurige Folgen ſie vorherſahen, zurückzuhalten; aber die allgemeine Begeiſterung riß die Meiſten mit in den Strudel hinein. So den Grafen Wladislaus Oſtrowski. Der Reichstag wählte ihn zum Reichstagsmarſchall. Anfangs weigerte er ſich, die verhängnißvolle Stelle anzunehmen; da umringten ihn alle Mitglieder, und trugen ihn auf den Marſchallsſtuhl. Es war eine rührende Scene, wie er, gedrängt von den Bitten und Thränen der Deputirten, endlich nachgab, und ſich der mißlichen Sache weihte. Er war der Erſte, der, an die Leere des Schatzes erinnernd, erklärte, er werde alle ſeine Pferde an das Heer abliefern, und täglich zu Fuß in die Verſammlung kommen; es ſey nöthig, daß Jeder allem Luxus entſage, und er forderte Alle auf, freiwillige Beiträge zu unterzeichnen. Das geſchah auch ſogleich; es war rührend, mit welcher Bereitwilligkeit und Entſagung Alle bedeutende Summen hergaben, und es iſt nur zu bedauern, daß es für keine gerechtere und vernünftigere Sache geſchah.

In Rußland war der Unwille über den polniſchen Aufſtand allgemein. Kaiſer Nicolaus ernannte den Grafen Diebitſch-Sabalkanski zum Oberbefehlshaber, forderte aber, ehe der Krieg begönne, noch einmal die Polen zur Unterwerfung auf, und verſprach ihnen Verzeihung. Aber jene Schreier ließen die Vernünftigeren nicht zur Beſinnung kommen, und erklärten, Tod oder Freiheit ſey ihr Wahlſpruch. Die Thoren bedachten nicht, in welchen Abgrund von Verderben ſie ihr unglückliches Vaterland durch ihre unſinnige Wuth ſtürzten.

Erſt im Februar 1831 rückten die Ruſſen in Polen ein, und vereinigten ſich unweit Praga, der Vorſtadt von Warſchau, die in aller Eile befeſtigt worden war. Ungeachtet der ungünſtigen Jahreszeit, der moraſtigen Wege und der beſtändig naſſen Witterung hatten ſie den weiten Marſch zurückgelegt. Am 19ten

Febr. kam es zu der ersten Schlacht bei Praga (oder Wawer), die unentschieden blieb, und von beiden Theilen als ein Sieg betrachtet wurde. Dasselbe fand in der zweiten Schlacht bei Praga (oder Grochow) am 25sten Febr. statt. In beiden wurde mit großem Heldenmuthe und staunenswerther Todesverachtung gekämpft. Die Russen blieben zwar Sieger, und drückten die Polen zurück; da aber weder Praga erobert, noch die Weichsel überschritten werden konnte, so waren diese blutigen Schlachten nicht entscheidend, und der Krieg zog sich in die Länge; denn die Polen konnten ihre Verluste schneller ersetzen, als die Russen, deren Zufuhr und Verstärkung durch die weite Entfernung und die kaum fahrbaren Wege sehr aufgehalten wurden. Dazu kam, daß sich einzelne polnische Parteihäupter in die ehemaligen polnischen Provinzen geschlichen, und hier einen Aufstand bewirkt hatten, so daß die russischen Heere zwischen zwei Feuer kamen, und sich überall von Feinden umgeben sahen. Dies nöthigte den Grafen Diebitsch, sich von Warschau zurückzuziehen, und Verstärkungen abzuwarten. Dann erst rückte er wieder vor, und erfocht am 26sten Mai einen glänzenden aber sehr blutigen Sieg bei Ostrolenka, obgleich die Polen mit einem Muthe gefochten hatten, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Während Russen und Polen an mehreren Stellen des Reichs sich mit einander herumschlugen, gewannen die Ersteren nur sehr langsam Feld, und es war eher keine Beendigung des Kampfes zu erwarten, bis sie die Weichsel überschritten haben würden. Da wurde plötzlich am 10. Jun. der Graf Diebitsch-Sabalkanski von der Cholera dahingerafft, und dadurch erhielt die Sache der Russen eine andere Wendung; denn sein Nachfolger wurde Graf Paskewitsch-Eriwanski, ein kühner Krieger, der sich schon 1829 im Kriege gegen die Türken im Kaukasus sehr ausgezeichnet hatte. Dieser Mann faßte den kühnen Entschluß, über die Weichsel zu gehen, um Warschau angreifen zu können. Der Uebergang fand am 17ten Jul. unweit der preußischen Grenze statt und wurde von den Polen nicht gehindert. Unter diesen Menschen war indessen viel Uneinigkeit gewesen. Während der Reichstag Beschlüsse faßte, als wenn das Gelingen der Revolution gar keinem Zweifel unterworfen wäre, war die Oberbefehlshaberstelle mehrmals gewechselt worden. Chlopicki war, weil er

zur Unterwerfung gerathen hatte, längst abgesetzt worden, und wenig fehlte, daß das veränderliche Volk ihn ermordet hätte. Am längsten behauptete sich Skrzynecki (sprich Skrinetzki); aber auch er hatte mit beständigen Ränken seiner Generale zu kämpfen, die ihm bald Feigheit, bald Verrätherei vorwarfen. Von nun an erlitten die Polen auf mehreren Punkten Niederlagen; einige Heeresabtheilungen wurden theils nach der östreichischen, theils nach der preußischen Grenze getrieben, flüchteten sich, um nur den verfolgenden Russen zu entgehen, hinüber, baten um Aufnahme und Schutz, und wurden entwaffnet.

So wie es in der polnischen Revolution nicht an einzelnen Beweisen hoher Tapferkeit, patriotischer Hingebung und wahrer Großherzigkeit fehlt, so kamen dabei auch grausenhafte Scenen von Rohheit und Grausamkeit vor. Dahin gehörten die am Abend des 15ten Aug. in Warschau verübten Mordthaten. Man hatte mehrere Generale, die gegen die Russen unglücklich gefochten hatten, in dem ganz ungegründeten Verdachte, mit den Russen einverstanden zu seyn. Sie waren nach Warschau gebracht, und während der Untersuchungen des Kriegsgerichts, das keine Schuld an ihnen finden konnte, ins Schloß gefangen gesetzt worden. Ungeduldig warteten das Volk und dessen Führer auf das Urtheil, und waren begierig, Blut fließen zu sehen; namentlich suchte der Revolutionsklub den Verdacht des Volks noch mehr zu reizen, daß die Regierung den vermeintlichen Verräthern durchhelfen wollte. Am Abend des 15ten Aug. war das Volk dadurch in große Gährung gesetzt, und durchzog die Straßen. Nichtswürdige Mitglieder des Klubs mischten sich unter dasselbe, riefen: man sehe wohl, daß die Regierung nichts gegen die Verräther thun wolle; man müsse die Schurken daher hängen. Ein Haufe von Menschen aller Art, Offiziere, Bürger, Nationalgardisten, also kein Pöbel, stürzte nach dem Schlosse, und verlangte eingelassen zu werden. Die hier stehenden Soldaten leisteten nur schwachen Widerstand; eine Thüre wurde eingeschlagen, der Haufe drang ein und suchte nach den unglücklichen Gefangenen. Zugleich kamen mehrere Soldatenhaufen an, welche diese retten sollten, aber pflichtvergessen genug waren, unthätig stehen zu bleiben, und den Ermordungen zuzusehen. Zuerst brachten die Mörder einen General im bloßen Hemde auf den Hof

geſchleppt, zogen ihn mit einem Strick an einen Laternenpfahl hinauf, und da das Eiſen brach, zerhackten ſie ihn mit Säbelhieben, und hängten den Leichnam an den Füßen auf. Ein anderer General hatte ſich durch einen Sprung aus dem Fenſter retten wollen, aber das Bein gebrochen; man ergriff den halb Ohnmächtigen, der vergebens die Soldaten als Zeugen ſeiner guten Geſinnung aufrief, und that ihm wie dem Erſten. Ein Dritter, der ſich über die Mauer in den Garten gerettet, und den Gärtner um Schutz gebeten hatte, wurde von dieſem herbeigeſchleppt, und ebenſo ermordet. Da der Blutdurſt einmal erwacht war, fiel man auch über die andern Gefangenen des Schloſſes her. Unter mehreren Andern zog man eine ruſſiſche Dame, die ſich in ihrer Angſt unter das Bette verſteckt hatte, hervor, riß ſie aus der Umarmung ihrer Tochter, und tödtete ſie mit wilder Wuth, während es einem beſſer denkenden Offizier gelang, die Tochter zu retten. Dieſe ganze Scene währte nur eine halbe Stunde. Die Soldaten ſahen, das Gewehr im Arm, dem Gemetzel ruhig zu, ja ſelbſt Damen, die aus den Fenſtern von fern zuſahen, ſollen ihren Beifall über die Volksrache zu erkennen gegeben haben! Es waren etwa 30 Perſonen, welche an dieſem Abende ums Leben kamen.

Paskewitſch näherte ſich nun, die Weichſel aufwärts gehend, der Hauptſtadt Warſchau, und als er ihr gegenüber ſtand, forderte er ſie zur Uebergabe auf, indem er noch einmal im Namen des Kaiſers Vergebung anbot, die Haupträdelsführer ausgenommen. Aber eben darum boten dieſe Alles auf, daß der Kampf fortgeſetzt würde. Am 6ten und 7ten Sept. ließ Paskewitſch ſtürmen. Es war ein ſchwerer, heißer Kampf; denn die Stadt war ſtark befeſtigt worden, und die Polen fochten wie Verzweifelte. Endlich, als ſie jeden Widerſtand vergeblich verſucht hatten, ein Theil der Stadt bereits in Aſche lag, und jeden Augenblick zu fürchten war, daß die Ruſſen ſtürmend eindrängen, baten die Polen um Schonung, öffneten am 8ten September die Thore, und zogen ab. Sie hatten zugleich verſprochen, die Gnade des Kaiſers anzuflehen, und ſich ihm zu unterwerfen. Aber kaum waren ſie außerhalb der Stadt, ſo wurde ihnen das Verſprechen leid; ſie zögerten mit der Unterwerfung, und ein großer Theil ſuchte lieber in Preußen Schutz, um nur nicht unter dem ver-

haßten ruſſiſchen Scepter zu ſtehen. Mit großer Gaſtfreiheit nahm der König von Preußen die Flüchtlinge auf, und unterſtützte die Hülfsbedürftigen; dennoch betrugen ſich viele derſelben höchſt undankbar, und verübten ſogar Gewaltthätigkeiten, ſo daß die preußiſche Regierung daran denken mußte, die unruhigen Menſchen, die kein Geſetz achteten, los zu werden. Es wurde ihnen freigeſtellt, entweder die Amneſtie des ruſſiſchen Kaiſers, die er ihnen großmüthig bewilligt hatte, anzunehmen, oder aber nach Frankreich zu gehen, wo man mit ihnen ſympathiſirte. Ein großer Theil, beſonders die, deren Gewiſſen am meiſten belaſtet war, wählten das Letztere.

Jetzt kehrte nach und nach die Ordnung in Polen zurück. Aber ſo großmüthig auch Nicolaus den Polen ihre Treuloſigkeit und Unklugheit verzieh, ſo waren doch Handel und Fabriken, ja der ganze Wohlſtand des Landes auf lange Zeit zu Grunde gerichtet. Der Kaiſer erklärte Polen als dem ruſſiſchen Reiche einverleibt, und ernannte zum Statthalter den nun zum Fürſten erhobenen Paskewitſch-Eriwanski, der ſich angelegen ſeyn läßt, den zerſtörten Wohlſtand neu zu beleben, und die empörten Gemüther wieder zu beruhigen.

Die nach Frankreich entwichenen Polen vergalten hier die gefundene Gaſtfreundſchaft mit großer Undankbarkeit. Sie nahmen nicht nur an allen oben erzählten Aufſtänden lebhaften Antheil, ſondern betrugen ſich überhaupt ſo übermüthig, daß ſie nach beſtimmten Oertern verwieſen und unter Aufſicht geſtellt werden mußten. Da ihnen dieſe Beſchränkung nicht behagte, ſo begaben ſich mehrere Hundert in Maſſe nach dem Canton Bern, und verlangten Aufnahme. Man empfing ſie auch hier mit größter Hospitalität. Dennoch ließen ſie ſich in politiſche Umtriebe ein, machten Pläne, im ſüdlichen Deutſchland und im Sardiniſchen Revolutionen anzuſtiften, und wurden daher auf dringendes Verlangen mehrerer Mächte aus Bern entfernt und nach Frankreich zurückgeſchickt, wo man großmüthig genug war, ſie wieder aufzunehmen. Jetzt ſehen ſelbſt die ſonſtigen Vertheidiger des polniſchen Aufſtandes endlich ein, daß der ruſſiſche Kaiſer wohl nicht Unrecht gehabt hatte, die Polen unter ſtrenger Aufſicht zu halten.

129. Andere Begebenheiten der Jahre 1830 — 34.

Zu den großen Bewegungen der Völker, durch welche ſich dieſe Jahre auf eine traurige Weiſe auszeichneten, kam auch ein phyſiſches Uebel: die Cholera. Von Rußland aus war ſie durch die ruſſiſchen Truppen 1831 nach Polen gebracht worden, und hatte ſich bald auch nach Preußen, Galizien und Ungarn verbreitet. Beſonders groß waren die Verheerungen in den beiden letzteren Ländern, wo Hunderttauſende der ſchrecklichen Krankheit erlagen. Weniger ſtreng trat ſie in der Mark, Schleſien, Hamburg und England auf; heftiger wüthete ſie in Frankreich, wohin ſie 1832 getragen wurde. In Paris ſtarben allein 18,000 Menſchen. Auch in Deutſchland trieb ſie noch in dieſem Jahre hier und da ihr hämiſches Weſen, und vergebens ſtrengten ſich die Aerzte an, ein Mittel gegen ſie aufzufinden. Nur wenige deutſche Länder blieben ganz verſchont. In Portugal richtete ſie 1833, im folgenden Jahre auch in Spanien Verheerungen an; doch war ſie nirgends verderblicher, als (1834) in Schweden, wo ſie namentlich in Gothenburg und Stockholm einen großen Theil der Bevölkerung hinraffte.

Von dem Revolutionsſchwindel wurden ſogar die ſonſt ſo ruhigen Deutſchen hier und da ergriffen; nur daß die Unruhen hier nicht ſo weitgreifend waren, und faſt nur von einigen Unruheſtiftern oder vom Pöbel ausgingen. Eine Ausnahme machte die Revolution in Braunſchweig, die das Werk faſt der ganzen Einwohnerſchaft war, weil der Herzog Karl nichts verſäumt hatte, ſich allgemein verhaßt und verachtet zu machen. Dieſer junge Menſch, ohne Gefühl für Sittlichkeit und Pflicht, betrug ſich ſo ungezogen, daß das ſonſt ſo treue braunſchweigiſche Volk der Tyrannei und des öffentlichen Aergerniſſes endlich müde wurde. Am 30. Sept. 1830 brach der Aufruhr aus, als der Herzog im Theater ſich eben wieder eine öffentliche Ungezogenheit erlaubte. Nur die Schnelligkeit ſeiner Pferde und die Gewandtheit des Kutſchers rettete ihn aus den Händen des Volks, und er ſah ſich genöthigt, ſchleunigſt das Land zu verlaſſen. In der erſten Wuth wurde ſein Schloß zerſtört und verbrannt, und als ſein Bruder Wilhelm nach Braunſchweig eilte, wurde dieſer mit großer Begeiſterung empfangen und gebeten, die Regie-

rung zu übernehmen. Seitdem irrt der Vertriebene hier und da in Europa umher, nirgends willkommen, und mit dem traurigen Bewußtseyn, die allgemeine Verachtung verdient zu haben.

Im Jahre 1831 ereigneten sich auch in Italien neue Unruhen. Die Unterthanen des Herzogs von Modena empörten sich gegen ihren Herrn, und ebenso erklärten die Einwohner von Bologna und andrer Städte des Kirchenstaats, daß sie mit der bisherigen Regierung des Papstes sehr unzufrieden wären, und eine gänzliche Veränderung der Verwaltung wünschten. Aber dazu waren der Papst und seine geistlichen Räthe nicht geneigt; denn darin besteht ja vornehmlich der Geist des päpstlichen Hofes, die alten Mißbräuche bestehen zu lassen. Auf die Bitte des Herzogs von Modena und des Papstes rückten östreichische Truppen ein, und stellten bald die Ordnung wieder her. Sie zogen sich erst zurück, nachdem der Papst das Versprechen gegeben hatte, seinen Unterthanen bessere Gesetze zu geben. Allein das geschah nicht, oder wenigstens nicht in dem Maaße, wie die Einwohner es gewünscht und erwartet hatten. Sie weigerten sich daher, die neuen Einrichtungen anzunehmen, und daher war der Papst im Jahre 1832 wieder genöthigt, zu den Oestreichern seine Zuflucht zu nehmen. Sie wurden wie das erste Mal von den Einwohnern mit Freuden empfangen, weil diese in ihnen zugleich Beschützer gegen die päpstliche Willkühr sahen. Die Franzosen, die sich in alle Angelegenheiten gern mischen, sahen kaum, daß die Oestreicher festen Fuß im Kirchenstaate gefaßt hatten, als sie erklärten, sie würden gleichfalls dem Papste gegen seine unruhigen Unterthanen beistehen. Vergebens verbat sich der Papst ihre Einmischung; ein französischer Heereshaufen landete bei Ancona, und besetzte die Festung mit Gewalt. Statt aber nun für den Papst zu wirken, nahmen sich die Franzosen aller Derer an, die sich gegen ihn empört hatten. So stehen die Sachen noch, der Papst wagt nicht, die Oestreicher zu entlassen, aus Besorgniß vor neuen Unruhen, und ehe die Oestreicher nicht abziehen, werden auch die Franzosen schwerlich Ancona verlassen.

Die Griechen hatten zwar ihre Selbstständigkeit erlangt, aber es war nicht zu erwarten, daß eher Ruhe unter den verschiedenen Parteien wiederkehren würde, bis sie einen Fürsten bekämen. Man trug den Thron 1830 dem Prinzen Leopold von

Coburg an, demselben, der nachher den belgischen Thron bestiegen hat. Aber er schlug die mißliche Ehre aus. Ehe man einen anderen Fürsten für sie finden konnte, entbrannte der Parteienkampf so heftig, daß 1831 der Präsident Capo d'Istrias als Opfer des Hasses der Familie des Mauromichalis fiel. Zwei Männer aus dieser Familie ermordeten ihn, als er eben in die Kirche treten wollte. Zwar wurde der baiersche Prinz Otto zum Könige von Griechenland ernannt, aber er ist noch minderjährig. Er begab sich im Dec. 1832 dahin.

Am 30sten Jan. 1833, 2 Uhr Nachm. lief die Flotte, welche den neuen König Griechenlands von Triest nach Nauplia geführt hatte, daselbst ein. Alle fremde und griechische Schiffe gaben Freudensalven, und die ganze Bevölkerung Nauplias und der Umgegend war überall auf Bergen und Thälern versammelt, während Hunderte von Booten dem Kommenden entgegeneilten. Ueberall hörte man Hurrahgeschrei, Trommelschall und rauschende Musik. Abends war die Stadt glänzend erleuchtet, und Tausende von Lampen spiegelten sich im Meere. Am 3ten Februar wurden die baierschen Soldaten ausgeschifft, und König Otto hielt seinen Einzug, indem ihm ein tausendstimmiges Lebehoch entgegenscholl. Unter den vielen reichgeschmückten Griechen zeichnete vor Allen sich der alte Kolokotroni aus, ein colossaler Mann, der seine wilden Blicke in der Mitte seiner Soldaten stolz auf die umgebende Menge warf.

Die beiden ersten Jahre der neuen Regierung sind nicht ohne Unruhen verflossen; denn die griechischen Häuptlinge waren durch den Krieg an Ungebundenheit gewöhnt, und wollten sich den Befehlen der Verwaltung nicht unterwerfen. Dabei hatten die Baiern, welche den König begleitet hatten, unaufhörlich gegen die Ränke und den Neid der Griechen zu kämpfen. Endlich wurde sogar eine Verschwörung entdeckt, und Kolokotroni mit mehrern andern Häuptlingen als Theilnehmer verhaftet. Ihre Schuld lag am Tage, und sie wurden zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Ferner empörten sich die kriegerischen Mainotten im Gebiet des alten Sparta, und konnten erst nach blutigem Kampfe, halb durch Güte, halb durch Gewalt unterworfen werden. Nauplia im Peloponnes war die vorläufige Residenz des Königs; allein von 1835 an ist es Athen, und es ist der Plan

zu großartigen Bauten gelegt, so daß sich diese alte Stadt bald wieder prachtvoll aus dem Schutte erheben wird.

Noch ist über den neuesten Zustand Spaniens und Portugals zu berichten. Während sich, wie oben gesagt, Don Miguel in Portugal zum Könige aufgeworfen hatte, regierte sein Bruder Don Pedro in Brasilien. Dieser mußte, weil er zu entfernt war, die Anmaßung seines Bruders und die Ausschließung seiner Tochter Donna Maria vom portugiesischen Throne dulden. Aber 1831 änderte sich die Sache. Es entstand in der Hauptstadt Brasiliens, Rio Janeiro (sprich Dschaneiro, viersylbig), eine Empörung gegen Don Pedro. Man gab ihm Schuld, daß er die geborenen Portugiesen auf Unkosten der Eingeborenen begünstige, und er sah sich genöthigt, Brasilien mit seiner Tochter zu verlassen. Die Brasilianer behielten dagegen seinen ältesten Sohn, einen kleinen Knaben, da, machten ihn zum Nachfolger seines Vaters, und setzten eine Regentschaft ein. Pedro begab sich zunächst nach Frankreich, und rüstete hier eine Expedition aus, um seinen verrätherischen Bruder vom portugiesischen Throne zu vertreiben, und seine Tochter darauf zu setzen. Zuvörderst sammelte er seine Schiffe und Soldaten bei den azorischen Inseln, die sich für ihn erklärt hatten, und landete im Jul. 1832 in Portugal bei Porto. So entbrannte nun ein Bürger- und Bruderkrieg, der mit der gewöhnlichen Erbitterung geführt, und ein Jahr lang fast nur in der Umgegend von Porto, welches Pedro vertheidigte und Miguel angriff, festgehalten wurde. Endlich erfocht 1833 der englische Admiral Napier (sprich Nehpjer), den Pedro in seine Dienste genommen hatte, einen Seesieg über Miguels Flotte, und in Folge dieses Sieges hielt Pedro im Jul. 1833 seinen Einzug in Lissabon. Dennoch währte der unnatürliche Krieg noch bis zum Jahre 1834 fort. Da erst sah sich Miguel genöthigt, die Vermittelung der Engländer anzunehmen. Er verließ Portugal, und begab sich nach Italien, wo er am sardinischen Hofe Aufnahme fand. Portugal unterwarf sich der Donna Maria, die indessen 15 Jahre alt geworden war. Bald darauf starb ihr Vater Don Pedro, und es wurde eine Regentschaft vorläufig eingerichtet.

Spanien wurde von Ferdinand VII., nachdem dieser durch die Franzosen aus den Händen der Cortes befreit worden

war, auf die gewohnte Weise, d. i. schlecht, regiert. Da er keine Söhne hatte, wohl aber von seiner letzten Frau, Christina, einer Schwester der Herzogin von Berry, eine kleine Tochter, Isabella, so hob er zu Gunsten derselben das alte Gesetz auf, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschloß. Als er nun 1834 starb, wurde zwar im größten Theile von Spanien die kleine Isabella als Königin anerkannt, aber Don Karlos, des verstorbenen Königs Bruder, widersprach, und wollte die Aufhebung jenes Gesetzes nicht gelten lassen. Er hatte die Partei der Geistlichkeit für sich, und diese bewirkte, daß sich die Einwohner von Navarra zu seinen Gunsten erhoben. Eine Zeit lang blieb Karlos in Portugal bei Don Miguel; als aber dieser das Land verlassen mußte, begab sich Karlos nach Navarra, und da dieses Land von Gebirgen durchschnitten ist, und von einem sehr tapfern Völkchen bewohnt wird, so war die Königin-Regentin nicht im Stande, den Aufstand zu unterdrücken. Zu Ende des Jahres 1834 währte dieser Bürgerkrieg noch fort, während in Madrid die Cortes versammelt waren, und über die so nöthige Verbesserung der Verfassung berathschlagten. Die Entwickelung dieser Verhältnisse liegt also noch im Schooße der Zukunft, und eine gänzliche Umwandlung scheint Spanien bevorzustehen. Ob diese nun durch eine Revolution oder durch allmälige Verbesserungen bewirkt werden wird, läßt sich noch nicht absehn.

Zeittafel.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

2200 vor Christus. Ninus und Semiramis stiften das alt-assyrische Reich.
2000 Abraham.
1500 Deukalion, Kekrops, Kadmos und Danaos in Griechenland. — Moses.
1350 Pelops in Griechenland. — Sesostris in Aegypten
1250 Herkules. Theseus. Oedipus. Die Argonauten.
1200 Der Handel der Phönicier blüht.
1184 Troja's Zerstörung.
888 Untergang des alt-assyrischen Reichs unter Sardanapal. — Lykurg, Gesetzgeber in Sparta.
754 Erbauung Roms.
720 Zerstörung des israelitischen Reichs.
650 Psammetich, Miterbauer des Labyrinths in Aegypten.
600 Nebukadnezar stiftet das babylonische Reich, und macht dem jüdischen Reiche ein Ende.
Solon, Gesetzgeber in Athen.

Zweite Periode.

555 Cyros stiftet das große persische Reich.
490 Miltiades besiegt die Perser bei Marathon.
480 Themistokles besiegt die Perser bei Salamis.
444 Perikles und Phidias verschönern Athen.
400 Der Feldherr Alcibiades und der Philosoph Sokrates.
380 Pelopidas und Epaminondas in Theben.
Camillus rettet Rom.
350 Der Redner Demosthenes und der Philosoph Diogenes.

Dritte Periode.

333 Alexander der Große zerstört das persische Reich, und stiftet das macedonische.
280 Pyrrhus und Fabricius.
260 Der erste punische Krieg.
202 Hannibal und Cornelius Scipio bei Zama.
146 Die Römer zerstören Karthago und Korinth. — Verfall der Sitten in Rom.
113 Cimbern und Teutonen.
60 Cicero. Pompejus. Cäsar. — Das römische Reich in seiner größten Blüthe.
31 Schlacht bei Actium. Octavian besiegt Antonius, und macht sich zum Kaiser von Rom.

Vierte Periode.

1 Jesus Christus Geburt.
9 Armin befreit die Deutschen von der Herrschaft der Römer.
70 Zerstörung von Jerusalem.
333 Constantin wird Christ, und verlegt die Kaiserresidenz von Rom nach Constantinopel.
374 Anfang der Völkerwanderung.
395 Theodosius theilt das große römische Reich in das abendländische und morgenländische.
476 Untergang des abendländischen römischen Reichs. — Odoacer setzt Romulus Augustulus ab.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

500 Theoderich, der Ostgothe.
555 Justinian erobert durch seine Feldherren Belisar und Narses das ostgothische Reich in Italien.

568 Die Longobarden kommen nach Italien.
622 Mahomed.
732 Karl Martell ſchlägt die Araber bei Poitiers aus Frankreich zurück.
800 Karl der Große.

Zweite Periode.

843 Durch den Vertrag von Verdun werden Frankreich, Italien und Deutſchland geſchieden.
933 Heinrich der Vogler
955 Otto der Große } Beſieger der Ungarn.
1077 Heinrich IV. und Gregor VII.

Dritte Periode.

1096 Erſter Kreuzzug. — Gottfried von Bouillon.
1190 Richard Löwenherz. — Philipp Auguſt.
1250 Stiftung der Hanſe. — Friedrich II. von Hohenſtaufen.
1268 Untergang der Hohenſtaufen. Conradin.
1270 Letzter Kreuzzug. — Ludwig IX. der Heilige.
1282 Sicilianiſche Vesper.
Rudolph von Habsburg.
1300 Erfindung des Compaſſes.
1307 Schweizerbund. — Albrecht I. —
1350 Erfindung des Schießpulvers.
1386 Arnold von Winkelried bei Sempach.
1415 Johann Huß.
1430 Die Jungfrau von Orleans.
1440 Erfindung der Buchdruckerkunſt.
1453 Heinrich der Seefahrer.
Eroberung Conſtantinopels durch die Türken.
1486 Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.
1492 Entdeckung von Amerika durch Colombo.
1500 Kaiſer Maximilian I.
1520 Hernandez Cortez erobert Mexiko.

Neue Geschichte.

Erste Periode.

1517 Martin Luther bewirkt die große Reformation.
1519 Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England.
1520 Gustav Wasa.
1547 Der schmalkaldische Krieg. Johann Friedrich und Moritz von Sachsen und Philipp von Hessen.
1566 Philipp II. von Spanien und die Niederländer.
1572 Die Bartholomäusnacht.
1587 Elisabeth von England und Maria Stuart. —
1600 Heinrich IV. von Frankreich.

Zweite Periode.

1618 — 48 Dreißigjähriger Krieg.
1640 — 88 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1643 — 1715 Ludwig XIV. von Frankreich.
1649 Karl I. von England wird enthauptet. Oliver Cromwell.
1688 — 1713 Friedrich, erster König von Preußen.
1689 — 1725 Peter der Große von Rußland.
1697 — 1718 Karl XII. von Schweden.

Dritte Periode.

1713 — 1740 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.
1740 — 1786 Friedrich der Große.
1756 — 1763 Siebenjähriger Krieg.
1762 — 1796 Katharina II. von Rußland.
1772 Erste Theilung Polens.
1776 Anfang des nordamerikanischen Freistaats.
1780 — 1790 Joseph II.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

1789 Anfang der französischen Revolution.
1793 Hinrichtung Ludwigs XVI.
Frankreich mit fast ganz Europa im Kriege.
Schreckenszeit unter Robespierre.
1795 Ende Polens.
1797 Friede von Campo Formio.

Zweite Periode.

1799 Bonaparte wird zum ersten Consul ernannt.
1801 Friede von Luneville.
1802 Friede von Amiens.
1804 Bonaparte wird als Napoleon I. Kaiser der Franzosen.
1805 Schlacht bei Austerlitz. Friede von Preßburg.
1806 Schlachten bei Auerstädt und Jena.
Franz II. wird Kaiser von Oestreich.
1807 Schlachten von Eylau und Friedland. Friede von Tilsit.
1809 Schlachten von Aspern und Wagram. Friede von Wien.
1812 Napoleon auf der größten Höhe seiner Macht.
Zug nach Moskau, und Niederlage des französischen Heeres.

Dritte Periode.

1813 Wiedererwachen von Europa. — Völkerschlacht bei Leipzig.
1814 Erste Einnahme von Paris durch die Verbündeten.
Verweisung Napoleons nach Elba.
1815 Rückkehr Napoleons. Schlacht bei Belle Alliance.
Verweisung Napoleons nach St. Helena.
1821 Aufstand der Griechen.
1828 — 29 Russisch-türkischer Krieg.
1829 Friede von Adrianopel.
Freiheit Griechenlands.

Umständlichere Zeittafel.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

2200 vor Christus. Ninus und Semiramis stiften das alt-assyrische Reich.
2000 Abraham.
1500 Deukalion, Kekrops, Kadmos und Danaos in Griechenland. — Moses.
1350 Pelops in Griechenland. — Sesostris in Aegypten.
1250 Herkules, Theseus, Oedipus. Die Argonauten.
1200 Blüthe des phönicischen Handels.
1184 Troja's Zerstörung.
888 Untergang des alt-assyrischen Reichs unter Sardanapal. Lykurg, Gesetzgeber in Sparta. — Die Phönicier erbauen Karthago.
754 Erbauung Roms.
720 Zerstörung des israelitischen Königreichs durch die Assyrer.
650 Psammetich, Miterbauer des Labyrinths in Aegypten.
600 Nebukadnezar stiftet das babylonische Reich, und macht dem jüdischen Reiche ein Ende.
Solon, Gesetzgeber in Athen.

Zweite Periode.

555 Cyrus stiftet das große persische Reich.
525 Kambyses von Persien und Psammenit von Aegypten.
507 Porsenna, Horatius Cocles, Mutius Scävola und Clölia.
490 Miltiades besiegt die Perser bei Marathon. — Menenius Agrippa und Coriolan.
480 Themistokles besiegt die Perser bei Salamis.
470 Appius Claudius und Virginia.
444 Perikles und Phidias verschönern Athen. Herodot, der Geschichtschreiber.
400 Der Feldherr Alcibiades und der Philosoph Sokrates.

380 Pelopidas und Epaminondas in Theben.
Camillus errettet Rom von den Galliern.
350 Der Redner Demoſthenes und der Philoſoph Diogenes.

Dritte Periode.

333 Alexander der Große zerſtört das perſiſche Reich, und ſtiftet das macedoniſche.
280 Pyrrhus und Fabricius.
260 Der erſte puniſche Krieg.
202 Hannibal und Scipio bei Zama.
146 Die Römer zerſtören Karthago und Korinth. — Verfall der römiſchen Sitten.
113 Die Cimbern und Teutonen.
60 Cicero, Pompejus, Cäſar. — Das römiſche Reich in ſeiner größten Blüthe.
44 Cäſar wird ermordet. — Triumvirat des Octavius, Antonius und Lepidus.
31 Schlacht bei Actium. Octavian beſiegt Antonius, und macht ſich zum Kaiſer von Rom.

Vierte Periode.

1 Jeſus Chriſtus Geburt.
9 Armin befreit die Deutſchen von der Herrſchaft der Römer.
14 Tod des Kaiſer Auguſtus.
70 Zerſtörung von Jeruſalem durch Titus.
79 Untergang von Herculanum und Pompeji.
80 — 180 Domitian. Trajan. Hadrian. Die beiden Antonine.
333 Conſtantin wird Chriſt, und verlegt den Kaiſerſitz von Rom nach Conſtantinopel.
374 Anfang der Völkerwanderung.
395 Theodoſius theilt das große römiſche Reich in das abendländiſche und morgenländiſche.
410 Der Weſtgothe Alarich verwüſtet Rom.
450 Attila, der Hunnenkönig. — Die Angelſachſen gehen nach England.
455 Geiſerich, König der Vandalen, plündert Rom aus.
476 Untergang des abendländiſchen römiſchen Reichs.
Odoacer ſetzt Romulus Auguſtulus ab.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

490 Theoderich der Große, König der Ostgothen, wird König von Italien.
555 Justinian erobert durch seine Feldherren Belisar und Narses das ostgothische Reich in Italien.
568 Die Longobarden kommen nach Italien.
622 Mahomed.
711 Tarik führt einen Schwarm Mauren nach Spanien über.
732 Karl Martell schlägt die Araber bei Poitiers aus Frankreich zurück. — Bonifacius, Apostel der Deutschen.
752 Pipin, König der Franken.
800 Karl der Große.
814 Er stirbt.

Zweite Periode.

843 Durch den Vertrag von Verdun werden Frankreich, Italien und Deutschland geschieden.
911 Die Karolinger in Deutschland sterben aus. Conrad I. — Eroberungen der Normänner in Frankreich und England.
918 Heinrich der Vogler.
933 Niederlage der Ungarn bei Merseburg.
936 Otto I. der Große.
955 Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde.
973 Otto II.
983 Otto III.
987 Ende der Karolinger in Frankreich. — Hugo Capet, Stifter der Capetinger.
1002 Heinrich II.
1024 Conrad II. der Salier.
1039 Heinrich III.
1056 Heinrich IV.
1077 Heinrich IV. und Papst Gregor VII. in Canossa.

Dritte Periode.

1096 Erster Kreuzzug. Gottfried von Bouillon.
1099 Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer.
1106 Heinrich V.

1125 Lothar der Sachſe.
1137 Conrad III. von Hohenſtaufen.
1147 Conrad III. und Ludwig VII. unternehmen den zweiten Kreuzzug.
1152 Friedrich I. Barbaroſſa.
1187 Eroberung von Jeruſalem durch Saladin.
1190 Heinrich VI. — Richard Löwenherz und Philipp Auguſt.
1197 Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunſchweig.
1210 Franziskaner und Dominikaner. — Inquiſition.
1215 Friedrich von Hohenſtaufen.
1231 Die heilige Eliſabeth.
1243 Die heilige Hedwig.
1250 Erſter Kreuzzug Ludwig IX. — Stiftung der Hanſa. — Conrad IV.
1268 Untergang der Hohenſtaufen. Conradino.
1270 Letzter Kreuzzug. — Ludwig IX., der Heilige, ſtirbt.
1273 Rudolph von Habsburg wird Kaiſer.
1282 Sicilianiſche Vesper.
1291 Adolph von Naſſau.
1298 Albrecht I.
1300 Erfindung des Compaſſes.
1307 Schweizerbund. — Philipp der Schöne hebt den Orden der Tempelherren auf.
1308 Heinrich VII. von Luxemburg.
1313 Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſtreich.
1315 Schlacht bei Morgarten.
1347 Karl IV.
1350 Erfindung des Schießpulvers.
1378 Wenzel.
1386 Arnold von Winkelried bei Sempach.
1400 Ruprecht von der Pfalz. — Karl VI. von Frankreich.
1410 Sigismund.
1415 Johann Huß. — Burggraf Friedrich von Nürnberg wird mit dem Kurfürſtenthum Brandenburg belehnt.
1418 Entdeckung der Inſel Porto Santo durch die Portugieſen. Anfang der Entdeckungen.
1430 Die Jungfrau von Orleans.
1437 Albrecht II. von Oeſtreich.
1439 Friedrich III.

1440 Erfindung der Buchdruckerkunst.
1453 Heinrich der Seefahrer.
Eroberung Constantinopels durch die Türken.
1477 Karl der Kühne fällt bei Nancy.
1483 Richard III. von England. — Martin Luther wird geboren
1486 Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.
1492 Entdeckung von Amerika durch Colombo.
1493 Maximilian I. — Colombo's zweite Reise nach Amerika.
1497 Philipp Melanchthon wird geboren.
1498 Colombo's dritte Reise nach Amerika.
Vasco de Gama umfährt d. Vorgebirge d. guten Hoffnung.
1500 Cabral entdeckt Brasilien.
1502 Colombo's vierte Reise.
1520 Fernando Magellan, der erste Erdumsegler.
Hernandez Cortez erobert Mexiko.

Neue Geschichte.

Erste Periode.

1517 Martin Luther bewirkt die große Reformation.
Zwinglin und Calvin.
1519 Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England.
1520 — 1560 Gustav Wasa.
1521 Reichstag in Worms.
1525 Bauernkrieg. — Thomas Münzer.
1529 Reichstag in Speier. Protestanten.
1530 Reichstag in Augsburg. Augsburgische Confession. Pizarro erobert Peru.
1531 Schmalkaldischer Bund. — Zwingli's Tod.
1533 Ariost's Tod.
1534 Unruhen der Wiedertäufer.
1546 Luther stirbt.
1547 Der schmalkaldische Krieg.
1547 Tod Franz I. und Heinrich's VIII.
1552 Vertrag zu Passau.
1553 Schlacht bei Sievershausen.
1554 Johanna Gray wird enthauptet.

1555 Religionsfriede in Augsburg.
1556 Karl's V. Thronentsagung. — Ferdinand I.
1556 — 1598 Philipp II., König von Spanien.
1558 Karl V. stirbt.
1558 — 1603 Elisabeth von England.
1564 Calvin's Tod. — Maximilian II.
1566 Anfang der niederländischen Unruhen.
1567 Herzog von Alba in Brüssel.
1568 Don Carlos. Egmont und Hoorne enthauptet
1572 Die Bartholomäusnacht.
1576 Rudolph II.
1580 Portugal mit Spanien vereinigt, bis 1640.
1587 Maria Stuart wird enthauptet.
1588 Armada.
1589 — 1610 Heinrich IV., König von Frankreich.
1595 Torquato Tasso's Tod.
1598 Edict von Nantes.
1600 Graf Esser.
1605 Pulververschwörung.
1608 Union und Liga.
1609 Spanien erkennt die Republik d. 7 vereinigten Niederlande an.
1611 Matthias.

Zweite Periode.

1618 — 1648 Dreißigjähriger Krieg.
1619 Ferdinand II.
1625 Karl I., König von England.
1631 Zerstörung Magdeburgs. — Schlacht bei Leipzig.
1632 Gustav Adolph fällt in der Schlacht bei Lützen.
1634 Wallensteins Ermordung.
1637 Ferdinand III.
1640 — 1688 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.
1642 Richelieu's Tod.
1643 — 1715 Ludwig XIV. von Frankreich.
1649 Karl I. von England wird enthauptet. Oliver Cromwell.
1657 Leopold I.
1660 George Monk und Karl II. von England.
1661 Mazarins Tod.
1682 Feodor, russischer Czar, stirbt.

1688 —1713 Friedrich, erſter König von Preußen.
1689 Verwüſtung der Pfalz durch die Franzoſen.
1689 — 1725 Peter der Große von Rußland.
1694 Voltaire's Geburt.
1697 Erſte Reiſe Peters des Großen nach Holland.
1697 — 1718 Karl XII. von Schweden.
1700 Karl XII. eröffnet den Krieg gegen Dänemark, Rußland und Polen.
1701 — 1713 Spaniſcher Erbfolgekrieg.
1701 Friedrich III., Kurfürſt von Brandenburg, wird als Friedrich I. zum König von Preußen gekrönt.
1702 — 1714 Anna von England.
1703 Erbauung Petersburgs.
1705 Joſeph I.
1706 Karl XII. in Sachſen.
1709 Schlacht bei Pultawa.
1711 Karl VI.
1712 Friedrich's des Großen Geburt.

Dritte Periode.

1713 — 1740 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.
1716 Zweite Reiſe Peters des Großen nach Holland.
1718 Karl XII. fällt vor Friedrichshall.
1718 Großfürſt Alexei.
1740 — 1786 Friedrich der Große.
1740 — 1780 Maria Thereſia. — Franz I.
1740 — 1748 Oeſtreichiſcher Erbfolgekrieg. — Karl VII.
1740 — 1742 Erſter ſchleſiſcher Krieg.
1744 — 1745 Zweiter ſchleſiſcher Krieg.
1755 — 1762 Seekrieg zwiſchen Frankreich und England.
1756 — 1763 Siebenjähriger Krieg.
1757 Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.
1758 Schlacht bei Zorndorf. Uelerfall bei Hochkirch.
1759 Schlacht bei Cunersdorf.
1760 Treffen bei Liegnitz und Schlacht bei Torgau.
1762 Eliſabeth von Rußland ſtirbt. Ermordung Peter's III.
1762 — 1796 Katharina II. von Rußland.
1763 Friede von Hubertsburg.

1765 Joseph II., Mitregent von Oestreich. — Stempelacte in Nordamerika.
1768 — 1774 Katharinen's erster Türkenkrieg.
1772 Erste Theilung Polens.
1773 Theeacte in Nordamerika. Theesturm in Boston.
1774 Ludwig XVI., König von Frankreich.
1775 — 1783 Nordamerikanischer Freiheitskrieg. Washington und Franklin.
1776 — 1791 Potemkin.
1778 Voltaire's Tod.
Baierscher Erbfolgekrieg.
1780 — 1790 Joseph II., Alleinherrscher von Oestreich.
1786 Friedrich Wilhelm II.
1787 Katharina II. und Joseph II. in Cherson.
1787 — 1791 Katharina's zweiter Türkenkrieg.
1788 Aufruhr der östreichischen Niederlande.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

1787 Versammlung der Notabeln von Frankreich. — Necker.
1789 Reichstag in Versailles. Nationalversammlung. Anfang der französischen Revolution. — Unruhen in Paris. Zerstörung der Bastille. — Unruhen in Versailles.
1790 Nationalfest auf dem Märzfelde.
1791 Flucht Ludwig's XVI. — Zweite Nationalversammlung.
1792 Ermordung Gustav's III. von Schweden.
Tod Leopold's II. Franz II., Kaiser.
Erstürmung der Tuilerien, 10. Aug. Absetzung und Gefangennehmung des Königs Ludwig XVI. — Frankreich eine Republik.
Krieg Oestreichs, Preußens und anderer Mächte gegen Frankreich. Schlacht bei Jemappes, 5. und 6. Nov.
Empörung der Neger auf Domingo.
1793 Hinrichtung Ludwigs XVI., 21. Januar. — Robespierre, Danton und Marat. Schreckenszeit. — Hinrichtung der Königin Maria Antoinette, 16. Oct.
Frankreich mit fast ganz Europa im Kriege.
Zweite Theilung Polens. Suwarow erstürmt Praga.

1794 Robespierre wird gestürzt, 27. Jul.
Neue Verfassung: fünf Directoren, ein Rath der 500, ein Rath der Alten.
1795 Ludwig XVII. stirbt, 9. Jun.
Pichegru erobert Holland.
Ende Polens.
1796 Reißende Fortschritte Bonaparte's.
Katharina II. stirbt. Paul I.
1797 Friede von Campo Formio.
Friedrich Wilhelm III.
1798 Gefangennehmung des Papstes Pius VI.
Bonaparte in Aegypten.

Zweite Periode.

1799 Pius VII.
Congreß in Rastadt. Mord der französischen Gesandten.
Zweite Coalition gegen Frankreich.
Bonaparte in Syrien. Kehrt nach Frankreich zurück im October, und wird Consul, 10. Nov.
1800 Schlachten bei Marengo und Hohenlinden.
1801 Friede von Luneville.
Paul I. wird ermordet. Alexander I.
1802 Friede von Amiens.
1803 Neuer Krieg zwischen England und Frankreich.
1804 Angebliche Verschwörung George's, Pichegru's und Moreau's. Ermordung des Herzogs von Enghien.
Napoleon, Kaiser der Franzosen.
1805 Schlachten bei Ulm und Austerlitz. Seeschlacht bei Trafalgar.
1806 Rheinbund. — Schlachten bei Jena und Auerstädt. — Friede von Preßburg.
1807 Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. — Friede von Tilsit. Eroberung von Portugal.
1808 Eroberung von Spanien. Einziehung des Kirchenstaats.
1809 Schlachten bei Eckmühl, Aspern und Deutsch-Wagram. Andreas Hofer. Friede von Wien.
Gefangennehmung des Papstes Pius VII.
Entthronung Gustav's IV. von Schweden.

1812 Schlachten von Smolensk und an der Moskwa. Einäscherung Moskau's. Vernichtung des französischen Heeres.

Dritte Periode.

1812 Wiedererwachen Europa's. Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dresden, Culm, Dennewitz und Leipzig. Ende der französischen Herrschaft.
Schlacht bei Vittoria.
1814 Schlachten bei Brienne, la Rothiere, Arcis sur Aube und Montmartre. Einzug der Verbündeten in Paris. Napoleon auf Elba.
Ludwig XVIII. Friede von Paris. Wiener Congreß.
1815 Wiederkehr Napoleon's. Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. Napoleon auf St. Helena.
Zweiter Friede von Paris.
1818 Congreß in Aachen.
1820 Revolution in Spanien, Neapel, Portugal und Piemont. Congreß in Troppau und Laibach.
1821 Napoleon's Tod. — Aufstand der Griechen.
1822 Congreß in Verona.
1827 Seeschlacht bei Navarin.
1828 — 1829 Krieg Rußlands gegen die Türkei.
1829 Friede in Adrianopel.
Befreiung Griechenlands.
1830 Zweite französische Revolution.
Belgische Revolution.
Polnische Revolution.
1831 Russisch-polnischer Krieg.
Cholera in Deutschland.
Königreich Griechenland.
Revolution in Brasilien.
1832 Bruderkrieg in Portugal bis 1834.
Belagerung der Citadelle von Antwerpen.
1834 Bürgerkrieg in Spanien.
Unruhen in Paris und Lyon.

Register

über alle drei Bände.

(a. zeigt den ersten, b. den zweiten, c. den dritten Band an.)

Aachen 33, 36 b.
Aachen, Congr. zu, 460 c.
Abdallah 10 b.
Abendmahlslehre 75 c.
Ablaß 7 c.
Abfyrtos 45 a.
Abukir, Schlacht bei, 419 c.
Abydos 183 a.
Acca Larentia 89 a.
Achillas 260 a.
Achilleus 47, 53 a.
Achmet III. 278 c.
Actium, Schl. bei, 282 a.
Adalbert, Berengars Sohn, 48 b.
Adalbert, Apostel d. Preußen, 62 b.
Adalbert, Erzbischof v. Bremen, 69 b.
Adalbert, Erzbischof v. Mainz, 135 b.
Adam, 4 a.
Adel 54 b.
Adelheid 48, 82 b.
Adels, Entstehung des, 9 b.
Adlerkreuz 441 c.
Adolph von Nassau 187 b.
Adolph Friedr. v. Schweden 810 c.
Adrianopel, Friede von, 468 c.
Aeetes 43 a.
Aegeisches Meer 87 a.
Aegerisee 197 b.
Aegeus 33 a.
Aegistheus 72 a.
Aegypten 210 a., 123 b., 417 c.
Aegypter 10, 188 a.
Aeneas 59 a.
Aeschylos 146 a.
Aethra 33 a.
Agamemnon 47, 72 a.
Agesilaos 149 a.
Agnes Bernauerin 223 b.
Agnes, Kaiserin, 68 b.
Agnes, Königin v. Ungarn, 195 b.
Agnes Sorel 286 b.
Agrippa 286, 296 a.
Agrippa, Menenius, 160 a.
Agrippa Posthumus 298, 300 a.
Agrippina 311 a.
Aguado 299 b.
Aix 238 a.
Ajax 48 a.
Akre, Belagerung von, 120 b, 421 c.
Akrisios 32 a.
Alaia 240 a.
Alarich 348 a.
Alba, Herzog von, 42, 114, 155, 161 c.
Alba Longa 88 a.
Albion 25 b.
Alboin 7 b.
Albrecht I. 188 b.
Albrecht II. 252 b.
Albrecht der Bär 137, 138 b.
Albrecht v. Brandenburg 48 c.
Albrecht, Kurf. v. Mainz, 11 c.
Albrecht v. Sachsen 261 b.
Alcibiades 134, 41 a.
Aldringer 216 c.
Alemannen 8 b.
Alexandria 144 b.
Alexander I. 426, 443, 454, 466 c.
Alexander III. 144 b.
Alexander der Große 177 a.
Alexandrien 188 a, 12, 16 b, 418 c.
Alexei, Czar, 260 c.
Alexei, Großf. 287 c.

Alexius 4 c.
Alexius, Kaiſer, 100, 103 b.
Alfons X. 179 b.
Algier 468 c.
Ali 12 b.
Ali Mehemed 464 c.
Alſen 172 c.
Altorf 184 b.
Altranſtädt 272 c.
Amalfi 129 b.
Amaſis 110 a.
Amerigo Vespucci 306 b.
Amerika, Entdeckung v., 277 b.
Amiens, Friede v., 427 c.
Amiens, Peter v., 93 b.
Ammon, Jupiter 189 a.
Amöna 10 b.
Amphion 89 a.
Amphitheater 245 a.
Amſterdam 266 c.
Amulius 88 a.
Anchiſes 59 a.
Ancona 496 c.
Ancus Marcius 93 a.
Anderl 338 c.
Andreas v. Ungarn 169 b.
Andromache 50 a.
Andromeda 82 a.
Angelſachſen 352 a.
Angouleme, Herz. v., 79, 453 c.
Angouleme, Herzogin v., 372, 407 c.
Anhalt 138 b.
Anjou, Maria v., 286 b.
Anjou, Margaretha v., 265 b.
Anjou, Karl v., 160 b.
Anjou, Phil. v., 247 c.
Ankarſtröm 379 c.
Anna Boleyn 84 c.
Anna v. Cleve 88 c.
Anna v. England 248, 252 c.
Anſelm 23 b.
Antigone 42 a.
Antigua 295 b.
Antillen entdeckt 295 b.
Antiochia, Belagerung v., 106 b.
Antiſthenes 140, 146, 154 a.
Antonina 4 b.
Antoninus d. Philoſoph 338 a.
— — Pius 338 a.
Antonius 264, 269, 276 a.
Antwerpen 131 b, 151, 485 c.
Apelles 182 a.
Apicius 247 a.
Apis 112 a.
Apollon 39 a.
Appenzell 199 b.
Appius Claudius, Decemvir, 164 a.
— —, Senator, 213 a.
Aragonien, Katharina v., 85 c.
Aranjuez 436 c.
d'Arc, Johanna, 230, 236 b.
Archias 146 a.
Archimedes 226 a.
Archonten 81 a.
Arcis ſur Aube, Schl. bei, 452 c.
Arbea 98, 171 a.
Arelat 65 b.
Areopagos 82 a.
Argo 42 a.
Argonautenzug 42 a.
Argyle 107 c.
Ariadne 36 a.
Aribert 66 b.
Arioſt 24 b.
Arioviſt 254 a.
Ariſtides 116, 119, 126 a.
Ariſtodem 79 a.
Ariſtophanes 146 a.
Ariſtoteles 179 a.
Arkadius 344 a.
Armada 124, 161 c.
Armin 288 a.
Arnold aus dem Melchthal 189 b.
Arria 309 a.
Artaxerres Langhand 127 a.
Artemis 89 a.
Artois, Gr. v., 364, 368, 466 c.
Arundel 93 c.
Aruns 95 a.
Asdrubal 227 a.
Askan 59, 88 a.
Aſow 130 b.
Aspaſia 132 a.
Aspern, Schl. bei, 438 c.
Aſſyrier 24 a.
Aſtyages 28, 101 a.
Aſtyanax 50 a.
Atahualpa 336 b.
Athen 80, 124 a.
Athene 66, 129 a.
Athos 115 a.
Attila 350 a.
Aubigné 243 c.
Auersberg 431 c.
Auerſtädt, Schl. bei, 438 c.
Augsburg 51, 81, 131 b, 13, 33, 47, 140 c.
Auguren 98 a.
Auguſt II. 267, 269, 282 c.
— — III. 305, 309 c.
Auguſtus 286 a.
Aurelia 250 a.

Auſterlitz, Schl. bei, 432 c.
Autodafé 145 c.
Avaren 26 b.
Azoren 276, 291 b.

Babington 114 c.
Babylon 25, 113, 191, 208 a.
Babylonier 24 a.
Babyloniſches Exil 28 a.
Bacciocchi 431 c.
Bacchos 37 a.
Bagdad 88 b.
Bagration 444 c.
Bajá 314 a.
Baiern 8 b.
Baiern, Max. v., 174, 180, 207 c.
Balboa 307 b.
Balduin 115 b.
Ballard 114 c.
Balm 194 b.
Baltadſchi Mehemet 279 c.
Bamberg 64 b.
Banner 163 c.
Barcas, Hamilcar, 220 a.
Barcelona 293 b.
Barclay de Tolly 444 c.
Barlaimont 150 c.
Barri, du, 361 c.
Barthelemy, Peter, 110 b.
Bartholomäusnacht 78 c.
Baſel 199 b.
Baſtille 238, 267 c.
Batavien 408 c.
Baubricourt 237 b.
Bauernkrieg 27 c.
Bautzen, Schl. bei, 449 c.
Bayard 69 c.
Bayonne 82, 436 c.
Beauharnois, Eugen, 431, 448, 451 c.
Beaulieu 411 c.
Bedford, Herzog v., 241 b.
Beeren, Groß-, 450 c.
Behaim 275 b.
Belgien 359, 480 c.
Beliſar 2 b.
Belle Alliance, Schlacht bei, 457 c.
Belusthurm 26 a.
Bender 278, 283 c.
Benedictiner 176 b.
Bennigſen 426 c.
Berengar 48 b.
Bereſyna 447 c.
Berg, Großherzogthum, 431 c.
Berg, heiliger, 159 a.
Berg, weißer, 180 c.
Bergen 152 b.
Beringer v. Landenberg 189 b.
Berlepſch 25 c.
Berlin 828 c.
Bern 199 b.
Bernadotte 442 c.
Bernhard, großer, 21 b. 424 c.
Bernhard v. Clairvaux 189 b.
Bernhard v. Italien 39 b.
Bernhard v. Weimar, 209, 218, 224 c.
Berry, Herzogin v., 479 c.
Bertha 71 b.
Berthier 422, 431 c.
Beſançon, Schl. bei, 256 a.
Beſſieres 422 c.
Beſſos 194 a.
Bevern, Herz. v., 312, 315 c.
Billaud v. Varennes 405 c.
Birch 220 c.
Biton 108 a.
Blanca 126 b.
Blaye 479 c.
Blondel 122 b.
Blücher 450, 451, 454, 456 c.
Blutbad, ſtockholmer, 165 c.
Bluthochzeit, pariſer, 78 c.
Bockold 81 c.
Böhmiſch-Brod 227 b.
Böhmiſche Brüder 173 c.
Bogislav v. Pommern 190, 194 c.
Bohemund 107 b.
Bojorix 239 a.
Boleslaus d. Böſe 48 b.
Boleyn, Anna, 84 c.
Bologna 496 c.
Bolton 113 c.
Bombay 6 a.
Bonaparte, Hieronymus, 434 c.
— — Joſeph, 418, 432, 437 c.
— — Louis, 435, 442 c.
— — Napoleon, 400, 411, 417, 424, 427, 430, 432, 435, 442, 452, 453, 455, 458, 462 c.
Bonifacius 16 b.
Bonnier 416 c.
Bora, Katharina v., 27, 57 c.
Boſton 346, 347 c.
Bothwell 107, 109 c.
Bouillon, Gottfr. v., 85, 99, 102 b.
Bourbons 187 c.
Bourdeaux 397, 400, 453 c.
Bourmont 468 c.
Bovadilla, Franz, 308 b.
Boyer 410 c.
Bozzaris, Marco, 464 c.

Bozzaris, Notos, 464 c.
Brahe 104 c.
Brahe, Tycho de, 143 c.
Brand, Karsten, 263 c.
Brandenburg, Markgfsch., 137, 221 b.
— —, Albrecht v., 48 c.
— —, Joachim v., 45 c.
Brangbier 53 c.
Brasilien, Entdeckung v., 307 b.
— —, Kaiserthum, 466 c.
Brannau 176 c.
Braunschweig 151 b, 495 c.
— —, Christian v., 183 c.
— —, Ferdin. v., 334 c.
— —, Karl v., 495 c.
— —, Wilh. v., 440, 456 c.
Brederode, Gr. v., 150 c.
Bremen 448 c.
Brennus 168 a.
Breslau 250 b, 224, 315, 327 c.
Breslauer Frieden 305 c.
Brest 413 c.
Bretten 15 c.
Brienne 452 c.
Britannicus 84 a.
Britten 352 a.
Bröms 164 c.
Brück 55 c.
Brüder, böhmische, 173 c.
Brügge 131, 152 b.
Brühl, Graf, 305, 309 c.
Brüssel 131 b, 49, 158, 481 c.
Brueys 420 c.
Bruneck, Geßler v., 189 b.
Bruno, b. heil., 176 b.
Brutus 96, 100, 275 a.
Buben 56 b.
Buchdruckerkunst 245 b.
Buchstaben, Erfindung der, 24 a.
Bülow 451 c.
Bürgerstand 129 b.
Bukephalos 179, 199 a.
Bulis 121 a.
Bulle, goldene, 206 b.
Bund, der schwäbische, 28 c.
Bunzelwitz, 331 c.
Buonarotti, Mich. Angelo, 60 c.
Burgtonna 2 a.
Burgund, Königr., 65 b.
— —, Johann v., 238 b.
— —, Karl d. Kühne v., 255 b.
— —, Philipp d. Gute v., 235, 255 b.
Burkersdorf, Schl. bei, 333 b.
Buttler 219 c.
Byzanz 342 a.

Cabral 307, 331 b.
Cadix 466 c.
Cäsar, Cajus, 296 a.
— —, Julius, 250 a.
— —, Lucius, 296 a.
Caffa 130 b.
Cajetan, Cardinal, 13 c.
Calvin 72 c.
Calender, Verbesserung des, 263 a 142 c.
Calicut 330 b.
Californien 330 b.
Caligula 303 a.
Calmar 164 c.
Camillus 171 a.
Campobasso 260 b.
Campo Formio, Friede v., 412 c.
Canada 344 c.
Canarische Inseln 273, 282 b.
Canná, Schl. bei, 225 a.
Cannes 455 c.
Canossa 49, 82 b.
Canstadt 2 a.
Caonabo 295, 298 b.
Capet, Hugo, 42 b.
Capetinger 42 b.
Capistran 250 b.
Capitol 168 a.
Capo d'Istria 467, 497 c.
Cappel, Schl. bei, 72 c.
Capri 80 a.
Caraiben 294 b.
Carbonari 461 c.
Carli 7 a.
Carlisle 112, c.
Carnot 399 c.
Carrier 400, 406 c.
Carthago 22 a.
Casa Bianca 420 c.
Casas, Barthol. de las, 340 b.
Casca 267 a.
Cassius 264, 275 a.
Catilina 249 a.
Cato der Aeltere 230 a.
Cato der Jüngere 262 a.
Cavendish 124 c.
Cayenne 423 c.
Cazotte 385 c.
Cenis 222 a.
Censor 218 b.
Chadidscha 10 b.
Chalifen 13 b.
Chalons an d. Marne 351 a.
Chantelauze 47 c.
Charlottenburg 292 c.

Charon 147 a.
Chaffé 485 c.
Cherbourg 475 c.
Cherſon 351, 253 c.
Chevalier 426 c.
Chinon 237 b.
Chlopicki 488 c.
Cholera 478, 486, 495 c.
Cholula 813 b.
Chriſtenthum, Einführung des, 340 a.
Chriſtian II. 163, 171 c.
— — IV. 185 a.
Chriſtian v. Braunſchweig 188 c.
Chriſtina v. Schweden 192, 214 c.
Chriſtoph 410 c.
Cicero 248, 273 c.
Cimber, Tullius, 266 a.
Cimbern 236 a.
Cineas 212 a.
Ciſalpiniſche Republik 412 c.
Ciſterzienſerdorf 182 b.
Clairvaux, Bernh. v , 139 b.
Clarence 267 b.
Claudius, Kaiſer, 307 a.
Claudius, Appius, Decemvir, 164 a.
— — — —, Senator, 213 a.
Cleopatra 277, 285 a.
Clermont 96 b.
Clery 395 c.
Cleſel 175 c.
Cleve, Anna v., 88 c.
Clienten 244 a.
Clölia 157 a.
Cloud, St., 371 c.
Cluſium 155, 168 a.
Coalition, erſte, 378 c.
— —, zweite, 415 c.
— —, dritte, 431 c.
Coburg, Pr. Leopold v., 460, 469, 484 c.
Cocles, Horat., 156 a.
Cölibat 73 b.
Cölius 86 c.
Cöln 256 a. 131 b.
Colberg 332 c.
Coligny 76 c.
Collatinus 98, 100 a.
Colloredo 208 c.
Collot d'Herbois 385, 399, 406 c.
Colmar, Schl. bei, 40 b.
Colombo, Barthol., 279, 297 b.
— —, Chriſt., 278 b.
— —, Diego, 297 b.
Coloſſeum 323 a.
Compactaten prager, 227 b.
Compaß, Erf. des, 243 b.
Compiegne 241 b.
Compromiß 150 c.
Concordienformel 142 c.
Condé, Prinz v., 76, 82, 86 c.
Confeſſion, augsb., 34 c.
Congo 247 b.
Congreß in Aachen 461 c.
— — — Laibach 462 c.
— — — Philadelphia 348 c.
— — — Troppau 462 c.
— — — Wien 452 c.
Conrad I. 43 b.
— — II. 65 b.
— — III. 118, 138 b.
— — IV. 160, 180 b.
— — von Marburg 171 b.
— — von Maſovien 166 b.
Conradin 160 b.
Conſtantia 146 b.
Conſtantin IX. 251 b.
— — der Große 339 a.
— —, Großfürſt, 485 c.
Conſtantinopel 342 a.
Conſtantinopels Eroberung durch die Türken 249 b.
Conſuln in Frankr. 427 c.
— — — in Rom 100 a.
Copernicus 144 c.
Corday, Charl., 397 c.
Cordeliers 375, 386 c.
Coriolan 161 a.
Cornelia 259 a.
Cortez 307 b.
Coſtnitz, Kirchenverſ. in, 209 b.
Cotta 2 c.
Cranach, Lukas, 52 c.
Craſſus 244 a.
Crema 142 b.
Criſpus 341 a.
Cromwell, Oliv. 232 c.
— —, Rich. 236 c.
— —, Thomas 89 c.
Cuba 287, 298 b.
Culm, Schl. bei, 450 c.
Cunersdorf, Schl. bei, 323 c.
Curiatier 92 a.
Curle 115 c.
Cuſtine 387 c.
Cyniker 140, 154 a.
Cypern 22 a. 116 b. 463 c.
Cyr, St., 246, 286 c.
Cyros 101 a.
Czernitſcheff 333 c.

Dalarne 166 c.
Damiette 124 b.

Dampierre 179 c.
Danaë 82 a.
Danaiden 81 a.
Danaos 80 a.
Dante Alighieri 200 b.
Dante 378, 383, 403 c.
Darien 307 b.
Darius Hyſtaspis 113 a.
— — Kodomannos 188 a.
Darnley 106 c.
Daun 311 c.
Dauphins 234 b.
Daviſon 118 c.
Davouſt 450 c.
Debry 416 c.
Decemvirn 164 a.
Delos 37, 144 a.
Delphi, Orakel zu, 85 a.
Demoſthenes 151 a.
Dennewitz, Schl. bei, 450 c.
Denys, St., 136 c.
Deſair 420, 425 c.
De Geze 390 c.
Deſiderius 20 b.
Deſſalines 409 c.
Deſſau, Fürſt v., 293, 307 c.
Deukalion 30 a.
Deutſcher Orden 117 b.
Deutſche Völker 235 a.
Deutſchlands 10 Kreiſe 272 b.
Deveroux 220 c.
Dghezzar Paſcha 421 c.
Diaz, Barthol. 274, 307, 331 b.
Diebitſch 468, 490 a.
Diebsinſeln 334 b.
Diogenes 153, 181 c.
Diomed 48 a.
Dirnſtein 122 b.
Diskus 32 a.
Domingo, St., 287, 302 b. 409 c.
Dominika 293 b.
Dominikaner 178 b.
Dominikus Guzman 178 b.
Domitian 332 a.
Domremi 236 b.
Don 346 a.
Douglas 107 c.
Drake 124, 342 c.
Drakon 81 a.
Dreißigjähriger Krieg 172 c.
Dresden, Frieden in, 308 c.
— —, 326, 327 c.
— —, Schl. bei, 450 c.
Drouet 164 b. 376 c.
Druſus 289 a.
Du Chatel 234 b.
Dudley, Guilford, 92 c.
— —, Robert, 104 c.
Duhan de Janbun 294 c.
Duilius 217 a.
Düperré 468 c.
Dürer, Albrecht, 58 c.
Düring 238 c.
Dumouriez 387, 397 c.
Dunois 238 b.

Eberhard 48, 52 b.
Ebſambal 16 a.
Eck, Dr., 17 c.
Eckart 23 b.
Eckmühl, Schl. bei, 488 c.
Edgeworth 391 c.
Eduard IV. 266 b.
— — V. 266 b.
— — VI. 91 c.
Eger 219 c.
Eggenberg 206 c.
Eginhard 32 b.
Egmont, 148, 157 c.
Einſiedeln 71 c.
Eiſenach 2 c.
Eisleben 1, 33 c.
Ekbatana 113 a.
Elba 453 c.
Elektra 72 a.
Elephante 6 a.
Eliſabeth, Conradins Mutter, 160 b.
— —, Eduards IV. Frau, 266 b.
— — v. England 85, 98 c.
— — v. Frankr. 372, 403 c.
— — v. Gotha 140 c.
— — v. d. Pfalz 131, 179, 185 c.
— — v. Rußland 309, 332 c.
— — v. Spanien 160 c.
— — die heilige 169 b.
— — Chriſtine v. Preußen 300 c.
Ellore, Grotte v., 8 a.
Emma, Karls des Gr. Tochter, 32 b.
Engelsburg 338 a. 86 b.
Enghien, Herz. v., 429 c.
England 352 a.
— —, Neu-, 348 c.
Enzio 159 b.
Epaminondas 146 a.
Epheſos 114, 178 a.
Ephialtes 128 a.
Epirus 177 a.
Epiſkopen 17 b.
Eppenſtein, Gerh. v., 187 b.
Epponina 320 a.
Erasmus 65 c.

Erbfolgekrieg, baierſcher, 341 c.
— — öſtreichiſcher, 303 c.
— — ſpaniſcher, 247 c.
Erfurt 131, 184 b. 2, 21 c.
Erhaltungsſenat 424 c.
Erich v. Braunſchweig 23 c.
Erichſon 163 c.
Ernſt v. Baiern 228 b.
— — Lüneburg 44 c.
— — Sachſen 261 b.
Eſchenbach 194 b.
Escorial 161 c.
Eſſer 126 c.
Etrurier 88 a.
Ettenheim 429 c.
Euböa 116 a.
Eudoxia 353 a.
Eugen Beauharnois 431, 448, 451 c.
— — v. Savoyen 247 c.
Euklides 140 a.
Eumäos 68 a.
Euphrat 24 a.
Euripides 48, 146 a.
Euriſtheus 33 a.
Eurydice 46 a.
Eva 4 a.
Exil, babylon., 28 a.
Eylau, preuß., Schl. bei, 434 c.
Eyzinger 253 b.

Fabius, Ambuſtus, 175 a.
Fabius, Max. Cunct. 224 a.
Fabricius 210 a. 178 c.
Falerii 174 a.
Falkenberg 196 c.
Falun 167 c.
Familiennamen, Entſt. der, 128 b.
Faulfiſch 210, 220 b.
Fauſt 248 b.
Fauſta 341 a.
Fauſtrecht 56, 151, 271 b.
Fauſtulus 89 a.
Fayal 276 b.
Fayette, la, 369, 371, 374, 383, 472 c.
Feodor 260 c.
Ferdinand v. Braunſchweig 334 c.
— — d. Kathol. 280 b.
— — I. 34, 57, 138, 178 c.
— — II. 175, 179, 213 c.
— — III. 224, 257 c.
— — v. Neapel 415, 425, 456 c.
— — VII. 436, 461, 466 c.
Fermor 318 c.
Feudalſyſtem 10 b.
Fiesko 305 b.
Flagellanten 204 b.
Fletcher 119 c.
Föderirte 380 c.
Fontainebleau 453 c.
Fort, la, 260 c.
Fotheringhay 115 c.
Fouqué 324 c.
Fox 427 c.
Franken 8, 15 b.
Frankenhauſen 30 c.
Franklin, Benj., 348 c.
Frankreich als Republ. 382 c.
Franz I., König v. Frankr., 18, 33, 69 c.
Franz I, deutſcher Kaiſ. 302, 354 c.
— — I., öſtreich. Kaiſ. 433 c.
— — II., deutſcher Kaiſ. 379, 433 c.
— — II., König v. Frankreich, 76, 82, 92, 102 c.
Franziskaner 176 b.
Franziskus v. Aſſiſi 177 b.
Frei, Agnes, 59 c.
Freiburg 199 b.
Freiheitskrieg, nordamerik. 348 c.
Freiſtaat, nordamerik. 349 c.
Frejus 422 c.
Freundsberg 22 c.
Friedland, Herzog v., 185 c.
— —, Schl. bei, 434 c.
Friedrich I. Barbaroſſa 119, 141 b.
— — I. v. Dänemark 171 c.
— — I. Kurfürſt v. Brandenburg 221 b. 291 c.
Friedrich I. Kön. in Preußen 291 c.
— — II. deutſcher Kaiſer 150 b.
— — II. König v. Preußen 293, 301 c.
— — III. (I.) v. Brandenburg 265, 291 c.
Friedrich III. deutſcher Kaiſer 253 b.
— — IV. v. Dänemark 269, 281 c.
— — III. v. d. Pfalz 140 c.
— — v. Hohenſtaufen 136 b.
— — Herz. v. Oeſtreich 161, 181 b.
— — v. Oeſtreich, Kaiſer, 200 b.
— — V. Pfalzgraf 178 c.
— — der Weiſe 6, 53 c.
— — Holzſchuh 185 b.
— — d. Sanftmüthige 261 b.
Friedr. Wilh. v. Brandenb. 291 c.
— — — I. v. Preußen 292 c.
— — — II. 342, 348, 413 c.
— — — III. 342, 413, 433, 450, 454 c.
Friedrichshall 234 c.

Frieſen 8 b.
Fürſt, Walther, 189 b.
Fulda 17 b.
Fulvia 274 a.

Gabor, Bethlen, 175, 182 c.
Gärten, ſchwebende, 26 a.
Gallas 207, 216 c.
Gallier 168 c.
Gama, Vasco da, 383 b.
Ganges 200 a.
Garda 48 b.
Gaugamela, Schl. bei, 190 a.
Gaza 421 c.
Gelimer 3 b.
Genf 75 c
Genſerich 353 a.
Genua 120, 129 b.
Georg I. von Engl. 255 c.
— — II. v. Engl. 310 c.
— — III. v. Engl. 460 c.
— — v. Podiebrad 255 b.
— — v. Sachſen 75 c.
Georg Wilh. v. Brand. 194 c.
Georges 429 c.
Geraldino 220 c.
Gerard, Balthaſar, 159 c.
Gerard 434 c.
Gerhard v. Eppenſtein 187 b.
Gerlach 332 c.
Germanicus 294 a.
Gertrud 137 b.
Geſandtenmord 415 c.
Geßler v. Bruneck 189 b.
Geuſen 151 c.
Ghibellinen 137, 139 b.
Gibichenſtein 79 b.
Gioja, Flavio, 244 b.
Girondiſten 386 c.
Gitſchin 223 c.
Glarus 199 b.
Glas, Erfindung des, 23 a.
Glasgow 109 c.
Glatz 327 c.
Gloceſter, Rich. v. 266 b.
Gluck 280 c.
Goa 332 b.
Godoy 435 c.
Görlitz 312, 315 c.
Görſchen, Groß-, Schl. bei, 449 c.
Gomorra 20 a.
Gordium 184 a.
Gordon 219 c.
Goslar 74 b.
Gotha 140, 312 c.
Gothen 347 a.
Gottesfriede 66 b.
Gottesurtheile 8 b.
Gottfried v. Bouillon 85, 99, 102 b.
Grafen 27 b.
Granada 280 b.
Granicus, Schl. am, 184 a.
Granſon, Schl. bei, 257 b.
Granvella 149 c.
Gray, Johanna, 91 c.
Gregor VII. 71 b.
— — IX. 154 b.
— — XIII. 263 a. 143 c.
Griechen 28 a. 349, 463, 467, 492 c.
— —, unirte, 91 b.
— —, Aufſtand d. 463 c.
Griechiſche Kirche 18, 91 b.
Griechiſches Kaiſerthum, Untergang des, 249 b.
Grochow, Schl. bei, 491 c.
Groot, Hugo de, 162 c.
Grünes Vorgeb. 274 b.
Guacanagari 288, 295 b.
Guadeloupe 294 b.
Guanahani 285 b.
Guatimozin 325 b.
Guelfen ſ. Welfen.
Guernon-Ranville 475 c.
Guilford Dudley 92 c.
Guillotine 384 c.
Guinea 274 b.
Günther v. Schwarzburg 203 b.
Guiscard, Rob., 86 b.
Guiſe, Heinr. v., 78, 100, 116 c.
Guras 464 c.
Guſtav III. 379 c.
— — Adolph 191, 211 c.
— — IV. Adolph 441 c.
— — Waſa 163 c.
Gutt, Nicol., 199 b.
Guttenberg, Joh., 247 b.
Guzman 326 b.
— —, Dominicus, 178 b.

Habsburg, Rud. v., 179 b.
Hadrian, röm. Kaiſer, 338, 342 a.
— —, Papſt, 20 b.
— — IV. 142 b.
Haiti 287 b.
Halle 38, 45, 210 c.
Ham 477 c.
Hamburg 151 b. 443, 449 c.
Hamilkar, Barkas, 220 a.
Hanau, Treffen bei, 451 c.

Hannibal 220 a.
Hanno, Erzbiſchof v. Cöln, 68 b.
Hannover 255, 264, 428 c.
Hanſe 151 b.
Harpagos 101 a.
Harun al Raſchid 35, 90 b.
Harzburg 74 b.
Hans, goldenes, 317 a.
Hebſchra 12 b.
Hedwig, die heil., 165 b.
Hedwig, Otto's Schweſter, 53 b.
Heerbann 27 b.
Heidelberg 239 c.
Heinrich d. Vogler 43 b.
Heinrich I. d. Bärtige 149, 165 b.
— — II. Kaiſer 62 b.
— — II. v. Frankreich 76 c.
— — II. v. Schleſien 153, 166 b.
— — III. d. Schwarze 67 b.
— — III. v. Frankreich 76, 83, 135 c.
Heinrich IV. v. Frankreich 76, 80, 132 c.
Heinrich IV., deutſcher Kaiſer, 68 b. 240 c.
Heinrich V. 87, 133 b.
— — V. von England 235 b.
— — VI., deutſcher Kaiſer, 122, 147 b.
Heinrich VI. v. England 235, 265 b.
— — VII. v. Luxemburg 200 b.
— — VII. v. England 269, 299 b.
— — VIII. 83 c.
— — Raspe 157, 174 b.
— — der Löwe 139, 141, 145 b.
— — der Seefahrer 273 b.
— — der Stolze v. Baiern 137 b.
— — von Guiſe 78, 100, 116 c.
Hekabe 49 a.
Hekate 35 a.
Hektor 49 a.
Helena, die Griechin, 47 a.
— —, Conſtantin d. Gr. Mutter, 341 a. 89 b.
Helena, St., 458 c.
Helfenſtein, Gr. v., 28 c.
Hellas 28 a.
Helle 42 a.
Hellenen 28 a.
Hellespont 42, 121 a.
Heloten 78 a.
Hengiſt 352 a.
Henrique, Don, 278 b.
Hephäſtion 187, 208 a.
Herculanum 327 a.
Heribert 58 b.
Herkules 32 a.
Herodot 11 a.
Heroſtrat 178 a.
Herrmann 288 a.
Heſſen 434 c.
Hetrurien 425, 437 c.
Hierarchie 341 a.
Hieronymus v. Prag 210, 220 b.
Hildbald 36 b.
Hildebrand 71 b.
Hildegard 24 b.
Hill, Abigail, 252 c.
Hinterſaſſen 53 b.
Hippolyt 38 a.
Hipponikos 135 a.
Hispaniola, Entd. v., 286 b.
Hochkirch, Schl. bei, 320 c.
Hochſtädt, Schl. bei, 251 c.
Höllenmaſchine 427 c.
Hofer, Andreas, 438 c.
Hohenfriedberg, Schl. bei, 307 c.
Hohenlinden, Schl. bei, 425 c.
Hohenſtaufen, Hans, 138 b.
Hohenzollern 221 b.
Holbein, Hans, 64, 89 c.
Holk 207 c.
Holland 403, 433, 443, 451 c.
Holland mit Frankr. vereinigt 442 c.
Holyreadhouſe 475 c.
Holzſchuh 183 b.
Homeros 48, 179 a.
Honorius 344 a.
Hoorne, Gr., 149, 157 c.
Horatier 92 a.
Horatius Cocles 156 a.
Horaz 287 a.
Horn, Guſtav, 202, 210 c.
Horſa 352 a.
Hortenſia 275 a.
Hoſtilius, Tullus, 92 a.
Howard, Katharina, 90 c.
Huanakapak 336 b.
Huaskar 336 b.
Hubertsburg, Friede zu, 334 c.
Hugenotten 76 c.
Hugo Capet 42 b.
Humbert 234 b.
Hund, Burkard v., 25 c.
Hunnen 345, 350 a.
Huß, Joh., 209 b.
Huſſinecz 222 b.
Huſſiten 220, 222 b.
Hween 143 c.
Hydra 464 c.
Hypates 146 a.
Hypermneſtra 31 a.

Jacob I. v. England 108, 118, 103, 179, 280 c.
Jacob II. 248 c.
— — IV. 100 c.
— — V. 100 c.
— — VI. 108, 118, 130, c.
Jacobellus v. Mies 222 b.
Jacobiner 375 c.
Jaffa 421 c.
Jamaika 297, 305 b.
Janitscharen, Aufh. d., 466 c.
Janus 215 a.
Jason 42 a.
Ibrahim 465, 468 c.
Icilius 164 a.
Jemappes, Schl. bei, 387 c.
Jena, Schl. bei, 433 c.
Jerusalem zerstört 321 a.
— — Eroberung durch die Kreuzfahrer 112 b.
— — Eroberung d. Saladin 119 b.
Jesuiten 51, 142, 144 c.
Jesus Christus Geburt 288 a.
Ilo 215, 218 c.
Illyrien 177 a.
Independenten 232 c.
Indien 6, 197 a.
Ingelheim 33, 70, 88 b.
Innocenz III. 148 b.
— — IV. 156 b.
Inquisition 178 b. 148 c.
Inspruck 270 b. 46 c.
Interdict 212 b.
Interregnum 180 b.
Investiturstreit 133 b.
Joachim v. Brandenb. 45 c.
— — I. v. Neapel 455 c.
Jobst v. Mähren 209 b.
Johann I. v. Portugal 273 b.
— — II. 275, 279, 292 b.
— — der Unerschrockene 233 b.
— — der Standhafte 30, 35, 53 c.
— — Georg I. von Sachsen 180, 195, 201 c.
— — Friedrich v. Gotha 140 c.
— — — — v. Sachs. 35, 40, 53 c.
— — v. Schwaben 194 b.
— — VI. v. Port. 462, 466 c.
— — Erzherzog 425 c.
Johanna Gray 91 c.
— — v. Navarra 77 c.
— — Seymour 85 c.
— — d'Arc 230, 236 b.
Johanniter 116 b.
Jokaste 40 a.
Jolkos 42 a.
Jonas, Justus, 36 c.
Jonier 114 a.
Jordan 20 a.
Joseph I. 259 c.
— — II. 338, 354, 356 c.
— — Bonaparte 432, 437 c.
Josephine 441 c.
Jourdan 410 c.
Iphigenia 48 a.
Ipsara 464 c.
Irmengard 39 b.
Isabeau 234 b.
Isabella v. Frankreich 127 b.
— — v. Kastilien 279, 506 b.
— —, Stadt, 296 b.
Ischia 456 c.
Isolani 208 c.
Israeliten 20 a.
Issos, Schl. bei, 186 a.
Isthmische Spiele 88 a.
Isthmus 29, 124 a.
Italien 49 a.
— —, Königreich, 491 c.
Ithaka 66 a.
Jubeljahr 8 c.
Judith 39 b.
Julia 271, 287, 295, 297, 300 a.
Julian, St., 333 b.
Jüterbock 9, 450 c.
Jungfrauen, vestalische, 89 a.
Jungfrau v. Orleans 230 b.
Junker 56 b.
Junot 435 c.
Jupiter Ammon 189 a.
Jussuf Pascha 278, 282 c.
Just, St., 405 c.
Juste, St., 50 c.
Justinian 2 b.
Juxon 234 c.
Iwan 260, 349 c.

Kadmos 30 a.
Kairo 418 a.
Kaiserswerth 68 b.
Kaiserthum, griech., 249 b.
— —, französ., 430 c.
Kalchos 47 a.
Kalender 91, 263 a.
Kallundborg 172 c.
Kallypso 64 a.
Kambyses 20, 110 a.
Kanaan 20 a.
Kanaris 464 c.
Kappel 332 c.

Kara Muſtapha 258 c.
Karl I. v. England 230 c.
— II. v. Engl. 236 c.
— II. v. Spanien 247 c.
— IV. Kaiſer 203 b.
— IV. v. Spanien 435 c.
— V. 331 b. 18, 49, 54 c.
— VI. v. Frankr. 230 b.
— VI. Kaiſer 259, 300 c.
— VII. Kaiſer 301 c.
— VII. v. Frankr. 234 b.
— IX. v. Frankr. 76, 84 c.
— X. 466, 469, 474 c.
— XII. v. Schweden 269 c.
— XIII. 442 c.
— der Große 18 b.
— der Kahle 37 b.
— der Kühne 256 b.
— v. Anjou 160 b.
— Johann v. Schweden 442, 450, 454 c.
— Martell 14 b.
— v. Lothringen 313 c.
—, Erzherzog, 410, 425, 438 c.
Karliſten 476 c.
Karlmann 19 b.
Karlos, Don, 160 c.
Karnak 14 a.
Karolinger 16, 42 b.
Kartenſpiel 233 b.
Karthago 216, 234 a.
Karthäuſer 176 b.
Karyatiden 12 a.
Kaſtor 43 a.
Katechismus 27 c.
Katharina v. Aragon. 83 c.
— — v. Medicis 76 c.
— — I. 280 c.
— — II. 333, 338, 349 c.
— — Howard 90 c.
— — Parr 90 c.
Kathol. Kirche 17 b.
Katt 296 c.
Katzbach, Schl. an der, 450 c.
Kaufungen, Kunz v., 261 b.
Kaunitz 339, 342, 355 c.
Karamalka 337 b.
Keith 322 c.
Kekrops 30 a.
Kelchner 227 b.
Kent 118 c.
Keſſelsdorf, Schl. bei, 307 c.
Kinsky 218 c.
Kirchenſtaat 425 c.
Kleber 421, 422 c.
Kleobis 108 a.
Klingſporr 442 c.
Klitos 184, 196 a.
Klöſter, Entſteh. der, 342 a.
Kloſtergrab 176 c.
Klytämneſtra 72 a.
Knappe 57 b.
Knipperdolling 31 c.
Knox, Joh., 101 c.
Knut 65 b.
Kochim 334 b.
Kodros 80 a.
Königsfelden 196 b.
Königsgräber 15 a.
Königsmark 271 c.
Kolchis 43 a.
Kollin, Schl. bei, 310 c.
Konrad, ſ. Conrad.
Konradin, ſ. Conradin.
Koran 12 b.
Korinth 234 a.
Kosciusko 340 c.
Krechting 31 c.
Kreiſe, zehn, 272 b.
Kreta 35 a.
Kreuzzug, erſter, 89 b.
— —, zweiter, 118 b.
— —, dritter, 119 b.
Kreuzzüge, Folgen der, 127 b.
— —, Ende der, 127 b.
Kröſos 84, 106 a.
Küſtrin 297, 316 c.
Kunigunde 62 b.
Kunimund 7 b.
Kurfürſten 206 b.
Kuttenberg 224 b.
Kutuſow 444 c.
Kybnos 185 a.
Kyklopen 59 a.

Labyrinth 19, 35 a.
Ladislaus v. Böhmen 253 b.
Labronen 334 b.
La Fayette 369, 371, 374, 383, 472 c.
Laffitte 472, 475, 477 c.
Laibach, Congr. zu, 462 c.
Lajos 40 a.
Lamarque 478 c.
Lamballe, Prinzeſſin v., 385 c.
Lancaſter 265 b.
Landenberg, Beringer v., 189, 196 b.
Landfrieden 271 b.
Landshut 324, 326 c.
Langemantel 13 c.
Langenſalza 75 b.

Langobarden 7, 20 b.
Lannes 422 c.
Laokoon 58 a.
La Plata Strom 309 b.
La Rothiere 452 c.
Lascy 328 c.
Lateiner 91 b.
Latona 39 a.
Laudon 322 c.
Lauenburg, Herzog v., 211 c.
Laurentia, Acca, 87 a.
Lech 205 c.
Lechfeld, Schl. auf dem, 51 b.
Le Fort 261 c.
Lehnsverfassung 9, 54 b.
Leibeigene 53 b.
Leicester, Graf, 104 c.
Leipzig, Schl. bei, 200, 451 c.
Lelewel 486 c.
Lenox 107 c.
Leo, Bisch. v. Rom, 351 a.
Leo, Papst, 26 b.
Leo X. 8 c.
Leonidas 122 a.
Leontiades 146 a.
Leopold v. Coburg 460, 469, 484 c.
— — I. 257 c.
— — II. 378 c.
— — der Glorwürdige 196, 201 b.
— — v. Oestreich 121, 135, 138, 197 b.
Lepidus 270 a.
Leszczinski, Stanisl., 272, 282 c.
Leßlie 218 c.
Leto 39 a.
Leubus 169 b.
Leudes 54 b.
Leuktra, Schl. bei, 149 a.
Leute, freie, 53 b.
Leuthen, Schl. bei, 314 c.
Licinius Nolo 175 a.
Liegnitz, Treffen bei, 327 c.
Liga 174 c.
Ligny, Schl. bei, 456 c.
Ligurische Republik 412 c.
Lissa 317 c.
Livia 295 a.
Livius 287 a.
Lobbe, Abtei, 49 b.
Lobkowitz 177 c.
Locusta 313 a.
Löwenhaupt 276 c.
Lombardenkrieg 144 b.
London 152 b.
Longobarden s. Langobarden.
Lothar, Kaiser, 136 b.
Lothar, König v. Italien, 48 b.
Lotharingien 42 b.
Louis, Pr. v. Preußen 433 c.
— —, König v. Holl. 433, 442 c.
Louvois 239, 245, 250 c.
Louvre 81, 82 b.
Loyola, Ign., 51 c.
Lucretia 98 a.
Lucullus 242, 246 a.
Lucumo 93 a.
Ludwig d. Baier 200 b.
— — d. Deutsche 39 b.
— — d. Fromme 38 b.
— — d. Heilige 128 b.
— — v. Orleans 238 b.
— — d. Springer 79 b.
— —, Sohn Ludwigs des Frommen, 39 b.
— — V. v. Thüringen 169 b.
— — VII. 118, 139 b.
— — XI. 257, 270 b.
— — XIII. 155, 137, 237 c.
— — XIV. 237, 257 c.
— — XV. 286, 309 c.
— — XVI. 362, 375, 382, 387, 394 c.
— — XVII. 401, 407 c.
— — XVIII. 453, 458, 466 c.
Lübeck 151 b. 164, 188, 443 c.
Lügenfeld 40 b.
Lüneville, Frieden v., 425 c.
Lüttich 88 b.
Lützen, Schl. bei, 207 c.
Lukas Cranach 52 c.
Lumpenpapier 247 b.
Luther, Martin, 1, 35, 56 c.
Lutherische Kirche 76, 141, 145 c.
Luxemburg 200, 203 b.
Luzern 199 b.
Lykurg 74 a.
Lynkeus 31 a.
Lyon 156 b.

Maanen, van, 481 c.
Macdonald 220 c.
Macedonien 177 a.
Mack 431 c.
Madeira 274 b.
Mäcenas 286 a.
Märtyrer 336 a.
Märzfeld 373 c.
Magdeburg 47, 196 c.
Magellan 332 b.
Mahabarat 10 a.
Mahmud 465 c.

Mailand 141, 143 b.
Maillard 369, 384 c.
Maintenon 248, 285 c.
Mainz 87, 131 b.
Maitland 111 c.
Majestätsbrief 173, 184 c.
Majores Domus 14 b.
Malesherbes 389 c.
Maller 201 a.
Malta 116 b. 418 c.
Malteser 116 b.
Mamelucken 389 c.
Mandane 101 a.
Manlius 172 a.
Mannheim 239 c.
Mansfeld 1 c.
— —, Graf v., 182 c.
Mantinea, Schl. bei, 150 a.
Mantua 412, 440 c.
Manuel 378 c.
Manuel Comnenus 140 b.
Marat 378, 384, 397 c.
Marathon, Schl. bei, 116 a.
Marathonischer Stier 85 a.
Marburg 174 b. 72 c.
Marcell 227, 287, 295 a.
Marchfeld, Schl. auf dem, 182 b.
Marcia 219 a.
Marcius Coriolan 161 a.
Marco Polo 132 b.
Marengo 425 c.
Margaretha, König. v. Frankr. 126 b.
— — v. Anjou 265 b.
— — v. Parma 148 c.
— — v. Valois 76, 135 c.
Maria, S., 297 a. 291, 295 b.
— — v. Anjou 236 b.
— —, Donna, 467, 492 c.
— — v. England 84, 93 c.
— — Antoinette 364, 401 c.
— — v. Burgund 269 b.
— — Stuart 92, 100 c.
— — v. Medicis 135 c.
— — Louise 441, 453 c.
— — Theresia 302, 304, 309, 354 c.
Marienburg in Liefland 281 c.
Marienburg in Preußen 118 b.
Marigalante 295 b.
Marius 237 a.
Mark-Aurel 338 a.
Marlborough 247, 256, 273 c.
Marmont 422, 452, 472 c.
Marseille 397, 399, 478 c.
Martin 45 b.
Martinitz 177 c.
Martinswand 270 b.
Masham 252 c.
Massena 417 c.
Mathilde, Markgr. v. Tosk. 82 b.
Matthias, Kaiser, 174 c.
Matthiesen 31 c.
Mauren 13, 282 b.
Mavalipuram 9 a.
Maxen 326 c.
Maximilian I. 256, 269 b. 17, 64 c.
— — II. 139, 173 c.
— — v. Baiern 174, 180, 207 c.
Mazarini 237 c.
Mazeppa 276 c.
Mecheln 46 c.
Mecca 10 b.
Medea 44 a.
Meder 24 a.
Medicis, Kathar. v., 77, 84 c.
— —, Maria v., 135 c.
Medien 101 a.
Medina 12 b.
Medina Sidonia 125 c.
Medusa 32 a.
Meergeusen 158 c.
Megret 284 c.
Meklenburg 187 c.
Melanchthon 15 c.
Melantheus 69 a.
Melas 417, 424 c.
Melchthal, Arnold v., 189 b.
Melinde, Königreich, 330 b.
Melvil 104, 108, 120 c.
Memleben 49 b.
Memnonssäule 13 a.
Memphis 110 a.
Mendez 305 b.
Menehould, St., 376 c.
Menelaos 47 a.
Menenius Agrippa 160 a.
Menou 393 c.
Menschikow 267 c.
Menzel 307 c.
Meroë 18 a.
Merowinger 15 b.
Merseburg, Schl. bei, 46, 85 b.
Messalina 308 a.
Metropoliten 17 b.
Metz 41 b.
Mexico 308 b.
Miaulis 464 c.
Miguel 466, 492 c.
Milet 114 a.
Miltiades 116 a.
Milton 236 c.
Mindelheim 250 c.
Minerva s. Athene.

Minnesänger 132 b.
Minotaur 85 a.
Miomandre de St. Marie 371 c.
Mirowitsch 350 c.
Missolunghi, Belagerung v., 465 c.
Mittenwalde 297 c.
Modena 496 c.
Mönche, Entstehung der, 342 a.
Möra 1 c.
Molai, Jacob, 117 b.
Molon 248 a.
Molukken 333 b.
Molwitz, Schl. bei, 303 c.
Mongolen 152 b.
Monk 236 c.
Monteagle 131 c.
Monterau, Zusammenkunft bei, 234 b.
Montespan 244 c.
Montezuma 310 b.
Montmartre, Schl. am, 452 c.
Mont St. Jean 457 c.
Mora 168 c.
Moreau 410, 417, 425, 429, 450 c.
Morgarten, Schl. bei, 197 b.
Moritz v. Sachsen 40, 47 c.
— — v. Oranien 159 c.
Mortier 428, 452 c.
Morton 111 c.
Morus, Thomas, 66 c.
Moskau 278 c.
— —, Brand v., 445 c.
Moskwa, Schl. an der, 444 c.
Moslemin 13 b.
Mucius Scävola 156 a.
Mühlberg, Schl. bei, 42 c.
Mühldorf, Schl. bei, 201 b.
Mühlhausen 29 c.
München 207 c.
Münden 226 c.
Münster 31, 224 c.
Münzer 29 c.
Muggendorfer Höhlen 3 a.
Muhamed 10 b.
— — II. 251 b.
Mumien 17 a.
Mummius 235 a.
Murat Bey 419 c.
Murat 422, 424, 431, 437, 451, 455, 459 c.
Murray 111 c.
Murten, Schl. bei, 259 b.
Mustapha, Kara, 258 c.

Namen, Entsteh. der, 57, 128 b.
Nancy, Schl. bei, 260 b.
Nantes, Edict v., 135, 242 c.
Napoleon s. Bonaparte.
Narcissus 309 a.
Narses 2 b.
Narvaez 318 b.
Narwa 275 c.
— —, Schl. bei, 270 c.
Nassau, Adolph v., 187 b.
Nau 115 c.
Nausikaa 64 a.
Naumburg 207 c.
Natalia 260 c.
Nationalconvent 386 c.
Nationalversammlung 366, 378 c.
Navarin 467 c.
Navarra, Heinr. v., 76 c.
— —, Johanna v., 77 c.
Navidad 289 b.
Naxos 37 a.
Neapel 415, 425, 432, 455, 462 c.
Nebukadnezar 28 a.
Necker 365 c.
Negerhandel 348 b.
Neiße 322, 339 c.
Nelson 418, 420, 432 c.
Nemeische Spiele 88 a.
Neoptolem 59 a.
Nepomuk 207 b.
Nero 311 a.
Nestor 48 a.
Neu-Englands Entstehung 343 c.
Neufchatel 451 c.
Neu-Schloß 223 c.
Neustadt, Mährisch-, 339 c.
Niederländer, Empörung der, 145 c.
Niederlande 408, 433, 443, 451, 480 c.
Niemburg 311 c.
Nil 10 a.
Nilson, Sven, 167 c.
Niketas 464 c.
Nikolaus 466 c.
Nimwegen 33 b.
Ninive 25 a.
Ninus 25 a.
Niobe 39 a.
Nola 299 a.
Nonnen, Entstehung der, 342 a.
Nordamerik. Freistaat 842, 847 c.
Nordsachsen 137 b.
Norfolk 113 c.
Normannen 86 b.
Northumberland 92 c.
Norwegen 454 c.
Notabeln, Versammlung der, 365 c.
Nottingham, Gräfin, 130 c.
Nowgorod 152 b.

Noyon 74 c.
Nürnberg 131 b. 207 c.
Nürnberg, Burggraf Friedr. v., erhält Brandenburg 221 b.
Numa Pompilius 91 a.
Numitor 88 a.
Nyſa 198 a.

Obelisken 18 a.
Ocean, ſtiller, Entdeckung des, 307 b.
Octavia 280, 313 a.
— —, Frau des Nero, 313, 316 a.
Octavius 268, 276 a.
Oderbruch 333 c.
Odeum 129 a.
Odoacer 354 a. 1 b.
Odyſſeus 48 a.
Oedipus 39 a.
Oekolampadius 72 c.
Oeſtreich, Friedrich v., 161, 181 b.
— —, Leopold v., 121, 135, 138, 197 b.
— —, König Friedrich v., 200 b.
Oeſtreichiſches Haus 141, 252 b.
Ohio 344 c.
Ojeda 307 b.
Oldenburg 443 c.
Oloffon, Lars, 169 c.
Olympia, Spiele zu, 86 a.
— —, Tempel zu, 128 a.
Omar, 13, 90 b.
Opitz 142 c.
Oppius 272 a.
Orakel 84 a.
Oranien, Moritz v., 159 c.
— —, Wilhelm v., 49, 148, 159 c.
— —, Wilhelm III. v., 248 c.
— —, Wilhelm I. v., 451 c.
Orbalien 8 b.
Oreſtes 72 a.
Orgel 19 b.
Orleans 236 b.
— —, Egalité 364, 368, 402 c.
— —, Jungfrau v., 230 b.
— —, Ludwig v., 233 b.
Orpheus 43, 45 a.
Osnabrück 224 c.
Oſtgothen 1 b.
Oſtindien, Seeweg nach, 333 b.
Oſtrolenka 491 c.
Oſtrowki 490 c.
Oſymandyas, Grabmal des, 15 a.
Otker 21 b.
Otto der Große 47 b.
— II. 60 b.
Otto III. 61 b.
— IV. v. Braunſchweig 148 b.
— v. Wittelsbach d. Aeltere 146 b.
— v. Wittelsb. d. Jüngere 149 b.
Ottokar, König v. Böhmen, 181 b.
Oudinot 444 c.
Ouwarow 426 c.
Ovando 307 b.
Ovid 39, 287 a.
Oxenſtierna 214 c.

Paderborn 23 b.
Pätus 309 a.
Pahlen 426 c.
Paläſtina 20 a.
Palermo 164 b. 462 c.
Pallas 309 a.
Palos 283 b.
Pamplona 22 b.
Pandataria 297 a.
Papirius 170 a.
Pappenheim 197, 202, 208, 212 c.
Papſt 18, 90 b.
Paradies 5 a.
Paria 301 b.
Paris 47 a.
— —, Einzug in, 452, 458 c.
— —, Friede zu, 348, 454, 459 c.
Parma, Margaretha v., 148 c.
Parmenio 186, 193 a.
Parnaß 83 a.
Paros 115 a.
Parr, Katharina, 90 c.
Parthenon 129 a.
Parthenopeiſche Republik 415 c.
Paſchalis II. 133 b.
Paskewitſch 491 c.
Paſſau, Vertrag zu, 47 c.
Patagonien 333 b.
Patriarchen 17, 90 b.
Patricier 91, 158 a.
Patroklos 52 a.
Patron 243 a.
Paul v. Theben 344 a.
— I. 416, 426 c.
Paulina 318 a.
Paulinus 353 a.
Pauſanias 126 a.
Pavia 7. 21, 63, 66 b.
Pedro 466, 492 c.
Pehrſon 167 c.
Pelias 42 a.
Pelopidas 146 a.
Peloponnes 29 a.
Peloponneſiſcher Krieg 131 a.

Pelops 29, 81 a.
Penelope 66 a.
Pera 130 b.
Pereſtrello 278, 278 b.
Peribôa 40 a.
Perier 477 c.
Perikles 128 a.
Periphetes 34 a.
Perſepolis 115, 191 a.
Perſeus 32 a.
Perſien 106 a.
Peru 335 b.
Peſtaluz 220 c.
Peter III. 332 c.
Peter d. Große 259, 285 c.
— v. Amiens 93 b.
— de Vineis 157 b.
Petersburg, St., Erbauung v., 274 c.
Peterſon, Arend, 167 c.
Pethion 378, 379 c.
Petion 410 c.
Petrarka 205 b.
Peyronnet 475 c.
Pfalz, Nieder-, Verwüſtung d., 239 c.
Phäaken 64 a.
Phädra 38 a.
Phalanx 180 a.
Pharſalos, Schl. bei, 258 a.
Phidias 128 a.
Philadelphia, Congreß zu, 348 c.
Philipp v. Heſſen, 27, 40, 45 c.
— — II. v. Spanien 49, 94, 98, 124, 144 c.
— — III. 180 c.
— — Auguſt v. Frankreich 120 b.
— — d. Gute v. Burg. 235, 256 b.
— —, König v. Macedonien, 177 a.
— — d. Schöne, 116, 200 b.
— — v. Anjou 247 c.
— — Ludwig v. Frankr. 476 c.
— — v. Schwaben 148 b.
— —, Tyrann v. Theben, 146 a.
Philippi, Schl. bei, 276 a.
Philippinen 334 b.
Philoſophen 137 a.
Philotas 196 a.
Phönicier 21 a.
Phrixos 42 a.
Phyllidas 147 a.
Piacenza, Kirchenverſ. zu, 95 b.
Pianoſa 298 a.
Piccolomini 216 c.
Pichegru 408, 429 c.
Piemont 423, 463 c.
Piercy 131 c.
Pikten 352 a.
Pilatusberg 1 a.
Pilſen 215 c.
Pinzon 282, 287, 291 b.
Pippin der Kleine 15 b.
— —, Sohn Ludwigs des Frommen, 89 b.
Pirithoos 38, 43 a.
Pirkheimer 61 c.
Piſa 120, 129 b.
Pitt 427 c.
Pittheus 33 a.
Pius VI. 357, 413 c.
— VII. 426, 437 c.
Pizarro 335 b.
Pizzo 459 c.
Plata, la, Fluß, 308 b.
Platäa 116, 126 a.
Plato 146 a.
Plebejer 91, 158 a.
Plinius d. Aeltere 324 a.
— — d. Jüngere 325, 336 a.
Plotius 272 a.
Podiebrad, Georg, 255 b.
Poitiers 14 b.
Polen 434, 485 c.
— —, Theilung, 338, 340 c.
Polignac 470, 475 c.
Pollux 43 a.
Poltawa, Schl. bei, 277 c.
Polybos 40 a.
Polykrates 110 a.
Polyphem 60 a.
Pompadour 360 c.
Pompeji, Untergang v., 327 a.
Pompejus 245, 249 a.
Pompilius, Numa, 91 a.
Poniatowski, Stanislaus, 338 c.
Poppäa 313 a.
Porcia 265 a.
Poros 199 a.
Porſenna 155 a.
Portobello 304 b.
Porto Santo 273 b.
Portugal 161 c.
Portugieſen, Entdeck. der, 273, 332 b.
Poſt, Einführung d., 271 b.
Poſthumius 210 b.
Potemkin 351 c.
Poteſchni 262 c.
Potter, de, 481 c.
Prätorianer 301, 310 a.
Prag 207, 209 b. 172, 181 c.
—, Schl. bei, 310 c.
Praga 340, 490, 491 c.
Preobaſchenskoi 262 c.
Preßburg 302 c.

Preßburg, Frieden zu, 432 c.
Presbyters 17 b.
Preußisch Eylau, Schl. bei, 434 c.
Priamos 47 a.
Primaten 17 b.
Prinzenraub, sächs., 260 b.
Procop Holy 225 b.
Procop d. Kleine 225 b.
Prokrustes 34 a.
Propyläen 129 a.
Protestanten 33 c.
Provence, Gr. v., 364, 376, 454 c.
Pruth 280 c.
Psammenit 20, 110 a.
Psammetichus 19 a.
Ptolemäer, Reich der, 209 a.
Ptolemäus 260 a.
Pugatschew 350 c.
Pulver, Erfindung des, 244 b.
Pulververschwörung 131 c.
Punischer Krieg 1. 216 a.
— — — 2. 220 a.
— — — 3. 230 a.
Puritaner 230 c.
Pylades 72 a.
Pyramiden 16 a. 419 c.
Pyrmont 286 c.
Pyrrhus 211 a.
Pythia 85 a.
Pythische Spiele 88 a.

Quatre Bras 457 c.
Questenberg 190, 206 c.

Rabida 281 b.
Räfnäs 165 c.
Rättwick 168 c.
Rain 203 c.
Raleigh 126, 342 c.
Ramajan 10 a.
Ramillies, Schl. bei, 252 c.
Raspe, Heinrich, 157, 174 b.
Rastadt, Frieden zu, 255 c.
— —, Unterhandlungen zu, 414 c.
Raubritter 56 b.
Rath d. Alten 377 c.
— — Fünfhundert, 377 c.
Ravaillac 137 c.
Ravenna 1 b.
Reformation 11 c.
Reformirte Kirche 69, 76 c.
Regensburg 131 b.
— —, Fürstentag in, 189 c.
— —, Reichstag in, 257 c.
Reggio 297 a.
Regnier 81 c.
Regnlus 217 a.
Reichskammergericht 271 b.
Reichstag, ewiger, 257 c.
Religionsfriede zu Augsburg 48 c.
Reliquien 90 b.
Remus 89 a.
Renatus v. Lothringen 258 b.
Republik, cisalpinische, 383 c.
— —, französische, 383 c.
— —, ligurische, 383 c.
— —, parthenopeische, 386 c.
— —, römische, 384 c.
Resina 329 a.
Restitutionsedict 189 c.
Revolution, belgische, 480 c.
— —, französische, 361, 469 c.
— —, polnische, 485 c.
Revolutionstribunal 396 c.
Rheginus 273 a.
Rheims 240 b.
Rheinbund 433 c.
Rheinsberg 298 c.
Rhodus 116 b.
Richard Löwenherz 120 b.
— — v. Cornwallis 179 b.
— — v. Glocester 266 b.
— — v. York 266 b.
— — III. 266 b.
Richelieu 138, 237, 285 c.
Richenza 137 b.
Riesenburg 207 c.
Ritterwesen 47, 56, 128 b.
Rizzio 107 c.
Roberjot 416 c.
Robert Guiscard 86 b.
— — v. d. Normandie 92 b.
— — v. Paris 104 b.
Robespierre 378, 384, 403 c.
Rocoules 293 c.
Rochefort 85 c.
Rochefort 428 c.
Rochow 296 c.
Röderer 381 c.
Römische Kirche 91 b.
— — Republik 413 c.
Römischer Kaiser 27 b.
Römisches Reich, Theilung des, 344 a.
— — —, Untergang des, 354 a.
Roger v. Sicilien 131 b.
Roland 23 b.
Roms Erbauung 88 a.
Romulus 89 a.
— . — Augustulus 354 a.
Roncalische Felder 141 b.

Ronceval, Niederlage bei, 23 b.
Rosamunda 7 b.
Rose, Krieg d. weißen u. rothen, 266 b.
Rosen 283 c.
Rostopschin 444 c.
Roßbach, Schl. bei, 312 c.
Rothiere 452 c.
Rottmann 31 c.
Rouen 241 b.
Rousseau 362 c.
Roxane 195 a.
Rubicon 257 a.
Rudolph v. Burgund 65 b.
— — v. Habsburg 179 b.
— — v. Schwaben 75 b.
— — II. 141, 173 c.
Rütli, Zusammenk. auf dem, 190 b.
Ruppin 298 c.
Ruprecht, König, 203 b.
Ruthwen 107 c.
Rziczan 177 c.

Saalfeld 433 c.
Saardam 266 c.
Sabiner 90 a.
Sabinerinnen, Raub der, 90 a.
Sabinus 320 a.
Sachsen 8, 20, 71 b
— —, Johann Friedrich v., 35, 40, 53 c.
— —, Johann Georg v., 182 c.
— —, Moritz v., 40, 47 c.
Sachturis 464 c.
Saladin 119 b.
Salamanca 280 b.
Salamis, Schl. bei, 125 a.
Salerno 86 b.
Salmanassar 27 a.
Salsette 7 a.
Salvador 285 b.
Samson 70 c.
San Domingo 286, 302 b. 409 c.
Sanction, pragmatische, 302 c.
Sanscritsprache 10 a.
Sansculottes 401 c.
Sanssouci 308 c.
St. Cloud 374 c.
St. Cyr 246, 286 c.
St. Denys 136 c.
St. Domingo 302 b.
St. Helena 458 c.
St. Jean d'Acre 421 c.
St. Julian 333 b.
St. Just 405 c.
St. Juste 50 c.
St. Martin 294 b.
St. Menehould 376 c.
Santa Maria 297 a. 290, 294 b.
Santa Cruz 295 b.
Santangelo 282 b.
Santerre 380, 392 c.
Saragossa 22 b.
Sardanapal 27 a.
Sardes 107, 114 a.
Sarnen 189 b.
Sausse 347 c.
Savoyen, Pr. Eugen v., 247 c.
Scävola, Mucius, 156 a.
Scarron 244 c.
Schafgotsch 222 c.
Schaffhausen 199 b.
Scheremetjew 281 c.
Scheria 64 a.
Schießpulver 244 b.
Schill 440 c.
Schlesischer Krieg 1. 303 c.
— — — — 2. 305 c.
Schleswig 65 b.
Schlick, Caspar von, 228 b.
Schmalkaldischer Bund 34 c.
— — — — Krieg 39 c.
Schmettau 324 c.
Schoiffer 248 b.
Schreckenszeit 399 c.
Schumla 468 c.
Schwaben, Johann v., 194 b.
— —, Rudolph v., 75 b.
Schwarz, Berthold, 244 b.
Schwarzburg 420, 422 c.
— — —, Günther v., 203 b.
Schwarzenberg 450, 452 c.
Schweidnitz 332 c.
Schweiz 188, 258 b. 223, 414 c.
Schweizerbund 190 b.
Schweppermann 201 b.
Schwerin 303, 311 c.
Schwyz 188 b.
Scio 464 c.
Scipio d. Afrikaner 223 a.
Scipio d. Jüngere 283 a.
Scoten 352 a.
Scultetus 182 c.
Segest 290 a.
Seidenbau 5, 181 b.
Seidlitz 312 c.
Sejanus 301 a.
Seldschucken 92 b.
Seleuciden, Reich der, 209 a.
Semiramis 25 a.
Sempach, Schl. bei, 197 b.
Seneca 312, 315 a.

Senegal 274 b.
Seni 205, 217 c.
Septimius 260 a.
Seringapatam 417 c.
Serveda 74 c.
Servius Sulpicius 175 a.
Servius Tullius 94 a.
Seſoſtris 19 a.
Seſyna 207 c.
Seſtos 183 a.
Seymour, Johanna, 85 c.
Seze, de, 389 c.
Shakſpeare 268 b. 130 c.
Shrewsbury 118 c.
Sibylliniſche Bücher 97 a.
Sicherheitsausſchuß 398 c.
Sicilianiſche Veſper 164 b.
Sickert 284 c.
Sidney Smith 422 c.
Sidon 24 a.
Siebenjähriger Krieg 309 c.
Siegmund, Kaiſer, 209 b.
Sieversḥauſen, Schl. bei, 47 c.
Sieyes 366, 423 c.
Sigimer 290 a.
Simon 407 c.
Sinnis 34 a.
Sirenen 63 a.
Skiron 34 a.
Sklavenhandel, Einführ. des, 343 b.
Skoten 352 a.
Skrzynecki 492 c.
Slaghöck 165, 171 c.
Slaven 8 b.
Slawata 177 c.
Smith, Sidney, 392 c.
Smolensk 444, 447 c.
Sobieski, Joh., 258 c.
Sodom 20 a.
Soiſſons 40 b.
Sokownin 264 c.
Sokrates 136, 143 a.
Solis, Diaz de, 307 b.
Solon 80, 81, 108 a.
Solothurn 199 b.
Soltikof 324 c.
Sonderburg 172 c.
Sophie, Landgr. v. Thüringen, 170 b.
— — v. Rußland 260, 267 c.
— — Charlotte v Preußen 292 c.
Sophien irche 5, 252 b.
Sophiſten 137 a.
Sophokles 146 a.
Sorel, Agnes, 236 b.
Soſigenes 263 a.
Soubiſe 312 c.
Soult 453 c.
Spalatin 21 c.
Spanien 406, 422 c.
Sparta 74 a.
Speckbacher 438 c.
Speier 88, 140, 271 b. 33, 240 c.
Sperthias 121 a.
Spezzia 464 c.
Sphinx 41 a.
Spielkarten 233 b.
Stahremberg 258 c.
Stanislaus Lescinski 272, 282 c.
— — Poniatowski 338 c.
Stargard 192 c.
Statira 190 a.
Stauffacher 189 b.
Staupitz 5 c.
Steinau 270 c.
Stempelaete 345 c.
Sten Sture 163 c.
Stephan II. 19 b.
Sternberg 177 c.
Stockholmer Blutbad 165 c.
Stolo, Licinius, 175 a.
Stralſund 187, 255 c.
Straßburg 75 c.
Strehlen 350 c.
Striegau 307 c.
Strjelitzen 260, 263, 267 c.
Stuart, Maria, 91, 100 c.
Sture, Sten, 163 c.
Subow 426 c.
Südpreußen 340 c.
Sueſſa, Taddeo de, 156 b.
Suffolk 94 c.
Sully 135 c.
Sulpicius, Serv., 175 a.
Sunderland 255 c.
Suſa 113, 191 a.
Sutri 67 b.
Suwarow 340, 417 c.
Sybaris 210 a.
Sylla 240, 250 a.
Syrakus 227 a.
Syrien 210 a. 391 c.

Taboriten 225 b.
Taddeo de Sueſſa 156 b.
Tallard 251 c.
Tallien 405 c.
Tanaquil 94 a.
Tangermünde 203 c.
Tantalos 31 a.
Tapia, Don, 329 b.
Tarent 210 a.

Tarik 14 b.
Tarquinius d. Aeltere 94 a.
— — Lucius 96, 155 a.
— — Sextus 98 a.
Tarsos 185, 277 a.
Taſſo, Torquato, 115 b.
Tauenzien 327 c.
Taurien 351 c.
Tauris 73 a.
Tauſt 226 b.
Tavannes 78 c.
Taxiles 198 a.
Taxis, Franz v., 272 b.
Tegerfeld 194 b.
Telemachos 67 a.
Tell, Wilh., 190 b.
Tellos 108 a.
Tempelherren 116 b.
Tenchterer 256 a.
Terrorismus 399 c.
Teutoboch 238 a.
Teutoburger-Wald, Schl. im, 291 a.
Teutonen 236 a.
Tezel 7 a.
Theben in Aegypten 12 a.
Theben in Griechenland 80, 146 a.
Theben, Paul v., 344 a.
Thecacte 347 c.
Themiſtokles 118, 127 a.
Theodora 4 b.
Theoderich d. Große 1 b.
Theodoſius d Große 344 a.
Theophania 60 b.
Thermopylä, Schl. bei, 122 a.
Theſeus 33 a.
Theſpis 85 a.
Theſſalien 177 a.
Thibaut d'Arc 286 b.
Thoas 73 a.
Thonradel 179 c.
Thüringer 8 b.
Thurn, Graf, 173 c.
Thusnelda 290 a.
Tiberius 289, 299 a.
Tiede 2 a.
Tielemans 481 c.
Tigris 24 a.
Tilly 183, 191, 196, 203 c.
Tilſit, Friede zu, 434 c.
Tippo Saib 417 c.
Titus 321, 323 a.
Tlaskala 318 b.
Tod, der ſchwarze, 203 b.
Todtes Meer 20 a.
Torgau, Schl. bei, 329 c.
Tottleben 328 c.
Toulon 397, 399, 417 c.
Toulouſe 453 c.
Touſſaint l'Ouverture 410 c.
Trafalgar 432 c.
Trajan 334 a.
Trausnitz 201 b.
Trautſchke 326 c.
Trezka 215, 218 c.
Trebnitz 169 b.
Tremiti 298 a.
Treskow 323 c.
Trianon 239 c.
Trier 257 b.
Trinidad 300 b.
Tripolizza 349 c.
Triumvirat 253, 269 a.
Trojas Zerſtörung 57 a.
Tronchet 389 c.
Troppau, Congreß zu, 432 c.
Troubadours 132 b.
Troyes, Vertrag zu, 235 b.
Tudor 83 c.
Tuillerien 372, 379, 380 c.
Türken 249, 255 b. 349, 468 c.
Tullius, Serv., 94 a.
Tullus Hoſtilius 92 a.
Tunis 125 b.
Turniere 47, 58 b.
Tutbury 113 c.
Tycho de Brahe 143 c.
Tyrol 438 c.
Tyros 24, 187 a.
Tyrrel 268 b.

Ubalrich 51 b.
Ulm 431 c.
Ulphilas 8 b.
Ulyſſes 47 a.
Ungern 44, 49 b. 304 c.
Union 173 c.
Untergang d. abendl. Kaiſerth. 351 a.
Unterwalden 188 b.
Urban II. 86, 93 b.
Uri 188 b.
Uſipeter 256 a.
Utica 262 a.
Utrecht, Frieden v., 255 c.

Valence 384 c.
Valois, Margarethe v., 76, 135 c.
Vandalen 352 a.
Vandaliſches Reich 3 b.

Vandamme 450 c.
Varennes 376 c.
Vargas 157 c.
Vargila, Walth. v., 170 b.
Varna 468 c.
Varus, Quinctil., 290 a.
Vasallen 54 b.
Vasco de Gama 330 b.
Vaucouleurs 236 b.
Velasquez 308 b.
Vendee, Aufruhr in der, 395, 478 c.
Venedigs Gründung 351 a.
Venedig 120, 129, 145 b.
Ventidius 272 a.
Verden 24 b.
Verdun, Vertrag zu, 41 b.
Vercelli, Schl. bei, 239 a.
Versailles 366, 369 c.
Vespasian 320 a.
Vesper, Sicil., 164 b.
Vespucci, Amerigo, 306 b.
Vestalische Jungfrauen 91 a.
Vesuv 323 a.
Vezins 81 c.
Villen d. Römer 246 a.
Vincennes 430, 476 c.
Vineis, Peter de, 157 b.
Virgil 57, 287 a.
Virginia 164 a.
Virginiens Gründung 342 c.
Virginische Inseln 295 b.
Virginius 164 a.
Vittoria, Schl. bei, 451 c.
Vlie'ssingen 47 c.
Völkerwanderung 345 a.
Volkstribunen 161 a.
Voltaire 309, 362 c.
Vorgebirge, grünes, 274 b.
Vorgebirge d. guten Hoffnung 275 b.

Wagram 433 c.
Wahlstatt, Schl. bei, 153, 167 b.
Waiblinger 137 b.
Waisen 226 b.
Waldow 296 c.
Wallenstein, Albrecht v., 184, 203, 214 c.
— —, Max. v., 223 c.
Walliserland 443 c.
Walther Fürst 189 b.
— — Habenichts 100, 102 b.
Wappen 128 b.
Warkotsch 332 c.
Warschau 495 c.
Wart, Rud. v., 194 b.
Wartburg 169, 174 b. 25 c.
Wasa, Gust., 163 c.
Washington 344, 348 c.
Waterloo 457 c.
Wayer, Schl. bei, 491 c.
Weimar 56 c.
— —, Bernh. v., 209, 218, 224 c.
Weinsberg 28 c.
— —, Weiber v., 159 b.
Weisen, die sieben, 84 a.
Weiße Berg 183 c.
Weißenfels 209, 215 c.
Welf v. Baiern 139 b.
Welfen 137, 139 b.
Wellesley 417 c.
Wellington 417, 437, 451, 453, 456 c.
Wenzel, Kaiser, 206, 211, 228 b.
Wenzel v. Böhmen 48 b.
Werdenberg 190 c.
Werner, Erzb. v. Mainz, 180 b.
— —, Stauffacher, 189 b.
Westgöte 168 c.
Westindien 286 b.
Westphälischer Frieden 224 c.
Westphalen, Königreich, 434 c.
Wetzlar 271 b.
Wiedertäufer 31 c.
Wien, Belagerung v., 257 c.
Wien 131 b 257, 267, 431, 438 c.
Wien, Congreß in, 454 c.
Wien, Frieden v., 439 c.
Wiklef 210 b.
Wildhaus 70 c.
Wilhelm I., König v. Holland, 451, 480 c.
— — II. v. Sicilien 146 b.
— — v. Braunschweig, 440, 457, 495 c.
— — v. Oranien 89, 148, 159 c.
— — III. v. Oranien 248, 267 c.
— — der Eroberer 86 b.
— — Tell 190 b.
Willa 48 b.
Wilzen 26 b.
Winkelried 198 b.
Winterfeld 315 c.
Wittekind 23 b.
Wittelsbach, Otto v., 146, 149 b.
Wittenberg 6, 39, 41, 43 c.
Wittgenstein 444 c.
Wohlfahrtsausschuß 396 c.
Worms 76, 101 b. 20, 240 c.
Worms, Concordat zu, 135 b.
— —, Reichstag zu, 20 c.

Wrede 451 c.
Wysocki 487 c.

Xantippe 138 a.
Xenophon 146 a.
Xerxes 119 a.

York 266 b.
York, Neu-, 345 c
York, Richard v., 266 b.
Ypsilanti, Alex., 463 c.

Zama 228 a.
Zampoalla 313 b.
Zehnmänner 164 a.
Zeno 2 b.
Zieten 306, 329, 331 c.
Zimmermann 341 c.
Ziska 222 b.
Zofingen 199 b.
Zorndorf, Schl. bei, 318 c.
Zuckerrohr 131 b.
Zürich 199 b. 71, 417 c.
Zug 199 b.
Zwingli 69 c.